This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

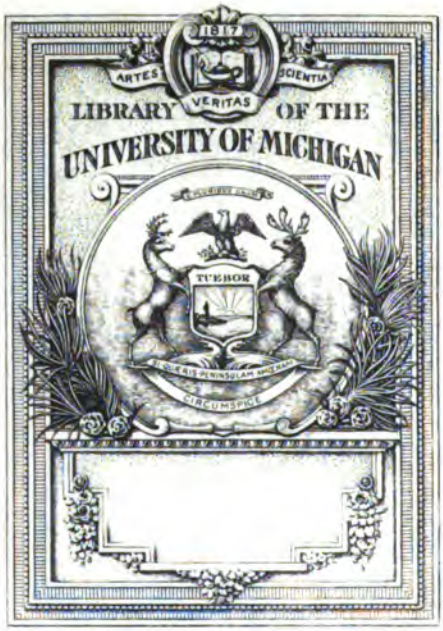
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

QC 5.6
Z94

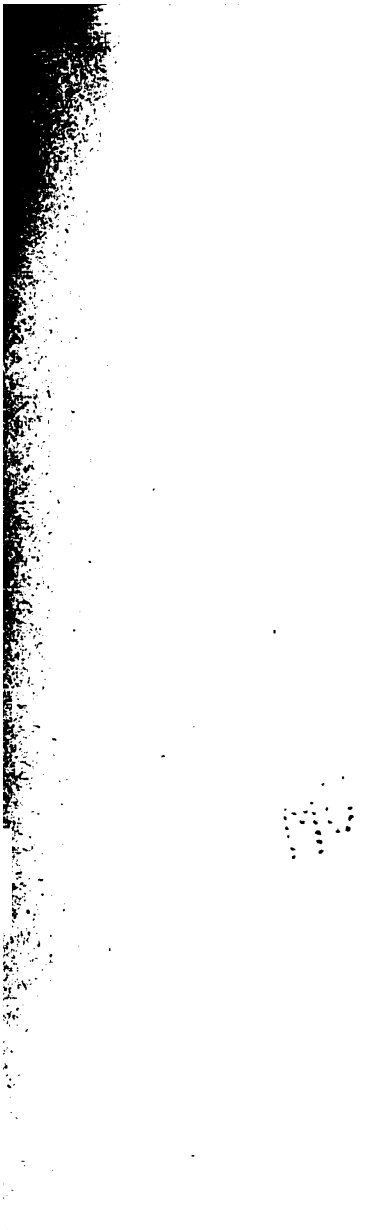
# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Elfter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1895.



# Inhalt.


Abschreibungen s. Kunst.
Accumulatorenbahnen . . . . 518
Achtstundentag, der . . . . 126
Aegirs Halle . . . . . 193
Alsterinsel, die . . . . . 527
Antike und Moderne . . . . 613
Arbeiterstatistik s. Reichskommission.
Arbeiterwohlfahrt s. Centralstelle.
Argentinien s. Chile.
Auf Allerhöchsten Befehl . . 1
Aus der Papierwelt . . . . 620
Aus Ungarn . . . . . 81
Bankgeschäft, das kleine . . . 477
Bauernstudien, meine . . . . 85
Begräbniß-Nese . . . . . 232
Berliner, berühmte . . . . 480
Besitzreform . . . . . 360
Besitzverhältnisse, die, in Ostasien 444
Bewußtsein, doppeltes . . . 168
Bilder, lebende . . . . . 529
Bismarcks Verlobung . . . . 564
Börsengesetz, das . . . . . 135
Brief, ein, an den Freiherrn von Marschall . . . . . 255
Byzanz s. Neu-Byzanz.
Centralstelle, die, für Arbeiterwohlfahrt . . . . . 311
Chamberlain, Joseph . . . . 174
Chile und Argentinien . . . 426
Chinesenanleihen . . . . . 189
Christenthum, konservatives . . 587
Christus-Aufführungen, die, in Bremen . . . . . 511
Cobden und die Manchesterschule . . . . . 197, 246
Dänemark s. Deutschland.
Deutschland und Dänemark . . 385
Deutschlands Anspruch in Ostasien . . . . . 216
Donnerlegion, die . . . . . 289
Doppelwährung s. Gold- oder Doppelwährung?
Erdbeben, das, von Laibach . . 408
Fehler, die, des Kathedersozialismus . . . . . 21, 72
Flohdame, die . . . . . 241
Frucht, die, des Glaubens . . 120
Früchte der Thorheit . . . . 572
Frühlingserwachen . . . . . 508
Gegenreformation, die drohende 155
Geiz s. Geld.
Geld und Geiz . . . . . 320
Geldwerth und Quantitätstheorie 304
Gizycki, Georg von . . . . 438
Gogol s. Revisor, der.
Gold- oder Doppelwährung? . 32
Gramont, Herzog von s. Phantasien.
Historikertag und Umsturzvorlage 203
Kapitalserhöhungen, die, der Großbanken . . . . . 334
Kathedersozialismus s. Fehler.
Kiel . . . . . 433
Kinderehe, die indische . . . . 16
Kleber, der . . . . . 575
— — s. a. Sang vom Kleber.
Kolonialpolitik, manchesterliche . 605
Konduitenlisten, neue . . . . 463
Kriminalisten, die deutschen, in Gießen . . . . . 537
Kunst, die, der Abschreibungen . 40
Laibach s. Erdbeben.

L'Arronge, Pastor . . . . . 44
Lebenskosten in England einst und jetzt . . . . . 503
Lehren, die, des Prozesses Mellage . . . . . 557
Liebe, blasse . . . . . 473
Li-Hung-Tschang . . . . . 396
Ludwigsbahn, die Hessische . . 220
Mädchen, französische . . . . 29
Manchesterschule s. Cobden.
Mariaberg s. Lehren, die, des Prozesses Mellage, Station die schmutzige.
Marschall, Freiherr von s. Brief.
Mellage s. Lehren, die.
Ministerauslese . . . . . 337
Moderne s. Antike.
Monismus, anthropologischer . 521
Münzkonferenz s. Vor der internationalen M.
Musikverkehr, Deutsch-Oesterreichischer . . . . . 182
Naumann s. Stoecker.
Neu-Byzanz . . . . . 577
Nihilismus s. Vom liberalen N.
Nord-Ostsee-Kanal, der . . . 545
Northern-Pacific . . . . . 381
Notizbuch . . . . . 192, 384, 430
Oper, deutsche s. Zukunft.
Opern, neue . . . . . 568
Ostasien s. Besitzverhältnisse, Deutschlands Anspruch.
Osterspaziergang . . . . . 49
Otokar, König . . . . . 138
Papierwelt s. Aus der P.
Pastor L'Arronge s. L'Arronge.
Phantasien, die, des Herzogs von Gramont . . . . . 9, 97
Privatirrenanstalten s. Reform.
— s. a. Lehren, die, des Prozesses Mellage.
Punkte, dunkle . . . . . 94
Quantitätstheorie s. Geldwerth.
Reform der Privatirrenanstalten 65
Reichskanzler, der . . . . . 600
Reichskommission, die, für Arbeiterstatistik . . . . . 342
Revisor, der . . . . . 281
Rieselwang s. Unglück.
Rußlands Strich durch die Rechnung . . . . . 523
Sang vom Kleber . . . . . 623
Shakespeares Geldgeschäfte . . 355
Sonett . . . . . 599
Spekulation . . . . . 451
Sport, amerikanischer . . . . 419
Station, die schmutzige . . . 481
Statue, die . . . . . 186
Stigma, das . . . . . 369
Stoecker und Naumann . . . 416
Theater, das amerikanische . . 561
Theezeitalter, das . . . . . 145
Umsturzvorlage s. Gegenreformation, Historikertag.
Umsturzvorlage, eine klassische . 329
Ungarn s. Aus U.
Unglück, das, in Rieselwang . 615
Universitätreform . . . . . 489
Ursachen, technische, und soziale Wirkungen . . . . . 276
Vereinigung, die sozialwissenschaftliche . . . . . 466
Vogel-Joseph, der . . . . . 134
Vogt, Karl . . . . . 315
Volksversammlung . . . . . 91
Vom liberalen Nihilismus 55, 109
Vor der internationalen Münzkonferenz . . . . . 205, 260
Wettbewerb, unlauterer, in der Landwirthschaft . . . . . 422
Wirkungen, soziale s. Ursachen, technische.
Wordsworth, William . . . 470
Xenien. Gedichte . . . . . 236
Zuckerkrisis, die . . . . . 224
Zukunft, die, der deutschen Oper 272

**Berlin, den 6. April 1895.**

# Auf Allerhöchsten Befehl.

Großen Gastereien pflegt gewöhnlich, bei den nicht ganz Ausgepichten wenigstens, ein Zustand stierer und öder Katzenjämmerlichkeit zu folgen. Der zuerst so wohlthätig benebelnde Dunst des Alkohols lagert sich schwer nun auf die Schläfen, die Augen schmerzen, die Zunge spürt von den leckeren und süffigen Stoffen einen bitteren Nachgeschmack, in den Ohren summt und sauft es wie von verhallendem Schwatz und fernem Bechergeklirr, durch die Glieder fröstelt ein träges und lässiges Unbehagen. Erprobte Zecher legen dann, um die Stumpfheit aus den Knochen zu rütteln, wohl Hundshaare auf, sie trinken immer noch Eins und haben, wie der Alte Herr der Hannovera, der diesmal den Nationalrausch bewirkt hat, mitunter danach ihre glücklichsten Stunden. Die Anderen, von geringerer Trinkfestigkeit, gehen durch Sturm und Wetter hinaus ins Freie und suchen im frischen Wehen Erleichterung. Ernster Arbeit und gesammeltem Nachdenken sind die festlichen Zechgelagen folgenden Tage beinahe stets verloren; das Wonnegefühl des Rausches klingt leise nach, ihm gesellt sich die dumpfe Scham über den argen Rückfall in die Autokratie des Fleisches und seiner animalischen Lüste, — und aus der merkwürdigen Mischung entsteht ein Empfinden des Weltekels und der Zerknirschung, das den Geist, den mürrisch und doch sehnsüchtig dämmernden, nicht in die Stimmung kommen läßt, wo er verwickelten Fragen scharfsichtig nachdenken könnte. Der Fasten-

prediger hat, nach dem Abschied von der Fleischlichkeit, das Wort und es gelingt ihm manchmal, den in Aschermittwochstrübsal Versenkten das Gewissen zu rühren, dann besonders, wenn er seinen Zwillingsbruder, den Satiriker, zur Hilfe ruft, den man freilich nicht mit dem Spaßmacher verwechseln darf. So gehts im Leben der Einzelnen und der Volkheiten; so lärmten nach dem Hambacher Fest die Heine und Boerne in den Katzenjammer hinein, so folgten auf den Taumel, den die rasche und irrlichtelirende Beredsamkeit Friedrich Wilhelms des Vierten heraufgeführt hatte, boshaft mahnende historische Satiren, der Julian Davids Strauß und der kräftiger und doch auch artiger gepackte Theodat Ottos Abel, so schloß sich an den pariser Russenrausch das satirische Weltgericht von Panama, — und so möchten auch heute wieder winzige Flagellanten, die, im Bewußtsein der eigenen Vollkommenheit, immer nur gegen Andere die Geißel schwingen, die Bismarckwoche mit einer weithin schallenden Moralpauke beschließen.

Es war eine harte Woche. Viel wurde geredet, noch mehr geschrieben und am Allermeisten getrunken. In Berlin sogar, der Stadt, deren Oberbürgermeister einen Bildhauer rundweg lächerlich fand, weil der gemeint hatte, im Rathhaussaale solle eine Büste Bismarcks aufgestellt werden, kam eine Illumination zu Stande, eine kleine, nicht offizielle, bei der die Schaar der Hoflieferanten nur wenig mitthat und die Stillen, die sich sonst zurückhalten, ihrem Helden zur Ehre schlanke Kerzen ins Fenster reihten. Herr Rickert ließ, als Lockspeise fürs neue Quartal, von seiner Danziger Zeitung eine Festnummer erscheinen, an der Herr Richter sich ärgern mußte, und überall wurde gelärmt, gejubelt und besonders gezecht. Diese Bierseligkeit war nicht nach Jedermanns Geschmack; Mancher mochte, anstatt in Gesellschaft des Herrn von Boetticher Salamander zu reiben, lieber zu Hause sitzen, die Briefe an „die Arnimen" und an Polte Gerlach lesen und des großen Menschen gedenken, von dem bei dem Randaliren so wenig die Rede war. Die Kunst, Feste zu feiern, scheint im Norden mindestens den Deutschen von heute verloren gegangen zu sein; die Völkerpersönlichkeit fehlt, die naive Grazie des verfeinert Volksthümlichen, und Alles zerflattert in Phrase und Duft. Was bleibt, wenn man sie sorglich durchsiebt, von all den schönen Reden und Leitartikeln? Wirklich nicht allzu viel. Eine persönliche Note hat fast nur Karl Lamprecht in Leipzig angeschlagen; sonst hat man sich meistens mit längst schon fettig gewordener Scheide-

münze begnügt. Der Reichsbegründer wurde gefeiert, der Werkmeister am Bau der Einheit, der Mann, der das deutsche Schwert geschmiedet oder — zur Abwechselung — auch wohl geschliffen hat; der durch die Zeiten ragende Mensch, der, das Wunder des märkischen Sandes, aus eigener Kraft, und ohne die Bescheidenheit des Dieners jemals abzulegen, zur Höhe des Volksherrschers und Weltenschiedsmannes sich aufgereckt und, der Erste nach Luther und Goethe, der Vollendung germanischen Geistes das ehrfürchtige Staunen des Erdballs gewonnen hat: dieser feine, von der Natur in lyrischer Laune kunstvoll gefügte Riese ward kaum erwähnt. Und dennoch konnte gerade der Mensch, dessen hell flammender Blick die selbstsüchtige Genialität des mystischen Mathematikers aus Ajaccio, des anderen großen Revolutionärs in dem Jahrhundert der Kleinen, ins Dunkel scheucht, die durch Parteischranken Getrennten zu einer Renaissance deutschen Kunstempfindens vereinen. Sehr Vielen unter den guten Europäern, die Bismarck am Besten lieben, gefällt das Reich, wie es geworden ist und wie Nietzsche es innig haßte, gefällt diese demokratisirte, duftlos unpersönliche Republik mit dem gekrönten Präsidenten an der Spitze ganz und gar nicht und die Frage nach dem Kulturkampf, dem Schutzzoll und dem Bischen Altersversicherung macht sie nicht kalt noch heiß. Sie lieben die große Persönlichkeit, den Mann, der, in einer Zeit müden Mitleidenskultes für das unendlich Kleine, gezeigt hat, wie unter dem Walten der mächtigen Individualität die Grenzen der Menschheit sich weiten können, und sie hassen nicht die Kuttenträger, die Freihändler oder die Sozialisten, sondern die Barbaren und die Banausen, die den Ueberragenden an ihrem kleinen Zollstock von Nützlich und Unnützlich messen möchten. Die so empfinden, senden nun aber keine Deputationen und überreichen keine Adressen, denn sie lassen im Marktgewühl das saubere Feierkleid ihrer Begeisterung sich nicht gern beschmutzen; und weil sie fehlten, hat auch dem lauten und immerhin erfreulichen Volksfest Etwas gefehlt.

Noch ein Anderes fehlte. Weit umher im Lande hatte man eine herzliche Aussprache des ersten Vertreters der Nation mit dem stärksten Helfer des Hohenzollernhauses erwartet. Sie wäre nach allem Vergangenen recht nöthig gewesen; und sie blieb aus. Der Generaloberst der Kavallerie wurde prunkvoll gefeiert, ganz wie am sechsundzwanzigsten Januar des Jahres 1894, und „an den Offizier" richtete sich die auf einen hohen Ton patriotischen Stolzes gestimmte Tafel-

rede des Kaisers. Nicht einen Augenblick blieben die beiden Männer allein, die seit fünf Jahren noch kein Wort über die Sorgen und Bedürfnisse des Vaterlandes gewechselt haben. Der alte Landwehroffizier des neunten Regimentes wird es gewiß als eine kaum zu überbietende Ehre betrachtet haben, daß er in Gesellschaft des kindlichen Thronerben die Truppentheile paradiren sehen durfte und daß die Feldgeschütze ihm den Fürstensalut donnern mußten. Das Volk aber fühlt anders: es vermißt in dem Pompgepränge den einen intimen Ton, der vom Herzen kommt und zum Herzen spricht und für den es gern den ganzen Aufmarsch der Kavallerie, Infanterie und Artillerie hingeben würde; es wundert sich, daß ein Mann, der dem Heer niemals eng angehört hat, nun als ein ruhmreicher Soldat mit Auszeichnungen überschüttet wird, — und es versteht wieder einmal seinen Kaiser nicht. Ein solches Unverständniß oder auch nur Mißverständniß ist für Völker und Fürsten sehr gefährlich. Und da es sich seit sieben Jahren bei uns unaufhörlich wiederholt, darf man auch nicht erstaunt sein, wenn jetzt die Fastenprediger und die Satiriker die schlaffe Katzenjammerstimmung benützen und den müde Dreinblinzelnden, pathetisch oder auch ironisch, zurufen: Seht Ihr! Ihr durftet Euch nur auf Allerhöchsten Befehl begeistern und auch jetzt darf Eure Begeisterung nur bis zu einer genau bezeichneten Grenze gehen, nicht um eine Fußbreite weiter, am Wenigsten bis zu der Anerkennung, daß die Politik, die Euer Heros getrieben hat, am Ende doch die unter den einmal gewordenen Verhältnissen richtigste war oder daß es gar vielleicht besser gewesen wäre, nicht vorzeitig auf seinen Rath zu verzichten.

In einem lesenswerthen Buch, das vom monarchischen Prinzip handelt und das eben ein halbes Jahrhundert alt geworden ist, wird die „traditionelle Regirungweise" als eine der sichersten staatsrechtlichen Garantien bezeichnet und gesagt: „Sitte und Uebung sind überall besser und fester als das geschriebene Gesetz. So, wenn es in einem Königsgeschlechte ein erprobtes Herkommen ist, nicht nach Laune, sondern nach Staatsgründen zu regiren und an dem Gesetze und dem geregelten Gange der Verwaltung eine Schranke anzuerkennen, die mehr noch als der Volkswille das wahre Prinzip der Regirung ist, dann muß ein Abspringen von solcher bestehenden Garantie der bürgerlichen Ordnung und Freiheit zu einer neuen, generisch anderen, mit der man es erst zu versuchen hat, als ein unbegründetes Wage-

stück erscheinen." Ein solches Wagestück haben wir erlebt und die Behauptung, daß es geglückt ist, wird schwer zu erweisen sein. Einen Minister von dem ungeheuren Prestige Bismarcks konnte kein gewissenhafter Monarch, konnte namentlich der Enkel und Bewunderer des alten Kaisers nicht leichten Herzens fortschicken. Als es dennoch geschah, als auf einen Schatz von Erfahrung und Ansehen verzichtet wurde, sagten die Besten im Volk sich selbst und den Landsleuten, gewichtige Gründe müßten die große Entscheidung herbeigeführt haben, und die Jugend, die sich gern an Phrasen berauscht, sah schon ein Neues werden, ein Wunderbares, — ohne freilich auch nur dunkel zu ahnen, wie dieses wunderbar Neue gestaltet sein könnte. Es war eine Stimmung, wie nach den ersten Reden Friedrich Wilhelms des Vierten in Königsberg und Berlin, und sie wurde, wie damals, rasch von einer Verstimmung abgelöst, die man nicht knapper schildern kann als mit Treitschkes Worten: „So war die erste Zeit seiner Regirung eine lange Kette von Mißverständnissen und an dieser wechselseitigen Verkennung trug den König eben so viel Schuld wie die unklar gährende Zeitstimmung, die ihn erst für ihren Helden hielt, um ihn dann mit der ganzen Bitterkeit der Enttäuschung zu bekämpfen." Damals führte die Politik der Mißverständnisse zu einer furchtbaren Niederlage des Königthumes; heute scheinen ähnliche Katastrophen sehr weit entfernt, aber wir haben auch nicht mehr allein mit dem robusten Körper des Preußenstaates zu rechnen, sondern mit dem zarten Organismus des Deutschen Reiches. Der Körper ist gewachsen und die Funktionen des Hauptes haben sich verringert. Friedrich Julius Stahl, der Verfasser des Buches vom monarchischen Prinzip, konnte noch wähnen, jede Obrigkeit im Staate, der ihm vom Willen eines persönlichen Gottes erfüllt und geleitet erschien, sei auch besonderer göttlicher Weihe theilhaftig geworden. Heute beherrscht dieser holde Wahn Die selbst nicht mehr, die sich öffentlich zu ihm bekennen; heute bewundern wir in dem jüdischen Führer der Junkerpartei den frühen Entdecker und Ueberwinder der liberalen Irrthümer und den Pfadfinder auf dem schwierigen Boden des historischen Staatenrechtes, aber zu seiner Auffassung des Gottesgnadenbegriffes, den Lagarde derb und deutlich den „mystischen Unsinn vergangener Tage" nannte, kann er uns nicht mehr bekehren. Das steigert die Gefahr einer Situation, in der das Volk nicht mehr den Fürsten, der Fürst das Volk nicht mehr begreift.

Der unglückliche Friedrich Wilhelm schrieb einst die Klage nieder: „Niemand versteht mich, Niemand begreift mich!“ Leise Anklänge an solche verzweifelnden Empfindungen hat man auch von Wilhelm dem Zweiten schon gehört und es wird nöthig sein, sehr ernsthaft sie zu beachten, ehe es für eine Verständigung allzu spät geworden sein wird. Noch ist es nicht so weit, gewiß nicht; aber die eine Schwierigkeit, die im Deutschen Reiche heute Alles lähmt und hemmt, kann kein ehrlicher und muthiger Mann doch länger leugnen: der Kaiser fordert Vertrauen und findet es nicht in dem Umfange, den er mit steigender Heftigkeit heischt; das Vertrauen in die gute und hoch hinaus strebende Absicht ist unvermindert, aber das Vertrauen in die Sicherheit über die Richtung des Weges fehlt und das „Abspringen“, vor dem Stahl so eindringlich warnt, schafft ein zusehends wachsendes Unbehagen, — selbst wenn der Sprung zufällig nach der gerade populären Seite führt.

Fürst Bismarck, der nie zum lärmenden Pathetiker wird und dessen feine Art, Empfindungen und Gedanken in einfache Worte zu kleiden, so wohlthuend von bunt geputzter Festrednerei absticht, hat, als er den Trinkspruch des Kaisers erwiderte, der germanischen Anhänglichkeit an den Stammesfürsten gedacht. Bei einem so klugen und nie planlosen Redner darf man wohl annehmen, daß diese Erinnerung, wie die andere daran, daß wir in Deutschland kein einheitliches Kaiserthum haben, nicht ohne Absicht heraufbeschworen wurde. Sie kommt wirklich gerade zu rechter Zeit, sie wendet den Blick auf die fernen Ursprünge deutscher Sitte und deutscher Staatenbildung zurück und kann, da Politik im Grunde nur richtig angewandte Geschichte ist, auch politisch uns wirksam werden. Wie in der germanischen Urzeit die Familie, die Hundertschaft und das Volk die Träger des Staatsgedankens und die Organe der Verfassung waren und im Hausvater, im princeps der Hundertschaft und im Häuptling-König ihre natürlichen Vertreter fanden, wie innerhalb dieser drei konzentrischen Kreise erst die lebenskräftige Völkerpersönlichkeit erwachen und frei sich regen konnte: so kann, in einer veränderten Epoche, auch wiederum nur durch ein verständiges Zusammenwirken aller zur Arbeit für das Vaterland berechtigten und berufenen Elemente Gedeihliches sich gestalten. Ein römischer Imperator würde in die deutsche Welt so wenig passen wie ein französischer Empereur, ein Dalailama oder ein Zar; Friedrich Wilhelm der Vierte hat es bitter gebüßt, daß er ein Jahr vor der Revolution noch

die Auffassung hegte, er dürfe sein Volk wie einen Haufen ungezogener Kinder behandeln, die man, nach Salomons und Sirachs Rath, zur rechten Zeit die Ruthe fühlen lassen könne und müsse. Ein Deutscher Kaiser muß im neuen Reich immer der Vertrauensmann der Nation sein und er darf dieses kostbare, nie wieder, wenn es je verloren ist, einzubringende Vertrauen nicht dadurch aufs Spiel setzen, daß er die Schwankungen der Regirung stets mit dem Ansehen des Monarchennamens bestrahlt und so am Ende für jedes Mißlingen von den Enttäuschten und Verbitterten persönlich haftbar gemacht werden kann. Die germanische Anhänglichkeit an den Stammesfürsten ist heute da nur noch aufrecht zu erhalten, wo der Fürst nicht nur der truhtin ist, der Heerführer, dem im Kriege die streitbaren Mannen folgen, sondern auch der thiudans, der Führer der Volkheit, der auch zur Friedenszeit in jedem Augenblick die Völkerpersönlichkeit wahrhaft verkörpert.

Wenn wir nicht vorziehen, uns selbst und obendrein auch noch den Kaiser zu belügen, müssen wir leider zugeben, daß dieser wünschenswerthe Zustand uns heute sehr fremd geworden ist. Ganz sicher nicht durch die Schuld des Monarchen, der ja gar nicht erfährt, welcher Stimmung sein Reden und Handeln begegnet. Woher sollte ers auch erfahren? Von den unbeträchtlichen Herren, die vorgestern noch wilde Agrarier waren und heute, da sie nun in Ministerwohnungen rathen und thaten, mit kleinen Diplomatenmittelchen sich als weise wägende Staatsmänner geberden? Ist in der ganzen Ministerfront auch nur ein Einziger, von dem man mit Sicherheit annehmen darf, er würde, wo es nöthig ist, rückhaltlos offen zum Kaiser sprechen? Oder soll der Monarch sich auf den Staatsrath verlassen, dessen Mitglieder heute, weils so gewünscht wird, sich für den internationalen Arbeiterschutz erwärmen und nach ein paar Jahren, weil der Wind umgeschlagen hat, die ganze soziale Reform ins Pfefferland wünschen? Seit der Staatsrath die komplizirtesten, strittigsten Fragen der Agrarpolitik und des Münzsystems in acht Tagen durchgepeitscht hat, ist er in der öffentlichen Beachtung nicht gerade gestiegen. Und der Reichstag? Man würde ausgelacht, wenn man ihn allen Ernstes als den Ausdruck der Volksstimmung gelten lassen wollte. Wo also sind die Organe, die heute die Aufgaben der Familienväter, der Hundertschaften und des Things übernehmen könnten? Sie fehlen oder funktioniren schlecht. Auf einer hohen Säule thront der Herrscher allein, in majestätischer

Verlassenheit, unten wühlt geschäftig die Unruhe und die Beängstigung fort und an hohen nationalen Festtagen sogar muß ein mündiges Volk mit einem Schein von Recht die Fastenpredigt verkündet hören, es sei nur auf Allerhöchsten Befehl noch zu froher Begeisterung bereit.

Die schlanken Kerzen, die stille Liebe in die Fenster gereiht hat, beweisen mit ihrem milden Leuchten, daß die Mahnenden und Höhnenden noch nicht ganz Recht haben. Aber dieses „noch nicht" ist schon recht schlimm. Graf Mirbach hat neulich im Herrenhause mit stolzer Bitterkeit daran erinnert, wie nach den Märzereignissen vom Jahre 1890 außer ihm nur Zwei, Drei seiner Standesgenossen den Verkehr mit dem Geächteten nicht eingestellt und dem kaum noch heimlich zu nennenden Boykottgebot offen getrotzt haben. Wenn Das an dem festen Holze altpreußischen Edelmannssinnes geschehen konnte, dann mag man ermessen, wie auf die weniger dicht durch alte Sitte und unverbrüchliche Ehrengesetze an einander geschlossenen Schichten die Wirkung sein mußte. Es ist, darüber darf der Nachklang der Feierwoche nicht täuschen, bei uns wirklich so weit gekommen, daß im politischen Leben nur noch ein Faktor als Richtung gebend gilt: der Wille des Kaisers, und daß dieser schwer zu erkennende und abzuschätzende Faktor jede Erwägung und Rechnung bestimmt. Wenn der Kaiser den Antrag Kanitz nicht will, giebt es nie ein Getreidemonopol. Wenn der Kaiser sich zur Doppelwährung bekennt, schwindet den Bimetallisten die letzte Sorge. Und wenn der Kaiser am Geburtstage Bismarcks auf den öffentlichen Gebäuden flaggen und in den Hoftheatern Prologe sprechen läßt, dann rühren sich sogar die Volksvertreter und Herr von Levetzow eilt freudigen Herzens nach Friedrichsruh. Folgt dann ein neues Abspringen, nun, so springen die behenden Herren eben rasch mit, ohne der Verantwortlichkeit sich bewußt zu sein und zu bedenken, daß noch jedes Volk seinen Führer ins Unglück gerissen hat, wenn es die eigene Persönlichkeit und den selbständigen Willen immer zu opfern bereit war, auf Allerhöchsten Befehl.

# Die Phantasien des Herzogs von Gramont.

Geehrter Herr Herausgeber,

Auf Ihre Anfrage, welchen historischen Werth der von Herrn Pichereau gezeichnete Artikel des „Figaro" vom zwanzigsten März und dessen Polemik gegen den Ritter Nigra habe, kann ich erwidern, daß ich die Antwort im Voraus bereits ertheilt habe, im siebenten Bande meiner „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm den Ersten" Seite 381 ff. Indem ich über das Nähere dorthin und auf einen Artikel in dem demnächst erscheinenden Aprilheft meiner Historischen Zeitschrift verweise, brauche ich hier nur das unmittelbar zur Beurtheilung des Herrn Pichereaus Dienende in möglichster Kürze zusammenzustellen.

Vor Allem aber bemerke ich, wie es um das sogenannte Archiv des Herzogs von Gramont, des französischen Ministers vom Mai bis August 1870, steht. Die Dokumente, welche Herr Pichereau daraus mittheilt, sind, wie er sehr stolz erklärt, von zweifelloser Echtheit. Denn als Gramont am neunten August aus dem Ministerium verjagt wurde, raffte er an Staatsdepeschen zusammen, was sich in der Eile ergreifen ließ, und brachte sie in seinem Privatgewahrsam unter. Er hat Dies im Stillen selbst eingestanden, sich aber dadurch nicht abhalten lassen, in einem später geschriebenen Buche öffentlich jeden Minister, der in solcher Weise verfahre, eines schmählichen Vertrauensbruchs zu beschuldigen.

Echt also sind die in dem Artikel mitgetheilten Aktenstücke. Aber ein Umstand tritt bei näherer Betrachtung augenfällig genug hervor. Nämlich der Grundgedanke der ganzen Abhandlung ist die von Herrn Pichereau wiederholte Behauptung Gramonts, daß König Viktor Emanuel von Italien, wenn nicht durch einen förmlich untersiegelten Vertrag, so doch durch Briefe und Verheißungen, durch Ehre und Treue, zur Waffenhilfe für Frankreich verpflichtet gewesen sei. Nun, für diesen interessanten Satz enthalten die echten Aktenstücke nicht den geringsten Beweis; Alles, was Herr Pichereau dafür beibringt, ist freie Erfindung der äußerst fruchtbaren Phantasie des Herzogs von Gramont.

Im Laufe des Jahres 1869 hatten in Paris lange Unterhandlungen über einen Dreibund zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien stattgefunden. Die Diplomaten hatten sich über ein Vertheidigungbündniß verständigt, wobei allerdings Oesterreich sich die Befugniß zur Neutralität bei einem französisch-deutschen Kriege vorbehielt, und Italien Waffenhilfe nur unter der Bedingung für möglich erklärte, daß Napoleon seine Truppen aus Rom und dem Kirchenstaat für immer zurückzöge. Diese Vereinbarung erschien aber Napoleon so wenig schmackhaft, daß er die Unterzeichnung des Vertrags auf unbestimmte Zeit verschob. Ein Bundesverhältniß zwischen den drei Mächten kam also nicht zu Stande. Die drei Souveraine wechselten untereinander eigenhändige Briefe, worin sie sich verhießen, ohne Vorwissen der beiden Freunde mit keinem Dritten eine Allianz einzugehen. Im Uebrigen war also jede der drei Regirungen bei dem Ausbruch des großen Krieges frei von jeder Vertragspflicht gegenüber den beiden anderen. So hat es auch Kaiser Franz Joseph dem französischen General Lebrun im Juni 1870, und Graf Beust dem Herzog von Gramont am elften Juli durch eine höchst energische Depesche erklärt, in der Hoffnung, Frankreich vom Kriege abzuhalten. Ganz in dem selben Sinne mahnte auch die italienische Regirung zum Frieden.

Indessen, wie bekannt, in Paris verfolgte man trotz Alledem den Kriegspfad weiter und veröffentlichte am fünfzehnten Juli den Kammern den gefaßten Entschluß. Zugleich sandte Gramont nach Wien und nach Florenz den schlauen Antrag, die beiden Höfe möchten jetzt im Geheimen den 1869 liegen gebliebenen Dreibund zeichnen; da sie aber ungerüstet seien, einstweilen ihre Neutralität erklären, im Stillen aber eifrig rüsten; wenn die Rüstung fertig sei, würden sie eine gemeinsame bewaffnete Vermittlung ankündigen, und wenn Preußen dann ihre Vorschläge ablehnte, würden sie Preußen den Krieg erklären. Zugleich richtete Napoleon, der für den preußischen Krieg auch seine römische Brigade an den Rhein zu ziehen wünschte, ein Schreiben an Viktor Emanuel und schlug ihm die Rückkehr zu dem September-Vertrag von 1864 vor, nach welchem die französische Regirung den Kirchenstaat räumen, und dann die italienische dessen Grenzen respektiren und schützen würde.

Als diese Vorschläge in Wien am siebzehnten Juli anlangten, war die Regirung nicht einen Augenblick im Zweifel über ihre Unannehmbarkeit. Gleich am achtzehnten beschloß ein Kronrath die Neutralität Österreichs; es sollte versucht werden, Italien zu einer gemeinsamen Friedens- und vielleicht Vermittlung-Politik zu bestimmen; für die eigene Sicherheit sollte die Armee auf halbe Kriegsbereitschaft gebracht werden.

Fürst Metternich, der österreichische Botschafter in Paris, ein eifriger Freund Frankreichs, suchte diese Beschlüsse dem Herzog von Gramont in das

schönste Licht zu rücken: es sei ja ganz und gar des Herzogs eigner Vorschlag: „Neutralität, Rüstung, Vermittlung, zuletzt Kriegserklärung". Indessen hatte Gramont doch auch eigene Kanäle in Wien, und deren Nachrichten klangen aus anderem Ton. Am neunzehnten Juli schrieb er sorgenvoll an Beust: Gewährsmänner von Autorität, gestützt auf Anzeichen, die ich Beweise nennen könnte, berichten mir, daß Oesterreich sich nicht zum Kriege vorbereitet, daß es neutral bleibt im vollen Umfange des Wortes, daß seine Armee den Entschluß, nichts zu thun, für unwiderruflich hält, wenn nicht Rußlands Einmischung daran Etwas änderte. Ich würde, schrieb Gramont, einen solchen Entschluß auf das Höchste beklagen.

Seine Gewährsmänner waren vollkommen zutreffend unterrichtet. Oesterreich dachte nicht an Krieg gegen Preußen, der ihm, außer anderen Unannehmlichkeiten, einen Einbruch der Russen über den Hals gebracht hätte. Und wenn Beust aus Gramonts Vorschlägen vom fünfzehnten Juli den einen Gedanken festhielt, Italien zu einem gemeinsamen Vorgehen einzuladen, so war dabei seine Meinung keineswegs, Italien zu gemeinsamer Offensive gegen Preußen zu bestimmen, sondern gerade umgekehrt, den stets raufluſtigen Viktor Emanuel durch einen Sonderbund an Oesterreichs Friedenspolitik zu ketten.

Das Alles war nun schön und gut; es entsprach durchaus den Interessen Oesterreichs und Italiens, und es gab keine Vertragspflicht gegen Frankreich, die dadurch verletzt worden wäre. Leider hatte Beust entsetzliche Furcht vor Napoleons Zorn über Oesterreichs Neutralität; er war überzeugt, die französische Armee würde wie ein reißender Bergstrom ganz Süddeutschland überfluthen und dann drohend an Böhmens Grenzen stehen: so sandte er am zwanzigsten Juli ein höchst vertrauliches Privatschreiben an Metternich, gefüllt mit zärtlichen Wendungen, mit welchen die bittere Pille der Neutralität dem Kaiser Napoleon zu versüßen sei. Wer einen einzelnen dieser holden Sätze für sich allein liest, kann dadurch in Irrthum gerathen; bei einem Ueberblick über das Ganze aber ist jede Täuschung unmöglich. Unter allem Zucker bleibt das trockne Ergebniß: Ablehnung des Waffenbundes und der Waffenhilfe, Verheißung diplomatischer Unterstützung unter einer für Napoleon unerträglichen Bedingung: der Ueberlieferung des Kirchenstaates an die Italiener.

Es wäre kaum der Mühe werth, dieses nicht eben schöne Dokument zu erwähnen, wenn nicht Gramont durch einen unverantwortlichen Mißbrauch dieses Briefes seiner Lügenkunst ein glänzendes Denkmal gesetzt hätte. Im Jahre 1872, als er, wie schon mehrmals früher, wegen des Leichtsinns getadelt wurde, Frankreich ohne Allianzen in den Krieg gestürzt zu haben, rückte er zwei jener süßen Beschwichtigungsätze aus dem Briefe ab, zum Er-

weise, daß Oesterreich damals in festem Bundesverhältniß mit Frankreich gestanden habe. Beust sagte im Anfang des Briefes:

> Der mündliche Auftrag, den Kaiser Napoleon dem Grafen Vitzthum an unsern erhabenen Herrn mitgegeben, hat alle Mißverständnisse zerstreut. Sagen Sie also Sr. Majestät, daß wir, treu den Verpflichtungen, wie sie 1869 in den Briefen der beiden Souveraine bezeichnet worden sind, die Sache Frankreichs als die unsrige betrachten und zum Erfolg seiner Waffen innerhalb der Grenzen des Möglichen beitragen werden.

Dies klingt denn allerdings so bundesmäßig wie möglich: leider aber verschweigt Gramont den unmittelbar sich anschließenden Satz, worin Beust eben so nachdrücklich erklärt, daß die Leistung von Waffenhilfe für Oesterreich absolut außerhalb der Grenzen des Möglichen liege, daß man sich also zur Neutralität genöthigt sehe, deren wesentlicher Zweck darin bestehe, in Sicherheit die eigene Rüstung vorzunehmen.

Der Abdruck des ersten Satzes, mit Weglassung des zweiten, enthält, wie auf der Hand liegt, bereits einen groben Betrug des Lesers, und Herr Pichereau, der Erbe und Bewunderer Gramonts, scheut sich nicht, obgleich der ganze Brief längst gedruckt ist, im Artikel des Figaro die Fälschung zu wiederholen. Ja, damit nicht einmal genug. Da Beust nach Florenz den Antrag auf ein Bündniß zu gemeinsamen Verhalten sendet, so hat natürlich Herr Pichereau nicht den mindesten Zweifel, daß Beust hier wieder einen entscheidenden Schritt in dem von Gramont am fünfzehnten Juli vorgezeichneten Programm thut, und dazu kommt, daß Viktor Emanuel sich in einem Briefe an Napoleon ganz beifällig über den Antrag ausspricht, der „eintretenden Falls uns den Eintritt in die Triple-Allianz erleichtern würde", (freilich bleibt die Frage offen, ob der eintretende Fall jemals erscheinen wird). Aber bei Herrn Pichereau, der über die Weltgeschichte in glücklicher Unwissenheit nur Gramonts Aufzeichnungen kennt, giebt es kein Bedenken mehr.

„Aus Alledem", erklärt er, „erhellt die Absicht der drei Mächte, die alten Verpflichtungen in Wirksamkeit zu setzen, wie sie 1869 in den von den Souverainen gewechselten Briefen übernommen worden waren, nämlich 1. bewaffnete Neutralität Oesterreichs und Italiens zur Vollendung ihrer Rüstungen, 2. Aufforderung an Preußen, sich zu genauer Beobachtung des Prager Friedens zu verpflichten, 3. nach preußischer Ablehnung Erklärung des französischen Bündnisses und des preußischen Krieges. Dann würde Italien 100 000 Mann durch Tirol nach Bayern schicken, und zwar 60 000 sogleich, 40 000 einige Tage später, Oesterreich würde seine Armee in Böhmen aufstellen, aber erst Anfang September schlagfertig sein. Ein Vertrag dieses Inhaltes wurde von den beiden Regirungen dem Tuilerienhofe unterbreitet."

Hier ist nun einfach zu sagen: so viele Worte, so viele Unwahrheiten. Beust hat Italien nicht zum Kriege hinführen, sondern vom Kriege abhalten

wollen. Weder er noch die Italiener haben den Gedanken gehabt, auf Grund der Fürstenbriefe von 1869 einen Bundesvertrag zu schließen, da diese Briefe nicht den geringsten Inhalt für einen solchen lieferten. Die von Herrn Pichereau angegebenen Bestimmungen des neuen Vertrags stehen nicht in den Briefen, sondern sind willkürlich aus den von Gramont am fünfzehnten Juli gemachten Vorschlägen oder aus den resultatlos verlaufenen Unterhandlungen über den sogenannten Feldzugsplan des Erzherzogs Albrecht geschöpft. Und schließlich, es ist auch in dem neuen Vertragsentwurfe, über den dem Kaiser Napoleon Nachricht gegeben wurde, außer der Abrede beiderseitiger Rüstung nicht eine Silbe von Pichereaus Angaben zu entdecken. Es ist ein Schwarm von luftigen Hirngespinsten, bei denen man nur darüber zweifelhaft sein kann, ob sie im Kopfe des Herzogs von Gramont oder des Herrn Pichereau gewachsen sind.

Vorhin bemerkten wir, daß Napoleon am fünfzehnten Juli den König Viktor Emanuel zur Erneuerung des September-Vertrags von 1864 aufforderte, d. h. zur Abberufung der Franzosen aus dem Kirchenstaat und zur Respektirung und Beschützung dieses Staates durch die Italiener. Der König hätte mehr gewünscht, wenn nicht die Hauptstadt Rom selbst, so doch den Rest des Kirchenstaats oder Nizza oder Wälschtirol; er meldete Dies auch nach Wien und ließ bitten, bei der Bundesunterhandlung solch eine Einräumung an Italien zu befürworten. Immer aber strebte er, bei dem bevorstehenden Kampfe auf der Seite des Siegers zu stehen, und für diesen hielt er, wie Beust, den Kaiser Napoleon. Auf dessen Brief vom fünfzehnten Juli antwortete er also am einundzwanzigsten durch eine unbedingte Annahme des Septembervertrags, der immer das Gute für Italien hatte, die fremden Truppen aus dem Lande zu entfernen. Der König war dann eifrig für den Kriegsbund mit Frankreich, in der Hoffnung, nach dem Siege für seine ritterlichen Thaten von Napoleon eine schöne Belohnung zu empfangen. In diesem Sinne hatten unterdessen auch seine Agenten in Wien gewirkt, und demnach schrieb Beust am zwanzigsten dem Fürsten Metternich, es sei unerläßlich, den Italienern die Besetzung des Kirchenstaates zu gestatten, wenn man sie zu freudigen Bundesgenossen haben wollte. Dieser Antrag Beusts kam gleichzeitig mit der Annahme des September-Vertrags durch Viktor Emanuel zur Kenntniß des eifrig klerikalen Gramont. Der Herzog war entrüstet; er argwohnte ganz richtig, daß der böse Antrag Beust von Florenz her eingeblasen sei, und beschloß, dort die Quelle des Unheils mit voller Energie zu schließen. Ihm war es bekannt, wovon Herr Pichereau keine Ahnung zu haben scheint, daß nach der italienischen Verfassung alle persönlichen Eröffnungen des Königs nichts als Ausdrücke seiner eigenen, augenblicklichen Stimmungen waren, ohne irgend eine vertragsmäßige, bindende

Kraft anderen Staaten gegenüber. Dazu war die Mitwirkung des Ministeriums und für dieses die Zustimmung des Parlaments erforderlich. Deshalb telegraphirte Gramont gleich am dreiundzwanzigsten Juli nicht an den König, sondern an den Minister Visconti-Venosta: Frankreich werde seine Truppen aus Rom erst dann zurückrufen, wenn die italienische Regirung ihm amtlich die Anerkennung des September-Vertrages angezeigt hätte. Dies hatte sofort die Folge, daß die Minister beschlossen, den Vertrag anzuerkennen, um die Franzosen aus Rom zu entfernen, zugleich aber auch amtlich am vierundzwanzigsten Juli im Parlament die Neutralität Italiens zu verkünden, und in dieser Stellung abzuwarten, welche besseren Preise Napoleon ihnen für ihre Kriegshilfe anbieten würde.

An dem selben vierundzwanzigsten begann in Wien Graf Beust mit den Vertretern Frankreichs und Italiens die Verhandlungen über die am fünfzehnten von Gramont gemachten Bundesvorschläge. Beust wies sie vollständig vom ersten bis zum letzten Wort zurück, als mit Oesterreichs Neutralität unverträglich, legte dann aber am fünfundzwanzigsten den Entwurf eines Sonderbundes zwischen Oesterreich und Italien vor, einen Vertrag in acht Artikeln; beide Mächte halten sich in bewaffneter Neutralität, werden überall sich über gemeinsames Verfahren verständigen, sei es zum Zweck des Krieges, sei es zum Beginn einer diplomatischen Vermittelung. Der siebente Artikel, von Italien angeregt, verhieß Oesterreichs gute Dienste, um Italien eine günstige Lösung der römischen Frage zu verschaffen. Wie man sieht, enthielt der Vertrag von den Mittheilungen des Herrn Pichereau über militärische Aufstellungen und Operationen keine Silbe. Am sechsundzwanzigsten Juli erklärte auf telegraphische Anfrage Viktor Emanuel sein Einverständniß mit diesem Entwurf. Da aber geschah in Florenz, daß der Minister Visconti-Venosta die amtliche Anerkennung des September-Vertrages durch die italienische Regirung nach Paris meldete, was dann Gramont am achtundzwanzigsten Juli triumphirend nach Wien verkündete. Dort war die Rathlosigkeit groß: soeben hat uns Viktor Emanuel um Aenderung des September-Vertrages ersucht, und in dem selben Augenblick unterwirft er sich der entgegengesetzten Forderung Napoleons. Wie ist Dies zu erklären? Was will der König eigentlich? Um die Lösung des Räthsels zu erlangen, sollte der Vertrauensmann des Königs, Graf Vimercati, nach Metz zu Napoleon, und Beusts Freund, Graf Vitzthum, nach Florenz zum König reisen, jener, um mit dem Kaiser die römische Frage, dieser, um mit der italienischen Regirung das Sonderbündniß weiter zu verhandeln.

Vimercati richtete in Metz nichts aus. Er gab dem Kaiser Kenntniß von dem Entwurf des Sonderbundes, und hoffte, daß Napoleon ihn nicht mißbilligen werde. Napoleon wünschte in einigen Artikeln kleine Stil-Aende-

rungen, blieb aber unerbittlich in der römischen Frage. Herr Pichereau findet hier noch einmal Anlaß zu einer letzten Probe seiner geschichtlichen Begabung. Bei den Verhandlungen war eine Weile auch Prinz Napoleon gegenwärtig; doch muß ihn der Kaiser über die Hauptsache durchaus im Dunkeln gelassen haben. Denn der Prinz war der Meinung, es handele sich bei dem Gespräch um eine Vorlage der großen Triple-Allianz, und bat den Kaiser, dringend, die Urkunde zu unterzeichnen, auch wenn er über Einzelnheiten abweichender Meinung sei; es sei zu dringend und zu wichtig, den großen Kriegsbund in aller Form zum Abschluß zu bringen. „Dies möge Herr Nigra bedenken", ruft hier Herr Pichereau aus, „so weit war Alles vorbereitet, nur noch die eine Unterschrift, und die lang ersehnte Triple-Allianz trat in das Leben. Und diesen kleinen formalen Mangel hat dann Viktor Emanuel ergriffen, um sich von dem in der Sache und nach vielfachem Meinungaustausch längst bestehenden Bündniß im entscheidenden Augenblick verrätherisch loszusagen". Leider hat Napoleon sich nicht bewogen gefunden, den Prinzen und mit ihm Herrn Pichereau über die Sachlage aufzuklären: die besprochene Urkunde enthielt nicht den Entwurf eines Dreibundes, sondern des österreichisch-italienischen Sonderbundes. Napoleon war nicht Theilnehmer, hatte sie überhaupt nicht zu zeichnen, sondern nur als Freund seine Meinung darüber zu sagen.

Graf Bitzthum fand in diesen Tagen zu Florenz keine stärkere Beschäftigung. Viktor Emanuel war durch „den leidigen September-Vertrag" so gründlich abgekühlt, daß er von diplomatischen Erwägungen, Bundesartikeln und Dergleichen überall nichts mehr wissen wollte. Wir warten, sagte er, die Ereignisse ab. Sie kamen schnell genug. Die Nachrichten von den ersten preußischen Siegen, Wörth und Spichern, befreiten ihn von jeder weiteren Rücksicht auf die elf Jahre ertragene französische Vormundschaft. Daß Herr Pichereau Dies unmoralisch findet, beweist nur, wie auch heute noch in manchen französischen Köpfen die Vorstellung unheilbar ist, eine französische Vormundschaft über andere Völker sei ein ganz naturgemäßes, ohne Pflichtverletzung nicht zu änderndes Verhältniß.

Heinrich von Sybel.

# Die indische Kinderehe.

Wenn wir von indischen Frauen oder Wittwen hören, die noch im zartesten Kindesalter stehen, so schaudern wir fast davor zurück, uns einen klaren Begriff davon zu machen, was diese Worte bedeuten. In Mitleid und Widerwillen wendet sich unser Denken ab. Wir denken an unsere eigenen Kinder, und der Gedanke, sie uns mit zehn Jahren als Frauen und mit zwölf Jahren als Mütter von Kindern vorzustellen, durchschauert uns das Herz. Selbst die Hindus schämen sich, wenn man sie nach diesen Kinderehen fragt. Sie wissen recht wohl: so lange noch der Verdacht besteht, daß es in ihren eigenen Familien solche Schrecken giebt, wie sie hier und da einmal ans Licht gezogen worden sind, ist zwischen dem Hindu und dem Briten kein wirkliches Vertrauen, keine wirkliche Gemeinschaft, keine wirkliche Freundschaft denkbar. Und doch fühlen sie sich verletzt. Sie wissen, daß die Wirklichkeit nicht so schlimm ist, wie fern Stehende sich wohl vorstellen. Sie wissen, daß eine verbrecherische Behandlung junger Frauen eine eben so große Ausnahme ist wie die brutale Behandlung von Frauen in England. Sie fühlen sich verletzt durch die Einmischung in das Heiligthum ihres häuslichen Lebens. „Laßt uns in Frieden", ist die Antwort, die die Aufgeklärtesten von ihnen auf der Zunge zu haben scheinen. „Laßt uns in Frieden, und wir werden uns den neuen Lebensbedingungen bald anzupassen wissen. In Zukunft werden wir unseren Kindern eine vollständigere und damit sich länger hinausziehende Erziehung geben müssen, und Das wird zum Ergebniß haben, daß sie sich selbst gegen frühe Verlobungen und vorzeitige Heirathen sträuben. Mit der Zeit wird Alles gut werden; nur zwingt uns nicht zu Dem, was wir gern selbst aus freien Stücken thun werden."

Das soll keineswegs ein wirklicher Einwand gegen die Maßnahme sein, welche die indische Gesetzgebung mit der Erhöhung der Altersgrenze für die Eheschließung getroffen hat. Wenn Das wirklich wahr ist, was uns die besten Vertreter und Führer der öffentlichen Meinung in Indien mittheilen, nun, dann würde ja diese Maßnahme Dem, was in wohlanständigen Familien längst der anerkannte Brauch war, nur die gesetzliche Weihe geben. Wir wollen also gern glauben, daß die Mißachtung dieses Brauches nicht nur nach dem Urtheil ihrer eigenen Svamis schlecht, sondern auch nach dem Urtheil ihres eigenen Gesetzes ein Verbrechen ist.

Muß einerseits Jeder, der Indien lieb hat, der Bevölkerung dieses Landes wegen des endlichen Durchgehens dieses vielumstrittenen Gesetzes Glück wünschen, so ist es doch andererseits nur billig, daß man ihren Aeußerungen über den wirklichen Zustand ihres häuslichen Lebens Gehör schenkt. Wir können uns natürlich nicht denken, daß Etwas Dem Aehnliches, was wir selbst unter

Liebe zwischen Mann und Weib verstehen, zwischen Kindern von zehn bis zwölf Jahren möglich wäre. Aber die Natur zeigt ihre wundersame Freundlichkeit selbst Denen, die augenscheinlich ihre deutlichsten Mahnungen mißachten. Es giebt ein solches Etwas wie liebende Hingebung selbst zwischen Kindern, und das Fehlen aller Leidenschaft umgiebt jene frühen Neigungen mit einem Zauber, wie ihn das spätere Leben nicht kennt. Wenn diese Neigungen, wie wir aus der Lebensgeschichte einiger unserer größten Männer wissen, bei Knaben und Mädchen selbst in unseren Ländern nicht ganz unbekannt sind, wie sollten wir uns gegenüber der Möglichkeit einer reinen Neigung zwischen Kindern unter dem heißeren Himmel Indiens so entschieden ungläubig stellen? Wer viel mit Kindern zusammen gewesen ist, Der kennt auch die leidenschaftliche Liebe, mit der manche an ihrer Mutter, an ihren Schwestern oder Brüdern hängen, oder die stille Bewunderung, welche Knaben einem hübschen kleinen Mädchen ihrer Bekanntschaft entgegenbringen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Kinder der stärksten Glut hingebender Liebe fähig sind, ja daß sich diese bei ihnen manchmal sogar mit bitterer Eifersucht mischt. Wir sollten uns ferner gegenwärtig halten, daß sich in Indien die kindliche Hingebung eines Mädchens vom Anfang an auf einen Gegenstand konzentrirt und sich niemals zersplittert, niemals durch frühe Enttäuschungen erschüttert wird. Einen Gatten, und sei er auch nur ein Knabe, nimmt die junge Frau im Kindesalter hin, wie wir Vater und Mutter, Schwester und Bruder hinnehmen. Er ist ihr eigen, zum Guten oder zum Bösen, für dieses und für jenes Leben. So hat es ja der Himmel geboten. In Indien erwählt man sich den Gatten nicht, sondern erhält ihn; und eine solche Gabe zu verschmähen, erscheint dort so unnatürlich, wie es uns erscheinen würde, wenn Jemand Eltern und Geschwister von sich weisen wollte, weil er sie nicht selbst erwählt hat. Mancher Inder, der überhaupt von den Geheimnissen seines Herzens spricht, verweilt mit Begeisterung bei seinen Knabentagen und seiner Knabenliebe als der wonnevollsten Zeit seines ganzen Lebens.

Es ist schwierig, den Schleier zu heben, der all das Glück und gewiß auch all das Elend einer Hindufamilie bedeckt. Es ist die Ausnahme, daß dieser Schleier sich überhaupt je hebt und uns einen Blick in das Heiligthum des Ehelebens gestattet. Ein solcher Fall hat sich vor nicht zu langer Zeit er-

et bei dem Tode von Srimati Soudamini Ray, der Gattin eines der utendsten Glieder des Brahmo Samaj, Babu Kedar Nath Ray. Lassen uns nicht durch diese häßlichen langen Namen stören! Mögen sie doch rschenseelen bezeichnen, so einfach, rein und brav wie nur eine, die uns r heimischeren Namen bekannt ist. Nennen wir sie Srimati, was die gnete heißt, oder Soudamini, was den Blitzstrahl bedeutet, und hören zu, welch helles Licht sie in ihrem kurzen Leben auf ihre ganze Um-

gebung ausstrahlte und was für ein Schatz sie für den Gatten ihrer Kindheit, ihrer Jugend und ihres reiferen Alters war. Sie war 1858 in dem Dorfe Matla im Bezirk Dacca geboren. Ich berichte nun hauptsächlich nach Mittheilungen, die nach ihrem Tode in indischen Zeitungen erschienen sind. Als ganz kleines Mädchen hing sie, so hören wir, an ihrem Großvater und zog seine Gesellschaft jeder anderen vor. Sie hatte nur wenige Gespielen, aber die wenigen Freunde, die sie hatte, blieben ihr Freunde fürs Leben. Ihr Vater war arm, aber er liebte seine kleine Tochter so, daß er ihr bis zu ihrer Hochzeit jeden Sonntag ein neues Kleidchen schenkte. Mit neun Jahren verheirathete sie sich; ihr Gatte war damals gegen zwölf. Den ganzen lieben langen Tag waren sie so glücklich wie die Kinder und doch beschäftigten sich ihre Gedanken mit Gegenständen, die in der Unterhaltung reiferer Ehepaare in England nur eine geringe Rolle spielen. Wie jung sie auch waren, sie waren alt genug, um sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Bald fühlten sie sich nicht mehr von ihrer Religion befriedigt und nach zwei bis drei Jahren angstvollen Grübelns entschlossen sie sich zu einem Schritte, dessen volle Bedeutsamkeit Wenige, die das indische Leben nicht kennen, ganz zu ermessen im Stande sein werden. Ihr Gatte schloß sich den Anhängern von Rammohun Roy, von Keshub Chunder Sen und anderen Reformatoren der alten indischen Religion an, und sie folgte als treues Weib seinem Beispiele. Sie gaben allen Bilderdienst, alle abergläubischen Handlungen, auf. Ihr Glaube ließ sich fortan in ein paar einfache Sätze zusammenfassen. Sie glaubten, daß im Anfang Gott allein vorhanden gewesen sei, daß er das All geschaffen habe. Er ist ein denkendes Wesen, sagen sie, unendlich, gütig, ewig, der Regirer des Alls, allwissend, allmächtig, die Zuflucht Aller, unkörperhaft, unveränderlich, allein, ohne Jemand neben sich, allgewaltig, aus eigener Macht bestehend und über jeden Vergleich erhaben. Sie glauben, daß sie durch seine und einzig durch seine Verehrung das höchste Glück in diesem und in jenem Leben erreichen können und daß diese wahre Verehrung darin bestehe, daß sie ihn lieben und seine Werke thun.

Das mag ein Glaubensbekenntniß sehr harmloser Art scheinen. Aber die Annahme dieses Glaubens der Brahmos bedeutete für den jungen Gatten und sein Weib die vollständige soziale Degradirung. Sie hätten ja den äußeren Schein der Strenggläubigkeit wahren und diese einfachen und aufgeklärterer Ueberzeugungen nur in ihren Herzen hegen können. Es ist ja so leicht, eine Entschuldigung für die eigene Strenggläubigkeit zu finden. Die Versuchung war groß, aber sie widerstanden ihr. Die Familien, denen sie und ihr Gatte angehörten, nahmen eine hervorragende Stellung in der Hindugesellschaft ein. So sehr sie und ihr Gatte vorher auch geliebt worden waren nun wurden sie verachtet, gemieden, ausgestoßen. Der Unterhalt, von dem

sie zu leben hatten, wurde auf einen verschwindenden Betrag herabgesetzt, und um sich selbst zum Erwerb eines Einkommens auszubilden, trat der Gatte als Schüler in eine der Regirunglehranstalten ein, und seine kleine Frau versah ihren kleinen Haushalt.

Bald kam eine neue Prüfung. Der Vater ihres Gatten, der seinen Sohn verstoßen hatte, starb gebrochenen Herzens, und seinem Sohn lag die Pflicht ob, die Sraddha oder Leichenfeierlichkeiten abzuhalten. Die Abhaltung dieser Feierlichkeiten vernachlässigen: Das bedeutet, den Abgeschiedenen aller Hoffnung auf ein ewiges Leben berauben, und dieser Glaube wurzelt so tief im Hirn der Hindus, daß sie sich fest an ihre Sraddha halten, wie skeptisch sie auch im Uebrigen ihrer Religion gegenüber stehen mögen. Kedar Nath Ray, der Sohn, war ganz bereit, bei dieser Gelegenheit alle Feierlichkeiten zu verrichten, die nicht offenbar götzendienerisch waren, aber weiter auch nichts. Alle seine Verwandten und Freunde, das ganze Dorf, dem er angehörte, drängten ihn zum Nachgeben. Sein kleines Weib allein stand ihm tapfer zur Seite, und als die Zeit der Leichenfeier kam, half sie ihm bei Nacht, seinen Verfolgern zu entfliehen. Seines Vaters Brüder stellten in Folge Dessen jeden Zuschuß ein und schrieben ihm: „Es ist nun Deine Sache, Dein Weib und Deine Mutter zu unterhalten. Der Ertrag unseres Familieneigenthums wird von den religiösen Stiftungen unserer Vorfahren aufgezehrt. Deine Familie wird monatlich nur acht Rupien zu ihrem Unterhalt bekommen." Mit diesem Wenigen brachte es Srimati fertig, sich, ihre Schwiegermutter, die irrsinnig geworden war, ihres Gatten kleine Schwester und ein Kindermädchen zu erhalten, während ihr Gatte auf dem Presidency College in Calcutta war, um womöglich seine Studien zu beenden. Das erwies sich jedoch in Folge der Kosten als unmöglich. Er mußte nach Dacca gehen, um dort seine Studien zu vollenden, unterstützt von einem Oheim aus der mütterlichen Verwandtschaft. Nun lebten sie wieder Alle zusammen, und obgleich sie oft fast Hunger zu leiden hatten, so hielt doch Srimati diese Jahre für die glücklichsten ihres Lebens. Sie selbst besuchte eine Schule für erwachsene Frauen und machte so rasche Fortschritte, daß sie einmal dazu auserwählt wurde, eine Ansprache an Lord Northbrook vorzulesen, als er Dacca besuchte.

Ihr übriges Leben war wenig ereignißreich. Ihr Gatte sicherte sich
...iger Zeit eine gewisse Unabhängigkeit, und obgleich sein Leben immer-
...n Kampf war und obgleich ihnen ihre Verwandten ihren Abfall niemals
n, so war ihr kleines, mit gesunden Kindern gesegnetes Heim Alles,
...e sich auf Erden wünschten. Ihr Haushalt scheint in der muster-
...n Weise geführt worden zu sein. Ihre Freunde erzählen uns, wie
...igen Dienstboten sie geliebt haben und sie nie haben verlassen wollen.
...e Freundlichkeit gegen sie erzeugte zuweilen Unregelmäßigkeit, und

ihr Gatte hatte sich zu beklagen, daß sie nicht streng genug mit ihnen wäre. Aber sie sagte: „Warum sollte ich meine Geduld verlieren und damit den Frieden meines Geistes? Es ist besser, wenn ich auch selbst ein Wenig von ihrem Verhalten leide."

Ihre Liebe zu ihren Kindern war außerordentlich heiß. Sie war nicht nur eine liebende Mutter, sondern sie wachte auch über ihre Kinder und führte sie mit fester Hand durch all die Versuchungen ihrer Kindheit und Jugend. Ihr höchster Wunsch aber war ihres Gatten Glück. Sie wand sich um ihn wie eine Liane, aber es war die Schlingpflanze, die ihn zusammenhielt, ihm Kraft gab und ihn in allen seinen Prüfungen und Bestrebungen aufrecht erhielt.

Man mag ein solches Leben, an Ereignissen arm, ein Leben ohne Aufregung, ohne soziale Triumphe nennen. Dieses stille Paar aber erfüllte tagtäglich den Kreis seiner Pflichten in dem Dorfe, das das Heim seiner Vorfahren gewesen war. Sie reisten nicht, um ferne Städte zu sehen. Sie kannten schwerlich das Vergnügen, das man aus der Betrachtung großer Kunstwerke gewinnt. Was wir Gesellschaft nennen, gab es für sie nicht. Keine Theater, keine Konzerte, keine Diners, keine Bälle. Die Natur gab ihnen all die Gegenstände ihrer Bewunderung, und die Religion erhob ihre Seelen zum erhabensten Glücksgefühl. Manche wonnevolle Mondscheinnacht verbrachten sie zusammen in stiller Betrachtung der Natur und des Großen Geistes, der da in Allem lebt und wirkt. Sie waren vertraut mit der Begeisterung, die dem Gefühle einer göttlichen Gegenwart in Allem entspringt, in dem sanften Wehen des Abends, dem Flüstern der Blätter, den Silberstrahlen des Mondes, und vor Allem in den tiefen stillen Blicken zweier liebenden Augen. Jeden Morgen und jeden Abend betete das glückliche Weib mit ihrem Gatten und später in ihrem Leben hielt sie den Hausgottesdienst für ihre Kinder und Dienstboten. Als schließlich ihre Gesundheit wankte, war sie, so jung und glücklich sie sich auch fühlte, doch gern bereit, zu scheiden. Auf ihrem Krankenlager hatte sie nur wenig zu klagen, und das Einzige, was sie fürchtete, war, daß sie ihren Gatten im Schlafe störte und ihm die Ruhe raubte, deren er so sehr bedurfte. Sie wachte und betete, und als das Ende kam, murmelte sie ruhig: „Dayamaya", „O Allerbarmer". So entschlief sie, ein echtes kindliches Weib, rein wie ein Kind, ergeben als ein Weib und voll Verlangen nach dem Vater, den sie gesucht hatte, ob sie doch ihn fühlen und finden möchte, — und sicher war er nicht fern von ihr — und sie nicht fern von ihm.

Oxford. Professor F. Max Müller.

# Die Fehler des Kathedersozialismus.

Ich habe im vorletzten Heft der „Zukunft“ von der Geschichte des Kathedersozialismus gesprochen; heute ein Wort von seinen „Fehlern“. Ich werde diesmal aphoristisch sein, sonst könnte ich nicht ein Thema, mit dem Bände zu füllen sind, auf dem Raume weniger Seiten unterbringen. Ich kann, indem ich diese Fehler darstelle, nicht von den Personen abstrahiren, deren Schriften ich für den Nachweis der von mir so genannten Fehler benütze. Und um für einen Leserkreis, der kein rein fachlicher ist, in einem wissenschaftlichen Streite die Gegensätze klar zu machen, müssen sie mit aller Schärfe herausgearbeitet sein. Auch ich kann mich Dem nicht entziehen. Aber es ist mir dabei ein Bedürfniß, an diesem Orte auszusprechen, daß die beiden Männer, von denen wohl zu sagen ist, daß sie, Jeder in seiner Weise, an der Spitze der kathedersozialistischen Bestrebungen stehen und mit denen ich mich darum hauptsächlich auseinanderzusetzen habe, Wagner und Schmoller, in ihren Leistungen und ihren Personen meine aufrichtigste Hochschätzung und Verehrung genießen. Nur freilich: Amicus Plato, amicus Socrates, sed praehonoranda veritas.

Der Kathedersozialismus läßt zwei Epochen unterscheiden: die der frohen Zuversicht und die des Zweifels. In der ersten Periode galt es den Kampf gegen das Manchesterthum. Damals ließ man sich den Namen als Kathedersozialisten gern gefallen. In einer Anwandlung kecken Trotzes und bewußter Fronde gegen die herrschenden Tendenzen nahm man ihn auf. Nach kurzen Remonstrationen wurde er von den Kathedersozialisten nicht nur unbeanstandet gelassen, sondern von ihnen selbst auf sich und ihre Schule angewendet. Wagner führt noch jüngst in seiner „Grundlegung“ aus, daß ein besserer Name, der ihnen Allen in ihren verschiedenen Nuancirungen gerecht wird, kaum gefunden werden könne. In dieser ersten Periode galt es den Kampf. Und zwar den Kampf mit allen Attributen des Kampfes. Welcher Art diese sind, darüber läßt sich Schmoller gegen Treitschke aus. „Nur eine gewisse Einseitigkeit,“ so sagt er, „setzt Etwas durch in der Welt.“ Er redete damit den temperamentvollen Elementen des Vereins für Sozialpolitik, des kathedersozialistischen Vereins, das Wort. Er nahm hier den Verein Das in Anspruch, was nach ihm auch für Treitschke galt „was (‚ein entschlossenes einseitiges Auftreten für eine neue große, berechtigte Idee‘) seinen Werth bedingte.“

Das war also die erste Periode. Der Drache Manchesterthum war zu Boden gestreckt. 1878 that sich der Verein für Sozialpolitik mit freihändlerischen Volkswirthschaftlichen Kongreß zusammen, und Held,

damals einer der Wortführer des Kathedersozialismus, Vorgänger Schmollers auf dem Berliner Lehrstuhl, schrieb: „Seitdem die öffentliche Meinung sich in Bezug auf das Laissez faire erheblich korrigirt hat, haben wir keinen Grund mehr, in unserem äußeren Auftreten die alten Gegensätze zu pflegen.“ Die Aufgabe, die der Verein für Sozialpolitik sich gestellt hatte und um derenwillen er zusammengetreten war, schien also gelöst oder auf dem besten Wege der Lösung. Was that der Kathedersozialismus nunmehr, nachdem er seine Hauptmission erfüllt hatte? Er arbeitete im Einzelnen weiter, bereitete verschiedene Reformen vor. Seine Stimmung erfuhr dabei aber eine wesentliche Einbuße, wie Dies Lexis, selbst dem Kathedersozialismus wohl nicht fern stehend, gelegentlich einmal schildert. Lexis sagt (1893):

„Die nicht sozialistische Nationalökonomie in Deutschland hält sich seit einer Reihe von Jahren vorwiegend auf der Defensive. Das siegesgewisse sichere Selbstbewußtsein, mit dem einst die klassischen englischen Lehren von den ewigen volkswirthschaftlichen Naturgesetzen verkündet wurde, ist verschwunden; man fährt fort, die bestehende Wirthschaftordnung und insbesondere auch die kapitalistische Produktionweise zu vertheidigen. Aber — und nun folgt das Wesentliche — das Hauptargument zu ihren Gunsten ist eigentlich nur dies, daß nicht abzusehen sei, welche andere praktisch ausführbare Organisation, mit Aussicht auf bessere Wirkung, an ihre Stelle gesetzt werden könne. Im Uebrigen giebt man bereitwillig zu, daß Vieles nicht sei, wie es sein sollte, und sucht eifrig nach Heilmitteln gegen die anerkannten Uebel.“

Diese Darstellung ist also ein Stimmungbild. „Der Kathedersozialismus hält sich auf der Defensive.“ Was vertheidigt er? Sich oder die bürgerliche Wirthschaftordnung? Lexis meint wohl, er vertheidige die bürgerliche Wirthschaftordnung. Wie vertheidigt er sie? „Das Hauptargument zu ihren Gunsten ist dies, daß nicht abzusehen sei, welche andere praktisch ausführbare Organisation, mit Aussicht auf bessere Wirkung, an Stelle der vorhandenen gesetzt werden könne.“ Das ist in der That das Hauptargument. Und damit hatte der Kathedersozialismus sich selbst gerichtet. Er konnte nach 1878 mit seiner Vergangenheit nicht brechen. So kämpfte er denn weiter gegen das Manchesterthum. Er kämpfte weiter, trotzdem ein viel mächtigerer Kämpe, der Sozialismus mit seinen enormen Stimmenzahlen, auf den Plan getreten war. Der Sozialismus war stark genug, um mit den Resten des Manchesterthums fertig zu werden. Der Kathedersozialismus war darum neuerdings zur Prüfung aufgefordert, ob sein Standpunkt, seine Lehre, richtig sei. Er nahm diese Prüfung nicht vor. Ein Eintreten den bürgerlichen Wirthschaftstaat, in der Erwägung, daß seine Lichtseiten ihm in höheren Grade Charakteristische sind als seine Schattenseiten, war wider die Natur. Seine Lehre zeigte ihm nicht die gesunde Kraft di bürgerlichen Wirthschaftstaates, sie verwies ihn immer von Neuem nur den Revers der Medaille.

Als Treitschke seinen Streit mit dem Kathedersozialismus begann, in den Aufsätzen „Der Sozialismus und seine Gönner", die als unsachmännisch so einhellige Zurückweisung von der Seite des Kathedersozialismus erfuhren, machte er diesem seinen „Ton" zum Vorwurf. Seinen Ton gegen die bürgerliche Wirthschaftordnung, der stets gereizt war, und seinen Ton gegen den Sozialismus. Stets war dieser Ton nämlich nachsichtig liebevoll. „Die bedenklichste Schwäche des Kathedersozialismus", sagt Treitschke, „liegt aber darin, daß er so oft den Ton verfehlt hat." Der Vorwurf war, glaube ich, nicht richtig gefaßt. Der Kathedersozialismus konnte keinen anderen Ton gebrauchen, denn der Ton war seine Lehre. Der Kathedersozialismus hat genau den Ton gefunden, der seiner wissenschaftlichen Einsicht entsprach. Der Ton ist nichts als das Sublimat, der letzte Niederschlag des wissenschaftlichen Systems, das unfehlbare Zünglein an der Waage, in deren einer Schale die „Für", in deren anderer die „Wider" stehen. Der Ton spricht Alles aus, auch Das, was nicht gesagt wird. Treitschke war über diesen Ton höchst ärgerlich. Am letzten Ende, so sagte er, diene „dieses Heer von Anklagen, das sich gegen die bürgerliche Gesellschaft heranwälzt, nur als bequeme Flankendeckung für die Bestrebungen der Sozialdemokratie". Der Kathedersozialismus hatte sich in der That als Anklagebehörde wider die bürgerliche Wirthschaftordnung konstituirt. Treitschke erwartete, daß aus seiner Mitte ihr auch ein Anwalt erstehen werde. Ein Anwalt, der vom Verdacht des Manchesterthums frei, darum eine Wirkung üben könne. Als dieser Anwalt nicht kam, übernahm er selbst die Vertheidigung.

Zur Sache wurde von Schmoller ausgeführt, was folgt:

„Das aber ist die Grundfrage der Zeit. Ganz abgesehen von der Frage, ob wir heute einen sozialen Fortschritt herbeiführen können, fragt es sich, ob wir nicht (vorübergehend natürlich) zurückgehen, dadurch, daß wir einen Theil unseres Mittelstandes verlieren, daß ein Theil dieses Mittelstandes sich in ein besitzloses und kulturloses Proletariat verwandelt. Das ist die soziale Grundfrage unserer Zeit, daran ist festzuhalten. Die moderne Großindustrie mit ihren ungesunden Räumen und Wirkungen, mit ihren Störungen und Krisen, mit ihrer Frauen- und Kinderarbeit, mit ihrer gewerblichen Erziehung, mit dem Sinn und der Gesittung, die sie bisher mehr oder weniger dem Arbeiterstande gegeben, hat überall, wo nicht besonders ideale Persönlichkeiten oder besonders günstige Verhältnisse im entgegengesetzten Sinne arbeiteten, die selben traurigen [illegible]en gehabt. Unser Großgrundbesitz hat da, wo er ausschließlich vorherrscht, er nicht mit kleinem Besitz durchsetzt ist, wo massenhaft besitzlose Taglöhnerren einigen ganz wenigen vornehmen Grundbesitzern gegenüberstehen, theiltraurigere soziale Resultate aufzuweisen; ein in jeder Beziehung [illegible] und wirthschaftlich verwahrloster Arbeiterstand tritt uns hier entgegen, war im neunzehnten Jahrhundert sicher sich auch etwas gehoben hat, aber dieser Hebung bis zu jener Stufe des Bewußtseins gekommen ist,

die ihn jetzt in Schaaren nach Amerika treibt. Wir haben hier die letzte Konsequenz der feudalen Sünden, der feudalen Klassenherrschaft des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vor uns. Dazu kommt die chronische Krisis unseres Handwerkerstandes, die Noth unserer Volksschullehrer und Pfarrer, unserer subalternen und studirten Beamten, die Frage, wie lange unser Bauernstand vor dem Auskaufen durch den Großgrundbesitzer noch Stand hält; in letzterer Beziehung sind die Resultate, die z. B. die Provinz Sachsen aufzuweisen hat, ganz andere, weniger günstige, als am Rhein einerseits, in Ostpreußen andererseits."

Dieses ist die bedeutendste Stelle in den „Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft," Schmollers offenem Sendschreiben an Treitschke. Ich bin überzeugt, daß Schmoller nicht in der Lage ist, auch nur einen der fünf Sätze, in die sich die — fast möchte ich sagen —: „Anklageschrift" gliedert, aufrecht zu halten. Er stellt die Frage, ob wir nicht (vorübergehend „natürlich," wobei aber das „vorübergehend" nirgends näher begründet wird) zurückgehen, dadurch, daß wir ein Theil unseres Mittelstandes verlieren, indem sich ein Theil dieses Mittelstandes in Proletariat verwandelt. Ich habe mich mit dieser „Grundfrage" sehr eingehend beschäftigt. Die Auffassung Schmollers wird von allen namhaften Kathedersozialisten, älteren wie jüngeren, getheilt. Ich habe den Nachweis geführt, daß sie unzutreffend ist. Ich erwähne Das, weil es erwähnt werden muß, um meine Stellung zum Kathedersozialismus deutlich zu bezeichnen. Ich darf es erwähnen, weil ich auch die Urtheile anführen will, die von kathedersozialistischer Seite darüber gefällt worden sind

Ich habe also darzuthun versucht, daß die Entwickelunglehre des Kathedersozialismus falsch ist, daß sie auf eine Verwendung der Einkommensteuer-Statistik zurückführt, die nicht zu halten ist, daß diese Ziffern in richtiger Bearbeitung das Gegentheil Dessen ergeben, was der Kathedersozialismus ihnen entscheidend entnimmt. Dies wurde folgendermaßen näher entwickelt.*)

„Man suche sich klar zu machen, Verhältnisse welcher Art hier in Vergleich gezogen werden. Die Vertheilung der Einkommen bezeichnet sich durch die Zahl der in den verschiedenen Einkommensklassen vertretenen Personen. In dieser und jener Klasse gab es in einem Jahre so und so viel Personen, fünf oder zehn oder zwanzig Jahre darauf so viel mehr. Nichts liegt näher, als den Zuwachs oder die Abnahme in Prozenten, bezogen auf die frühere Zahl Angehöriger in der gleichen Einkommensklasse, auszudrücken. Trotzdem scheint uns gerade auf diese Weise das Phänomen der Entwickelung falsch gefaßt und dargestellt zu sein. Jener Prozentrechnung liegt nämlich die stillschweigende Voraussetzung zu Grunde, daß sich die nunmehrigen Censiten dieser und dieser Klasse aus den früher in geringerer Zahl dahier vorhandenen „entwickelt" haben, während ja doch offenbar ist, daß nicht aus zehn Censiten dahier nun fünfzig oder hundert

*) Vgl. mein System der Sozialpolitik. I. Bd.: „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftordnung."

geworden sind, diese zehn Censiten nicht jeder vier oder neun andere gezeugt haben, sondern die vierzig oder neunzig von einer anderen Stelle her in die Klasse eingetreten sind. Und die historische Betrachtung hat nun selbstverständlich diesen ihren Ausgangspunkt ins Auge zu fassen, soll sie überhaupt Das sein, was sie sich nennt: ‚historisch'.

Wo liegt nun aber dieser ‚Ausgangspunkt'? Für verschiedene nunmehrige Angehörige der gleichen Klasse wird er an verschiedenen Punkten gelegen haben. Personen, die heute 10 000 Mark erwerben, mögen vor zehn Jahren, die eine so wie jetzt bereits 10 000 Mark, die andere vielleicht 5000 Mark bezogen haben, eine dritte vielleicht ganz ohne Einkommen und eine vierte im Genuß eines doppelt so hohen gewesen sein. Daß die Statistik nun, die mit der unpersönlichen Ziffer hantirt, der Entwickelung in dieser Weise nicht nachgehen, daß sie uns nicht genau sagen kann, so und so Viele haben sich nur in ihrer Stellung behauptet und diese Zahl hat sogar einen Rückgang ihrer Bezüge erfahren, braucht wieder keine weitere Auseinandersetzung. Kann uns aber die Statistik unter solchen Umständen überhaupt ein richtiges Bild der Entwickelung gewähren? Doch! Sie kann es.

Ob ein Aufstieg überhaupt vorhanden, darüber giebt uns Aufschluß das Bild der Einkommenspyramide früher und jetzt. Wenn die über der untersten Schicht sich lagernden Schichten an Stärke zugenommen haben, so ist ein Aufstieg erfolgt. Dieser Schluß erleidet keine Störung durch den Umstand, daß, wie schon früher erwähnt, gegen den Willen des Besitzers auch eine Degradation erfolgen kann. Denn auch diese drückt sich in den Gesammtziffern aus. Ob aber im Allgemeinen ein Aufstieg oder ein Abstieg stattgefunden hat, eine absolute Verstärkung dieser und dieser über die unterst gelagerte Schicht, darüber kann selbstverständlich angesichts der Ziffern kein Zweifel herrschen. Man nehme nun an, eine solche Verstärkung sei für den Fall eines speziellen Wirthschaftgebietes nachgewiesen. Wie ist dann ein prozentuales Bild der Entwickelung zu gewinnen? Dadurch allein, daß man sich erinnert, wie die nunmehrigen Angehörigen einer nach oben liegenden Schicht aus den unteren Schichten aufgestiegen sind, und danach rechnet."

Man denkt nun vielleicht, daß eine solche Rücksichtnahme, wie ich sie fordere, darauf, daß die Entwickelung nicht aus der Klasse selbst, die man betrachtet, sondern wenn progressiv von unten her, wenn retrograd von oben her erfolgt, an den Ergebnissen der Einkommensteuer-Statistik nicht viel zu verändern, das gewohnte Bild kaum irgend zu verschieben vermöge. Aber man halte mit dem Urtheil noch einen Augenblick zurück. Ich bringe, um die Erheblichkeit der Sache klar zu machen, einige — auch an sich bemerkenswerthe — Ziffern über die Zahl der Vermögenssteuerpflichtigen im Kanton ich früher und jetzt. Der Kanton Zürich zählte Inhaber, bezw. Steuerpflichtige eines Vermögens von:

| | | 1891 | 1848 |
|---|---|---|---|
| I. Klasse: | 250 000 Francs und mehr . . | 523 | 81 |
| II. „ : | 20 100—250 000 Francs . . | 6 843 | 2 409 |
| III. „ : | 2 100— 20 000 „ . . | 25 467 | 13 959 |
| IV. „ : | 100— 2 000 „ . . | — | 25 991 |

Was wird nach der gegenwärtig geläufigen, von mir unhistorisch und falsch genannten Methode aus diesen Ziffern herausgelesen? Daß die Zahl der Censiten sich erhöht hat in der

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. Klasse um . . . . | 442 | = **546** | Prozent |
| II. „ „ . . . . | 4 434 | = 184 | „ |
| III. „ „ . . . . | 11 508 | = 82 | „ |

Die Entwickelung erscheint also als eine im höchsten Grade ungünstige. Die großen Vermögen sind der Zahl nach im Laufe der vierzig Jahre außerordentlich gestiegen, um 546 Prozent, die mittleren Vermögen haben sich schon mit einer viel bescheideneren Vermehrung begnügt (184 Prozent); den geringsten Gewinn (82 Prozent) von der wirthschaftlichen Entwickelung haben aber die kleinen Vermögen abbekommen. Siebenmal stärker als ihre Vermehrung ist die der großen gewesen! Solcher Art ist die Betrachtung, zu der man durch die bisher gebräuchliche Methode, die Ziffern zu lesen, aufgefordert ist. Und es hat den Anschein, als ob sich hiergegen nichts sagen ließe. Arithmetisch ist ja Alles in Ordnung! Nun ziehe man aber gegenüber dieser Rechnung die folgende Darstellung in Betracht. In Klasse I beträgt die Vermehrung 442. Diese 442 sind aufgestiegen in der Zeit von 1848 auf 1891 aus Klasse II, die 1848 : 2409 Censiten zählte. In die Klasse I sind also aus Klasse II übergegangen 18 Prozent ihres seinerzeitigen Bestandes. In Klasse II beträgt die Vermehrung 4434. Da aber aus Klasse II in Klasse I 442 übergingen, müssen zu den 4434 noch weitere 442 in die Klasse II aufgestiegen sein, damit hier die Vermehrung als eine solche um 4434 erscheine. Aus Klasse III gingen in Klasse II also ein: 4876 = 35 Prozent des früheren Bestandes der Klasse III. In Klasse III beträgt die Vermehrung scheinbar 11 508. Da aber 4876 in die Klasse II „abgeliefert" wurden, wurden thatsächlich aus Klasse IV in Klasse III 16 384 Personen abgegeben = 63 Prozent des Bestandes der Klasse IV im Jahre 1848. Die Rechnung ergiebt also, daß aus

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Klasse II in Klasse I übergingen . . . | 442 | Personen | = **18** | Prozent |
| „ III „ „ II „ . . . | 4 876 | „ | = 35 | „ |
| „ IV „ „ III „ . . . | 16 384 | „ | = **63** | „ |

Diese Rechnung kann weiter nicht verfolgt werden. Bereits jetzt ist die Darstellung etwas breit gerathen. Aber es handelt sich, wie Schmoller mit Recht bemerkt, um die „Frage der Fragen", oder wie er es ausdrückt, um die „Grundfrage der Zeit".

Von den Kritikern der Rechnung erklärte Einer (der sich in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik vernehmen ließ), die von mir entwickelte Statistik sei nichtswürdig und schlecht; der Andere, der näher darauf einging, (Lexis), meinte, die „herkömmliche" Methode der Verwerthung dieser Zahlen sei nicht geeignet, zu einer richtigen Würdigung der Verschie-

bungen des Einkommens oder Vermögens zu führen; das Wolffsche Verfahren stelle trotz mancher Aussetzung, die ihm im Einzelnen zu machen sei, die Sache in ein richtigeres Licht.

Schmoller sagt noch, er verlange, „daß der Arbeiterstand auf die Dauer sich hebe, daß aus seinen besseren Elementen wieder ein gesunder Mittelstand erwachse.“ Und an anderer Stelle heißt es bei ihm: „Wir lassen uns verlachen und verhöhnen von den Alltags-Philistern, weil wir sicher wissen, daß in zwanzig bis dreißig Jahren ein Geschlecht leben wird, das unsere Theorie von allen Dächern predigt.“ Schmoller sagt Dies von der kathedersozialistischen Theorie der Sozialreform. Hierfür mag er bis zu einem gewissen Grad im Rechte sein. Sicher aber ist, daß dem Kathedersozialismus als positivem Theoretiker, als Kritiker des bürgerlichen Wirthschaftstaates, von der Entwickelung der letzten zwanzig bis dreißig Jahre nicht Recht gegeben worden ist. Nicht nur in der „Grundfrage der Zeit“, der prinzipiellen Frage der Einkommens-Entwickelung, Mittelstands-Neubildung ꝛc., sondern auch in den vier Einzelnfragen, aus denen sie sich zusammensetzt: in der Arbeiterfrage — ländlichen und industriellen —, in der Frage des Bauernstandes, und in der Frage des Handwerks ist der Kathedersozialismus durch die thatsächliche Entwickelung Lügen gestraft worden.

Nicht nur hat sich die Lage des Arbeiters in Deutschand gegen die Voraussicht des Kathedersozialismus in den letzten zwanzig Jahren dauerhaft und wesentlich gehoben; nicht nur hat beim landwirthschaftlichen Arbeiter die Auswanderung nach Amerika die Rolle nicht gespielt, die Schmoller ihr zuweist; nicht nur hat der Bauer in Deutschland dem „Auskauf durch den Großgrundbesitzer“ „Stand gehalten“ und wird ihm voraussichtlich auch weiterhin Stand halten; sondern auch das Handwerk hat, wie Schönberg, wieder ein höchst unverdächtiger Zeuge, notifizirt, den Platz behauptet. Schönberg, neben Schmoller wohl der beste Kenner des Gewerbewesens, führt Dies an verschiedenen Stellen seines Handbuches, mit Benutzung der Ziffern der Gewerbezählungen von 1875 gegen 1882, aber auch in eingehender theoretischer Begründung, aus. Den Leser wird diese Feststellung trotzdem vielleicht überraschen, noch mehr als das vom Arbeiter und Bauern Gesagte. Die Sinnfälligkeit, die tägliche Beobachtung sprechen gegen sie. Aber die tägliche „Erfahrung,“ Das, was man sieht und „erfährt“, hebt nicht das Gesetz großen Zahlen auf. Die tägliche Erfahrung wird nicht durch die Regelßigkeit, sondern durch die Auffälligkeit genährt. Und daß er die Auffälligen auf sich wirken ließ, derart auf sich wirken ließ, ist eben der Vorwurf, ich dem Kathedersozialismus mache. Er hat sie glorifizirt wie der Bioph den Helden. Er hat aus ihnen das Gesetz der Entwickelung, so weit igstens diese Entwickelung bisher sichtbar geworden ist, abgeleitet.

Von Wahrnehmungen, Schilderungen, Lehren wie den vorbezeichneten war nur ein Schritt zu dem Worte vom „berechtigten Kern des Sozialismus“. Schmoller hat diesen Schritt, so viel mir bekannt ist, nicht gethan; um so öfter Adolph Wagner. Sicher ist nun Manches in der Kritik berechtigt, die der Sozialismus an der bürgerlichen Wirthschaftordnung übt. Im „Kern“ aber ist der Sozialismus falsch. Und das Wort vom berechtigten Kern des Sozialismus ist geeignet, über die Verhältnißquote Dessen, was berechtigt und was falsch in ihm ist, zu täuschen; es mußte den Eindruck erwecken, als ob er im „Kern“, in Dem, was ihn von der bürgerlichen Wirthschaftordnung unterscheidet, „berechtigt“ sei. Es ist von der Internationale die Rede, der bekannten rothen Internationale. Adolph Wagner meint darüber in seiner 1871/72 vielbemerkten Rede über die soziale Frage (gehalten in Berlin vor der Freien Kirchlichen Vereinigung evangelischer Männer) das Folgende:

„Sehr argwöhnisch wird in neuester Zeit die internationale Arbeiterassoziation betrachtet, welche sich von London aus so bedeutsam über den Kontinent verbreitet hat. Seit den internationalen Arbeiterkongressen und ihren tollen Beschlüssen und seit der infernalen Kommune-Wirthschaft in Paris erscheint dieser Argwohn einem großen Teile der Besitzenden und den Regirungen begreiflicher Weise auch begründet genug. Sollte es dennoch nicht abermals richtig sein, den auch hier unbestreitbar vorhandenen gesunden Kern der großen Bewegung aufzusuchen und die Agitation dadurch unschädlich zu machen, daß man das Richtige, was ihren Bestrebungen zu Grunde liegt, freiwillig erfüllt?

Das „Gesunde“ darin sei, so meint Wagner, die Internationalität des Arbeiterschutzes. Wagner hat Dies vor fünfundzwanzig Jahren gesagt. Treitschke hat die Stelle mit scharfem Spott übergossen. In der That ist die Aeußerung eine Ueberschwänglichkeit, die Wagner heute sicher nicht mehr begehen würde. Materiell brauchbar für die Charakteristik des Katheder-sozialismus ist sie trotzdem.

So viel im Allgemeinen zur ungefähren Kennzeichnung der Schule.

Zürich. Professor Dr. Julius Wolf.

# Französische Mädchen.

Wenn die Männer von heute es noch nicht selbst gemerkt haben sollten, muß man es warnend ihnen in die Ohren rufen: seit etwa fünfzehn Jahren ist neben uns eine neue Generation junger Mädchen erstanden, die mit der vorigen und der vorvorigen kaum noch irgend welche Aehnlichkeit hat, — eine ganz besondere Spezies von Mädchen, so absonderlich etwa wie die Männerernte von 1830 und 1848. Dieser neue Mädchentypus ist sehr beachtenswerth, aber sehr schwer zu beobachten; und doch muß man ihn kennen lernen, denn das junge Mädchen von heute, das morgen zum Weibe erwachen wird, hält in seinen Händen den Schlüssel der Zukunft: es ist zur Mutter der kommenden Männer bestimmt. Für und durch dieses Mädchen wird vielleicht die Ehe, die wichtigste Konvention der modernen Gesellschaft, allmählich verändert werden. Wirklich, in so kleinen Händchen ruht der Schlüssel der Zukunft.

Zwei bedeutsame Ereignisse, von der Art, die man in der Finanzsprache Krachs nennt, haben seit ungefähr fünfzehn Jahren die Mädchenseele verwandelt: der Krach der Scham und der Krach des Geldes.

Man muß mich recht verstehen, wenn ich vom Krach der Scham rede. Die Geschlechtsbegierde ist heute nicht heftiger als 1795 oder gar 1695. Zu allen Zeiten und unter allen Regirungformen haben Männlein und Weiblein, so sie einander gefielen, sich zu vereinen gesucht, ohne nach der geltenden Moral, nach dem anerkannten Gesetz oder der herrschenden Religion viel zu fragen. Die offizielle Heuchelei aber, die früher das Sexualgelüsten verschleiern mußte, ist seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren bei uns ganz aus der Mode gekommen. Wie in den Tagen der Heidenheit oder auf den Höhen der Renaissance feiert jetzt die moderne Venus offene Triumphe, — in der Kunst, in der Unterhaltung, in den Sitten. Unsere jungen Mädchen bedienen zwar nicht nackt an den Tischen der Medici und sie tragen an ihren Halsbändern nicht die Symbole der Fortpflanzung; ihre Seelchen aber kann man recht gut denen dieser Florentinerinnen und Römerinnen vergleichen. Sie haben Alles gesehen, Alles gehört; bei denen sogar, deren Sinne noch schlummern, ist das Gehirn längst erwacht. Sie sind, um es mit einem Worte zu sagen, Abiturienten, — freilich mit etwas weniger freien Manieren im Thun und Reden und mit bescheideneren Sinnenbedürfnissen. Es ist aber eben so schwer, in Paris ein wirklich „nicht wissendes" Mädchen zu finden — und nur die völlige Unwissenheit hat auf diesem heiklen Gebiete Werth — wie in einem großen Gymnasium einen keuschen Primaner. Man findets ja mitunter, aber — nicht wahr? — es ist immerhin die Ausnahme.

Wie konnte unseren modernen Jungfrauen die Schamhaftigkeit so verloren gehen? Die Gesellschaft hat diesen Verlust systematisch vorbereitet und war dabei, wie ich glauben möchte, von den allerbesten Absichten geleitet. Die vorige Mädchengeneration war fast ausschließlich in Klöstern oder in weltlichen Pensionen erzogen worden, die genau dem Muster der Klosterschulen nachgebildet waren. Gewöhnlich kam das junge Mädchen völlig „nicht wissend" aus diesen Instituten. Der Klosterfehltritt der höheren Tochter ist eine Erfindung der Rauchzimmerphilosophen. In den Klosterschulen findet man kaum Tendenzsitten; wenn manche Frauen sie später annehmen, dann haben sie sie

von ihrem Manne gelernt. Der bitterste Vorwurf, den man der geistlichen und weltlichen Klostererziehung machte, bestand ja auch gerade darin: sie bereite die Mädchen auf die Pflichten der Ehe und des Lebens nicht genügend vor. Mit zwanzig Jahren, manchmal auch früher, kam das Fräulein dann aus der Anstalt; die Eltern brachten sie zwei- oder dreimal mit einem unverheirateten Manne zusammen und ein paar Wochen später wurde die Ehe geschlossen. Der Natur fiel die Aufgabe zu, die Gatten, die man so hastig vereinigt hatte, ins Einvernehmen zu bringen; der Mann, mochte er nun verführerisch sein oder nicht, hatte den unvergleichlichen Vortheil, auf dem Gebiet der Sinnenliebe wirklich der erste Lehrer seiner Frau zu sein; und da ein solcher Bund, mit dem die eigentliche Liebe freilich kaum Etwas zu thun hatte, von erfahrenen Kennern der äußeren Sitten und Bedürfnisse lange und umständlich überlegt worden war, hielt das Einvernehmen fast immer über die Zeit der Zärtlichkeiten hinaus Stand. Nun geschah es aber, daß einige etwas extravagant angelegte Dämchen die unerwarteten Ueberraschungen des Alkovens mit Pfauenschreien empfingen. Und da die Anderen, die Verständigen, sich ruhig verhielten, kam man allmählich zu der Ueberzeugung, die Verheirathung der Nichtwissenden sei ein Verbrechen an der Sittlichkeit, man dürfe die jungen Mädchen nicht mehr fern von der Welt erziehen, sondern müsse sie mit Dem bekannt machen, was sie nach der Hochzeit erwartet. Und seitdem that man die Fräuleins nicht mehr ins Kloster, sondern erzog sie zu Hause, bei der Mama.

Ein hübsches Milieu und eine allerliebste Gesellschaft. Bevor sie fünfzehn Jahre alt waren, erfuhren die Jüngferchen hier, daß die Männer ihre Jugend mit Allen gehörenden und ihr reiferes Alter mit Anderen gehörenden Frauen verbringen. Die großen Brüder raunten ihnen erfolgreiche Abenteuer zu, die Mütter beschwatzten in ihrer Gegenwart die Ehebrüche der Freundinnen. Von den Romanen rede ich nicht, denn die haben auf die gar nicht romanhaften Seelen unserer Jungfrauen kaum einen Einfluß; aber die Zeitungen, die auf den Tischen herumlagen, der gute „Figaro“ und der ehrenwerthe „Soleil“, erzählten ihnen von jungen und alten Herren höchst merkwürdige Geschichten. Der Zweck wurde vollkommen erreicht: nicht eine Spur von Unwissenheit mehr in den Hirnen der jungen Mädchen von heute. Sie wissen, daß der Geschlechtstrieb der große Erhalter der Menschheit ist; sie wissen, welche Zärtlichkeiten sie von den Gatten zu heischen haben; sie wissen, daß man die Zahl der Nachkommenschaft beliebig begrenzen kann; das Alles wissen sie in dem feierlichen Augenblick, wo sie, im weißen Atlaskleid, mit Kranz und Schleier, die Kirchentreppe hinaufsteigen.

Eine andere Wirkung der Erziehung im Hause: die jungen Mädchen lernen früh den Geschmack am Luxus. Wenn die Tochter eines Millionärs in das vornehmste Kloster von Paris gebracht wird, bekommt sie eine kle eiserne Bettstelle und höchstens eine Mönchszelle; sie erhält die einfachs frugalste Nahrung und schlichte Kleidung von dunkler Farbe und absichtlich u elegantem Schnitt. Nach einer solchen Erziehung scheint später Alles schon Lux und selbst die einfachste Ehe erfüllt schon manchen Wunsch nach höherem Komfo Wird das junge Mädchen aber zu Hause erzogen, dann haben wir sofort de gerade Gegentheil: das Fräulein gewöhnt sich an den Luxus einer wundervoll Einrichtung und einer für reife Menschen bestimmten Lebenshaltung. D

Tage nach der Hochzeit ist die junge Frau dann enttäuscht, wenn nicht Alles wie im Elternhause ist: reichliche Mahlzeiten, viele Dienstboten, kostbare Möbel, seltene Nippes, Wagen und Pferde im Stall.

Im Allgemeinen wird sie nun nicht Alles wie zu Hause finden, weil zugleich mit dem Krach der Scham der Krach des Geldes, oder doch der Krach der Rentiers, erfolgt ist. Die nicht wissende Jungfrau ist verschwunden, aber auch das reiche Mädchen. Die Tochter, sogar die einzige Tochter, aus reichem Hause hat heutzutage gewöhnlich eine Mitgift, die zu dem „Stil" der elterlichen Haushaltung in gar keinem Verhältniß steht. Der moderne Millionär giebt seinem einzigen Sprossen eine Mitgift von zweimalhunderttausend Francs; Das macht sechstausend Francs Rente, also nicht einmal genug, um sich das bescheidenste Miethcoupé zu bezahlen, — also nichts.

Kann nun ein Wesen, das die Nothwendigkeiten des Lebens genau kennt, ein Wesen, dem die Stütze des Geldes fehlt und das sich also selbst seine Zukunft sichern muß, noch die unbeträchtliche Null sein, als die unsere Gesellschaft das junge Mädchen in ihre Rechnungen stellt? Ganz sicher nicht. Das junge Mädchen von heute wird also auch den selben Individualismus und Egoismus haben wie der moderne junge Mann. Es ist nicht mehr das sanfte Opferthierchen, das auf einen Wink der Eltern ergeben zum Altar schreitet. Es ist eine geübte und bewaffnete, zum Kampf und zum Sieg gerüstete Amazone.

Aber der junge Mann kann, wenn er die Schulen durchgemacht hat, seinen Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen. Er kann Anwalt, Künstler, Industrieller, Soldat werden und sein Glück machen, wenn er seinen Eifer seinem Ehrgeiz anpaßt. Das junge Mädchen kann nur entweder Lehrerin oder Künstlerin werden; und diese beiden Berufe, die da schon, wo sie von Männern ausgeübt werden, bei uns nur noch ein mäßiges Ansehen genießen, werden gänzlich gering geachtet, wenn Frauen sich in ihnen versuchen. Deshalb wird unser modernes junges Mädchen sie auch nur selten erwählen. Ein Mädchen, das, wie Odysseus, Menschen und Dinge kennt, wird rasch zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine „Karriere" von der geschickten Ausnützung des doppelten Kapitals abhängt, das es besitzt: der Weiblichkeit und der Jugend. Mit anderen Worten: das moderne junge Mädchen weiß, daß seine Zukunft mit irgend einer Form von „Liebe" eng verbunden sein wird. Nicht von der selbst empfundenen Liebe, sondern von der, die ein Anderer ihm entgegenbringen wird; und das Mädchen bereitet sich für diese entscheidende Begegnung vor, methodisch, wissenschaftlich, wie auf ein Examen oder auf eine Konkurrenz.

So steht nun heutzutage das junge Mädchen der Ehe gegenüber, also einer Institution, die in der Theorie ganz und gar auf die christliche Entsagung, die Gegenseitigkeit der Gefühle und auf die Vernichtung des weiblichen lens gegründet ist. Die Kluft thut sich auf, — eine nicht zu überbrückende t. Ein solches Weib paßt nicht in den Rahmen einer solchen Institution . . . junge Mädchen von heute kann man nicht ändern, denn es ist das Resultat natürlichen Entwickelung der sittlichen Ideen und des wirthschaftlichen gewichtes. Soll man also versuchen, die Eheformen zu ändern?

Bei uns denken ganz vernünftige Menschen schon ganz ernsthaft daran.

is. Marcel Prévost.

# Gold- oder Doppelwährung?

Ich besaß schon eine gewisse Lebenserfahrung, als ich 1876 im zweiunddreißigsten Lebensjahre zuerst an der Hand von Bambergers „Reichsgold" die Heilswahrheit von der alleinseligmachenden Goldwährung einsog. Trotzdem war jedoch mein Geist noch ein ziemlich leeres Blatt, so weit volkswirthschaftliche Theorie in Betracht kam. Die Wirkung war, daß noch siebzehn Jahre vergingen, in denen ich selbst der Gründer einer Schule geworden war, auch durchaus nicht verschmähte, die Argumente der Doppelwährungmenschen anzuhören, ehe das Goldidol bei mir erschüttert wurde. Und sogar nachdem ich zur Ueberzeugung gelangt war, daß unser Heil weder in der Gold- noch in der Doppel-, sondern in der Waaren-Währung zu finden und daß vom praktischen Standpunkt aus unter heutigen Verhältnissen die Doppelwährung vortheilhafter für den Volkswohlstand ist als die Goldwährung, konnte ich mich immer noch nicht von der Idee freimachen, daß wenigstens theoretisch die Doppelwährung ein Unsinn sei. Noch in meinem letzten Buche „Bausteine" (zum großen Theil eine Zusammenstellung von in der „Zukunft" erschienenen Arbeiten), in dem ich die Doppelwährung empfahl, citirte ich Bambergers „Man kann sich eben so wenig ein doppeltes Geld wie eine doppelte Gottheit denken", ohne an die so nahe liegende Erwiderung zu denken, daß man sich freilich eben so leicht ein zweieiniges Geld wie eine dreieinige Gottheit vorstellen kann. Ueberhaupt ist Herr Bamberger zu sehr geneigt, den Grundsatz zu vergessen, daß Gleichnisse nichts beweisen, und obendrein sind seine Gleichnisse nicht immer glücklich gewählt.

Thatsächlich sprechen die Preisveränderungen von 1873, dem Jahre, in dem Deutschland das Signal zur allgemeinen Währungveränderung gab, bis heute, oder vielmehr bis 1893 — denn weiter gehen die mir vorliegenden Tabellen nicht — durchaus nicht für die Werthbeständigkeit des Goldes. Weizen fiel etwa auf die Hälfte, Baumwolle um fünf Achtel, 45 der wichtigsten Waaren nach einem von Sauerbeck berechneten Durchschnitt um drei Achtel. Silber war während dieser Periode um 42 Prozent gefallen. Zu Gold gemessen, sind also die Waarenpreise um 38 Prozent gefallen, in Silber gemessen, sind sie beinahe ~~unverändert~~ geblieben. Da der Werth der Edelmetalle sich eben so an dem der übrigen Waaren mißt, wie der Werth dieser an dem jener, so wäre hiernach Silber und nicht Gold der richtige Werthmesser gewesen, wenn das Silber ohne seine Demonetisirung so gesunken wäre. Um ein ganz korrektes Bild zu erhalten, müssen wir untersuchen, erstens, ob das Silber ohne seine Demonetisirung im Verhältniß zum Goldwerth überhaupt gesunken wäre, und zweitens, ob die Waarenpreise auch ohne die Demonetisirung des Silbers gesunken wären.

Die Bimetallisten behaupten, daß ohne diese Demonetisirung — oder vielmehr bei universeller Durchführung der Doppelwährung — das einmal angenommene Werthverhältniß zwischen Gold und Silber sich nicht verändern würde. Ihre Gegner erwidern, daß kein Uebereinkommen irgend einer Art Etwas an dem wirthschaftlichen Gesetze zu ändern vermöge, wonach die durchschnittlichen Produktionkosten den Preis einer Waare bestimmen. Wenn 25 Gewichtstheile Silber nicht mehr herzustellen kosten als ein Gewichtstheil Gold, so könne das Machtgebot aller Kaiser, Könige, Präsidenten und Parlamente das

Verhältniß von 1 zu $15^1/_2$ oder 1 zu 16 nicht aufrecht erhalten. Hiergegen ließe sich kaum Etwas einwenden, wenn ein solches Machtgebot allein den Werth der Silbermünzen halten müßte, denn dann wären solche nicht mehr, als sie heute sind, nämlich auf Silber gedrucktes Papier- oder vielmehr Kreditgeld, Zeichengeld. In diesem Fall wäre es aber Schade um das theuere Papierersatzmaterial; Papier wäre bequemer und billiger. Die Vortheile, die für die Metallwährung beansprucht werden, sind aber nun, daß das betreffende Geld als Waare den Werth besitzt, den es als Geld hat, oder vielmehr, daß seine Geldeigenschaft eben darin bestehe, daß sein Waarenwerth den Werthmaßstab abgiebt, an dem andere Waaren gemessen werden. Das Silber muß also als Waare den bestimmten Verhältnißwerth zum Gold beibehalten können, wenn es angängig sein kann, überhaupt ein solches Werthverhältniß zu stipuliren.

Dies bringt uns zu der wichtigen Frage, in welcher Weise der Waarenwerth des Goldes und Silbers gebildet wird. Die natürliche Antwort wird sein: durch Angebot und Nachfrage, zwei Faktoren, die als Ergebniß in letzter Linie das den durchschnittlichen Produktionkosten entsprechende Preisniveau erreichen lassen oder mit anderen Worten bewirken, daß der Preis sich gleich dem irgend einer anderen Waare stellt, die durchschnittlich die gleichen Produktionkosten verursacht, bei gleicher Annehmlichkeit der Arbeit. Unter dieser Voraussetzung berechnet sich der Preis eines bestimmten Gold- oder Silberquantums nach dem zu seiner Produktion durchschnittlich erforderlichen Arbeitlohn, Kapitalzins und Unternehmernutzen (Profit), welche die gleichen sind wie die zur Produktion irgend einer anderen Waare gleichen Marktwerthes üblichen. So weit geht meine Feststellung nicht von der allgemein üblichen ab. Nun kommt aber ein Punkt, der meines Wissens bisher nicht die nöthige Beachtung gefunden hat, nämlich die Rolle, welche die Grundrente bei der Sache spielt. Ich darf das Ricardosche Grundrentengesetz, das Stuart Mill die Eselsbrücke der Nationalökonomie genannt hat, als bekannt voraussetzen, nämlich daß Grundrente der Mehrerlös ist, der im Vergleich mit zu dem betreffenden Zweck in Benutzung genommenen Boden ungünstigster Qualität und Lage erzielt wird. Nach diesem Gesetz kann als Regel die Grundrente kein preisbildender Faktor sein; denn der Preis richtet sich nach dem ungünstigsten zur Erzeugung des betreffenden Produktes überhaupt noch in Angriff genommenen Boden, weil dieser nicht in Angriff genommen würde, wenn der Markt von dem besseren Boden befriedigt werden könnte, und weil er nur in Angriff genommen werden kann, wenn darauf der durchschnittliche Arbeitlohn, Kapitalzins und Unternehmergewinn erlangbar ist. Arbeitlohn, Zins und Profit bilden den Preis, und dieser Preis läßt auf dem schlechtesten in Angriff genommenen Boden keine Grundrente übrig. Schlechterer Boden kann nicht in Angriff genommen werden, weil eben nicht mehr der übliche Lohn, Zins und Profit bleiben würde. Was besserer Boden mehr trägt, hat mit dem Preis nichts zu thun, der vom geringsten Boden gebildet wird, sondern ist eine dem Grundbesitzer unentgeltlich in den Schoß fallende Einnahme, Grundrente genannt.

Wenn auf dem schlechtesten Boden eine Mark Arbeit, Zins und Profit ein Maß eines gewissen Produktes erzeugen, so ist eine Mark der Preis dieses Maßes. Wenn besserer oder günstiger gelegener Boden mit einer Mark Arbeit,

Zins und Profit zwei Maß dieses Produktes auf den Markt liefert, so bleibt der Preis eine Mark, und der Erlös des zweiten Maßes ist Grundrente. Wenden wir nun dieses Gesetz auf die Edelmetallproduktion an, so finden wir, daß auch hier der Preis durch die Herstellungskosten auf dem geringsten noch in Benutzung genommenen Boden gebildet wird. Welches ist aber im gegebenen Falle das betreffende Bodenqualitätniveau, von dem der Preis abhängt? Welcher Faktor bestimmt es? Ganz einfach: der Bedarf. Die Grenzlinie wird da gegeben sein, wo Produktionkosten und Bedarfsquantum die Linie ziehen. Sagen wir z. B., zu einem Dollar die Unze wäre der Bedarf des Silbermarktes. Hundert Millionen Unzen per Jahr, so wird das Bergwerk noch in Gang gehalten werden können, das, nachdem die besseren Gruben ihre volle Ausbeute auf den Markt geworfen haben, zur Kompletirung des Bedarfsquantums genöthigt wird, und dabei noch mit dem erlangbaren Preise den Durchschnittslohn, Zins und Profit decken kann. Genau so geht es auch mit dem Gold. Woraus besteht nun der Bedarf an beiden Metallen? Aus zwei Faktoren: dem Bedarf für technische Zwecke und dem für die Geldverwendung. Der erste erreicht höchstens die Hälfte des heutigen Produktionquantums bei dem Gold. Bei Silber verhielt es sich ähnlich, so lange noch der Silberpreis sich zu Gold wie $15^1/_2$ zu 1 verhielt. Heute wird freilich wohl der größte Theil des jährlich gewonnenen Silbers in der Industrie verwandt werden.

Wie wird sich aber das Verhältniß gestalten, wenn eine internationale Vereinbarung bei freiem Prägungrecht beide Metalle in bestimmtem Werthverhältniß als Geld verwenden würde?

Die Frage kann nicht beantwortet werden, wenn nicht vorher eine andere erledigt ist; denn gerade das Ineinandergreifen der verschiedenen Fragen macht jede Betrachtung dieser Probleme so unendlich schwierig. Die betreffende Frage ist: Hat die Quantitättheorie Giltigkeit oder nicht? Diese Theorie läßt bekanntlich den relativen Werth der Geldmetalle und der anderen Waaren von dem Verhältniß des Geldquantums zum Geldbedürfniß abhängen. Die Gegner der Theorie weisen auf die Thatsache hin, daß nur ein sehr kleiner Bruchtheil des Geldverkehrs in effektivem Gelde stattfindet, der größte Theil durch Geldersatzmittel besorgt wird, unter denen Check, Wechsel, Banknote und Kassenschein die Hauptrolle spielen. Sie zeigen, daß der Clearinghouseverkehr einer einzigen Stadt mitunter Beträge erreicht, die der Hälfte des gesammten Geldvorrathes des Landes gleichkommen. Die Thatsache ist unbestreitbar, aber die Bedeutung des Unterschiedes zwischen Geldersatz und Geld mit seinen verhängnißvollen Folgen ist außer Acht gelassen. Wenn die Geldrepräsentationmittel außer Betracht bleiben, nämlich der Theil der Banknoten und Kassenscheine, für die effektives Geld hinterlegt ist und die also nur einen Depositschein bilden, so sind alle Geldersatzmittel nichts als Kreditwerkzeuge, denen das Vertrauen erlaubt, GeldDienste zu versehen; diese Dienste leisten sie auch, so lange ihre Grundlage, der Kredit, nicht angetastet wird. Deutschland hat ungefähr 40 Milliarden Hypothekenschulden, sämmtlich in Baargeld zahlbar, sowohl was Kapital als was Zinsen betrifft. Die in einem einzigen Jahre fälligen Zinsen betragen etwa 1600 Millionen, — recht optimistisch gerechnet. Die durchschnittliche Fälligkeit ist, ebenfalls außerordentlich optimistisch gerechnet, fünf Jahre, also acht Milliarden in einem Jahr. Der

Wechselumlauf beträgt alle drei Monate etwa zwei Milliarden; d. h. alle drei Monate werden immer einmal zwei Milliarden Geld für Wechselschulden verlangt, wozu noch ein Viertel der vorhin genannten 1600 Millionen und mindestens noch weitere fünf Milliarden offener Geldforderungen kommen. Dies macht zusammen rund zehn Milliarden für drei Monate, Das heißt in einer Umsatzperiode. (Auch sehr optimistisch gerechnet; denn der Industrielle setzt oft nicht einmal in sechs Monaten sein Betriebskapital um, der Landwirth oft nur einmal im Jahr.) Der gesammte Geldvorrath Deutschlands ist zwei Milliarden, also nur ein Fünftel des Bedarfes. Hierbei sind die Beträge, die der Kleinverkehr absorbirt, gänzlich außer Acht gelassen. Wir dürfen annehmen, daß hierfür allein die Hälfte des Geldvorrathes gebraucht wird.

Bedenken wir, daß ein sehr stattlicher Theil der genannten Geldforderungen nicht auf Gegenseitigkeit beruht, sondern zu Gunsten von Großkapitalisten besteht, die ein ihre Ausgaben weit übersteigendes Einkommen besitzen und jedes Jahr ihre Ueberschüsse aufs Neue zinsbringend anlegen. Deutschlands Hypotheken nehmen allein um eine Milliarde per Jahr zu. Wie viel die Landkäufe betragen, die für die Einnahme-Ueberschüsse gemacht werden, wie viel im Durchschnitt die neuen öffentlichen Schulden, die von den Betreffenden übernommen werden, wie viel in Industriewerthen von ihnen angelegt werden u. s. w., Das läßt sich nicht genau schätzen; doch kann man ruhig annehmen, daß der nicht verbrauchte und auf Zinseszins angelegte Zinsenzuwachs der deutschen Kapitalisten gegenwärtig allein etwa zwei Milliarden per Jahr beträgt. Eine Weigerung dieser Neuanlage während eines einzigen Jahres würde allein unser ganzes Geld in die Kassen der Betreffenden führen, würde alle sonst schwebenden Geldverpflichtungen jeder Unterlage berauben und dem Verkehr den letzten Baarpfennig nehmen. Es kommt ja nicht oft vor, daß die Herren Prolongationen und Neuanlagen in so ausgedehntem Maße verweigern, wie Das 1893 in den Vereinigten Staaten geschah, wo der Bankerott des ganzen Landes nur durch die Konvention der New-Yorker Banken vermieden wurde, vom Clearinghouse certifizirte Checks als Baargeld anzunehmen, — eine Konvention, deren Haltbarkeit rein auf dem guten Willen des Großkapitals beruhte. Es kommt nicht oft vor, aber es kann jeden Augenblick vorkommen, und weil die Großkapitalisten ihre Macht kennen, darum, abgesehen von anderer Ursache, sind sie im Stande, eine immer schwerere Zinslast für die Geldbenutzung dem Volke aufzuerlegen. Und weil jeder Einzelne dieses Volkes ganz gut weiß, wie seine Ohnmacht gegenüber dieser Last eine immer größere wird, weil er das Damoklesschwert der Kündigung ständig über seinem Haupte sieht, darum jenes Drängen und Haften um das einzige Rettungmittel, das Baargeld, jenes Preisschleudern, das innerhalb zwanzig Jahren die Durchschnittspreise aller Waaren um 38 Prozent herunter drückte, darum die zunehmende Arbeitlosigkeit, das wachsende Elend. Immer wilder wird der Orkan und immer mehr arme wackere Menschen können das rettende Geldfloß, das immer weiter von ihnen wegtreibt, nicht mehr erreichen und sinken in die Tiefe des Proletariats. Ich habe nun gezeigt, inwieweit die Quantitättheorie trotz aller Gelderſatzmittel berechtigt ist, nämlich weil eben jeden Augenblick für diese Ersatzmittel Geld verlangt werden kann und weil der Tribut, der für die Erlaubniß verlangt wird, weitere Ersatzmittel statt wirk-

lichen Geldes zu bieten, um so schwerer und unerschwinglicher wird, je kleiner die Rolle ist, die das effektive Geld im Verkehr — im Vergleich mit den Geldersatzmitteln — spielt. Nun kann ich auch zur Erledigung der Hauptfrage übergehen, wie sich das Verhältniß des Goldes zum Silber gestalten wird, wenn eine internationale Vereinigung bei freiem Prägerecht beide Metalle in bestimmtem Verhältniß als Geld verwenden läßt. Wir haben gesehen, daß der Preisdruck durch das Mißverhältniß des effektiven Geldvorrathes zu der Masse der Gelderſatzmittel hervorgerufen wurde. Es ist daher ganz natürlich, daß dieser Druck schärfer wurde, als mit der Demonetisirung des Silbers der effektive Geldvorrath der Welt, mindestens in seiner Zunahme, noch mehr hinter der der Gelderſatzmittel zurückblieb, die sich mit den zunehmenden Zinslasten schneller und schneller vermehren. Wenn heute das Silber wieder die Geldberechtigung erhielte, so würde das Mißverhältniß etwas weniger schroff werden; aber ein einfacher Ueberblick zeigt, daß selbst eine Silberproduktion, die alle Voraussetzungen überstiege, nicht Schritt mit dem Zinseszins halten könnte. In der „Zukunft" vom vierten März 1893 habe ich ausgeführt, wie ich zu der Zunahmeziffer der aus bloßen Tributansprüchen bestehenden Anlagekapitalien der ganzen Welt von zehn Milliarden Mark per Jahr kam. Nehmen wir an, daß die Hälfte hiervon in Bodenwerthzunahmen, hervorgerufen durch die Werbung des Großkapitals, besteht, und nur fünf Milliarden in Hypotheken und öffentlichen Schulden. Fassen wir daneben ins Auge, daß die ganze Silberproduktion der Welt augenblicklich nur 400 Millionen Mark beträgt, (den Werth von $15^1/_2$ zu 1 berechnet), und daß die Hälfte hiervon für technische Zwecke und für den Export nach Asien verbraucht wird, so hätten wir noch eine Mehrproduktion von 4800 Millionen Mark nöthig, um nur dem Kapitalwerth der neuen Tributansprüche das Gleichgewicht zu halten, also eine Verdreizehnfachung der heutigen Produktion. Hiermit ist auch die Frage beantwortet, ob denn ohne die Demonetisirung des Silbers die Preise gesunken wären. Sie wären es, und zwar nicht, wie oft behauptet wird, weil die technischen Fortschritte diese Wirkung haben mußten; denn die technischen Fortschritte auf dem Gebiete der Edelmetallgewinnung sind schwerlich geringer gewesen als die auf den anderen Produktiongebieten, sondern weil die durch den Zinseszins gestiegenen Tributforderungen nur in den zwei Geldwaaren, nicht in allen Waaren befriedigt werden dürfen.

Diese Produktionvergrößerung wäre aber unmöglich, weil Gruben in Angriff genommen werden müßten, bei deren Bebauung der Lohn von Arbeit und Kapital nicht mehr den auf anderen Produktiongebieten erreichen würde, von Grundrentengewinnung ganz abgesehen, die ja bei den unergiebigsten Gruben wegfällt. Ehe aber dem jährlichen Zuwachs an Tributkapitalien ein entsprechender Geldvorrathszuwachs gegenübersteht, ist an ein Erreichen des Standpunktes der Weltpreise von 1873 nicht zu denken, also eine Abnahme der Kauffähigkeit des Silbers unter den damaligen des Goldes nicht zu befürchten. Dagegen würde vielleicht der heutige Preis des Goldes, an Waaren gemessen, zeitweilig zurückgehen und die Anbaugrenze würde nach oben verschoben, d. h. Gruben, die heute noch ohne Grundrentengewährung bebaut werden, müßten den Betrieb einstellen und besser situirte würden keine oder eine geringere Rente abwerfen, bis der Moment erreicht wäre, wo die schlechteste noch ausgebeutete Goldgrube gerade noch den auf anderen

Produktionsgebieten erlangbaren Lohn, Kapitalzins und Profit abwerfen würde, ohne Grundrente, und dieser Moment wäre erreicht, wenn in der betreffenden Grube, bei gleicher Kapitalverwendung, für jeden Lohntag ein Sechzehntel (oder ein $15^1/_2$tel, wenn Dies das Verhältniß des internationalen Vertrages wäre) Gewichtsquantum Gold gewonnen würde wie in der schlechtesten in Betrieb befindlichen Silbergrube. Was in anderen Gold- oder Silbergruben mehr als dieses Quantum per Lohntag, bei gleicher Kapitalverwendung, gewonnen wird, ist Grundrente und hat mit dem Preis nicht das Geringste zu thun.

Ich will damit nicht sagen, daß die Grundrente überhaupt mit dem Preis nichts zu thun habe, trotz der Theorie, nach der sie kein preisbildender Faktor ist, weil der Preis sich nach den Kosten auf dem geringsten in Verwendung kommenden Boden richtet. Eben so unbestreitbar ist es aber auch, daß die Verschiebung der Grundrentengrenze eine wesentliche Einwirkung auf den Preis ausüben muß, besonders bei Produkten, deren Gewinnungorte in außergewöhnlich beschränkter Anzahl vorhanden sind, wie es vorzüglich beim Gold und Silber der Fall ist. Eine bedeutende Ausdehnung des Bedarfes kann in solchem Falle eine wesentliche Verschiebung der Grundrentengrenze nach unten bewirken und die Preise bedeutend vertheuern, obgleich die technischen Herstellungmethoden eine große Verbilligung des Herstellungpreises veranlaßt haben können. Nehmen wir z. B. an, der technische Fortschritt habe es dahin gebracht, daß, während früher ein Pfund Silber aus der schlechtesten in Benutzung genommenen Grube zum Kostenpreis von 90 Mark geliefert wurde, es jetzt aus der gleichen Grube für 60 Mark in den Markt geworfen werden könnte, so würde trotzdem der Silberpreis auf 90 Mark stehen bleiben, wenn der gestiegene Bedarf zur Inangriffnahme von Gruben nöthigt, wo der gleiche Arbeit- und Kapitalaufwand nur zwei Drittel Pfund Silber liefern, gegenüber dem ganzen Pfund aus der damaligen geringsten noch in Betrieb genommenen Grube. Diese Grube wird dann einfach für jedes Pfund Silber ein Drittel Pfund Grundrente abwerfen, während sie damals gar keine Grundrente ergab.*)

Es handelt sich also nur um die Bedarfsfrage, und da ich soeben gezeigt habe, daß unmöglich die Geldmetallgewinnung mit der Nachfrage nach Geld Schritt halten kann, so lange das Geld den heutigen sozialen Verhältnissen unterliegt, so ist kein Grund, anzunehmen, warum bei internationaler Festsetzung des alten Werthverhältnisses, bei freiem Prägerecht für beide Metalle, nicht der alte Silberpreis von 90 Mark maßgebend sein sollte. Und zwar wäre dieser Preis nicht nur ein nomineller, in Wirklichkeit aber niederer, weil eine geringere Kaufkraft für Gold und andere Produkte besitzend, sondern ein reeller; denn auch der Werth des Goldes basirt zum größten Theil auf seiner Geldverwendung. Wie

*) Natürlich sollte die riesige Grundrentensteigerung, die durch die Einführung der internationalen Doppelwährung in den Silbergruben geschaffen würde, Dem zufallen, der sie schafft, nämlich dem Staat, der dem Silber die Geldeigenschaft gewährt, und eine Verstaatlichung der Silbergruben, resp. das Staatsmonopol der Silbergewinnung, sollte gleichzeitig mit dem betreffenden Vertrage ins Leben treten, wobei der Kaufpreis für den Staat sich nach den heutigen, nicht nach den durch den Vertrag geschaffenen Grubenpreisen richten sollte.

ich bereits gezeigt habe, würden die anderen Waren sogar nach einer solchen Steigerung des Silberpreises immerhin noch billiger sein als früher, d. h. es wäre mehr davon für das gleiche Silberquantum käuflich. Freilich wäre das Gesetz, daß sich der Preis der Edelmetalle nach den durchschnittlichen Produktionkosten richtet, immer noch maßgebend; aber nur darum, weil sich diese Produktionkosten in Folge des Preises verändert haben. Man kann also in solchem Falle eben so gut sagen, daß der Preis die Produktionkosten bestimmt (indem er die Grundrentengrenze entsprechend verschiebt), wie daß die Produktionkosten den Preis bestimmen. Das ist eine sehr wichtige Thatsache, die ich noch in keiner Arbeit über diese Frage berücksichtigt fand. Sie zeigt uns, daß nicht ihre verschiedenen Produktionverhältnisse dieses Werthverhältniß bestimmen, sondern daß ihr Werthverhältniß diese Produktionbedingungen (mittels Verschiebung der Grundrentengrenzen) bestimmt. Da nun ihre Verwendung als Geld das ausschlaggebende Moment bei der Werthbestimmung ist und da diese Verwendung nicht von Angebot und Nachfrage, sondern von der staatlichen Festsetzung abhängt, (freilich nicht von der eines Staates, die nicht ausreicht, weil sich kein einzelner Staat den Einwirkungen des Weltmarktes entziehen kann), so bestimmt diese Festsetzung die Produktionkosten.

Es bleibt nur noch die Frage zu erledigen, ob das Gold als Geldwaare seiner Eigenschaften wegen nicht an und für sich einen höheren Werth als Silber besitzt und ihm darum in der Praxis vorgezogen würde. Im Kleinverkehr ist Dies entschieden nicht der Fall; hier wird für den größten Theil des Umsatzes immer das Silber vorgezogen werden, und was den Großverkehr betrifft, so spielt bei ihm die größere Handlichkeit des theueren Metalles eine geringe Rolle in einer Zeit, in der man gelernt hat, beide Metalle in Bankgewölben liegen und dafür Bezugsscheine passiren zu lassen. Ferner besteht in Folge unserer Transportverbilligung wenig Unterschied zwischen dem Transport des Goldes und dem des Silbers. Die Versicherungskosten sind die gleichen, und ob Silber ein Zehntel pro Mille Fracht, Gold nur ein Hundertfünfzigstel pro Mille kostet, macht so gut wie gar keinen Unterschied aus, besonders wenn wir berücksichtigen, daß die Silberausgleichungen von Nation zu Nation schwerlich viel Transporte verursachen werden. Die Geldvorräthe der Banken würden weit größer sein als die heutigen, während die Geldbeanspruchung für präsentirte Noten eine weit geringere wäre, da die Noteninhaber sich sicher fühlen, jeden Moment das Geld erlangen zu können, und es darum nicht beanspruchen, besonders weil das Heimschleppen des Silberelephanten gerade nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Aus diesen Gründen können die Banken ruhig ihr Silber in ihren in den verschiedenen Ländern errichteten Vorrathsräumen lagern lassen, so daß der Ausgleich von Nation zu Nation in dem Transport von Kasse zu Kasse in der selben Stadt bestehen würde. Völkerrechtliche Abmachungen müßten die betreffenden Eigenthumsrechte auch für den Kriegsfall sicherstellen. Für Thesaurirungzwecke würde freilich Gold seiner Kompaktheit wegen vorgezogen, aber mit der Gefahr der Geldknappheit nimmt auch die dadurch zumeist veranlaßte Thesaurirung ab. Es mag sein, daß im Anfang für Gold ein kleines Agio gezahlt würde und es also zeitweilig als Geld aus dem Markte verschwände; aber wenn ein internationales Uebereinkommen die Banken aller Länder verpflichtet, auf Wunsch der Noteninhaber Gold zu geben, so lange noch Vorrath darin vorhanden ist, und wenn die loyale Durchführung

dieser Verpflichtung dem Publikum beweist, daß es Ernst damit ist, die Parität der beiden Metalle aufrecht zu halten, so wird bei der ungeheueren Menge des Goldvorrathes das Agio bald verschwinden und das Gold so leicht wie das Silber im Verkehr zu haben sein. Die Banken haben nicht die geringste Veranlassung, das Uebereinkommen zu brechen, wenn das Gold nicht mehr, wie heute, ausschließlich zum internationalen Ausgleich gebraucht wird.

Ich wollte hier durchaus nicht für die internationale Einführung der Doppelwährung eintreten; denn meine Krisentheorie ergiebt als unvermeidliche Schlußfolgerung, daß auch bei Zuhilfenahme des Silbers mit den zunehmenden Zinsansprüchen nicht Schritt gehalten werden kann. Die Doppelwährung würde im günstigsten Fall das Eintreten der Katastrophe hinausschieben und es fragt sich, ob Das wirklich ein Vortheil wäre. Es giebt Leute, die eine rechtzeitige Operation trotz ihrer Gefährlichkeit dem langsamen Dahinsiechen vorziehen, besonders wenn die Diagnose dahin geht, daß die betreffende Alternative früher oder später doch nicht zu vermeiden ist. Abgesehen von diesem Gesichtspunkte, kann ich mich nicht für eine Vergrößerung der riesigen Vergeudung erwärmen, die in der Verschwendung noch größerer Produktivkraft zur Herstellung von besonderen Geldwaaren ihren Ausdruck fände, während diese speziellen Geldwaaren überhaupt entbehrt werden können. Abgesehen von noch anderen wichtigeren Vortheilen, würde deren Beseitigung durch die Waarenwährung, von der Bodenreform absehend, den einzigen Weg aus dem Engpaß ohne Umsturz unserer ganzen Gesellschaftordnung bieten. Ich kann hier nicht nochmals auf dieses Thema eingehen und möchte nur kurz berichten, daß mit der Gründung der „Deutschen Waarenbank" in Harxheim-Zell, Rheinpfalz, ein wichtiger erster Schritt zur Erreichung der Waarenwährung gethan ist. Der Erfolg dieser Bank würde zugleich beweisen, daß zur Durchführung der Reform nicht einmal der extreme Schritt der Verstaatlichung des Handels erforderlich wäre.

Was ich in diesem Artikel beweisen wollte, war nur: erstens, wie weit die Quantitättheorie, trotz der Geldersatzmittel, richtig ist. Zweitens, daß das Geldquantum, das nöthig wäre, um die Werthbeständigkeit zu sichern, bei Weitem die herstellbaren Vorräthe von Gold und Silber übersteigt, da der Zinseszins die auf die Waarenpreise drückenden Geldforderungrechte in weit rascherem Verhältniß vergrößert, als die Grubenarbeiter der Welt unter den günstigsten Verhältnissen Geldvorräthe beschaffen können. Drittens, daß eine internationale Vereinbarung ein bestimmtes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber aufrecht erhalten kann: a. weil ihre Verwendung als Geld den Edelmetallen einen großen Theil ihres Werthes giebt und weil ohne diese Verwendung, also wenn es nur die zu technischen und Luxuszwecken gäbe, ihr Werth weit niedriger wäre; b. weil die Produktionkosten beider Metalle ihren Preis, d. h. ihr Werthverhältniß zu einander, bestimmen, aber das wichtigste Moment dieser Produktionkosten, die Anbaugrenze der Gold- und Silbergruben, von dem Preis, bezw. von dem genannten Werthverhältniß, abhängt und also diese Beiden thatsächlich die Produktionkosten bestimmen; c. weil wichtige Momente die besonderen Vortheile, die das Gold als Währungmetall einst bot, aufgehoben haben.

Lugano. Michael Flürscheim.

# Die Kunst der Abschreibungen.

„Das Pentagramma macht mir Pein", sagt Mephisto und ruft geschwind eine Ratte zum Benagen herein. Genau das selbe Gefühl hat so mancher Fabrikant, der sein Besitzthum gründen lassen möchte, so mancher Direktor, der seinen Aktionären eine größere Dividende, d. h. auch sich selbst eine bessere Tantieme gönnt, — aber vor den nothwendigen Abschreibungen seinen Respekt bezeugen muß. Gar oft raschelt es dann auch hier heimlich und mit Hilfe irgend eines Kunststückes schreibt man dann recht beträchtlich weniger ab.

„Anlagen und sonstige Gegenstände, welche nicht zur Weiterveräußerung, vielmehr dauernd zum Geschäftsbetriebe der Gesellschaft bestimmt sind, dürfen ohne Rücksicht auf einen geringeren Werth zu dem Anschaffung- und Herstellungpreise angesetzt werden, sofern ein der Abnutzung gleichkommender Betrag in Abzug gebracht oder ein derselben entsprechender Erneuerungfonds in Ansatz gebracht wird." In diesem Gesetzesparagraphen, der sowohl für Kommanditgesellschaften auf Aktien wie für Aktiengesellschaften gilt, wurzelt die so wichtige Institution der Abschreibungen. Ersichtlich sind hier keine bestimmten Prozentsätze vorgeschrieben, wie etwa beim Reservefonds, sondern Wendungen wie: der Abnutzung gleichkommend, entsprechend, lassen den persönlichen Abwägungen freien Spielraum. Da Trambahnen, Portlandcementfabriken, Brauereien und Bergwerke u. s. w. ganz verschiedenes Material haben, so wäre eine allgemeine Vorschrift natürlich unmöglich gewesen und selbst die gleichen Bestände bedeuten bei verschiedenen Thätigkeiten nicht immer das Selbe. Eine Lindesche Eiskühlmaschine, Preis unter Umständen über 90 000 Mark, wird in ihren ruhigen Bewegungen keine so rasche Abnutzung erfahren wie eine Rotationmaschine, die eine Anzahl Zeitungen in einer Minute druckt, oder wie eine Spinnereimaschine mit ihren oft feinen und komplizirten Methoden. Und dennoch finden wir in allen Bilanzen den typischen Ausdruck: Maschinen. Eben so die Pferde: bei Brauereien sind sie sehr schwer, kosten weit mehr als die leichten Trambahnpferde und können bei ihrer weniger rastlosen Arbeit ungleich länger dienen. Die Abschreibungen hätten bei beiden Gattungen also ganz verschieden zu sein. Andererseits giebt es aber Einwände, nach denen der Trab der natürliche Gang des Pferdes ist, also dem Trambahnmaterial keineswegs schadet, nach denen ferner so ein Gaul, der vier Jahre das Publikum gezogen hat, noch immer vor dem Milchwagen oder gar auf dem Acker Parade machen kann. Dabei giebt es aber Bilanzen verschiedener Unternehmen, die Pferde und Wagen einfach zusammenfiguriren lassen, auch bei Pferden eine Art Dienstzeit von zwanzig Jahren annehmen und der ganzen abnormen Verschmelzung den Gesammt-Namen: Fuhrpark beilegen.

Es ist also ganz unmöglich gewesen, für Das, was das Aktiengesetz: Abschreibungen nennt, Normativbestimmungen zu schaffen. Andererseits hat man aber manche Verhältnisse etwas kindlich angesehen. So meint z. B. der Kgl. Ministerialrath Dr. von Völderndorf in seinen geschätzten Erläuterungen zum Aktiengesetz: „Der Natur solcher gleichsam einen eisernen Bestand bildenden Anlagen und Gegenständen entspricht es, ohne Rücksicht auf deren zur Zeit vielleicht niedrigeren Werth die für ihre Anschaffung oder Herstellung von der Gesellschaft aufgewendeten Beträge der Berechnung zu Grunde zu legen, —

zumal dieselben meist von vorn herein im Gesellschaftvertrage oder durch späteren Beschluß der Generalversammlung genau festgestellt sind und das wahre Sachverhältniß deshalb Denjenigen, welche mit der Gesellschaft Verträge eingehen, nicht wohl unbekannt sein kann, eine Täuschung des Publikums daher kaum möglich ist." Wie sorgfältig in den einzelnen Worten und wie sorglos im Ganzen! Gerade bei den Gründungen können die entscheidendsten Umstände schöngefärbt werden. Nehmen wir vor Allem die Immobilien. Zwischen der Lage der Terrains ist doch ein gewaltiger Unterschied. Es giebt Fabriken in Dörfern, wo eine Aussicht auf eventuelle Werthbesserung, ja auch nur auf eine anderweitige Verwerthung nahezu aussichtlos ist, und es giebt Etablissements in Vorstädten, deren Grund und Boden anhaltend steigt. Begegnet man doch in fashionablen Straßen zuweilen zwanzig verschiedenen Preisen. Endlich wird man bei einer Taxe thatsächlich die grellsten Variationen erleben, sobald man nur verschiedene Taxatoren befragt. Die Werthbemessung des Immobils bildet aber den gar nicht genug zu beachtenden Ausgangspunkt zahlreicher Gründungen und hier könnte ein Börsenreformgesetz viel thun, wenn seine Befürworter nicht immer nach einer ganz anderen Seite und nach einer Art von rothem Tuch blicken wollten. Eben so wenig ist ein anderer Punkt genau festzustellen oder dem Publikum bekannt. Während nämlich ein Kaufmann seine Vorräthe nach dem Verkaufswerth bilanziren kann, muß ein Aktienunternehmen dabei die Anschaffungpreise oder die etwa noch niedrigeren Börsennotirungen zu Grunde legen. Welcher Vertrauensmann ist aber bei einer derartigen Umwandlung in der Lage, die vorhandenen Waaren genau nachzumessen und nachzuwiegen? Ja, es kommt noch besser! Recht oft ist die Eröffnungbilanz ein Muster von Details-Klarheit, giebt die einzelnen Vorräthe in Centnern und Kilogrammen an, setzt die Preise gewissenhaft hinzu, — um Dies später nie wieder zu thun.

Die Art der Abschreibungen selbst kann in den einzelnen Jahresabschlüssen verschieden ausfallen. Es giebt solide Fabriken, die auf ihre Maschinen 12 Prozent abschreiben und dann noch einmal auf unbrauchbar gewordene technische Apparate. Es giebt aber auch Brauereien, die den zweiten Posten gar nicht haben und auf den ersten nur 7 Prozent abschreiben. Das ergeben, da niemals von dem Herstellungpreise abgeschrieben wird, sondern immer nur vom buchmäßigen Rest, fünf und fünfzig Jahre und so lange hält doch keine Maschine. Bei den allgemein üblichen Abschreibungen vom buchmäßigen Rest wird das erste Jahr von 100 Prozent der betreffenden Summe genommen, im zweiten Jahre von 90, im dritten von 81, im vierten von 73 Prozent u. s. w. Es giebt auch einen Kniff, der im alljährlichen Zugang liegt. Solide, oder richtiger gesagt: gut rentirende Etablissements buchen z. B. ihre Maschinen oder ihren Fuhrpark mit der bisherigen Summe, setzen den Zugang an neuem Material darunter und ziehen erst dann 12 Prozent ab. Andere Fabriken lassen diese Vermehrung zunächst außer Acht, schmuggeln also dabei ein Jahr. Beispiel:

| a. | | b. | |
|---|---|---|---|
| Maschinen-Konto . . | 310 387.— M. | Maschinen-Konto . | 10 695 52.— M. |
| Zugang im Geschäftsjahr | 51 520.— „ | Abschreibung . . | 54 738.— „ |
| | 361 907.— M. | | 1 014 814.— M |
| ab 12 Prozent Abschreib. | 43 429.— „ | Zugang . . . . | 319 784.— „ |
| | 318 478 — M. | | 1 334 598.— M. |

Erst dieser Tage ist ein Prospekt erschienen, wo die schwächere Methode b ganz offen in vier oder fünf Posten angewandt wird.

Da von den Immobilien immer nur 1 Prozent abgeschrieben wird, so würde man damit in vierhundert Jahren fertig werden und so lange steht kein Haus. Immerhin erlaubt der preußische Finanzminister, bei Zahlung der Einkommensteuer die Abnutzung der eigenen Häuser mit überhaupt nur $^1/_2$ Prozent anzunehmen. Mobilien umfassen natürlich ebenfalls ganz verschiedene Begriffe. In dem einen Unternehmen ist es lediglich Betriebsgeräth, in dem anderen, z. B. in einer Brauerei, figuriren darunter auch die Gartenstühle und -Tische, die das Etablissement den Pächtern und Wirthschaften giebt. Auf diese Stiefkinder der Witterung schreiben einige Bilanzen nur 8 Prozent ab (andere freilich 20 Prozent), demnach müßte so ein Gartentisch mit und ohne Kirchweih fünfzig Jahre lang halten.

Einen beträchtlichen Theil der Brauereibestände machen die Fässer aus. Zwischen Lagerfässern, die mehr bewegt werden, und Gährbottichen, die ruhig daliegen, wird hinsichtlich der zu schätzenden Abnutzung kein Unterschied gemacht. Es heißt da einfach: Fastagen. Etwas Anderes ist es jedoch um die Versandfässer, die von den Brauburschen, ob sich diese nun nüchtern oder in Bezechtheit befinden, arg maltraitirt zu werden pflegen. Gute Gesellschaften schreiben auf diese Fässer 20 Prozent ab, also das Doppelte von Dem, was bei Fastage abgeht, schwach rentirende Geschäfte kennen einen solchen Separatposten überhaupt nicht.

Ein sehr schwieriger Fall kommt bei Verlagsgeschäften in Betracht, nämlich der ideelle Werth der Verlagsobjekte. Wenn Cotta für so und so viele Jahre Schiller ganz allein herausgeben konnte, so ist wenigstens ein rechnerischer Anhaltspunkt gegeben; es ist ein Verlagsrecht da. Was aber z. B. bei einer großen Zeitung? Das Publikum ist doch mit ihr nicht verheirathet, folglich kann die Abonnentenzahl, und wenn sie Jahrzehnte hindurch eine stetige oder wachsende Ziffer gezeigt hat, auch eines Tages sich abrollen wie ein Knäuel Garn. Gerade unsere Zeit mit ihrem den „vornehmen" Blättern gefährlichen System der Generalanzeiger treibt da oft die merkwürdigsten Blasen auf. So hat auch der gewiegteste Fachmann bei der Gründung der Verlagsanstalt Richter in Hamburg ein rasches Dahinsinken der dortigen „Reform" nicht ahnen können. Und dennoch trat der jähe Rückschlag eines Tages ein und ein Häuflein Aktionäre glaubt noch heute, daß die Betheiligten Dies hätten prophetisch voraussehen müssen. Noch merkwürdiger als der plötzliche Rückgang viel gelesener Blätter ist die Erscheinung, wie Zeitungen, die Jahrzehnte lang nicht aufkommen konnten, plötzlich ein breites Philisterium für sich gewinnen, und zwar ohne sich etwa im Geringsten veredelt zu haben. Die allerneueste Warnung bietet ja der „Berliner Lokalanzeiger", der vor wenigen Monaten aus seinen Rieseneinnahmen eine Handelsbeilage im großen Stil dotirte und diese bereits jetzt wieder aufgiebt, weil sich die Inserate nicht in den gehofften Dimensionen melden wollen. Diesem Bekenntniß hätte vielleicht noch hinzugefügt werden können, daß die Banken, die nunmehr den „Lokalanzeiger" als Aktienbesitz unter sich haben, nicht das geringste Interesse daran fühlen, weite Kreise des Volkes mit frühzeitigen Depeschen zu versehen. Während Buchhandlungen also ein Verlagsrecht einbringen können, reden Zeitung-Aktiengesellschaften nur von einem Verlag.

Die Abonnenten bringen gewöhnlich nichts ein; sie sollen nur die Inserenten herbeilocken. Man nimmt nun im Gründungfalle die Reineinnahmen eines Jahres und multiplizirt sie mit zehn. Ich möchte aber den Taxator sehen, der eine Multiplikation mit zwanzig für ungesetzlich zu erklären vermöchte

Eigenartig steht es um manche Akkumulatoren, die sich die Elektrizitätwerke anschaffen. Da sie dafür eine zehnjährige Garantie besitzen und 5 Prozent Vergütung z. B. an die Hagener Akkumulatorengesellschaft zahlen, so brauchen sie mehr als diese 5 Prozent nicht auf Abnutzung zu berechnen und thun Dies unter Betriebsausgaben. Es ist bezeichnend, daß die eben genannte Hagener Gesellschaft im Jahre 1894 256 000 Mark an Garantieprämien eingenommen und 251 000 Mark an Unterhaltungskosten ausgegeben hat.

Bei Modellen werden oft 20 Prozent abgeschrieben und doch ist dabei zwischen solchen Modellen zu unterscheiden, die dauernden Gebrauchsgegenständen oder den wechselnden Luxus- und Kunstgefäßen dienen. Porzellanfabriken versichern übrigens, daß sie selbst bei den nothwendigsten und unaussprechlichsten Geschirren den Windhauch der Mode spüren. Auch bei Kupferplatten wird zuweilen eine größere Abschreibung unterlassen, da diese Platten durch Abschleifen wieder wie neu werden.

Rein geschäftliche Voraussichten findet man bei Zuckerfabriken. Diese müssen in guten Jahren so reichlich abschreiben, daß sie in schlechten jeden Konkurrenzpreis stellen können, ohne durch Abschreibungen im Erträgniß gehindert zu sein. Bei allen diesen Buchungen sind die Juristen und Kaufleute keineswegs gleicher Meinung. Das starre Recht möchte z. B. bei Herstellung des Bieres nur Hopfen, Malz und Wasser als rechnerisch gelten lassen, während die Praxis auch die Löhne, Zinsen und Provisionen für Kontokorrent-Kredit sowie Abnutzung der Maschinen hinzurechnet. Die Rohstoffe sind also unbedingt plus Löhne und Generalunkosten einzustellen.

Bei Eisenbahnen spielen die Abschreibungen nur eine untergeordnete Rolle, da der Erneuerungfonds aus dem Reinertrag alljährlich aufgefüllt wird. Diesem Fonds fließen auch z. B. bei Auswechselung von Schienen die Verkaufssummen des alten Materials zu. Natürlich werden für Stationenbauten, Vergrößerung der Linien u. s. w., neue Anleihen aufgenommen. Ueber alle diese Dinge entscheidet in Preußen der 1858er Erlaß des Handelsministers v. d. Heydt. Es giebt sogar deutsche Bahnen, die nur Erneuerungfonds und gar keinen Reservefonds besitzen. Im Ganzen haben die deutschen Bahnen ganz andere Erneuerungfonds zu ihrer Verfügung als etwa die österreichischen Bahnen.

Die Abschreibungen auf Eisenwerke und Kohlenzechen bilden wieder ein Kapitel für sich. Eine Bergwerksgesellschaft schreibt auf jede einzelne Zeche ab. Die größten Summen fallen auf Bergwerkseigenthum sowie Schacht- und Grubenbau. Dann folgen oft mit dem fünften Theil: Gebäude und Anlagen, Grundeigenthum, Eisenbahnen und Wege, Maschinenkonto, Betriebs-Inventar und Mobilien, Kokesofenlage u. s. w. Indessen bleibt die Montanindustrie mit ihren vielen Reserven einer späteren Betrachtung vorbehalten. So viel ist sicher: das Aktiengesetz ist für das wichtige Gebiet der Abschreibungen kaum mehr als eine offene Thür, obgleich doch auch rechtlich dafür Sorge zu tragen wäre, daß den Aktionären keine übertriebenen Summen entzogen werden. Pluto.

# Pastor L'Arronge.

Seit Herr L'Arronge nicht mehr Direktor des Deutschen Theaters ist, habe ich im Innern mich oft getadelt, weil ich dem Scheidenden keinen Geleitgruß mitgegeben hatte. Ihm, der so viele Kränze mit schönen Schleifen erhielt, wird das Ausbleiben eines schmächtigen Gratulanten gewiß nicht aufgefallen sein; mich aber wurmte die Unterlassungsünde und ich gelobte mir, bei der ersten Gelegenheit, die sich bieten würde, das Versäumte gewissenhaft nachzuholen. Denn Herr L'Arronge war der weitaus beste Theaterleiter, den ich jemals am Werke sah, und ich glaube, daß es einen besseren in Deutschland überhaupt noch nicht gegeben hat, seit der Bühnenbetrieb zum frei konkurrirenden Geschäftsunternehmen geworden ist. Herr L'Arronge gehört einer nachgerade absterbenden Gattung von Theatermenschen an, die ganz ehrlich und rechtschaffen für ihren Beruf begeistert sind, nur in dem schwülen Dunstkreis von Fettschminke, Schweiß, Staub und starken Parfums wohlbehaglich athmen, in jedem ausgehaltenen Mädchen, das nach der Kunst schreien oder girren kann, eine der Bürgerlichkeit entwachsene Genienatur sehen und inbrünstig glauben, sie seien, weil sie in der Absonderlichkeit einer bunt aufgeflickten Zigeunerwelt, unter manchmal merkwürdig wilderndem Menschenfleisch, leben, zu Hütern des Ewig-Schönen und zu Pflegern der Tanztüchtigkeit von der ächzenden Menschheit bestellt. An den witzigen Cynismus eines späteren Geschlechtes, dessen repräsentativer Mann Wehwalt Blumenthal ist, mahnt da noch nichts; diese Generation nimmt die Sache sehr ernst, spricht gern von einer Mission der Schaubühne und würde den Vergleich mit einem Bierhauspächter oder Getreidehändler wie eine arge Beleidigung empfinden. Dabei sind diese Ueberlebenden, das Beispiel des alten Maurice beweist es, gewöhnlich sehr gute Geschäftsleute, fast noch bessere als die schlau rechnenden Spekulanten von heute, die mitunter den Anschluß verfehlen; sie brauchen sich nicht zu prostituiren, denn sie haben das berühmte oder berüchtigte don du théâtre, über das Zola und Sarcey sich noch immer nicht geeinigt haben und das doch bestehen und wirken wird, so lange Massen eben Massenkünste verlangen. Die Theatermenschen des alten Kurses haben den Geschmack ihres Publikums und die Rührsamkeiten oder Niedlichkeiten, die sie dem zahlungfähigen Pöbel im Parquet anbieten, haben vorher sie selbst schon auf sechs Proben ergriffen oder erheitert. Zu dieser Gattung gehört Herr L'Arronge, ein Theaterkind, dessen Erinnerungen beinahe noch in die Tage der Prinzipalschaften zurückreichen, wo den Unternehmer, die Schauspieler und das Publikum ein Patriarchalverhältniß umschloß. Herr L'Arronge war berufen, den späteren Schroederstil, der, als Reaktion gegen Weimar, eine handfeste und bürgereffektvolle Natürlichkeit suchte, großstädtisch zu moderniſiren; seine etwas dürre Phantasie fand einen behäbigen

Helfer in August Foerster, der sich eine Syntheſe von Hamburg und Wien zurechtgemacht und von den Schüſſeln Laubes und Baumeiſters manchen Biſſen erſchnappt hatte. Das Deutſche Theater war, ſo lange Herr L'Arronge es regirte, im großen Ganzen ein gutes Theater, ohne Reklamenwirthſchaft und Dirnenkram, eine Stätte anſtändiger und auskömmlicher Kunſtgeſchäfte. Wenn man bedenkt, daß es in Berlin ſogenannte erſte Schauſpielerinnen mit hundert bis hundertundfünfzig und kleine Atlasmädchen mit vierzig Mark Monatsgehalt giebt, und wenn man weiß, welchen Einfluß die Herren oft haben, die ſolche Talente kunſtfreundlich unterſtützen, dann wird man in Dankbarkeit ſich des reinlichen und achtbar bourgeoiſen Familientheaters des Herrn L'Arronge erinnern, wo es ſo nett immer nach knusperigen Idealen roch und wo der garſtige Fauſt, dem der ſträfliche Umgang mit der geſchlitzten Helena nicht verſtattet war, ſo ſauber in die Daunendecke eines von drei gemüthlichen Ammen umhegten Puppenſtandes gebettet wurde. Und darum, weil ich all dieſer Herrlichkeiten eingedenk war, hatte es mich gewurmt, daß ich dem ſcheidenden Herrn L'Arronge nicht mein Kompliment gemacht hatte.

Nun iſt er wiedergekehrt. Nicht als Direktor, wie Viele glaubten und hofften; ſein betriebſamer Nachfolger, der die literariſche Routine einer wechſelvollen Vergangenheit einſtweilen nur zur reichlichen Verſendung von Waſchzetteln benützt, iſt dem ſchon recht bedenklich drohenden Niederbruch durch die gütige Unterſtützung der Herren von Stumm-Halberg und Köller-Keller entzogen worden, deren gemeinſames Mühen aus dem Webermelodrama ein Zugſtück ſchuf. Herr L'Arronge iſt als Theaterdichter in ſein Haus zurückgekehrt, mit einem Schauſpiel, das „Paſtor Broſe" heißt und mit lärmendem Beifall begrüßt worden iſt. Ich war hingegangen, weil ich die Gelegenheit zu finden hoffte, das früher Verſäumte nachzuholen. Ueberſchwängliche Erwartungen hatte ich nicht genährt, denn ich kannte ja den Theaterdichter L'Arronge. Das iſt ein Mann, den die Aufgabe nie gelockt hat, in der Größe die Menſchlichkeit zu ſuchen und in der Menſchlichkeit die Größe zu finden; mit Menſchlichem giebt er ſich überhaupt nicht ab, — nicht etwa, weil er nicht will, nein, weil er nicht kann, weil er aus Theateraugen Theaterfiguren ſieht. In ſeinen Stücken iſt Bühnenkomik und Bühnengemüthlichkeit; humoriſtiſche Väter, Bonvivants, Charakterkomiker und naive Liebhaberinnen ſtolpern und purzeln da durcheinander und in jedes Rollenfach ſind hübſche und angenehm kitzelnde Wirkungen eingeklemmt; die Kommerzienräthe und die Schuſter auf der Bühne ſind ſo, wie die Kommerzienräthe in den Logen und die Schuſter im zweiten Balkon gern geſehen und photographirt ſein möchten, und alte Weiber werden nicht ärger verſpottet, als ſies in guten Stunden wohl ſelbſt beſorgen. Dazu kommt gewöhnlich noch eine ehrenfeſte, biderbe und dick über die Handlung gepinſelte Moral; etwa: Du ſollſt Deine Kinder,

sogar die Referendare und Fabrikantenbräute, nicht verziehen; oder: Du sollst nicht über Deinen Stand hinausstreben, sondern bei Deinem Leisten oder bei Deinen Blumentöpfen bleiben; oder eine ähnlich tiefsinnige und durch ihre Neuheit doch nicht verblüffende Sittenlehre, die illuminirt und fresko in irgend einer langen und traurigen Erzählung vorgebracht wird, während hinten Tanzmusik oder beschwipstes Gekicher erschallt. Solche Stücke, die mit dem wirklichen Leben des ungeschminkten und ungeputzten Volkes nicht das Geringste zu schaffen haben, nennt man gemeinhin Volksstücke. Es sind Volksstücke für die Bourgeoisie, die bei ihrem Anblick die tröstliche Gewißheit beschleicht, daß es dem „Volk", der ewig unzufriedenen Masse, eigentlich doch ganz ausgezeichnet geht. Und die Volksstücke des Herrn L'Arronge haben noch den besonderen Reiz, daß sie in typischen Vertretern ganze Stände auf die Bühne bringen: den Schuster, den kleinen Beamten, den Arzt und so weiter. Nur ists damit eben wie mit Grethelchens Religion: man muß dran glauben, — und diesen Glauben bringe ich leider nicht auf. Ob der alte Weigelt mit Leisten und Ahle, der alte Hasemann mit Blumentöpfen, der Doktor Klaus mit Karbol und Pflaster hantirt: ich kann den Ersten nicht für einen Schuster, den Zweiten nicht für einen Gärtner, den Dritten nicht für einen Arzt halten; ich sehe Schauspieler, höre Rollenreden und weiß ganz genau, daß diese in der Garderobe Vermummten noch nie einen Riester genäht, ein Pfropfreis gesetzt oder ein Geschwür ausgespritzt haben. Aber dieser Unglaube stört die helle Vergnüglichkeit nicht.

Diesmal sollte es ganz besonders feierlich werden und deshalb wurde ein leibhaftiger Pastor mobil gemacht. Ein Idealpastor, dem alles Menschliche fremd ist, der durch eine kümmerliche Ehe mit Heilandsalluren stolzirt und in etwas dickflüssigem Speichelabgang eitel Liebe und Güte den Lippen entrinnen läßt. Ein evangelischer Nathan, der, glücklicher als sein Bruder in Mose, den echten Ring wiedergefunden hat und auf die letzten Fragen mild lächelnd die Antwort findet, sollte geschaffen werden und ein mit allen Salben der Komoediantenkunst geschmierter Mime gab dem Gebilde des Meisters den erwünschten öligen Glanz. Leider muß ich auch diesmal den Glauben versagen. Herr Waldemar Brose ist kein Landpastor, sondern, wie mir scheint, ein in den Ruhestand geflüchteter Theaterdirektor, der das ganze Repertoire im Kopfe hat, genau weiß, was wirkt und wie man süße und bittere Mandeln vertheilen muß, und der nun, als langsam ermattender Träger einer hehren Mission, vor dem Scheiden von der Lebensbühne mit Allem noch Abrechnung hält, was ihn seit manchem Jahr geplagt und geärgert hat. Daß dieser Treffliche die Gewohnheit hat, im schlichten Tuchrock des Gottesgelahrten herumzuspaziren, ist wohl nur ein Rückfall in die Kostümlüsternheit seines alten Berufes.

Von dem Stück selbst erzähle ich nichts. Oder doch? Meinetwegen. Also, — ganz rasch: ein angeblicher Schmied hat einen guten, ein angeblicher

Pastor einen bösen Sohn; der Böse hat sich einem Mädchen verlobt, das er sitzen läßt, als er eine einträglichere Partie zu ergattern hofft, und das der Gute dann heimführt; dabei zeigt sichs, daß der Schmiedefranz dieses Grethchen und das Grethchen diesen Schmiedefranz immer geliebt hat und daß schließlich auch noch eine Mitgift im Kasten erklingen wird; und da der Böse ein Kandidat der Theologie, der Gute ein Chemiker ist, zeigt sichs ferner, daß der moderne Geist der Entwickelunglehre — oder kennt Herr L'Arronge die noch nicht? — auch sittlich über den Buchstabenglauben triumphiren kann; Weiteres siehe gefälligst in liberalen Leitartikeln. Das ist das Stück. Es ist nicht schlechter als andere Stücke auch, besser sogar als eine „Drohnen" betitelte Erbärmlichkeit, die über die Hintertreppe neulich an die selbe Stelle gelangte. Wie ein erfahrener Koch eine Stiefelsohle durch eine stark gewürzte Sauce schmackhaft machen kann, so hat Herr L'Arronge einen dürftigen Kolportageromanrest mit allerlei Picklesschnitten garnirt und für die Zunge seiner Kundschaft bereitet. Ich will mit ihm darüber nicht rechten und möchte Keinem die Freude verderben, der die Wirkung der traurig oder lustig machenden Wurzel zu spüren vermag. Mich interessirt an der ganzen Geschichte nur der sogenannte Herr Pastor und die gemeine Körperlichkeit, an der er sein Evangelium dozirt.

Dieser Idealpastor ist nämlich — vernehmet es staunend! — der aus den Coulissen beschworene liberale Gedanke, der, in einer aus Bibelcitaten und Parteiprogrammphrasen abscheulich gemischten Sprache, die Gegner in den Höllenrachen herniederdonnert, die Agrarier, die Christlich-Sozialen und Antisemiten. Ein Agrarier, so wird uns verkündet, ist ein rüder Flegel, der mit der Reitpeitsche fuchtelt, einen Pastor wie einen verlumpten Wegelagerer behandelt, Sekt trinkt und sich auf Kosten der Armen und Aermsten bereichern will. Ein Christlich-Sozialer ist ein Hetzer und Streber, der, im Dienst der Junkerherrschaft, die „idealen Güter der Nation" — Das mußte doch kommen — verzettelt. Ein Antisemit ist ein Auswürfling, der einen jüdischen Hausirer mißhandeln will, obwohl dessen Sohn Jakob doch bei Sedan oder sonst irgendwo makkabäermuthig gefallen ist. Und in dem ganzen sodomitischen Wahlkreise hat nur ein Politiker das Herz des Pfarrherrn ganz gewonnen: der kleine buckelige Rechtsanwalt, der einer der von Tisch und Bett geschiedenen Freisinnsgruppen angehört und also das unserem zu früh verblichenen Leo so theuere Allgemeininteresse vertritt. Diesen gottgefälligen Rechtsanwalt, dem ich kein Mandat anvertrauen möchte, sehen wir leider nicht; aber wir hören, daß der Christlich-Soziale sich des Frevelwortes vermessen hat, die Landwirthe glichen den Arbeitbienen, die den Stock der Drohnen der Börse füllen; und da der Christlich-Soziale sein leiblicher Sohn ist, bricht dieses satanische Wort dem Idealpastor das Herz. Ganz so schlimm war die Wirkung auf mich nun freilich nicht, aber die Sache ging mir doch über den Spaß.

Schiller, der vor Herrn L'Arronge Volksstücke schrieb, hat einmal gesagt, die Gerichtsbarkeit der Bühne fange da an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze die Grenze findet. Agrarier, Christlich-Soziale und Antisemiten stehen unter dem weltlichen Gesetz; dennoch mag ein Dichter oder ein Stückemacher sie immerhin auf die Bühne bringen, so er nur glimpflich verfährt, mit Ameisenaugen malt oder sein Werk vom Anfang gleich auf den Possenton stimmt. Wenn aber ein Mann, der von den tieferen Zusammenhängen politischer und sozialer Parteiung offenbar keine Ahnung hat und den schweren Daseinskampf der Mittelstände nur aus freisinnigen Zeitungen kennt, sich erdreistet, verzerrte Typen dieser Stände, Lümmel und Schufte, auf die Bretter zu schleifen und sie von einem geistlich geputzten Komoedianten mit Bezirksvereinsphrasen in den Abgrund verdammen zu lassen, weil er sicher ist, daß ein großbourgeoises Publikum dieses Erkenntniß jubelnd umheult, dann treibt dieser Mann ruchlose Demagogie und verdient Peitsche und Pranger.

Herr L'Arronge ist ein guter und harmloser Mann. Er hat sich gewiß nichts Böses dabei gedacht, hat am Ende gar geglaubt, nicht ein Kunstwerk nur, sondern auch eine gute That zu vollbringen. Und Herr Schlenther, der die Gelegenheit benützt, um über Stoecker und den Bund der Landwirthe zu schimpfen — von Beiden hat er in der Vossischen Zeitung wohl viel gelesen —, ist ein nicht minder guter und harmloser Mann. Zwei Theatermenschen, die nur in der stickigen Theaterluft leben und es mit ihrer Würde nicht für vereinbar halten, auch um andere Dinge dieser Welt sich zu bekümmern, die eines Tages vielleicht sehr rauh in ihr Bretterreich einbrechen könnten. Der Pastor Brose meint, ein Denker solle kein Prediger sein, und er möchte den Geistlichen dem berühmten „Streit des Tages" entrückt sehen. Da ich an den Pastor nicht glaube und in seinem Kleid Herrn L'Arronge erkenne, dem ich leider nun freudigen Herzens nicht den früher versäumten Scheidegruß nachliefern kann, verschüchtert der Pastoralcharakter mich nicht und ich kann dem emeritirten Kunstgeschäftsmann gelassen sagen: Ein Theaterdirektor braucht kein Denker zu sein; ein Theaterdichter aber, der durch das starke Medium der Schauspielkunst zu Tausenden spricht, muß, mag er auch nur Volksstücke schreiben, von dem weihevollen Gefühl der Verantwortlichkeit eines Predigers stets Etwas in sich tragen; er hat den Tagesstreit gewiß nicht zu scheuen, so wenig wie sein Amtsgenosse im Talar, denn nur aus der intimen Berührung mit dem lebendigen Werden der Zeit entsteht Beiden die höchste Wirkung; aber er ist, ganz wie der Seelenerwecker auf der Kanzel, verpflichtet, die Tagesfragen gründlich zu kennen, ehe er ihnen eine Antwort sucht, und er darf nicht den lehrsamen Pastor spielen, wenn er nur die Bildung des Komoedianten besitzt. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. April 1895.

# Osterspazirgang.

Im alten Ammonslande Thebais, das unter der Herrschaft Cromers und Cooks jetzt Oberegypten heißt, hatte vor grauen Jahren ein Weltflüchtling die letzte Zufluchtstätte gesucht und gefunden. Als glatter Jüngling schon hatte er geselligen Freuden entsagt, in der Wüste sich eingesiedelt und dort gehaust, einsam, freudlos, doch auch kummerlos, bis die Haut sich ihm runzelte und das Haar grauweißlich wurde, so von der Farbe der fernen Häuschen, durch die abends der Knabe, im fahlen Flimmern der sinkenden Sonne, einst unruhig sprang. Dem Greisen war jetzt reichliche Ruhe beschcert; Jahre waren verstrichen, seit er keine Menschenstimme vernommen hatte. Und als vom Nilthal her mit dem neuen Tag nun Einer aus dem fremden Geschlecht ihm nahte, da erwachte die große Neugier und der Alte hub also zu fragen an: Sind die Menschen da draußen immer noch unverändert? Noch immer so lüstern, Besitzthümer zusammenzuscharren, Prozesse zu führen und dem Nächsten stets neue Verleumdung zu ersinnen? Schließen sie immer noch Ehen und bauen sich Häuser, als sollte ihr Erdenleben zweihundert Jahre mindestens währen? Der Wanderer mußte bestätigen, daß an Alledem kaum irgend Etwas verändert sei, und staunend vernahm der Alte, wie auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten die zerrinnende Zeit keine sichtbare Spur hinterlassen hatte. Und doch war unterdessen gewiß manche höchst wunderbar scheinende Entdeckung

gemacht und mannichfach das merkwürdige Ding gewandelt worden, das wir eine Weltanschauung nennen; der einsame Wüstenbewohner aber, der sich gewöhnt hatte, wie von Siriusferne das Erdentreiben zu betrachten, lächelte nur, in milder Verachtung, über den Wechsel des Wahns.

Bis in die thebische Einsamkeit dringt heute der Lärm der Gasse, durch die Wüste wälzt sich die Schaar der nach Sensationen langenden Touristen, die telegraphisch in Jerusalem Zimmer bestellt haben, um beim Osterfest in der Grabeskirche von den Mönchen sich mit Rosenwasser bespritzen zu lassen, und nirgends herrscht Ruhe und Einsiedlerbeschaulichkeit. Dennoch wirkt die stille Woche auch heute noch ihren Zauber, da sogar, wo nichts an die Stätte gemahnt, die das größte Opfer leidender Liebe vollendet sah. Die Aufregungen, die flüchtigen, leeren, entweichen allmählich, die Alltagsnebel zerflattern, die Schachermachei stockt, — und die Lässigsten selbst, denen sonst nur abständige Zeitungweisheit den Geistesrumpf bläht, greifen, weil „nichts passirt", wohl nach einem Buch oder müssen sich gar bequemen, nach langer Entwöhnung sich im Denken zu üben. Da kann es denn geschehen, daß sie, im Bann des Charfreitagszaubers und der dämmernden Osterstimmung, zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommen wie im Lande des Ammonsdienstes einst der vereinsamte Weltflüchtling. Die Winzigkeit der Gegenstände geht ihnen auf, um die sie eben so eifrig noch strebten und stritten; sie erkennen, wie langsam, trotz allem Maschinengeräusch, der Globus sich dreht, der ihnen die Welt bedeutet; und sie fühlen die Wahrheit des hegelischen Wortes, daß die Geschichte nur lehrt, wie wenig die Menschen immer aus der Geschichte zu lernen vermochten.

Der Rückblick, zu dem uns solches Feiertagsempfinden ladet, braucht nicht bis nach Thebais und Golgatha zu schweifen und nicht in mythische Vorzeit zurückzutauchen. Einhundertundfünfzig Jahre sind für den Kurzsichtigen schon eine hübsche Spanne Zeit, die zum Vergleichen wohl ausreicht. Und länger ists noch nicht her, seit ein Preußenkönig, den man mit Recht den Großen nennt, auf seinen Atheismus sich sehr viel zu Gute that und den Freund Voltaire hart anließ, weil der in einer Epistel über das Glück vom Gott-Menschen gesprochen und damit „einen des Philosophen unwürdigen Ton angeschlagen" hatte; nur kindisch gewordene Schwätzer, so meinte Friedrich, sollten die Irrthümer des Pöbels noch nachbeten und nur auf dem Theater mochte er allenfalls noch „einige Bruchstücke von der Geschichte

dieses vorgeblichen Erlösers dulden." So sprach der selbe Mann, der, ehe an die Firma Singer und Rosenthal zu denken war, einer Tänzerin, als sie Gehaltserhöhung erbat, den Rath gegeben hatte: Allez donc faire l'amour! Und dieser Mann, der nach mehr als einem Paragraphen der Umsturzvorlage strafbar sein würde, war ein hoher und im Kern reiner Geist, den nur der Ekel an der Kirchengeschichte und dem in ihr waltenden eigensüchtigen Fanatismus dahin geführt hatte, in jedem Glauben an eine lohnende und strafende Gottheit einen thörichten Götzendienst zu erblicken. Er war ein Kind seiner Zeit, die zwischen dem dürren Rationalismus der Encyklopädisten und der frühromantischen Naturschwärmerei Rousseaus zaudernd verweilte, und er mußte, trotzdem er die Sittenlehre des Urchristenthumes bewunderte, nahe bei den frechsten Leugnern der Gottheit den Platz wählen, weil sein empfindlicher Sinn die schmerzende Erinnerung an die Epoche bewahrte, wo ihm der Dogmenglaube mit der Rekrutenfuchtel eingebläut werden sollte. Die feine Unterscheidung Montaignes zwischen der Wurzel der Religionen und den Nebenschößlingen, von denen die Leidenschaft gern harte Gerten bricht, war dem hellen Militärpolitiker fremd und es kitzelte ihn, jedem religiösen Gefühl „Sottisen" zu sagen. Eine falsche Erziehung trug daran die Hauptschuld, eine Erziehung, vor der Goethe später gewarnt hat, als er in das Buch von Meisters Lehrjahren schrieb: „Nicht vor dem Irrthum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, Das ist Weisheit der Lehrer." Goethe selbst, dem auch des Vaters ernstes Führen die Frohnatur nicht mit engem Zwange verkümmert hatte, schuf, als Friedrich noch lebte, den ringenden Menschen, den aus der Verzweiflung an Wissenschaft und Magie, aus dem enttäuschten Gefühl der Ohnmacht, das tiefe Summen der Osterglocken ins Leben zurückruft. Freilich: Goethe war von den Ganzgroßen, die dem Land ihrer Kinder mehr als dem ihrer Väter angehören und neben denen die Friedrich sogar recht klein erscheinen; aber auch die Freiheit seines Werdens hat beim Faust Gevatter gestanden und seine poetische Sendung wäre niemals vollendet worden, wenn sich an ihm selbst nicht das Wort aus den Lehrjahren erfüllt hätte: „Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, er freut sich dessen als eines seltenen Glückes; aber wer ihn ganz erschöpft, Der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht ganz wahnsinnig ist."

Aus einer kaum merklich gewandelten Zeitstimmung erwuchs der Sohn des Soldatenkönigs zum Spötter und Atheisten, erhob sich der gar nicht bigotte und prüde Liebling der Frau Rath zum Ideal einer froh schaffenden gemeinnützigen Thätigkeit, deren immer strebendem Bemühen am Ende eines langen und sündigen Lebens Erlösung winkt.

Anderthalb Jahrhunderte liegen dazwischen, aber die Lehre blieb unbeachtet und ein Weltflüchtling, der damals in die Wüste gewandert wäre und heute noch lebte, würde von den selben Kämpfen und Stimmungen das Echo vernehmen, so oft ein Reisender seinem Klausnersitz nahte. Faust ist der repräsentative Mann eines Jahrhunderts geworden, das gleich ihm in den Wundern des Wissens die erhoffte Befriedigung nicht gefunden hat und von dem dumpfen Glockenton nun sich gern an die Stunden gläubigen Kinderglückes mahnen läßt. Doch zu beiden Seiten des faustischen Weges, der zum Schaffen fürs Große und Ganze führt, necken und höhnen Spottchöre und warnen mephistophelisch, Vernunft und Wissenschaft nicht zu verachten. Eine stattliche Schaar läßt sich von den Höhnenden schrecken, bleibt zurück und freut sich, daß in Paris bei üppiger Tafel die Wissenschaft gegen den frommen Angriff des Herrn Brunetière vertheidigt wird und daß die Ethik der Entwickelung mit jedem Jahr mehr Anhänger gewinnt. Ein ganz kleiner Haufe müder und verfeinerter Menschen hält zu Renan, der in einem Gewissensexamen zu dem Schluß kam: L'attitude la plus logique du penseur devant la religion est de faire comme si elle était vraie. Il faut agir comme si Dieu et l'âme existaient. Und die Masse sondert sich in zwei Glieder: eines umfaßt die geistig und geistlich gar nicht Bedürftigen, die auch an Feiertagen nur nach Bier und Kartenspielen verlangen; in dem anderen finden sich Alle zusammen, die jammern und zetern, weil sie nicht wissen, wie sie dem „Volke" die Religion rasch wiedergewinnen möchten. Da und dort steht sinnend auch wohl ein wahrhaft Frommer und denkt des Satzes, den Paulus an die Galater schrieb: „Alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: liebe Deinen Nächsten als Dich selbst." Aber ihn heißt man einen unpraktischen Schwärmer, einen Ideologen, und während die Osterglocke kräftig geläutet wird und in die Leitartikel hymnische Auferstehungtöne hineinschwingen, wird eifrig darüber gestritten, wie der Menge prompt und pünktlich die Frömmigkeit eingedrillt werden kann.

Friedrich Engels, der alte Kommunist, hat in einem lesenswerthen Aufsatze über die revolutionäre Taktik neulich an die Christenverfolgung vom Jahre 303 erinnert, die so wirksam war, daß siebenzehn Jahre später das Heer überwiegend aus Christen bestand und Konstantin bald darauf das Christenthum als Staatsreligion proklamiren mußte. Die Erinnerung soll zeigen, wie ungeheuer die propagandistische Kraft des Druckes und der Verfolgung ist. Den Gedanken hat Friedrich Paulsen fast fünfzehn Jahre früher ganz ähnlich schon ausgesprochen, als er in einer Untersuchung über Kant zu der Behauptung kam: „Wenn Nero das Christenthum zur Staatsreligion gemacht und alle Kinder in Schulen genöthigt hätte, um es zu lernen, dann wäre es überhaupt nicht bis auf uns gekommen." Das Zusammentreffen des Kommunisten mit dem Philosophen sollte nachdenklich stimmen. Paulsen meint, das einfachste und das einzige Mittel, dem Volke die Religion zu erhalten oder wiederzugeben, sei: sich offiziell gar nicht mehr damit zu beschäftigen, und er fährt fort: „Das Christenthum hat fünfzehnhundert Jahre lang auf Erden gelebt und gewirkt, ehe es Religionunterricht in Schulen gab. Die alte Kirche wußte nichts davon, sie ließ wohl den Glauben und das Gebet des Herrn auswendig lernen, aber es gab nichts wie den jetzigen raisonnirenden Religionunterricht, in keiner der mittelalterlichen Schulen findet sich Derartiges. Erst die Reformation hat den Religionunterricht in die Schulen geführt. Seit der selben Zeit hat die Religiosität reißend abgenommen . . . Laßt ab von den Menschenseelen, laßt sie die große Predigt hören, welche Leben und Tod unaufhörlich ihnen halten; vielleicht, daß sie eindringt. Wenn der deutsche Staat ganz religionlos geworden, vielleicht wird dann das deutsche Volk wieder religiös; eher nicht." Hat von den Maßgebenden, die seitdem mehrfach gewechselt haben, irgend Einer der Mahnung gelauscht? Gewiß nicht; die Herren hatten auch viel Wichtigeres zu thun: sie mußten Politik treiben, Steuerpolitik, soziale Politik, religiöse Politik, und sie ließen dem Volk die Sorge, ob eine milde Hand einst die Stirnen entrunzeln und aus den wunden Augen die Thränen mit leisem Finger wegwischen würde.

Faust fühlte sich als Menschen, da er vor dem Thor sich ins bunte Gewühl der Osterspazirgänger mischen durfte; von den eisigen Höhen der Metaphysik und Spekulation zog ein unbestimmtes Sehnen ihn zu thätigem Leben mit und für die Gesammtheit und aus diesem

Leben trugen ihn, den sein Mädchen beim Katechisiren einst schmälen mußte, selige Knaben geläutert zum Himmel empor. Der Osterchor hatte ihn nicht vor der Sünde bewahrt, aber ihn in die Menschlichkeit heimgerufen; die Weisheit des Herrn, der seinem dunklen Drange vertraute, bestand darin, daß er den sonderbaren Knecht aus vollen Bechern den Irrthum ausschlürfen und ihn so, ohne daß der Geleitete die Leitung nur spürte, zur Wahrheit und Klarheit gelangen ließ. Auch ihm nahte nach der Sünde die Sorge, das graue Weib, und blendete den weitausspähenden Blick; aber die sichere Hoffnung konnte selbst sie aus dem auferstandenen Menschengefühl nicht mehr tilgen: Absterget Deus omnem lacrymam ab oculis eorum. Die kleineren Menschenführer waren von Alters her anderer Meinung als der geheimnißvoll waltende Herr; sie haben immer wieder versucht, zwischen hohen Mauern ein enges Gelände abzugrenzen, auf dem allein die in ihrem Sinn wahrhaft Frommen sich regen durften, und ihnen Unteroffiziere gesellt, die mit Püffen und Stößen das religiöse Gefühl aufrütteln sollten. Die irdischen Gewalthaber lassen in ihren Münzen Wahrheit schlagen und dulden nicht, daß die Prägung auch nur um Haaresbreite anders ausfällt, als es ihrem Befehl und Vortheil entspricht. Erreicht haben sie damit noch nichts; die Sehnsucht hat sich immer wieder in Formen geflüchtet, die der staatliche Aichungstrich nicht berühren konnte: in den katholischen Ländern lockt sie die unklar schwärmende piété sans la foi, vom griechischen Kreuz irrt sie zu dem Mitleidsspropheten in Tula, in den protestantischen Bezirken zögert sie zwischen dem reinen Sozialismus und der sozialistisch veredelten Ethik. Das Resultat wird für den Glauben, dessen Auferstehung jetzt eingeläutet wird, nicht besser werden, auch wenn ringsum die Kette der Schutzleute verstärkt und fester gefügt wird.

Ob die Verstärkung gelingt? Es lohnt nicht die Mühe, darüber zu sinnen, denn am Ende giebts ja doch nur einen neuen Wechsel des Wahns. Noch immer lehrt die Geschichte uns, wie wenig die Menschen aus der Geschichte lernen. Im alten Ammonslande könnte auch heute der Einsame hören, daß gehandelt, erworben, gestritten, verleumdet wird und daß er in der Wüste nicht allzu Vieles versäumt hat. Und wenn man ihm sagte, ein Staat habe sich mit den Priestern verständigt, dann könnte er wiederum lächeln, — bei dem unklug irrenden Gedanken, solche Verständigung solle der Frömmigkeit die Auferstehung bereiten.

# Vom liberalen Nihilismus.

## I.

Für zahlreiche Briten der Gegenwart ist der vor einem Vierteljahrhundert begonnene Versuch, dem englischen Volke eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen, eines der befriedigendsten und erfreulichsten Ereignisse der modernen Geschichte. Aber wie gern man es auch möchte, man kann unmöglich die Augen vor der Thatsache verschließen, daß nach der Anschauung einer an Zahl nicht unbeträchtlichen und an gewichtigen und angesehenen Stimmen nicht armen Minderheit diese gesammte englische Schulgesetzgebung ein Schritt in eine falsche Richtung, daß sie grundsätzlich falsch ist und deshalb in der Praxis nur zum Unheil führen kann. Die Gründe, die diese Leute vorbringen, sind doppelter Art. Den ersten will ich den Kastengrund nennen; denn, logisch durchgeführt, würde er zu der Trennung des englischen Volkes in Kasten führen, die zwar an Zahl den indischen nachständen, aber im Uebrigen eben so dauernd und eben so scharf bestimmt wären wie diese. Nach jener Behauptung fällt das ganze Gebäude der Gesellschaft in Trümmer, sobald die Armen eben so gebildet werden wie die Reichen, nach ihr macht Etwas wie eine gesunde und ordentliche Bildung die Armen nur unzufrieden mit ihrem Loose und erregt in ihnen Hoffnungen, die in der großen Mehrzahl der Fälle in bitterer Enttäuschung enden müssen. Da heißt es: es muß doch Holzhacker und Wasserschöpfer, Schmutzkehrer und Kohlenträger, Tagelöhner und Dienstboten geben; sonst muß die Arbeit der Gesellschaft zum Stillstand kommen. Werden aber Alle gebildet und verfeinert, dann wird sich Niemand mehr damit bescheiden wollen, diese Beschäftigungen zu übernehmen, und alle Welt wird wünschen, den Herrn und die Dame zu spielen.

Am Häufigsten hört man diesen Grund von Vertretern der wohlhabenden Mittelklasse, und in deren Munde scheint er mir um so unhaltbarer, als gerade sie nur Eins bewundert, erstrebt und die eigenen Kinder lehrt, nämlich: in der Welt vorwärts zu kommen und, wenn möglich, aus der Klasse, der man seiner Geburt nach angehört, in die nächsthöhere emporzusteigen. Die Gesellschaft braucht Krämer und Großkaufleute genau so nöthig wie Kohlenträger. Aber wenn ein Kaufmann sich ein großes Vermögen erwirbt und dann geadelt wird, oder wenn der Sohn eines Grünkramhändlers Lordkanzler oder Erzbischof wird oder es als hervorragender Offizier zur Peerswürde bringt, dann bewundert alle Welt sie und schaut stolz auf die sozialen Verhältnisse, die solche Dinge möglich machen. Niemand findet etwas Unrechtes darin, daß sie unzufrieden mit ihrem Loose waren; Niemand meint, die Gesellschaft litte, wenn begabte Männer die Stellungen erreichen, für die die Natur sie ausgerüstet hat.

Aber der Kastengrund läßt sich noch besser widerlegen als mit einem tu quoque. Erstlich ist es gar nicht wahr, daß Bildung als solche die Menschen für rohe, mühsame oder selbst ekelhafte Beschäftigungen unfähig macht. Das Seemannsleben ist roher, härter als das der allermeisten Landbewohner und doch ist, wie jeder Kapitän bestätigen kann, darum noch kein Matrose schlechter daran gewesen, weil er einen gebildeten Geist besaß. Das Leben eines praktischen Arztes, zumal auf dem Lande, ist härter und arbeitvoller als das der meisten Handwerker und er hat beständig Dinge zu thun, die sicherlich nicht angenehmer als das Schmutzkehren sind, und dennoch sollte ein Arzt immer ein hochgebildeter Mann sein und ist es auch vielfach. Sodann ist es ja wahr, daß die Worte des englischen Katechismus, der Mensch habe seine Pflicht an der Stelle zu thun, zu der es Gott gefallen habe, ihn zu berufen, eine Definition unserer Pflicht gegen uns selbst und gegen die Gesellschaft geben, die bewundernswerth ist; aber dabei bleibt doch immer noch die Frage offen: wie hat denn ein bestimmter Mensch herauszufinden, zu welcher Stelle es Gott gefallen habe, ihn zu berufen? Ein neugeborenes Kind kommt doch nicht mit der Aufschrift: Straßenkehrer, Krämer, Bischof oder Herzog zur Welt. Eine kleine Masse rothen Fleisches schaut von außen gerade wie die andere aus. Und seine wahre Stelle kann der Mensch doch nur dadurch entdecken, daß er herausfindet, wozu ihn seine Fähigkeiten eignen, und daß er sich, nicht um eine armsälige Eitelkeit zu befriedigen, sondern als höchste Pflicht gegen sich selbst und seine Mitmenschen, in die Stellung zu bringen sucht, in der sie ihre volle Entfaltung finden können. Zu beklagen wäre also doch wohl, nicht wenn die Gesellschaft einer Begabung in jeder Weise helfen würde, aus den niederen Schichten in die höheren aufzusteigen, sondern daß sie keinerlei Maschinerie besitzt, die das Herabsteigen eines mangelhaft Begabten aus den höheren Schichten in die niederen erleichtert. In seiner „Republik" läßt Plato den Sokrates es aussprechen, er würde den Bürgern seines Sozialstaates gern die eine „edle Lüge" einprägen:

„‚Bürger', werden wir zu ihnen in unserer Geschichte sagen, ‚Ihr seid Brüder, aber Gott hat Euch verschieden gemacht. Einige von Euch haben die Gewalt des Herrschens, und sie hat er aus Gold gebildet, und darum genießen sie die höchsten Ehren; Andere aus Silber, sie sollen der Beistand Jener sein; Andere wieder, die Ackerbauer und Handwerker sein sollen, hat er aus Kupfer und Eisen gemacht; und diese Arten werden sich im Allgemeinen in den Kindern erhalten. Aber da Ihr ursprünglich aus der selben Familie stammt, so wird ein goldener Vater manchmal einen silbernen Sohn haben, oder ein silberner Vater einen goldenen Sohn. Und Gott verkündet den Herrschenden als obersten Grundsatz, daß sie vor Allem über ihre Nachkommenschaft wachen und achtgeben, was für Bestandtheile sich mit ihrem Wesen vermischen. Denn wenn der Sohn eines goldenen oder silbernen Vaters eine Beimischung von Kupfer oder Eisen hat, dann befiehlt die Natur auch eine Veränderung seines Standes, und das

Auge des Herrschenden soll nicht traurig auf seinem Kinde weilen, weil es auf der Leiter niederzusteigen und ein Ackerbauer oder Handwerker zu werden hat; gerade wie aus dem Ackerbauerstande Andere hervorgegangen sein mögen, die zu Ehren emporsteigen und Aufseher und Beistände werden. Denn eine Weissagung verkündet, wenn ein kupferner oder eiserner Mann den Staat beschützt, dann wird dieser Staat zu Grunde gehen.'"

Die Zeit, deren Zahn alles Andere hinwegfrißt, ist machtlos gegen die Wahrheit, und das Entschwinden von mehr als zweitausend Jahren hat die Gewalt dieser weisen Worte nicht abgeschwächt. Es ist auch nicht nothwendig, daß, wie Plato vorschlägt, die Gesellschaft besondere Beamte mit der schweren Pflicht anstelle, die Kupfernen aus den Silbernen und Goldenen herauszulesen. Gebt Allen Bildung, und die Goldenen werden sicher bis zur höchsten Spitze emporsteigen; entfernt alle jene Krücken, die die Kupfernen und Eisernen auf der höchsten Spitze halten, und sie werden nach einem Gesetz, das eben so fest steht wie das Gesetz der Schwere, allgemach auf den Boden sinken. Wir Alle haben edle Lords gekannt, die Kutscher, Jäger oder Billardkellner geworden wären, wären sie nicht durch unsere sozialen Schwimmgürtel über Wasser gehalten worden; wir Alle haben Männer aus den untersten Schichten gekannt, von denen Jedermann sagte: Was hätte nicht aus diesem Manne werden können, hätte er nur ein Wenig Bildung haben können.

Wer auch nur ganz oberflächlich die Bedingungen betrachtet, von denen die Dauer der modernen Gesellschaft abhängt, wie kann Der noch darüber zweifelhaft sein, daß jeder Mann von großer natürlicher Begabung, der unwissend ist und im Elend lebt, eine eben so große Gefahr für die Gesellschaft bedeutet, wie eine Rakete ohne Stock für Die ist, die sie abbrennen? Elend ist ein Streichholz, das nimmer ausgeht, das Genie übertrifft an Explosivkraft das Sprengpulver, und wenn die Kenntniß fehlt, die diesem Pulver die Richtung geben sollte, so sind die Aussichten ziemlich groß, daß die Rakete einfach wüthend unter Freund und Feind springen wird. Was giebt der sozialistischen Bewegung, die eben die europäische Gesellschaft in ihren Tiefen aufwühlt, ihre Macht als der Entschluß der Begabten unter dem Proletariat, in einer oder der anderen Weise dem Elend und der Erniedrigung ein Ende zu machen, in denen eine große Anzahl ihrer Genossen schmachten? Die Frage, ob die Mittel, mit denen sie diesen Zweck zu erreichen suchen, passend sind oder nicht, ist in diesem Augenblicke die wichtigste aller sozialen Fragen, aber ich habe jetzt nicht die Absicht, sie zu beantworten. Ich möchte nur Folgendes ausführen: wenn die Aussicht darauf, daß der Kampf ruhig und vernünftig und nicht mit Leidenschaft und Gewalt entschieden werde, dem unparteiischen Zuschauer elendiglich klein erscheint, so ist der Grund dafür, daß auch nicht Einer auf das Zehntausend von Denen, die jenen höchsten Gerichtshof bilden, der die allerschwierigsten und wuchtigsten Fragen zu entscheiden hat, vermöge

seiner Bildung die nöthige Vorbereitung besitzt, um das wirkliche Wesen der Sache, die vor diesen Richterstuhl gebracht wird, zu erfassen.

Was endlich die Herren- und Damen-Frage betrifft, so kann ich nur sagen: ich wünschte, jedes Kind, das von einem Weibe zur Welt gebracht wird, würde zum Herrn oder zur Dame erzogen. Aber dabei brauche ich diese viel mißbrauchten Worte nicht, um die Leute, die feine Kleider tragen, in feinen Häusern wohnen und die Sprache der feinen Gesellschaft reden, von denen zu unterscheiden, die in Kitteln herumgehen, in Hintergäßchen wohnen und wie die Gassenjungen reden. Einige angeborene plebejische Blindheit verhindert mich, einzusehen, welchen Vorzug jene vor diesen haben. Ich habe niemals zu begreifen vermocht, warum das Taubenschießen in Hurlingham fein und gebildet und eine Rattenhetze in Witechapel etwas Niedriges sein soll. Das Denken an Andere, Edelsinn, Bescheidenheit und Selbstachtung sind die Eigenschaften, die den wirklichen Herrn oder die wirkliche Dame machen, zum Unterschiede von dem gefälschten Artikel, der gewöhnlich unter diesem Namen geht. Ich will durchaus nicht den gefühlsduseligen Satz aufstellen, daß ich den Lazarus dem reichen Manne vorziehe, aber sachlich ist nicht einzusehen, warum die Ausübung dieser Tugenden auf einem Lebensfuß schwerer sein soll als auf dem anderen. Und Jeder, den ein weiter Erfahrungskreis mit Menschen und Verhältnissen aller Arten zusammengebracht hat, wird wohl darin mit mir übereinstimmen, daß sie in den unteren Schichten eben so verbreitet sind wie in den oberen.

Somit werfe ich den Kastengrund denn als unverträglich mit dem Handeln Derer, die ihn vorbringen, als jeder theoretischen Begründung ermangelnd und als schwer verhängnißvoll, würden seine logischen Folgerungen ausgeführt, bei Seite, und wende mich zu den Gegnern der anderen Klasse. Für diese ist ein Gesetz, mit dessen Hilfe sich der Staat des Erziehungwesens annimmt, nur eins aus der Zahl derjenigen Stückchen von Gesetzgebung, gegen die sie aus Grundsatz sich erheben. In dieses Verdammungurtheil schließen sie ein Impfgesetz, ein Gesetz zur Verhütung der Verbreitung ansteckender Krankheiten und die ganze übrige gesundheitliche Gesetzgebung ein; ferner alle Versuche des Staates, Fälschungen zu verhüten oder gefährliche Erwerbsarten zu reguliren; weiterhin alles Eingreifen der Gesetzgebung in Dinge, die sich unmittelbar oder mittelbar auf den Handel beziehen, wie Schiffahrt, Häfen, Eisenbahnen, Straßen, Droschkenfahren, Briefbesorgung; außerdem alle Versuche zur Ausbreitung der Bildung durch Einrichtung von Lehrkörpern, Prüfungskörpern, Bibliotheken, Museen, oder die Aussendung wissenschaftlicher Expeditionen; und endlich alle Bemühungen, die Kunst durch Errichtung von Zeichenschulen oder Bildergalerien zu fördern oder Geld auszugeben für ein architektonisch werthvolles öffentliches

Gebäude, wo ein Ziegelkasten es auch thun würde. Nach der Meinung dieser Leute darf keine Mark aus Staatsmitteln für einen öffentlichen Park oder Vergnügungplatz ausgegeben werden, kein Fünfzigpfennigstück für Linderung von Hunger oder für Heilung von Krankheit. Diese Anschauungen werden in doppelter Weise begründet. Einmal deduktiv, indem man sie aus dem angeblichen Axiom ableitet, der Staat habe zu nichts Anderem das Recht als zur Beschützung seiner Angehörigen vor Angriffen. Der Staat ist einfach ein Polizist und seine Pflicht umfaßt nichts mehr und nichts weniger als die Verhütung von Raub und Mord und die Erzwingung der Erfüllung von Verträgen. Er soll weder das Gute fördern noch Etwas thun, um das Böse zu verhindern, außer etwa, indem er Die bestraft, die sich offenkundiger und fühlbarer Angriffe auf Beutel oder Personen schuldig gemacht haben. Daneben werden diese Meinungen noch a posteriori gestützt durch Folgerungen und Beobachtungen, und diese sollen zeigen, daß Alles, was die Regirung über diese negativen Grenzen hinaus thut, nicht nur sicherlich schlecht ausgeführt wird, sondern noch weit schlechter, als es ein Privatunternehmen gethan haben würde. Ob Das zutreffend ist, darüber bin ich mir ganz und gar nicht klar. Der Satz wird gewöhnlich durch Angaben gestützt, die sonnenklar beweisen, daß der Staat sehr viele Dinge sehr schlecht thut. Aber Das gehört eigentlich gar nicht zu unserer Frage. Der Staat wohnt in einem Glashause; wir sehen, was er unternimmt, und aus Allem, was ihm ganz oder theilweise mißlingt, wird dann Kapital geschlagen. Das Privatunternehmen dagegen liegt hinter tüchtig vermörtelten undurchsichtigen Mauersteinen. Die Oeffentlichkeit weiß von seinen Unternehmungen selten Etwas und hört von deren Fehlschlägen nur dann, wenn sie grob und aller Welt offenkundig sind. Wer kann sagen, wie es dem Privatunternehmen ergehen würde, wenn es sich an den Aufgaben des Staates versuchte? Wer von Aktiengesellschaften und ihrer Leitung Einiges weiß, wird dem Glauben an die eingeborene Ueberlegenheit von Privatunternehmungen über die Leitung von Staaten kaum geneigt sein. Wenn die Bureaukratie und die Centralisation auf dem Festlande Europas vielfältige Uebel im Gefolge haben, so sind die englische Büttelherrschaft und Kirchspielwirthschaft doch auch nicht allzu reizend. Sicherlich ist es das Gerechteste, was man sagen kann, daß es zum Besten eines Volkes mit Einschluß seiner gesunden und freien Entwickelung ist, wenn der Staat sich auf das unbedingt Nothwendige beschränkt und dem freiwilligen Streben der Einzelnen Alles überläßt, wozu sie zu bringen sind. Andererseits ist wohl die dogmatische Behauptung, die Einmischung des Staates schaffe, sobald sie über die Grenzen der Polizei nach innen und außen hinausgehe, unter allen Umständen Unheil, das Ungerechtfertigste, was es geben kann.

Nehmen wir jedoch zum Zwecke unserer Erörterung einmal an, der Satz sei

richtig und die Pflichten des Staates ließen sich in das eine große Verbot zusammenfassen: „Du sollst keinem Menschen gestatten, sich der Freiheit eines Anderen in den Weg zu stellen", so kann ich nicht einsehen, daß die logische Folgerung daraus eine solche Einschränkung der Regirungsgewalt sei, wie seine Vertreter annehmen. Wenn es meinem Hausnachbarn beliebt, seine Abzugsröhren so schlecht im Stande zu halten, daß sie die Luft verpesten, die ich athme, so daß ich Gefahr laufe, Nervenfieber oder Diphtheritis zu bekommen, so verkümmert er mir meine Freiheit in dem selben Maße, wie wenn er, mein Leben bedrohend, mit einer Pistole herumginge; wenn er seine Kinder ungeimpft lassen darf, so könnte man ihm eben so gut gestatten, Strychninplätzchen auf dem Wege herum zu werfen, wo meine Kinder sich tummeln. Und wenn er seine Kinder ohne Unterricht und Berufserziehung aufwachsen läßt, so verkümmert er mir nach Kräften meine Freiheit; denn dadurch vermehrt er die Steuerlast, die ich zur Unterhaltung der Gefängnisse und Arbeithäuser zu tragen habe. Eine je höhere Stufe die Civilisation erreicht, um so stärker beeinflussen die Handlungen eines Gliedes des sozialen Körpers alle anderen und um so unmöglicher wird es für den Einzelnen, etwas Unrechtes zu thun, ohne mehr oder weniger mit der Freiheit aller seiner Mitbürger in Widerstreit zu gerathen. Und so muß der Staat, selbst wenn man seine Pflichten noch so sehr beschränkt, doch weiter reichende Gewalt haben, als die Anhänger der Polizeitheorie geneigt sind, zuzugeben.

Man macht wohl geltend: wenn man das Recht des Staates, die angegebenen Grenzen zu überschreiten, überhaupt zugestehe, dann gebe es keinen Halt mehr, und der Grundsatz, der dem Staat das Recht gebe, das Impfen oder den öffentlichen Unterricht gesetzlich einzuführen, rechtfertige ihn auch, wenn er meinen religiösen Glauben oder meine Art und Weise, mein Handwerk zu treiben oder meinen Beruf auszuüben, bestimme, oder die Anzahl Gänge, die ich zu Mittag haben darf, oder das Muster meiner Weste festsetze. Aber sicherlich liegt auch die Antwort auf der Hand, daß man aus ähnlichen Gründen das Recht des Menschen, zu essen, wenn er Hunger hat, anfechten könnte. Denn erlaubt man ihm überhaupt, zu essen, dann giebt es keinen Halt mehr, bis er sich vollgefressen hat und nun all die Qualen der Ueberfüllung zu tragen hat. In Wirklichkeit hört der Mensch auf, wenn sein Verstand ihm sagt, daß er genug hat, und in einem wohleingerichteten Staate wird die Regirung, die da ja nur der Gesammtvorstand des Gemeinwesens ist, bald den Augenblick herausfinden, wo die Staatseinmischung ihre Grenze erreicht hat. Und so weit meine Bekanntschaft mit Denen reicht, die in England die Regirungsgeschäfte besorgen, finde ich sie lange nicht so eifrig, sich in die Angelegenheiten der Bürger zu mischen, wie die Bürger es sind, derlei Einmischung zu wünschen. Der Grund dafür ist sehr einfach. Die

Leute fühlen bestimmte Uebel sehr heftig und möchten, wie der Mensch, dem Etwas weh thut, unmittelbare Abhilfe. Der Staatsmann aber gleicht dem Arzte, der recht gut weiß, daß durch ein Opiat der Schmerz augenblicklich zu stillen ist, der aber eben so auch weiß, daß auf die Länge der Zeit das Opiat mehr Schlimmes als Gutes anrichten kann. In drei Fällen von vieren ist das Weiseste, was er thun kann: abwarten und die Sache der Natur überlassen. In dem vierten Falle aber, in dem die Anzeichen nicht mißzuverstehen sind und die Krankheitursache bekannt ist, rettet die geeignete Medizin ein Leben. Ist aber die Thatsache, daß der weise Arzt so wenig Medizin wie möglich giebt, ein Grund dafür, daß er sie nie geben soll?

Aber jene Behauptung ist auch direkt zu widerlegen. Sicherlich könnte der Staat oder die Gesammtautorität des Volkes meine Religion oder meine Weste mir mit völligem Rechte anbefehlen, wenn sich ein solcher Befehl durch eben so gute Gründe stützen ließe wie das Gebot, meinen Kindern eine ordentliche Bildung zu geben. Und Das führt mich zu der Frage, die die Wurzel der ganzen Erörterung bildet, zu der Frage nämlich: auf welcher Grundlage ruht die Autorität des Staates und wie lassen sich die Grenzen dieser Autorität bestimmen?

Einer der ältesten und tiefsten englischen Philosophen, Hobbes von Malmesbury, schreibt diese Sätze:

„Das Amt des Herrschenden, sei es ein Monarch oder eine Volksvertretung, besteht in dem Zwecke, zu dem er mit der obersten Gewalt bekleidet worden ist, nämlich in der Sorge für die Sicherheit der Menschen, in der Sorge, die zu gewähren er durch das Gesetz der Natur verpflichtet ist und über die er Gott Rechenschaft abzulegen hat, der der Urheber dieses Gesetzes ist, und nur ihm. Unter Sicherheit ist hier aber nicht die bloße Erhaltung zu verstehen, sondern auch alle anderen Lebensannehmlichkeiten, die Jemand mittels eines rechtmäßigen Gewerbes ohne Gefahr oder Schaden für den Staat sich erwirbt."

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als sei Dies eine kurze und bündige Fassung der Polizeitheorie der Regirung, aber Dem ist nicht so. Denn Hobbes sagt weiter:

„Und Dies sollte nicht dadurch geschehen, daß den Einzelnen über den Schutz vor Schaden hinaus, wenn sie sich darüber beklagen, Sorge gewidmet wird, sondern durch allgemeine Fürsorge, die in der öffentlichen Erziehung durch Lehre und Beispiel eingeschlossen liegt, und durch die Einführung und urchführung guter Gesetze, die die Einzelnen dann auf ihren besonderen Fall venden können." (Leviathan, Molesworths Ausgabe S. 322.)

Für einen Augenzeugen des Bürgerkrieges zwischen Karl dem Ersten d dem Parlament ist es nicht wunderbar, daß ihm die Auflösung der nde der Gesellschaft, die in einen solchen Kampf verwickelt ist, als „das ßte Uebel, das es in diesem Leben geben kann" erschien. Und Jeder, der „Leviathan" gelesen hat, weiß, in welchem Maße sich Hobbes von seiner

Sorge für die Erhaltung der Autorität des Trägers der obersten Gewalt leiten läßt, welcher Art diese auch sein möge. Aber die Gerechtigkeit in seiner Auffassung von den Pflichten der obersten Gewalt scheint mir durch seine ungeheuerlichen Theorien hinsichtlich der Heiligkeit jener Gewalt nicht abgeschwächt zu werden. Ihm, der während des Niederbruches der königlichen Gewalt durch die Macht des Volkes lebte, erschien die Gesellschaft durch Alles bedroht, was jene Gewalt schwächte; aber für John Locke, der ein Augenzeuge der Uebel war, die dem Versuche der königlichen Gewalt ententsprangen, die Rechte des Volkes durch Betrug und Gewalt zu vernichten, lag die Gefahr in anderer Richtung.

Die Sicherheit des Trägers der königlichen Gewalt ist für Locke eine sehr unwichtige Sache und er betrachtet ihre Abschaffung, wenn sie ihre Pflicht nicht mehr thut, und ihre Ersetzung durch eine andere als selbstverständlich. Der große Vorkämpfer der Revolution von 1688 konnte nicht anders denken. Und es ist auch nur natürlich, daß er den Machtbereich des Staates vielmehr zu begrenzen als zu erweitern suchte, obgleich er im Kerne mit Hobbes' Anschauung von seinen Pflichten übereinstimmt. Er sagt:

„Aber obgleich die Menschen, wenn sie in die Gesellschaft eintreten, die Gleichheit, Freiheit und ausübende Gewalt, die sie im Naturzustand hatten, in die Hände der Gesellschaft niederlegen, um sich der Gesetzgebung insoweit zu unterwerfen, als das Wohl der Gesellschaft es erfordert, so geschieht Das doch nur in der Absicht, sich seine Freiheit und sein Eigenthum besser zu bewahren (denn von keinem vernünftigen Wesen ist anzunehmen, daß es seine Lage in der Absicht wechselt, sie zu verschlechtern): und so ist niemals vorauszusetzen, daß die Gewalt der Gesellschaft oder die von ihr geschaffene Gesetzgebung sich über das gemeinsame Wohl hinaus erstrecke, sondern sie ist verpflichtet, Jedermann sein Eigenthum zu sichern, indem sie gegen die drei eben genannten Mängel, die den Naturzustand so unbequem und unsicher machen, Vorkehrungen trifft. Und so ist Jeder, der die gesetzgeberische oder höchste Gewalt in einem Staate hat, verpflichtet, nach feststehenden dauernden Gesetzen zu regiren, die dem Volke mitgetheilt und ihm wohlbekannt sind, und nicht nach Stegreifbeschlüssen; durch unparteiische und rechtschaffene Richter, die Streitfragen nach diesen Gesetzen entscheiden; und die Gewalt des Staates daheim nur zum Zwecke der Durchführung dieser Gesetze anzuwenden, nach außen aber, um Benachtheiligungen durch Fremde zu verhindern oder wieder gut zu machen und das Gemeinwesen vor Ueberfällen und Einfällen sicher zu stellen. Und all Dies soll auf keinen anderen Zweck gerichtet sein als auf den Frieden, die Sicherheit und das öffentliche Wohl des Volkes." (Lockes Essay: Of civil Government, § 131.)

Gerade wie bei Hobbes, so kann es auch bei Locke auf den ersten Blick nach diesem Abschnitt scheinen, als neigten seine Anschauungen über die Pflichten der Regirung mehr nach der negativen als nach der positiven Seite. Aber ein tieferes Studium von Lockes Schriften widerlegt diese schiefe Auffassung sofort. In dem „Brief über die Duldsamkeit" sagt er:

„Der Staat scheint mir eine Menschengemeinschaft zu sein, die nur zu dem Zwecke, ihre eigenen bürgerlichen Interessen zu sichern, zu erhalten und zu fördern, eingegangen worden ist.

Bürgerliche Interessen nenne ich Leben, Freiheit, Gesundheit und Schmerzlosigkeit des Körpers und den Besitz äußerer Gegenstände, wie Geld, Grundbesitz, Häuser, Möbel und Aehnliches.

Es ist die Pflicht der bürgerlichen Behörde, allen Leuten im Allgemeinen und jedem Unterthanen insbesondere durch die unparteiische Handhabung gleicher Gesetze den rechtmäßigen Besitz dieser Dinge, die zu diesem Leben gehören, zu sichern.

. . . . . Die ganze Gerichtsbarkeit der Behörde erstreckt sich einzig auf diese bürgerlichen Angelegenheiten . . . . . Alle bürgerliche Macht, alles bürgerliche Recht und alle bürgerliche Herrschaft begrenzt und beschränkt sich einzig auf die Sorge, diese Dinge zu fördern."

An einer anderen Stelle des selben berühmten „Briefes" legt Locke den Satz nieder, daß, falls die Behörde der Ansicht ist, daß das Waschen eines Kindes „nützlich ist zur Heilung oder Verhinderung einer Krankheit, der Kinder unterworfen sind, und die Sache für wichtig genug hält, um sie in die Gesetzgebung aufzunehmen, sie es anbefehlen möge."

Durch die kräftige Befürwortung eines gewissen Maßes von Duldung in religiösen Angelegenheiten scheint sich Locke außerordentlich stark von Hobbes zu unterscheiden. Aber der Grund, aus dem die bürgerliche Behörde die Religion ungeschoren lassen sollte, ist nach Locke einfach, daß „die wahre und erlösende Religion in der inneren Ueberzeugung des Geistes besteht". Und da „es das Wesen des Verstandes ist, daß er sich nicht durch äußere Gewalt zum Glauben an Etwas zwingen läßt", so ist der Versuch, die Menschen durch Zwang religiös zu machen, ungereimt. Ich vermag keine Stelle zu finden, wo Locke sich die Lieblingsdoktrin des modernen Liberalismus angeeignet hätte, daß die Duldung des Irrthums an sich etwas Gutes sei und zu den Grundtugenden gehöre. Im Gegentheil erklärt er in dem selben „Briefe über die Duldung" mit den klarsten Worten: „Die Behörde soll keine Anschauung dulden, die der menschlichen Gesellschaft oder den sittlichen Gesetzen, die zur Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig sind, feindlich ist." Und die praktische Folgerung, die er aus diesem Satze zieht, ist, daß weder Papisten noch Atheisten Duldung genießen sollten.

Seit Lockes Tagen ist die negative Anschauung von den Pflichten der Regirung Schritt vor Schritt an Stärke gewachsen, bis sie in Wilhelm von Humboldts „Ideen" systematischen und gewandten Ausdruck gefunden hat. Der Kern dieses Buches ist die Behauptung, der Staat habe kein Recht, irgendwie mehr zu sein als der Oberpolizist. Und in der Folgezeit hat der Glaube an die Wirksamkeit des Nichtsthuns auf diesem Gebiet aus verschiedenen Gründen eine beträchtliche Volksthümlichkeit bekommen. Erstens sind die spekn-

lativen Ueberzeugungen der Menschen immer mehr zurückgegangen; ihre Neigung zur Duldung ist groß, weil ihr Glaube klein ist. Sie wissen, daß der Staat die Dinge ruhig ihren Gang gehen läßt, so lange er sie nicht ganz genau kennt, und mit gutem Grunde sind sie der Meinung, daß die Einsicht der regirenden Gewalt auch auf keiner höheren Stufe steht als auf der sehr niedrigen ihrer eigenen Einsicht.

Zweitens sind die Menschen in weitem Maße durch die bloße Anhäufung von Reichthum in Anspruch genommen worden, und da die einfachste und stärkste Form des eigenen Interesses hiervon gewaltig betroffen wird, so hat die Wissenschaft (in Gestalt der Nationalökonomie) bereitwillig dargelegt, daß man es ruhig dem eigenen Interesse überlassen könne, den besten Weg zur Erreichung seiner Zwecke ausfindig zu machen. Die Schnelligkeit und Sicherheit des Verkehres zwischen den verschiedenen Ländern, die ungeheure Entwickelung der Maschinenleistungen und der allgemeine Friede (wenn er auch noch durch kurze Kriegszeiten unterbrochen wird) haben das Bild des Handels eben so vollständig verändert, wie die moderne Artillerie das des Krieges. Der Kaufmann fand sich durch die alten Schutzmaßnahmen eben so behindert wie der Krieger durch seine Rüstung, — und die negative Gesetzgebung hat dem Kaufmann ganz die selbe Erleichterung gebracht wie das Abstreifen der Brustpanzer, Beinschienen und Büffelwämse dem Krieger. Aber daraus, daß der Soldat ohne Rüstung besser daran ist, folgt noch nicht, daß es wünschenswerth ist, daß sich die Landesvertheidiger nun ganz nackt ausziehen; und eben so wenig folgt daraus, daß das laissez faire, so wichtig und wohlthätig es hinsichtlich der Erwerbung von Geld sein mag, das eine große Gebot sei, dem sich der Staat in allen anderen Dingen zu beugen habe, und besonders in solchen Dingen, bei denen die Rechtfertigung des laissez faire, nämlich die Einsicht, die ein direktes persönliches Interesse in deutlich begriffene Angelegenheiten gewährt, völlig fehlt.

Drittens ist zu der Gleichgiltigkeit, die das Fehlen starker Glaubensüberzeugungen schafft, und zu dem Vertrauen in die Wirksamkeit des laissez faire, das sich offenbar mit dem erfahrungmäßigen Werthe dieses Grundsatzes auf dem Gebiete des Gelderwerbes rechtfertigt, noch jener edlere und bessere Grund für ein tiefes Mißtrauen gegen die Einmischung der Gesetzgebung hinzuzufügen, der Humboldt beseelte und der durch die Zeilen von John Stuart Mills berühmtem Aufsatz über die Freiheit klingt, — nämlich die gerechte Furcht, der Zweck möchte sonst den Mitteln geopfert werden, Freiheit und Individualität möchten sonst aus dem Menschenleben hinausgedrillt und hinausdisziplinirt werden, nur damit die große Staatsmühle sich ruhig drehen könne.

London. Professor Thomas H. Huxley.

# Reform der Privatirrenanstalten.

In einem früheren Aufsatz*) habe ich gezeigt, welche Vortheile eine Verstaatlichung aller Irrenanstalten bieten würde. So lange aber eine Verstaatlichung nicht erfolgt, hat der Staat die Pflicht, doch wenigstens die Gefahren unserer Privatirrenanstalten einigermaßen zu mildern. Dies könnte durch eine Vervollkommnung der Revisionen geschehen und auch dadurch, daß man an die Besitzer und Leiter der Irrenanstalten strengere Anforderungen als bisher stellt.

Die vor einiger Zeit aufgestellte Forderung, man solle einer Laienkommission, womöglich ohne ärztlichen Beirath, die Entscheidung über die Internirung in Irrenanstalten überlassen, schließe ich als undiskutirbar von der Erörterung aus. Ein ärztlicher Beirath müßte entschieden vorhanden sein. Ich würde nicht dagegen sein, daß eine gemischte Kommission, in der außer Aerzten besonders auch Juristen wären, die Anstalten revidirte und über die Internirung entschiede. Das hätte manches Gute, und zwar schon deshalb, weil das heutige Irrenwesen gewisse Kollisionen mit dem Gesetze herbeiführen kann. Nehmen wir an, Jemand, der eine strafbare Handlung begangen habe, würde von den ärztlichen Sachverständigen für geisteskrank und die Internirung für nothwendig erklärt, bevor das Gericht eingeschritten ist. Dieses wäre dann nicht gezwungen, sich an jene ärztlichen Sachverständigen zu halten; es könnte seinen eigenen Sachverständigen ernennen oder auch ohne einen solchen urtheilen. Gewinnt nun das Gericht mit oder ohne gerichtlichen Sachverständigen eine andere Ansicht über die Zurechnungfähigkeit und die Geisteskrankheit des Mannes, so haben wir eine Kollision. Der Mann ist auf Grund der gegenwärtigen Verordnungen, die das Irrenwesen betreffen, für geisteskrank erklärt und soll in der Irrenanstalt bleiben; das Gericht erkennt Das nicht an und will ihn ins Gefängniß bringen. Eine Einheitlichkeit liegt doch jedenfalls in solchen Zuständen nicht. Die Betheiligung von Juristen bei der Revision hätte den großen Vortheil, daß die Internirung von Leuten aus angesehener Familie, die etwas Strafbares begangen haben, vor der gerichtlichen Verhandlung erschwert würde. Nach Erfahrungen meiner ärztlichen Praxis muß ich die Neigung einzelner sogenannten guten Familien, kriminelle Angehörige vor der Gerichtsverhandlung in Irrenanstalten abzuschieben und, wie ich glaube, dadurch vor Bestrafung zu schützen, besonders betonen. Einem lchen Mißbrauch würde ganz entschieden eine gemischte Kommission am icherſten steuern können.

Da nun gegenwärtig bereits ärztliche Beamte die Revision vornehmen, werden wir, um möglichst wenig von den bestehenden Verhältnissen abzuweichen und die Reform zu erleichtern, Dies berücksichtigen müssen. Man

*) S. „Zukunft" vom 5. Januar 1895.

wird natürlich am Besten zu Revisionen Männer nehmen, die ihr Leben nicht als Irrenanstaltdirektoren zugebracht haben, sondern Männer, die auch außerhalb der Anstalten Kranke zu beobachten Gelegenheit hatten, da sie am Ehesten im Stande sind, ein Urtheil darüber abzugeben, ob die Internirung nothwendig ist oder nicht. Freilich ist die Art, wie jetzt die Medizinalbeamten dastehen, nicht geeignet, ihnen eine autoritative Stellung zu sichern. Die Physici erhalten ein paar hundert Thaler Gehalt — 900 Mark! — und sind in Folge Dessen auf eigene Praxis und auf Nebeneinkünfte angewiesen. Das wird ihnen so lange Niemand zum Vorwurf machen können, als der Staat nicht seine Pflicht erfüllt, diese Beamten von der Privatpraxis unabhängig zu machen. Durch diese ist für den Medizinalbeamten einerseits die Zeit, die er auf die Revision von Anstalten verwenden kann, äußerst beschränkt, andererseits verliert er auch durch diese Privatpraxis einen großen Theil seines Ansehens. Allerdings wird Das nicht immer in einem solchen Grade geschehen, wie es in der Rede eines berliner Professors, der eine Privatirrenanstalt besaß, zum Ausdruck kam; dieser Mann sprach in einer Form über das irrenärztliche Können der Physici, daß in deren Kreisen wohl eine starke Erbitterung ausgebrochen sein dürfte. Wenn man bedenkt, daß die selben Herren, deren irrenärztliches Können jener Anstaltbesitzer so energisch bestritt, berufen waren, dessen eigene Anstalt zu revidiren, so folgt daraus, wie wenig Gewicht wir diesen Ausführungen beimessen dürfen. Erst wenn die Medizinalbeamten völlig unabhängig sind, können sie mit dem Ansehen, das nothwendig ist, die Revisionen von Irrenanstalten durchsetzen.

Zu diskutiren wäre die Frage, ob man Medizinalbeamten, wenn man ihnen ein höheres Gehalt giebt, die ärztliche Praxis verbieten soll oder nicht. Für Beides lassen sich Gründe anführen. Der Vortheil eines Verbotes der Praxis läge darin, daß durch dieses Verbot das Ansehen der Beamten in noch höherem Grade gesteigert würde und sie außerdem für ihre amtliche Thätigkeit ihre ganze Zeit zur Verfügung hätten. Andererseits würde die Ausübung der ärztlichen Thätigkeit den Beamten öfter Gelegenheit geben, mit Kranken auch außerhalb der Irrenanstalten zusammenzukommen, was für eine Ausbildung der Objektivität wünschenswerth wäre. Diese Frage ist also diskutirbar.

Nur kapitalkräftigen Personen sollte man Irrenanstalten konzessioniren. Diese Forderung wird vielleicht paradox erscheinen; nun liegen aber doch bei den Irrenanstalten die Dinge so. Der „Herr Direktor" soll ein Urtheil darüber abgeben, ob Jemand der Freiheit zu berauben ist oder nicht. Nehmen wir an, der ärztliche Direktor der Anstalt sei gleichzeitig deren Besitzer oder Pächter. Ist der Mann mit seinem Gelde sehr knapp, so wird nur allzu leicht eine laxere Auffassung eintreten, während, wenn er seine Hypothekenzinsen oder die Pacht leicht bezahlen kann, eine größere Gewissenhaftigkeit ver-

bürgt ist. Wenn auch nicht gerade anzunehmen ist, daß bei Geldknappheit der Irrenanstaltdirektor sich mit den Angehörigen verschwört, um einen der Anstaltpflege nicht Bedürftigen einzusperren, so giebt es doch andere Mittel, eine bessere Verzinsung zu erreichen, und diese Gefahr halte ich für erheblich größer als die der gemeinsamen Verschwörung. Der Direktor könnte z. B. den Angehörigen von geheilten Patienten oder von solchen, die nicht mehr internirt zu sein brauchten, mit schönen Worten zureden, sie sollten den Kranken doch zu gründlicher Auskurirung noch einige Wochen in der Anstalt lassen. Ferner könnte der Besitzer dazu verleitet werden, dem Internirten täglich zur Stärkung eine Flasche theuren Weines zu empfehlen. Nehmen wir an, für einen Internirten werden monatlich 300 Mark Pension bezahlt, der Patient sei schon sechs Monate in der Anstalt und er werde nun, angeblich um das Leiden vollständig zu heilen, nachdem alle bedenklichen Erscheinungen geschwunden sind, noch zwei Monate zurückbehalten; in einem solchen Falle werden 600 Mark mehr bezahlt, d. h. wenn ich hiervon den dritten Theil auf die baaren Auslagen der Anstalt abrechne und eine vierprozentige Verzinsung annehme, so würde durch diesen einen Patienten der Kapitalwerth der Irrenanstalt im Jahre um 10,000 Mark vergrößert werden. Wird dieses Mittel bei zehn Patienten angewendet, so ist der Kapitalwerth um 100,000 Mark gestiegen. Die Sache ist eine Geldfrage, und eine einfache Berechnung ergiebt die Gefahren. Der Staat hat die Pflicht, hier Garantien zu schaffen; einfach auf die Ehrenhaftigkeit der Herren Direktoren darf er sich nicht verlassen, sonst hätten diese eine ganz exzeptionelle Stellung und der Staat würde ihnen ein Vertrauen entgegenbringen, das er selbst den Richtern nicht gewährt, die von der Fällung eines Urtheils ausgeschlossen werden dürfen, wenn sie an ihm ein materielles Interesse haben.

Auf den Charakter des Unternehmers und des Leiters der Anstalt wäre bei der Konzessionertheilung gleichfalls Rücksicht zu nehmen. Die Anhaltepunkte, die uns die heutige Gewerbeordnung hierfür giebt, genügen meines Erachtens nicht. Man braucht diesen Punkt in praxi nicht gerade kleinlich aufzufassen; aber ich meine, der Umstand, daß Jemand vom Vater Geld zum Terrainkauf erhält oder erbt, ist noch keine Gewähr dafür, daß der Betreffende ein würdiger Besitzer und Leiter einer Irrenanstalt sein wird.

Es ist nicht nöthig, daß der Direktor einer Irrenanstalt produktiv wissenschaftlich gearbeitet hat. Man soll auch von ihm nicht verlangen, daß er sein Material wissenschaftlich ausnutze; denn die Kranken werden nicht in die Anstalt geführt, um wissenschaftlich ausgenutzt, sondern um behandelt zu werden. Hingegen ist es nothwendig, daß der Leiter die Psychiatrie beherrsche und daß er hierfür einen Beweis erbringe. Ich würde wenig darauf geben, daß er mit Gehirnen von Thieren Bescheid weiß; selbst darauf

könnte man verzichten, daß er ein hervorragender Fachmann in Bezug auf die mikroskopische Untersuchung des menschlichen Gehirns sei; er soll aber klinisch die Psychiatrie kennen und über die Aetiologie der Geisteskrankheiten wie über ihre Behandlung genau unterrichtet sein. Am Leichtesten wird man Dies gewiß erreichen, wenn man dazu Leute nimmt, die mehrere Jahre an einer Irrenanstalt thätig gewesen sind. Aber einen zweiten Punkt würde ich für gleich wichtig halten, obwohl ich weiß, daß in Wirklichkeit hier große Schwierigkeiten auftreten würden. Es wäre nämlich sehr zweckmäßig, daß der Direktor nicht nur die Psychiatrie als Spezialität beherrsche, sondern daß er auch reichliche allgemeine ärztliche Erfahrungen außerhalb der Irrenanstalt gesammelt habe. Aerzte, die nur mit Geisteskranken, besonders in Anstalten, zu thun gehabt haben, übersehen nur zu leicht, daß auch außerhalb der Anstalten, ohne daß man an eine Internirung auch nur zu denken braucht, Absonderlichkeiten bei Menschen vorkommen; sie würden leicht zu der Ansicht neigen, daß alle solche Leute in Irrenanstalten gehören. Wer außerhalb der Anstalten als Haus- und Familienarzt oft Menschen gesehen und ärztlich beobachtet hat, Der weiß, daß nicht jede gelegentliche Aeußerung des Mißtrauens ein beginnender Verfolgungwahnsinn ist. Ich weiß, wie ich hinzufüge, daß diese Forderung heute kaum zu erfüllen ist, weil ein in der Praxis erfahrener Arzt sich zur Leitung einer Irrenanstalt, die ihm sehr leicht wieder gekündigt werden kann, nicht oft hergeben wird. Diesem Mißstand könnten wir kaum anders als durch Verstaatlichung der Anstalten entgehen.

Wer außerhalb der Irrenanstalten Geisteskranke beobachtet hat, wird sich auch davon sehr leicht überzeugt haben, daß eine ganze Reihe von Krankheitfällen ohne Irrenanstaltbehandlung zurückgeht; er wird die Irrlehren gewisser Statistiker zu würdigen wissen. Solche Statistiker schließen nämlich so: von hundert Kranken, die in der Anstalt gewesen sind, wurden als geheilt oder gebessert so und so viele entlassen; mithin hat die Irrenanstalt diese Patienten geheilt oder gebessert. Der objektive Beobachter weiß, daß viele Geisteskranke ohne jede Irrenanstaltbehandlung gesund werden, weil die Krankheit, wie manche andere, in ihrem Verlaufe spontan zurückgeht.

Besonders ist es nothwendig, daß auch bei dem Verkauf oder der Verpachtung einer Irrenanstalt genau die Verhältnisse berücksichtigt werden und die Frage erörtert wird, ob hierbei für die Zuverlässigkeit der ärztlichen Leitung genügend gesorgt ist. An sich macht es doch gewiß keinen sympathischen Eindruck, wenn man sieht, daß die in einer Irrenanstalt eingesperrten Kranken — oder das Recht ihrer Ausnutzung — verkauft oder verpachtet werden. Der Kranke hat kein Selbstbestimmungrecht, die Angehörigen werden durch freundliche Worte willfährig gemacht, damit sie den Kranken nicht aus der Anstalt nehmen; denn wenn sie Das thäten, so würde der Kauf- oder

Pachtwerth der Anstalt erheblich sinken und es würde der bisherige Besitzer geschädigt werden. Aus diesem Grunde wird der Besitzer Alles thun, die Kranken oder ihre Ausnutzung mit zu verkaufen oder zu verpachten. Da dieser traurige Vorgang nicht weg zu schaffen ist, ist es jedenfalls wünschenswerth, daß die Behörde sich genau ansehe, wie die ärztlichen Verhältnisse in der Anstalt unter der neuen Leitung liegen, ob sie besonders den Anforderungen entsprechen, die bei der Konzessionirung zu Grunde gelegt waren.

Nicht nur an die Besitzer und Leiter der Anstalten, sondern auch an diese selbst sind mehr Anforderungen zu stellen, als es heute geschieht. Die Zahl der Betten in einer Privatirrenanstalt sollte erheblich beschränkt werden. Vor etwa vier Jahren hielt der Besitzer einer Privatirrenanstalt einen Vortrag über den Selbstmord in Irrenanstalten, und er kam hierbei zu dem Resultat, daß in seiner Anstalt, so lange die Zahl der privaten Aufnahmen beschränkt war und nur etwa 50 pro Jahr betrug, kein einziger Selbstmord vorgekommen sei; in den fünf Jahren jedoch, in denen die Zahl der Aufnahmen sich bedeutend vergrößert habe, da jährlich etwa 400 Geisteskranke verpflegt wurden und die Zahl der Privataufnahmen, darunter auch die Zahl der akut Erkrankten resp. Heilbaren, bedeutend gestiegen sei, seien Selbstmorde vorgekommen. Es geht aus diesen Angaben mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß bei einer gewissen Steigerung der Aufnahmeziffer die relative Zahl, der Prozentsatz, der Selbstmorde zunimmt; d. h. es nimmt nicht etwa die Zahl der Selbstmorde nur im Verhältniß zur größeren Zahl der Aufnahmen zu. Der Privatirrenanstaltbesitzer, der jene Mittheilungen machte, gab keine ausreichende Erklärung für diese Thatsache. Ich halte es für sicher, daß die Kontrole des leitenden Arztes, wenn die Zahl der Patienten sehr groß ist, erheblich geringer ist als bei einer kleinen Zahl von Kranken. Besonders kann meines Erachtens darüber kein Zweifel sein, daß Assistenzärzte, die die Mittelspersonen zwischen dem Leiter und den Wärtern sind, den direkten Einfluß des Leiters der Anstalt nicht ersetzen können; Dies ist bei dem Centralisationprinzip der Privatirrenanstalten unmöglich. Man muß sich wundern, daß die Behörden es gestatten, daß so viele Geisteskranke in eine Privatirrenanstalt aufgenommen werden, nachdem ein Privatirrenanstaltbesitzer, der auf diesem Gebiete Erfahrungen besitzt, öffentlich diese Gefahr anerkannt hat. Daß die Eigenthümer der Anstalten freiwillig die Zahl er Aufnahmen beschränken werden, ist nicht anzunehmen. Von anderer Seite tritt man allerdings dafür ein, daß man große Irrenanstalten begründen soll, — namentlich im Hinblick auf den ökonomischen Standpunkt; ine Irrenanstalt für 600 Kranke koste weniger als drei Anstalten für je 00 Kranke. Wenn es nothwendig ist, zu sparen, muß hierauf Rücksicht enommen werden. Der Staat hat aber nicht nöthig, die Rente der Anstalt-

besitzer auf Kosten des Wohlbefindens der Kranken zu vergrößern. Es wird auch, wenn die angedeutete Beschränkung endlich eintritt, immer noch Personen geben, denen der zu erwartende Gewinn genügt. Es ist gar nicht nothwendig, daß der Gewinn ein derartiger sei wie in einem gut besetzten Hotel mit 400 Betten. Ich würde als die zu konzessionirende Zahl der Betten höchstens etwa dreißig für eine Privatirrenanstalt annehmen.

Noch aus einem anderen Grunde halte ich eine wesentliche Beschränkung der Zahl der Kranken für nothwendig. Die Wärter in den Anstalten sind selbstverständlich fast ausschließlich ungebildete Personen. Wenn auch unsere moderne Bildung Ausbrüche der Roheit nicht immer verhindert, so wird man doch zugeben müssen, daß Mangel an Bildung zur Roheit disponirt. Ein Geisteskranker stellt aber mitunter selbst geduldige Personen auf eine harte Probe. Die Gefahr, daß dadurch rohe Handlungen bei den Wärtern vorkommen, halte ich nicht für ausgeschlossen. Es kommt hinzu, daß der Geisteskranke oft Vorgänge sehr schnell vergißt oder, wenn er Etwas sagt, man es ihm sehr häufig nicht glaubt, da ja seine Beschwerde über rohe Behandlung sehr leicht eine Wahnidee sein könnte. Gewiß wünscht Jeder, der das Unglück hat, einen Angehörigen in eine Irrenanstalt bringen zu müssen, daß dieser dort in jeder Beziehung als ein Mensch und als ein Kranker betrachtet wird. Es muß deshalb Alles vermieden werden, was den Wärtern oder Wärterinnen Gelegenheit geben könnte, sich hart gegen Kranke zu zeigen, und dazu ist vor Allem die strenge Kontrole der Wärter durch den Leiter der Anstalt nöthig. Auch aus diesem Grunde halte ich eine Beschränkung der Zahl der Betten für nothwendig.

Man würde die Schädigung, die durch eine solche Beschränkung der Patientenzahl für die Irrenanstaltbesitzer entstände, etwas mildern können, wenn man die Zahl der Konzessionen beschränkte und von der Bedürfnißfrage abhängig machte. In der That glaube ich, daß, wenn die Konkurrenz hier nicht eingeengt wird, die Gefahr unberechtigter Zurückhaltung Internirter sich erheblich vergrößert. Wenn hingegen durch eine Beschränkung des Konzessionwesens die Zahl der Irrenanstalten dem Bedürfniß entsprechend festgesetzt würde, dann dürften wir annehmen, daß wirklich zur Entlassung geeignete Patienten entlassen werden und daß auch deren Angehörigen von den Anstaltbesitzern nicht weiter zugeredet wird, sie sollten den Kranken noch in der Anstalt lassen. Man wird hiergegen allerdings einen wichtigen Einwand erheben können, nämlich den, daß, wenn eine solche Beschränkung stattfände, die Irrenanstaltbesitzer untereinander — sie würden sich vielleicht geniren, es öffentlich zu thun, aber im Geheimen wäre es möglich — eine Art Ring bilden und die Pensionpreise festsetzen könnten, so daß die Segnungen der freien Konkurrenz für das Publikum verloren

gingen. Diese Befürchtung wäre durchaus berechtigt. Sie ließe sich durch eine behördliche Aufsicht, da diese doch bis zu einer Festsetzung der Pensionspreise nicht gut gehen könnte, nicht beseitigen. Hingegen wäre doch zu berücksichtigen, daß die Behörden, wenn sich ein solcher Ring bildet, stets die Möglichkeit hätten, neue Anstalten zu konzessioniren. Ein gewisser Spielraum könnte auch für die Konkurrenz immer noch bestehen; nur soll die heutige unbeschränkte Konkurrenz beseitigt werden, die dazu führt, daß einige Anstalten materiell kaum noch bestehen können, und die daher die Befürchtung vor unlauteren Mitteln steigert. Das Sicherste bliebe allerdings die Verstaatlichung.

Ich habe hier einige Vorschläge gemacht, deren Befolgung dazu dienen könnte, wenigstens einen Theil der großen Gefahren zu beseitigen, die unsere Privatirrenanstalten bieten. Ich habe meine Vorschläge absichtlich in einer nichtmedizinischen Zeitschrift gemacht, weil die Frage keine innere ärztliche Angelegenheit ist. Mein erster Aufsatz in dieser Zeitschrift war nur die Widerlegung der Ausführungen eines Privatirrenanstaltbesitzers, die in einer nichtmedizinischen Zeitschrift, in der „Nation", erschienen war. Niemand hatte sich darüber gewundert, daß dieser Herr in einer nichtmedizinischen Zeitschrift die Verhältnisse auseinandersetzte. So lange die Herren Privatirrenanstaltbesitzer in der nichtmedizinischen Presse gelobt werden, paßt es ihnen; wenn aber Jemand seine Bedenken äußert, dann gehört Das angeblich in die medizinische Fachpresse. Ich bin der Ansicht, daß diese Ausführungen in die nichtmedizinische Presse gehören, da an der Regulirung des Irrenwesens nicht nur die Aerzte, sondern alle Staatsangehörigen ein Interesse haben. Wenn ein Irrenanstaltbesitzer in der nichtmedizinischen Presse erklärt, daß unsere Privatirrenanstalten genügenden Schutz gegen unberechtigte Freiheitberaubung gewähren, dann sollen sich die nichtmedizinischen Leser das Recht nicht nehmen lassen, auch die entgegengesetzten Ansichten kennen zu lernen. Ich bin der Meinung, die modernen privaten Irrenanstalten bieten keinen Schutz gegen Mißbräuche; die Revisionen sind viel zu selten und oberflächlich. Es giebt auch Irrenanstalten, deren ärztliche Leiter die Patienten nicht als eine Rente betrachten und sie mit aller Sorgfalt und Aufopferung behandeln; es ist aber bedauerlich, daß die Gefahr besteht, es könnten in anderen Anstalten nur zu sehr die geschäftlichen Rücksichten hervortreten. Sache des Staates ist es, den bedenklichen Folgen vorzubeugen, die sich daraus ergeben können, und wenn der Staat nicht alle Anstalten in eigene Verwaltung nimmt, dann sollte er doch wenigstens die dringendsten Mißstände beseitigen. Ich fordere, daß nicht unter dem Deckmantel der Wissenschaft einem Theil unserer Mitbürger der Schutz entzogen werde, den der Staat ihnen zu gewähren hat, nämlich der Schutz gegen mißbräuchliche Freiheitberaubung.

Dr. Albert Moll.

# Die Fehler des Kathedersozialismus.*)

Wollte ich die Vorwürfe, die ich gegen die Kathedersozialisten zu machen habe, systematisch gliedern, so würde ich die Fehler unterscheiden als: 1. theoretische, 2. politisch-praktische. Theoretisch hat der Kathedersozialismus die bürgerliche Wirthschaftordnung mißverstanden, ihr Entwickelungsgesetz nicht gefunden bezw. ihr ein Entwickelungsgesetz oktroyirt, das nicht das ihre ist; im Besonderen:

a) der Kathedersozialismus hat das Maßverhältniß von Recht und Unrecht, Ordnung und Wirrsal, Regelmäßigkeit und Krise in unserer Wirthschaft „falsch berechnet";

das Unrecht, das Wirrsal, die Krise ihrem Bereich und Grade nach unendlich überschätzt, wo, um die Sache drastisch auszudrücken, Unrecht, Wirrsal, Krise zwei, drei, fünf Prozent der Gesammtheit der wirthschaftlichen Vorgänge mit Beschlag belegten, ihren Wirkung-Bereich auf zwanzig, dreißig und fünfzig Prozent angeschlagen. Eine ungeheuerliche Maßverkennung!

b) Der Kathedersozialismus hat das Maßverhältniß von technisch-wirthschaftlichem gegen sozialen Fortschritt verkannt,

den technisch-wirthschaftlichen Fortschritt, durch die Erscheinung insbesondere der Maschine bestochen, überschätzt, den sozialen Fortschritt, durch die „ewige Klage" und die „Auffälligkeiten" beirrt, unterschätzt. Die Gebiete, die vom technischen Fortschritt im Sturmlauf genommen worden sind, sind immerhin begrenzte: die Industrie, das Transportwesen, weniger die Landwirthschaft, abermals weniger das Handwerk, überhaupt nicht die Dienste. Der Industrie, dem Bergbau und Hüttenwesen und dem Verkehr gehörten in Deutschland 1882 31 Prozent der Bevölkerung an. Außerhalb der Industrie u. s. w. waren die Landwirthschaft, die Forstwirthschaft, das Bauwesen, die Gastwirthschaft, der Handel, das Bank- und Versicherungwesen, der Buchhandel, die Schriftstellerei und die Künstlergewerbe, der ärztliche, der Lehr- und geistliche Beruf, die Verwaltung, das Militär, die Dienstboten und Tagelöhner. In diesen Berufen allen ist die Rolle der Maschine eine beschränkte und in vielen von ihnen hat sie überhaupt keinen Platz. Auf die Gesammtheit angerechnet, ist der Fortschritt darum nicht so groß, wie er nach gewissen erstaunlichen Einzelnthatsachen oder nach dem Fortschritt speziell in der Industrie erscheint. Das Maß der für die Wirthschaft verfügbaren Güter ist durch das Volkseinkommen, bezw. durch die Steigerung, die dieses erfuhr, gegeben, und die Gegenüberstellung des technischen Fortschritts gegen den sozialen Fortschritt hat in der Weise, wie sie meist erfolgt, überhaupt keinen Sinn.

*) S. „Zukunft" vom 6. April 1895.

Englands Nationaleinkommen ist heute nach beglaubigten Berechnungen (seinem Kaufwerthe nach) fünfmal so groß wie zu Anfang des Jahrhunderts. Die Bevölkerung ist während der gleichen Zeit auf das reichlich Dreifache gestiegen. Aus diesem Verhältnisse der Volksvermehrung auf das reichlich Dreifache gegenüber einer Vermehrung des Nationaleinkommens auf das Fünffache sollte sich eine Verbesserung aller Einkommen um zwei Drittel ergeben haben. Das Einkommen der Arbeiter ist nach allgemeinem Zeugnisse kaum um viel weniger gewachsen; überdies sind Menschen, die früher keine Verwendung als Arbeiter fanden, heute als Arbeiter eingestellt. Der soziale Fortschritt hat also mit dem „technischen" ziemlich ebenmäßig Schritt gehalten, der erste ist gegen den letzten nicht oder nicht wesentlich zurückgeblieben!

c) Der Kathedersozialismus hat den sozialen Rückschritt als das mindestens vorläufige Gesetz unserer Wirthschaftordnung abgeleitet. Schmoller sagt darüber noch das Folgende: „Natürlich kommt es auch hier darauf an, nicht unbewiesene Verdächtigungen auszusprechen, sondern auf Grund positiver Thatsachen für den Anstand und die gute Sitte zu kämpfen. Es kommt auf konkrete Detail-Untersuchungen an, wie in den meisten Punkten, über die wir streiten, wie z. B. auch in der Frage der steigenden Ungleichheit der Einkommens- und Vermögens-Vertheilung." Hier ist also die „steigende Ungleichheit" als gegeben, als unbezweifelbare Thatsache, als das traurige Gesetz einer antisozialen Entwickelung genommmen. „Daß es," fährt Schmoller fort, „zwischen dem Millionär und dem besitzlosen Arbeiter noch eine große Anzahl Mittelglieder giebt, was Sie (d. h. Treitschke) hauptsächlich tröstet, Das weiß ich, weiß jeder Sachverständige wohl; aber die Frage ist, ob sie zunehmen oder abnehmen und wie schnell." In der That, Dies ist die Frage. Und die Antwort ist, wie von mir schon früher gezeigt wurde: sie nehmen zu. Schmoller lehrt Anderes: „Was ich behaupte, ist nur Das: meine Untersuchungen über Gewerbe- und Konsumtion-Statistik, meine Beobachtungen auf Reisen und im Verkehr mit Gewerbetreibenden, der ganze Gang unserer gegenwärtigen Industrie-, Bank- und Wirthschaftentwickelung, so weit ich ihn übersehe, die Resultate der Einkommens- und Vermögens-Steuern ... machen es mir wahrscheinlicher, daß die größeren Einkommen und Vermögen bedeutend rascher wachsen als der Gesammtwohlstand und daß daneben die Klasse der Bevölkerung, die ohne Besitz von der Hand in n Mund lebt, heute sowohl absolut als relativ eine größere ist als vor hn, vor dreißig und vierzig Jahren." Was Schmoller hier in näherer gründung und unter Beibringung von statistischen Daten lehrt und was Auffassung der kathedersozialistischen Schule überhaupt ist, ist die falsch geleitete und darum falsch gerathene Formel der Entwickelung in der bürgerlichen Wirthschaftordnung. Auch auf der vorberathenden Versammlung des

Vereins für Sozialpolitik sprach Schmoller von der „steigenden Ungleichheit des Einkommens und Vermögens“ und davon, daß „unsere Gesellschaft mehr und mehr einer Leiter zu gleichen droht, die nach unten und oben rapid wächst, an der aber die mittleren Sprossen mehr und mehr ausbrechen.“ Und Adolph Wagner wendet sich gegen Oppenheim mit der Bemerkung: „Sie bestreiten die Tendenz zur Steigerung der Vermögens-Ungleichheiten und Klassengegensätze in unserem heutigen Wirthschaftsystem. Wären Sie auch nur in der Oekonomie der Mancheſterschule mehr zu Hause, so würden Sie diese Tendenz am Wenigsten von Ihrem Standpunkte aus leugnen.“ Die Tendenz soll also nicht nur statistisch erweisbar, sondern auch theoretisch ableitbar sein. In Wirklichkeit ist sie nicht vorhanden!

Eine jüngste Arbeit über deutsche Einkommens-Statistik (Clemens Heiß) weist nach, von 1853 auf 1890 hätten sich die Einkommen von weniger als 3000 Mark in Preußen um 43 Prozent, die Einkommen von 3000 bis 36 000 Mark um 334 Prozent, die Einkommen von mehr als 36 000 Mark um 690 Prozent vermehrt. Aehnliche Ziffern, wie die früher von mir bei der Züricher Vermögensstatistik gezeigten! Aber man weiß nun, wie diese Ziffern zu Stande kommen; sie hätten längst Bedenken erwecken dürfen. Eine Statistik speziell des Mittelstandes, auf den es hier ankommt, hat für einen längeren Zeitraum nur ein größerer Staat: England. 1843 gab es in England (ohne Schottland und Irland) 88 000 Leute, die aus Gewerbe, Handel und den sogenannten liberalen Berufen 150 bis 500 Pfund Sterling (3000 bis 10 000 Mark) Einkommen bezogen. Das ist deutlich der Mittelstand. 1893, also genau fünfzig Jahre später, gab es solcher Leute nicht etwa 60 000 oder 50 000, wie bei „Schwächung“ des Mittelstandes anzunehmen gewesen wäre, oder — um die steigende Bevölkerung in Rücksicht zu ziehen — ebenmäßig 88 000 wie 1843, sondern — nicht weniger als 344 000. Solchen Daten gegenüber ist die Lehre vom Schwinden des Mittelstandes als dem mindestens vorläufigen Gesetz der bürgerlichen Wirthschaftordnung nicht haltbar.

Schmoller beruft sich auch auf die Konsumstatistik und erklärt, daß die Klasse der Bevölkerung, die von der Hand in den Mund lebt, jetzt (d. h. 1875) größer sei als vor zehn, vor dreißig und vierzig Jahren. Sicher trifft auch Dies nicht zu, heute nicht, eben so wenig aber 1875. Nehmen wir den Fleischkonsum als Maßstab des sozialen Fortschritts bei den unteren Klassen; er war im Königreich Sachsen pro Kopf

| | für Schweinefleisch | für Rindfleisch |
|---|---|---|
| | Pfund | |
| 1836—45 . . . . . | 17,8 | 14,3 |
| 1866—75 . . . . . | 30,3 | 20,6 |
| 1893 . . . . . | 42,6 | 29,8 |

Der Schweinefleisch-Verbrauch pro Kopf ist von 1836/45 auf 1893 um 139,3 Prozent, der Rindfleisch-Konsum pro Kopf um 108,4 Prozent gewachsen. Einem ähnlichen Steigen begegnen wir auf allen anderen Gebieten der Konsumtion, und wie in Sachsen, so auch anderwärts. Dieses rechnerische Wachsen des Konsums „pro Kopf" weist in Wahrheit eben so sehr ein Wachsen der Köpfe, die am Fleischkonsum überhaupt betheiligt sind, wie ein Wachsen pro Kopf aus. Die Klasse der Bevölkerung, die von der Hand in den Mund lebt, war 1875 nicht „größer als vor zehn, vor dreißig und vierzig Jahren", sondern sie war zu dieser Zeit erheblich kleiner und ist seitdem abermals um ein Erkleckliches zurückgegangen.

d) Der Kathedersozialismus hat nicht nur das Gesetz der sozialen Entwickelung falsch abgezogen, sondern auch die Diagnose falsch gestellt, die Erklärung der sozialen Differenzirung und des sozialen Elends theilweise falsch gegeben.

Ich glaube nicht, daß in Schmollers Grundfragen, die eben so gut hätten betitelt werden können „Die soziale Frage", der Bevölkerungvermehrung als eines der Momente, die für das soziale Elend haftbar sind, auch nur mit einem Worte gedacht wird. Anders allerdings bei Wagner. Auch Schmoller hat früher (Geschichte d. Kleingewerbe) der Bevölkerungfrage entscheidend Erwähnung gethan. Aber später verfiel dieser Gesichtspunkt. Und nicht bei Schmoller allein, sondern wieder beim Kathedersozialismus gemeinhin.

England hatte 1760 6½ Millionen Menschen zu versorgen; von 1660 auf 1760 war die Bevölkerungvermehrung gleich Null gewesen. 1860 dagegen hatte es 20 Millionen und heute hat es über 30 Millionen. Der Stillstand vom siebenzehnten ins achtzehnte Jahrhundert erklärt sich selbstverständlich nicht damit, daß die eheliche Fruchtbarkeit früher geringer war als jetzt (im Gegentheil), sondern damit, daß die Sterblichkeit die heutige enorm überstieg, was gleichzeitig ein Streiflicht wirft auf die Entwickelung, auf den Unterschied der gesammten Lebensverhältnisse damals gegen jetzt. Aber nicht um dieses Streiflicht ist es mir hier zu thun, sondern darum, zu zeigen, auf welche harte Probe die Leistungfähigkeit der modernen Gesellschaft durch die Bevölkerungvermehrung gestellt war, ihre ökonomische wie soziale Leistungfähigkeit. Denn es galt, diese neu zugewachsenen Millionen zu vertheilen und zu organisiren, mit Arbeit und den Hilfsmitteln der Arbeit zu versehen.

e) Auch die Ungleichheit der persönlichen Ausstattung des Menschen (mit physischen, psychischen und moralischen Fähigkeiten) als Grund der sozialen Differenzirung ist vom Kathedersozialismus unterschätzt.

eitschke macht ihm ganz mit Recht den Vorwurf, er bewege sich hier auf odern-klassischem Boden, auf dem Boden der klassischen Revolutionliteratur ousseau), der auch der Boden ist, auf dem Adam Smith fußt. Smith

erkennt eine Verschiedenheit der ursprünglichen Begabungen überhaupt nicht an, die Leistungfähigkeit sei Gegenstand der Erziehung. Sicher ist sie es bis zu gewissem Grade. Aber eben nur bis zu gewissem Grade. Auch hier wurde vom Kathedersozialismus das Individuum viel zu sehr als Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgefaßt. Wir haben Menschen von schöpferischer, dispositiver und exekutiver Begabung. Und die Menschen der höheren Begabung sichern sich nicht nur, wie Schmoller zugiebt, eine bevorzugte Stellung in ihrer Gesellschaftklasse, sondern schwingen sich regelmäßig über die Klasse, die der niedrigeren Begabung typisch ist, empor.

Insgesammt läßt sich vom Kathedersozialismus sagen, daß, wenn die klassische Schule in ihrer ersten Periode die Schlechtigkeit der Regirungen verantwortlich machte für das Elend dieser Welt, in ihrer zweiten Periode die unabänderlichen Naturgesetze, womit sie sich jeder Verantwortlichkeit entschlug und das laissez faire, laissez passer zur Norm erhob, der Kathedersozialismus mit dem Sozialismus den Fehler gemein hat, die Gesellschaftordnung haftbar zu machen für Verhältnisse, die zum größten Theile nicht durch die Gesellschaftordnung verschuldet, sondern (vergl. d) biologischen Charakters und (vergl. e) durch die verschiedene moralische und geistige Ausstattung der Menschen, weiterhin dann allerdings auch durch die Unvollkommenheit des Staates und durch Das, was abänderungfähig ist an dessen Grundeinrichtungen und Grundverhältnissen (Privateigenthum an Produktionmitteln und Konkurrenz) gegeben sind. Der Sozialismus mißt im Unterschiede vom Kathedersozialismus nicht dem Abänderungfähigen, sondern dem Unabänderlichen an jenen Einrichtungen die Hauptschuld an den Uebeln, um deren willen er die bürgerliche Gesellschaft dem Untergang geweiht erachtet, bei.

Ein weiterer Vorwurf (f), den ich gegen den Kathedersozialismus erhebe, ist der, daß er den Blick auf das Ganze des Wirthschaftsystems und in den Mechanismus dieses ungeheuer komplizirten Räderwerks nicht gewonnen, ja nicht einmal zu gewinnen versucht hat. Prüfstein für das Verständniß des Ganzen und des Einzelnen ist die Theorie der Absatz- (Wirthschaft-, Handels-) Krisen. Eine kathedersozialistische Theorie der Absatzkrisen kenne ich nicht. Man hat sich auch hier dem Sozialismus, und an dieser Stelle ganz besonders dem von Rodbertus, gefangen gegeben. Von sich aus hat der Kathedersozialismus diese Frage, die den Angelpunkt allen Verständnisses des Wirthschaftmechanismus bildet, überhaupt nicht zum Gegenstande der Erörterung gemacht. Und wie an dieser Stelle, ist er auch sonst an höchst wichtigen Aufgaben der Wirthschafterklärung vorübergegangen. Er hat die Theorie der Arbeit und des Zinses nicht gefördert, oder die erste doch nicht in den Hauptpunkten. In Folge Dessen ist er dem Sozialismus die zwei bedeutsamen Fragen nach dem Recht des Unternehmerlohnes und des Zinses

schuldig geblieben. Die Arbeit gliedert sich als schöpferische Arbeit des Erfinders, dispositive des Unternehmers, exekutive des Arbeiters. Der Unternehmerlohn ist Entgelt für dispositive Arbeit. Was den Kapitalzins betrifft, so entspringt er sicher nicht aus der Enthaltung des Kapitalisten, die ihn veranlaßte, einen Theil seines Einkommens zurückzulegen, statt ihn zu verzehren, er ist nicht der „Lohn seiner Enthaltung" (reward of abstinence), „Lohn seiner Enthaltung" ist das Kapital selbst, das er zurückgelegt und, weil ers nicht früher verzehrt, in jedem späteren Augenblick verzehren kann. Der Kapitalzins entspringt aus der objektiven Produktivität des Kapitals in Zusammenhang mit den Gesetzen der Preisentwickelung, einer Produktivität, die aus dem durch das Kapital ermöglichten vollkommeneren Betrieb, der Maschinenverwendung, der Arbeitstheilung ꝛc., entspringt.

Der Kathedersozialismus ist also an diesen heute wohl wesentlichsten Fragen der theoretischen Volkswirthschaft vorübergegangen und hat sich (mit Ausnahme Weniger, darunter Wagners) überrumpeln lassen durch die nächstliegenden Aufgaben der unmittelbaren Beobachtung, Gesetzgebung, Verwaltung. Unbenommen soll ihm dabei bleiben, daß er gerade durch seine realistische Methode die Theorie in anderen, minder bedeutenden Stücken gefördert hat. Er hat im Verhältniß zur Freihandelsschule ziemlich die Rolle gespielt, wie der Physiokratismus gegenüber dem Merkantilismus. Seine Einseitigkeiten und Fehler (Gesellschafterklärung, Entwickelungsgesetz), wie seine Vorzüge (das sittliche „Pathos"), lassen eine Vergleichung mit dem Physiokratismus zu. Daraus erklärt sich auch seine Vorliebe für diese Schule und die Ueberschätzung, die sie durch ihn erfuhr, wie die außerordentliche Unterschätzung, deren er sich gegenüber den Klassikern der Nationalökonomie, Smith und Ricardo, schuldig machte. Er hat überhaupt die Kritik der Freihandelsschule zu viel, die des Sozialismus (Marx!) zu wenig betrieben.

Die Fehler und die Schwäche seiner Theorie hat er aber selbstverständlich übertragen auch auf das politisch-praktische Gebiet.

Bereits in meinem ersten Briefe habe ich ausgeführt, daß die Gesellschaftkritik des Kathedersozialismus kein Verhältniß zu der von ihm propagirten Sozialreform einhält. Die Kritik hätte ihr Maß und ihre Grenze finden sollen an den Reformvorschlägen, die man zu erstatten im Stande war. Statt Dessen war sie überschäumend; die Reform, die man rschlug, schwächlich. Der Kathedersozialismus scheint sich dieses Mißhältniß und dessen Gefahr nur sehr unvollkommen zum Bewußtsein gebracht haben, aber aus dem leisen Gefühl davon erwuchs dann jene wenig ffnungfreudige Stimmung, die ihm nach dem Zeugniß seiner besten Vertreter der zweiten Periode eigen war, und die Viele, welche bei ihm in die hule gegangen waren, schließlich im Bewußtsein jener Disharmonie ins

sozialistische Lager hinübertrieb. Der Sozialismus löste die Disharmonie in eine Harmonie auf, indem er der Kritik der bürgerlichen Wirthschaftordnung den „sozialistischen Staat" gegenüberstellte. Bei den Kathedersozialisten erfuhr das ethisch-pädagogische Moment als Werkzeug der Sozialreform eine Ueberschätzung durch Schmoller, der Gewerkverein nach englischem Typus eine Ueberschätzung durch Brentano, während Adolph Wagner, so seltsam Dies ihm gegenüber klingen mag, die Schärfe und den Muth nicht hatte, die praktische Konsequenz aus seinen theoretischen Vordersätzen von der Bevölkerungfrage und dem Unrecht der städtischen Grundrente zu ziehen.

Der Kathedersozialismus stellt sich als ein wohl abgerundetes System dar. Der Schlußstein wird in den Bogen seiner Beweisführung durch eine Anzahl höchst wichtiger geschichtlicher Parallelen eingefügt. Auch sie regen zu Zweifeln hinsichtlich ihrer Richtigkeit an. Bereits seine Auffassung, im Wege der Sozialreform den Sozialismus bannen zu können, war unpsychologisch. Unhistorisch: seine Auffassung von der Vergleichbarkeit der Zustände im vorrevolutionären Frankreich mit denen der modernen Gesellschaft. Unhistorisch endlich auch seine Auffassung von den Gründen des Unterganges der antiken Reiche, insbesondere Roms.

Was der Sozialismus von der kapitalistischen Wirthschaftordnung aussagt, was für sie aber nicht richtig ist, war für das vorrevolutionäre Frankreich Wahrheit geworden. Die Gesetzgebung- und Verwaltungmaschine versagte. Die Verhältnisse waren der alten Ordnung entwachsen und sprengten sie. Einer der geistigen Führer der deutschen Sozialdemokratie, Karl Kautsky, spricht in seinem offiziellen Kommentar zum Erfurter Programm davon, wie die Kapitalisten-Unternehmer-Klasse in unserer Gesellschaft immer unfähiger werde, die Aufgaben zu erfüllen, die ihr gestellt sind. Das getreue Bild des alten Frankreichs! Der Adel war in Frankreich in seinen Fähigkeiten, seinen Mitteln, seiner Macht zurückgekommen. Als Hofadel hatte er seine Beamtenfunktionen an Roturiers abgegeben. Roturiers hatten, wie schon Law urtheilt, die Regirungmaschine Frankreichs in der Hand. Dabei war doch die Regirung in Allem, was nicht den Fiskus anging, leistungunfähig geworden. Die Administration war so über alle Maßen schwerfällig und überladen, daß Tocqueville bei gründlichstem Aktenstudium in den Archiven niemals einen Fall hat entdecken können, wo eine Gemeinde binnen Jahresfrist die Erlaubniß erlangt hätte, ihren Kirchthurm wieder aufzuführen oder das Pfarrhaus auszubessern. Dabei folgte ein Gesetz, eine Verordnung der anderen auf dem Fuße. Zahllos sind die Beschlüsse des königlichen Rathes, die eben erlassene Gesetze widerrufen, bevor sie noch in Kraft getreten sind. Und es giebt, wird uns berichtet, keine königliche Verordnung, kein noch so feierlich erlassenes Gesetz, dem nicht mindestens in der Ausführung Gewalt angethan worden wäre.

„Ludwig XVI. sprach — allerdings widerstrebend — während seiner ganzen Regirung von Reformen, die man unternehmen müsse. Es giebt kaum ein Institut, dessen nahe Aufhebung er nicht in Aussicht gestellt hätte. Nachdem er aus den Gesetzen einige der schlechtesten entfernt hatte, setzte er sie bald wieder ein." (Tocqueville). Das Eine war nicht minder charakteristisch als das Andere. Die Verhältnisse forderten die Reform; das Mittel dazu war aber unfindbar und, wenn gefunden, mit der Verwaltungmaschinerie von damals undurchführbar. Alles dieses Flick- und Stückwerk hätte aber das morsche Staatswesen niemals auf andere Grundlagen zu stellen vermocht. Die Revolution war nöthig. Die Gesellschaftmaschine mußte gegen eine neue und andere ausgewechselt werden. Es mußte tabula rasa gemacht sein, bevor man neu zu organisiren begann. Dazu war das Königthum und der Adel trotz allen einzelnen Konzessionen natürlich nicht zu haben.

Der Sozialismus behauptet nun die Vergleichbarkeit unserer heutigen Zustände mit denen des alten Frankreichs und findet dafür beim Kathedersozialismus Sukkurs. Er versäumt es unter diesen Umständen, das Räthsel zu lösen, das ihm beispielsweise die sächsische Volkswirthschaft und genau in gleicher Weise die aller anderen Kulturländer im Steigen des Volkswohlstandes aufgiebt. Von 1879 bis 1890, binnen 11 Jahren, ist das sächsische Volkseinkommen von 1095 auf 1611 Millionen Mark gewachsen, hat sich also während eines Dezenniums und eines Jahres um die Hälfte jenes Betrages, zu dem es in Jahrhunderte langer Arbeit aufgestiegen war, gehoben. Legt Dies Zeugniß ab für die Unfähigkeit der Unternehmerklasse (und der Unternehmungformen) jetzt gegen früher? Oder sind vielleicht, wie der Adel im alten Frankreich, im neuen Deutschen Reich die Unternehmer durch Verwaltungdirektoren, durch „Hausmeier", die die Macht haben, ersetzt? Sind unsere Fabrikbesitzer Absentees? Wie der französische Adel es war und der englische Adel als Grundadel es auch heute noch ist?

Die andere, vom Sozialismus wie vom Kathedersozialismus meist gebrauchte geschichtliche Parallele ist das alte Rom. Ich habe vorhin einer jüngsten Abhandlung über die großen Einkommen in Deutschland gedacht. Sie hat zum Verfasser Herrn Clemens Heiß und ist, wenn ich nicht irre, eine Tübinger Doktorarbeit. Sie schließt mit der üblichen Feststellung, daß unsere Gesellschaft sich dekomponirt, zersetzt, und beginnt mit dem Hinweis auf den „Ausspruch des Plinius: „Latifundia perdiderunt („perdiderunt"?) Italiam'". Dieser Ausspruch ist, seitdem der Sozialismus in Blüthe steht, zum historischen Kinderspielzeug in Deutschland geworden. Daß Westrom erst längere Zeit, 400 Jahre nachdem der Ausspruch gethan war, „unterging", und daß Ostrom es sich gar noch 950 Jahre, also ziemlich ein Jahrtausend, überlegte, will ich den Herren nicht zum Vorwurf machen, obschon

danach die bürgerliche Wirthschaftordnung Aussicht hätte, erst um 2400 oder 2900 statt schon bei den übernächsten Reichstagswahlen vom sozialistischen Staate abgelöst zu werden. Aber, hat Plinius allein über die Sache geurtheilt? Und zählt die Zeit nach ihm für die Gründe des Unterganges nicht? Gibbon, der in dieser Angelegenheit immer noch am Besten Bescheid weiß, hat (nach seiner Kenntniß der Quellen) den Untergang des Weltreichs zurückgeführt: 1. auf den Verfall der Disziplin unter den um die Gunst der Truppen buhlenden, untüchtigen Kaisern; 2. auf Das, was er, höchst merkwürdig, den „Mißbrauch des Christenthums" nennt. „Die Geistlichkeit," so sagt er, „predigte mit Erfolg die Lehren der Geduld und Feigheit, die thätigen Tugenden der bürgerlichen Gesellschaft wurden entmuthigt und die letzten Reste des kriegerischen Bürgergeistes im Kloster erstickt."

Ich halte es für nothwendig, Antwort zu geben noch auf eine Frage. Und da ich bei den historischen Analogien bin, soll auch Dies im Wege der historischen Analogie geschehen. Auf den Lippen des Lesers schwebt diese ganze Zeit die Frage nach den Ursachen der sozialen Unzufriedenheit in unserer Zeit. Ich behaupte nicht, habe es nie behauptet, daß Alles heute schon zum Besten bestellt sei. Ich bin für eine weit ausholende Sozialreform. Aber nicht für eine, die da meint, in dem Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter die Frage in ihrem Kern zu packen. Immerhin geht das Elend auch im sozial „unreformirten" Staate zurück, und der Elendrest, der unaufgearbeitet bleibt, giebt uns nicht das Recht, von der Leistungfähigkeit unserer Gesellschaft schlecht zu denken. In steigendem Elend hat die steigende Unzufriedenheit nicht ihren Grund. Tocqueville erklärt sie uns folgendermaßen:

„Nicht immer sind es unbequeme Zustände, die, indem sie stets drückender werden, auch nothwendig zu Revolutionen führen. Meistens geschieht es, daß ein Volk lange Zeit hindurch, ohne darüber zu klagen, auch die beschwerlichsten Gesetze geduldig erträgt, gleich als fühlte es ihre Last nicht, sie aber plötzlich abschüttelt, sobald die Bürde ihm erleichtert wird. Nur ein großer Genius kann einen Fürsten retten, der es unternimmt, seine Unterthanen nach langer Unterdrückung wieder aufathmen zu lassen. Jeder Mißbrauch, der dann beseitigt wird, läßt nur um so deutlicher die noch übrig bleibenden erblicken: das Uebel hat sich zwar verringert, die Fähigkeit aber, es zu empfinden, hat sich gesteigert. Der Feudalismus hatte zur Zeit seiner vollen Blüthe den Franzosen nicht so maßlosen Haß eingeflößt wie da, wo er zu verschwinden im Begriffe stand. Die leiseste Aeußerung der Willkür von Seiten Ludwigs des Sechzehnten schien lästiger zu sein als der dauernde volle Despotismus Ludwigs des Vierzehnten. Die kurze Gefängnißhaft des Beaumarchais brachte größere Aufregung in Paris hervor als die Dragonaden."

Zürich. Professor Dr. Julius Wolf.

# Aus Ungarn.

Die Ungarn betrachten das parlamentarische Regime als eine Garantie der Aufrechterhaltung der politischen Suprematie des magyarischen Stammes, somit als eine Grundlage des ungarischen Staates. Der König von Ungarn leistet bei seiner Krönung den Eid auf die ungarische parlamentarische Verfassung, wodurch er die Ungarn als politische Nation anerkennt; die vom König beschworene Verfassung ist derart organisirt, daß das Zustandekommen eines anti-ungarischen Gesetzes, das die politische Suprematie des magyarischen Stammes gefährden könnte, unmöglich ist; in Folge des Wahlgesetzes für das Unterhaus können alle nicht ungarischen „Nationalitäten" zusammen kaum einen fünften Theil der Abgeordneten-Sitze erhalten; im Magnatenhause verfügen die „Nationalitäten" höchstens über fünfzehn Stimmen; schließlich ist die ungarische parlamentarische Regirung, die das Vertrauen des Parlaments und der Krone gleichmäßig besitzen soll, eine Gewähr dafür, daß auf gesetzlichem Wege kein Verfassungbruch vorkommen kann.

Wenn nun die Ungarn den Parlamentarismus als eine Bedingung zum Bestande des Magyarenthums als politische Nation betrachten, so verkennen sie deshalb doch nicht die Uebelstände, die dem parlamentarischen Regime in den Ländern des Kontinents anhaften. Unter diesen Uebelständen ist der gefährlichste für die Entwickelung und Konsolidirung des ungarischen Staates der häufige Kabinetswechsel, weil der Umstand, daß die Regirung nicht stetig ist, die Bureaukratie allmächtig macht; sie verwaltet das Land und öffnet Thür und Fenster der Korruption, der Gunstwirthschaft und dem Nepotismus; während der neue Minister politisirt und im Parlament Reden hält regirt thatsächlich die Bureaukratie. Meistens blickt sie mit stiller Verachtung auf den neuen Chef, den ihr das Parlament „auf kurze Zeit" aufgebrungen hat; vom „Sektionrath" bis hinunter zum Thürsteher hat Jeder seine Freude daran, wenn er den neuen Minister irreführen oder dupiren kann.

Seit zwanzig Jahren herrscht in den Ländern, die eine stets wechselnde parlamentarische Regirung haben, die Korruption und mit ihr der Mangel an politischer Moral; die Opportunität ist das Schlagwort, mit dem die Verleugnung der verkündeten Prinzipien verdeckt wird; kein leitender Minister hat es noch gewagt, in Ungarn diesen Uebelständen entgegenzutreten, denn unter den gegebenen Verhältnissen würde kein Minister das Uebel beseitigen können; er würde nur den Schmutz aufwühlen, Skandale hervorrufen, aber an dem passiven Widerstande der bureaukratischen Organe würden seine besten Absichten scheitern.

Wenn nun Graf Apponyi, der Führer der Nationalpartei, in einer ßen Rede verkündete, daß er es als die erste Pflicht einer Regirung betrachte, jeder Beziehung der politischen Moral zu huldigen und diese in der Wahl rer Mittel vor Augen zu haben, so hat er ein Wort gesprochen, das den eck hat, seine Popularität im Lande zu erhöhen. Aber Graf Apponyi ist n viel zu kluger Staatsmann, um nicht einzusehen, daß er als Regirungchef angekündigte Aktion der Reinigung nicht durchführen könnte, weil er als lamentarischer Minister zu einer so weitgehenden Aktion vermuthlich nicht genügende Zeit vor sich hätte. Sein Unternehmen würde scheitern und er

würde aufhören, der Mann der Zukunft zu sein. Das ist der wahre Grund, weshalb Graf Apponyi die Militärfrage in sein Programm aufgenommen hat; er hat sich dadurch nach oben hin unmöglich gemacht, so daß an seine Ministerpräsidentschaft vorläufig Niemand mehr denken kann; Apponyi will Chef einer populären Opposition bleiben und sich für die Zeit aufsparen, wo das politische Chaos in Ungarn eintreten wird, das irgend eine Katastrophe — sei es ein Krieg oder ein volkswirthschaftlicher Krach — hervorrufen könnte. Dann, so meint Graf Apponyi, wird das Land auf ihn blicken, als auf den Retter in der Noth, und er wird die politische Lage in Ungarn allein beherrschen. Wenn er sich in seiner Berechnung nur nicht täuscht! Sollte das von ihm vorausgesehene Chaos wirklich früher oder später eintreten, so werden wahrscheinlich die entfesselten Elemente, über den Kopf des Grafen Apponyi hinweg, an solche Führer sich wenden, die, heute noch unbekannt, von den Ereignissen getragen, plötzlich auftauchen und die Massen mit sich fortreißen.

Mit dem Vorschieben der sogenannten Militärfrage hat Graf Apponyi zwischen sich und der Krone einen Abgrund eröffnet, der in normalen Zeiten nicht überbrückt werden kann. Der Kaiser und König Franz Joseph besitzt laut Bestimmung des dualistischen Ausgleiches das Recht, die Organisation der gemeinsamen Armee, deren Ausbildung und Eintheilung, und Alles, was damit zusammenhängt, als oberster Kriegsherr nach seinem eigenen Willen zu bestimmen, so daß die Armee nur in administrativer Hinsicht unter der Kontrole der Delegationen und also der Gesetzgebung steht. An diesem Rechte muß die Krone festhalten, denn es bildet die Bürgschaft dafür, daß die Einheit der Armee aufrecht erhalten bleibt und daß die dualistische Gestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht auch in der Armee einen Ausdruck findet, der ihre Einheit gefährden würde. Graf Apponyi verlangt nun die Errichtung einer ungarischen Militär-Akademie (nach dem Muster der Wiener-Neustädter Akademie), wo die Offiziere in nationalem, d. h. in magyarischem Geiste und mit der ungarischen Unterrichtssprache zu ungarischen Offizieren heranzubilden wären, um dann in die ungarischen Regimenter eingetheilt zu werden. Es wären in diesem Falle in der gemeinsamen Armee Offiziere zweierlei Gattung, sowohl der Ausbildung als der Sprache nach, — ein Umstand, der jedenfalls in die Einheit der Armee eine Bresche schlagen würde, und wenn einmal der Dualismus sich in der Armee geltend macht, so ist die Zweitheilung der Armee nur noch eine Frage der Zeit. Was aber die Zweitheilung der Armee bedeutet, Das braucht nicht erst gesagt zu werden; in dem ungarischen Theil der Armee würden die Rumänen, Serben, Slovaken sich nur widerstrebend der Magyarisirung der Regimenter fügen, in denen sie in überwiegender Mehrheit sind. Der Nationalitäten-Streit würde sich auch auf die Armee ausbreiten und die Folgen einer solchen Entwickelung wären ganz unberechenbar.

Graf Apponyi weiß es recht wohl, daß die Einheit der Armee ein noli me tangere ist, an dem der König nicht rütteln läßt, und er hat diese Frage vorgeschoben, um nicht aus rein politischen Gründen, die Fusion mit der liberalen Partei ablehnen zu müssen. Graf Apponyi will sich den klerikalen Magnaten gegenüber, die an der Spitze der Volkspartei stehen und den katholischen Sozialismus predigen, im Interesse der liberalen Partei nicht kompromittiren.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Banffy war darüber längst im Klaren, daß die Fusion der Nationalpartei mit der liberalen Partei an der Haltung des Grafen Apponyi scheitern werde, und wenn er dennoch den Versuch machte, Verhandlungen einzuleiten, so that er diesen Schritt nur, um festzustellen, daß die Fusion von der Nationalpartei abgelehnt wird, weil deren Führer als Bedingung der Fusion die Forderung der Nationalisirung der Armee betonte.

Das mußte vor Allem konstatirt werden, damit die liberale Partei sich keine Illusionen mache und überzeugt werde, daß sie auf sich selber angewiesen sei und fest zusammenhalten müsse, um die klerikal angehauchten oppositionellen Fraktionen zu bekämpfen; von der Nationalpartei unter der Führung Apponyis kann die liberale Partei in dem Kampfe gegen die Klerikalen und den katholischen Sozialismus keine Unterstützung erwarten.

Es ist ein Glück für die liberale Partei, daß die zweifelhaften Elemente, die sich liberal nannten, aber in Wirklichkeit zu den Klerikalen hinneigten, aus der Partei ausgetreten sind und jetzt unter dem Namen „Die Parteilosen" eine oppositionelle Fraktion bilden. Diese Fraktion hat nur deshalb eine Bedeutung, weil an ihrer Spitze der frühere Ministerpräsident Graf Julius Szapary steht, der bei Hofe persona grata ist und den man bis jetzt für einen liberalen Staatsmann hielt; in letzter Zeit hat es sich herausgestellt, daß Graf Szapary mit sich selbst nicht im Klaren ist; der Ton seiner Reden ist liberal, aber ihre Tendenz ist keine andere als die Unterstützung der Sache der Gegner des Liberalismus. Die liberale Partei kann sich gratuliren, daß sie vom Grafen Szapary befreit ist, und eben so ist es ein Glück für sie, daß es dem Banus von Kroatien, Khuen-Hedervary, nicht gelungen ist, ein Kabinet zu bilden.

In Folge der klerikalen Umtriebe und unter dem Drucke der heimlichen Gegner der liberalen Reform begann bereits im Schoße der liberalen Partei eine tiefe Verstimmung überhand zu nehmen, so daß einzelne Mitglieder der Partei den Gedanken erwogen, ob es nicht besser wäre, die Flinte ins Korn zu werfen und die Klerikalen gewähren zu lassen. In diesem kritischen Momente trat der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Banffy, hervor und rettete die Partei durch seine Entschlossenheit und seinen Muth. Banffy ist eine offene Natur, bei ihm giebt es keine Hintergedanken, keine Intriguen und kleinlichen Parteikniffe. Er besitzt das vollständige Vertrauen des Königs eben wegen seiner bewährten Aufrichtigkeit und politischen Ehrlichkeit. Nicht minder vertrauen ihm die Koryphäen der liberalen Partei, die Tisza, Szilagyi, Wekerle u. s. w. Selbst die österreichischen Minister sind für ihn eingenommen, weil sie wissen, daß sie bei den Unterhandlungen beider Staaten der Monarchie auf das Wort Banffys sicher rechnen können. Wenn er Etwas verspricht, so hält er sein Wort; er sagt rückhaltlos stets seine Meinung gerade heraus und zieht nicht durch umständliches Diplomatisiren die Verhandlungen in die Länge. „Mit Banffy — sagte ein österreichischer Minister — kann man in einer halben Stunde mehr ausrichten als mit seinen Vorgängern in einem halben Tag." Im parlamentarischen Leben geht Banffy jeder Gefahr ins Gesicht. So z. B. statt acht Tage mit Apponyi über die Fusion zu unterhandeln, wie es Khuen-Hedervary that, stellte Banffy an Apponyi einfach die Frage: „Wollt Ihr in der Militärfrage nachgeben oder nicht? Ich weise die Erfüllung jeder Forderung in der Militärfrage zurück."

Apponyi mußte auf die Frage eine klare Antwort geben und damit war die Verhandlung zu Ende und zugleich war es vor dem Lande festgestellt, daß die Fusion durch seine Haltung unmöglich geworden sei. Banffy erklärte ganz offen: „Ich besitze das Vertrauen der Krone und meine Aufgabe ist, die kirchenpolitischen Gesetze mit möglichster Schonung der religiösen Gefühle der Konfessionen durchzuführen; ich werde meine Aufgabe lösen, und wenn es der Opposition gelingen sollte, in einer Kabinetsfrage die Regirung niederzustimmen, so werde ich das Parlament auflösen und Neuwahlen für ein neues Parlament anordnen."

Die erste That Banffys war, daß er das Selbstvertrauen der liberalen Partei wiederherstellte und ihren inneren Zusammenhang konsolidirte. Noch nie war die liberale Partei so einig wie jetzt. Das Selbstvertrauen der Partei aber hat Banffy dadurch hergestellt, daß er alle Mitglieder der Partei, die Kleinen eben so wie die Großen, zur Mittheilung der Absichten der Regirung im Interesse der Parteitaktik heranzog; es giebt keine Geheimthuerei, keine Konventikel im Schooße der Partei, wie es früher der Fall war, wo Wekerle mit drei oder vier Abgeordneten Alles machte und das Gros der Partei niemals wußte, was eigentlich vorging und was die wirkliche Absicht der Regirung war.

Während die Einheit der liberalen Partei hergestellt ist, geht die äußerste Linke ihrem Zerfall entgegen; schon ist sie in zwei Gruppen getheilt: in die klerikale Gruppe Ugron und die liberale Gruppe Just-Franz Kossuth. Die klerikal angehauchte Gruppe Ugron sucht Anknüpfungpunkte mit der Nationalpartei und den Parteilosen, damit alle drei Parteien zusammen gegen die Regirung solidarisch vorgehen und sie bei guter Gelegenheit niederstimmen können. Dagegen erklärt die Gruppe Just-Franz Kossuth, daß sie, so lange die Kirchenreformen nicht durchgeführt sind, den Sturz Banffys im Interesse des Liberalismus nicht wünsche und daß er darauf rechnen dürfe, mit ihren fünfzig Stimmen in dieser oder jener Form — durch Abwesenheit oder Abstimmung — eine neue Kabinetskrise verhindern zu können. Diese mittelbare Unterstützung der Regirung wird selbstverständlich nur bis Ende des Jahres dauern, da im Monat Dezember alle Kirchenreformen ins Leben treten und dann auch die klerikalen das fait accompli nicht mehr rückgängig machen können. Der Bestand des Kabinets Banffy ist vorläufig also gesichert. Für die Zukunft liegt die Gefahr in der Ausbreitung der Volkspartei; an deren Spitze stehen die klerikalen Magnaten und agitiren mit dem katholischen Sozialismus. Die Folgen dieser Agitation sind nicht abzusehen, obwohl der gesunde Sinn des ungarischen Volkes die Hoffnung gestattet, daß die Agitation scheitern wird, was für die Agitatoren selbst ein Glück wäre, da der siegreiche Sozialismus vor Allem ganz sicher die agitirenden Magnaten mit ihrem großen Grundbesitz aufzehren würde.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

# Meine Bauernstudien.

Es ist gar nicht angenehm, wenn man sich hinsetzt, um über Etwas zu schreiben, wovon man nichts weiß. Ich habe mich auch lange nöthigen müssen, ehe ich mich so weit hatte. Es ist allerdings ein durch die Gewohnheit geheiligter Brauch, daß viele Leute, die es für ihre Aufgabe halten oder ihre Nahrung dabei finden, zu schreiben, sich mit Gesinnungtüchtigkeit und pathetischem Ernst über Das aussprechen, wovon sie nichts wissen. Das ist besonders bei professionellen Kritikern, Politikern und Dichtern der Fall. Was solche Leute uns an ästhetischen Grundsätzen, Volkswohlideen und menschlicher Psychologie vorsetzen, Das ist gewöhnlich desto haarsträubender, je professioneller es geschieht. Aber wir wollen uns diesmal dabei nicht aufhalten. Ich schreibe auch nicht, um mit Zungen zu reden. Ich schreibe nur, um zu fragen: Wo ist der deutsche Bauer?

Ich habe schon oft so gefragt. Die Antworten aber, die ich erhalten habe . . . daß Gott sich erbarm'!

Vor einigen Jahren fragte ich einen der angesehensten berliner Zeitungmänner so. Er hörte anfangs gar nicht hin, als spräche ich eine fremde Sprache. Ich fragte also geduldig und sanftmüthig noch einmal. „Der deutsche Bauer?" wiederholte er, drehte die Augen nachdenklich nach oben und sah grüblerisch aus. „Ich glaube, Sie gehen von einer ganz falschen Auffassung aus", sagte er dann. „Sie denken sich da Etwas, was es gar nicht giebt. Deutscher Bauer? Sie meinen Landarbeiter . . . ländlicher Proletarier . . ."

„Bauer!" beharrte ich. „Ich frage nach dem deutschen Bauern, wie ich im Norden über den skandinavischen Bauern mich mit gutem Erfolg unterrichtet habe."

„Ach so! ja . . ich verstehe!" Er fing an, von dem sittlichen Prinzip bei Ibsen zu sprechen.

Ich ließ ihn sich über das sittliche Prinzip bei Ibsen — der gar kein sittliches Prinzip hat — mit Genugthuung verbreiten. Als er Athem schöpfte und geistvoll dabei lächelte, fragte ich wieder.

„Ja, jetzt begreife ich", sagte er ehrlich erfreut. „Ja, es giebt wirklich noch hier bei uns Das, was Sie den deutschen Bauern nennen. Wir haben sie hier um das Weichbild Berlins herum, sie nennen sich noch Bauern und sind reiche Leute, — die Hochzeiten, sage ich Ihnen, und die Völlerei! Sie sind reich geworden durch Grundstückverkauf zu Bauunternehmungen, Eisenbahnanlagen und Dergleichen. Wenn Sie sich ein Bild von ihnen machen wollen, kann ich Ihnen nur rathen, Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' zu lesen, die Schilde---ng ist wirklich ganz naturgetreu . . ."

„Sie meinen, diese grobe Schilderung von emporgekommenen Gewohnitsäufern ist ein naturgetreues Bild von deutschen Bauern?"

„Ganz recht, darauf können Sie sich verlassen!"

„So? Ja, ja! also in Schlesien und um Berlin herum."

Ich fragte weiter. Ich fragte Leute in den verschiedensten Stellungen. r deutsche Bauer? Das ist keine Parteigruppe! Nein, von dem wissen r nichts.

Niemand wußte was von ihm. Es interessirte sich auch Niemand für ihn. Er war auch nirgendwo zu finden.

Da ich nun Dem nicht nachlaufen konnte, was gar nicht da zu sein schien, so ging ich einmal erst nach dem Norden und fand da den germanischen Bauern. Was ich fand — und ich fand viel —, die feste Organisation eines ganzen Standes in politischer, ökonomischer und erzieherischer Hinsicht, davon legte ich Einiges nieder in Schilderungen für ein paar Zeitungen. Ob es die rechten Organe waren, bezweifle ich. Ich wußte damals noch nicht, wohin mich mit meinem Stoff wenden, ich weiß es eigentlich auch jetzt noch nicht. Ein Aufsatz in „Unsere Zeit" regte die „Nationalzeitung" an (Nr. 71, 3. Februar 1888), nachdrücklich auf die nordischen Volksbildunginstitute hinzuweisen und „die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" aufzufordern, ein paar tüchtige Beobachter nach dem Norden zu schicken, damit sie aus der Abgeschlossenheit und Starrheit unserer Schulzustände heraus auf diese Schöpfungen weniger Jahrzehnte (die Bauernhochschulen) einen Blick werfen, der ihnen sagen könne, was wir daraus für uns entnehmen können.

Ich glaube, die „Nationalzeitung" hat damals nicht recht begriffen, um was es sich handelte. Aus *organisch* gewachsenen Zuständen sollen „einige tüchtige Beobachter" Etwas „entnehmen" und irgendwo an die deutschen Zustände anstückeln. Ja, ich bin ja auch solchen Schulmännern, die gekommen waren, Etwas „zu entnehmen", da oben begegnet. Sie waren Alle sehr charmirt. Der Eine „entnahm" den Hausfleiß, der Andere schwedische Gymnastik. Und Das überführten sie dann auf ihre heimischen Fortbildungschulen, so gut oder schlecht sichs eben machen ließ. Irgend eine kleine Beisache war „entnommen" worden. Was es wirklich aus den Zuständen da oben zu entnehmen gab, Das hatten sie gar nicht wahrgenommen.

Darauf kam ich denn wieder nach Deutschland, lebte hier und entdeckte selbst und ohne Hilfe von Berlin den deutschen Bauern. Es ist wohl vorläufig erst der bayerische. Aber ich verzweifle gar nicht daran, ihn mit der Zeit auch noch in anderen Theilen Deutschlands zu entdecken, seitdem sogar schon vereinzelte ci-devant-„Freisinnige" sich darauf besonnen haben, daß „der deutsche Bauer" ihrem Schutze empfohlen sein soll und seitdem die süddeutsche Sozialdemokratie verschiedene Fischzüge nach ihm veranstaltet hat. Nur die Agrarier wissen noch nicht, wohin mit ihm, und der berliner Liberaldoktrinarismus schiebt es auf, sein Herz für ihn zu entdecken, um ihm einen längeren Zeitraum zu lassen, sich gänzlich zum Proletarier zu verwandeln.

Aber so weit wären wir doch nun, daß es sich offenbart hat: es giebt einen deutschen Bauern — es giebt einen deutschen Bauern*stand*. Einen Stand mit seinen Interessen und Forderungen als *Stand*. Etwas *zwischen* dem Proletarier und der Bourgeoisie, den beiden fluktuirenden Ständen, die sich nicht organisch erneuern, sondern durch immer neue Anschwemmungen ergänzen.

Es wäre nun eigentlich zu viel behauptet, wenn ich mir anmaßen wollte, ein Stück vom deutschen Bauern entdeckt zu haben. Es war im Grunde nicht ich. Es war mein kleiner Sohn. Der Bub verschwand mir immer öfter aus dem Hause und blieb mir immer länger weg. Essen und trinken mochte er auch nicht, wenn er mal erschien. Er hatte immer schon „Nudeln" oder

„Knödel" oder „Topfen" gegessen und „Mutter" hatte ihm Milch, oder „Vatter" Bier zu trinken gegeben. Und als er mit dem ganzen Dorf zusammen die Masern bekam, da legten „Mutter" und er eine unzweideutige Gestimmtheit dafür an den Tag, daß er seine erste Kinderkrankheit „dahoam" auf dem „Kahnapee" in der Bauernstub' abmachen solle. Sie machten es mir Beide gar nicht leicht, meine Rechte und Pflichten als „Mamma" durchzuführen, allbieweil „Mutter" bereits angefangen hatte, ihn als ihren Jüngsten und Sechsten zu betrachten.

Nun, nach und nach schmuggelte mich dann mein Sohn in die Bauernfamilie, der wir ein alleinstehendes Haus abgemiethet hatten, hinein. Und so lernte ich diesen Stand kennen, der sich in Deutschland wohl noch mehr als im Norden gegen Fremde, Touristen und Eindringlinge abschließt. Denn wenn der deutsche Bauer dem Sommerfrischler auch seine Stuben und Betten vermiethet und ihm auf Anfrage einen Hafen Milch und einige neubackene Nudeln auf den ungedeckten Tisch setzt: in seine Seele und seinen Hausgebrauch und seine Angelegenheiten läßt er ihn deswegen nicht schauen. Und der Fremde merkts nicht einmal, wie man ihn draußen stehen läßt und mit wie gut versteckter Ironie der Bauer auf seine wohlwollende Unterhaltung eingeht und ihn vor und hinter dem Rücken zum Narren hat.

Auch ich hätte es schwerlich gemerkt, wenn ich nicht einen Eheherrn hätte, der, selbst aus uraltem erbgesessenen nordischen Bauerngeschlecht stammend, meine Gemüthlichkeiten im Verkehr mit Bauern als Städterfaçons belächelte und mich auf das Dekorum aufmerksam machte, das überall, im Norden und in Deutschland, bei allen seßhaften und unverfälschten Bauern herrscht. Und wie diese Klasse, vom norwegischen Dovrefjeld bis in die schweizerischen und bayerischen Alpen hinein, überall die gleichen typischen germanischen Züge in Kleidung, Empfindungweise, Temperament und Lebensführung aufweist!

Ja, also meinen Sohn erziehen „Vatter" und „Mutter" und die „Bub'n". Die lehren ihn beim Tischgebet still sitzen, ehe er seine Kartoffeln mit Salz mit ihnen zusammen von der Eichenplatte ißt. Beim Abendläuten nimmt er die Mütze ab wie sie und sagt, sobald die Glocken einsetzen: „Hörst, Pappa? Sei stat!" In die Kirche geht er mit ihnen und schlägt seine Kreuze mit Eifer und Uebung. Ins Holz fährt er mit den Buben und hilft die „Daxen" abladen, tummelt sich tags im Schnee und wärmt sich abends im Stall, während gemolken wird. Seine Sprache ist reich verziert mit den kräftigsten Wörtern der deutschen Zunge und muthet mich manchmal an, als lese ich Luthers Tischreden. Und abends hört er ein ganzes Orchester — Vatter mit seinen fünf Buben — alle voller Musik bis in die Fingerspitzen ihrer Riesenfäuste, ihre feurige Musik voller Nerv und Kraft zu den Bauernfesten einüben, und sitzt und horcht, daß sein kleiner Körper nur so zittert in Lust und Spannung.

Ich hätte es nie über mich gebracht, mein Kind der Dressur eines Kindergartens zu überantworten; ich hätte ihn keiner Erzieherin mit ihrem armsäligen verschlissenen Hochdeutsch anvertraut; und seinen Verkehr mit Städterkindern hätte ich nie genug überwachen können. Hier lasse ich ihn laufen. Ich weiß, ihm geschieht kein Leid.

„Das sind also im besten Falle Ausnahmebauern", wird man mir einwerfen.

„Gar nicht," antworte ich. „Das sind Durchschnittsmenschen eines Standes, der nur eben sein Dasein nicht vor der Oeffentlichkeit führt."

Das steht aber hübsch im Gegensatz zu der Bauernschilderung, die in den letzten fünfzehn Jahren Europas Naturalisten sich geleistet haben.

Da kam Zola und schilderte uns den französischen Bauern in „La Terre“, Hauptmann schilderte den deutschen in „Vor Sonnenaufgang“, Garborg den norwegischen in „Bauernstudenten“ und „Frieden“, Strindberg den schwedischen in „Hemsöleute“. Ich glaube schon, daß diese Herren gesehen haben, was sie schilderten. Aber was sie sahen, Das waren die Deklassirten, jene Abschürfungen, die in einem fort von jedem Stande stattfinden. Daß Das rechte Bauern sind, versuchten sie sich und uns einzubilden. Denn man sammelt ja nicht gern eingestandenermaßen den Kehricht auf. Den rechten erbgesessenen Bauern, der ja noch keineswegs so ausgerottet ist, wie es uns in Leitartikeln vordemonstrirt wird, den haben sie gar nicht gesehen. Denn der hat sie nie zu sich hineingelassen. Hinc illae lacrimae.

In dieser Zeit, wo nicht nur der Einzelne sich so unendlich rasch abnutzt, wo ganze Strömungen nach ein paar Jahren aussehen wie billige Winterröcke im Frühlingssonnenschein und ganze Bevölkerungschichten so geschwind verwittern wie poröses Gestein, an dieser schönen Jahrhundertwende, wo wir gefälschte Dichter in eben solcher Reichlichkeit haben wie gefälschte Nahrungmittel und wo alle weltrettenden Ideen der französischen Revolution eine nach der anderen Bankerott machen, in dieser Katzenjammerzeit ist es natürlich, daß Die, welche nicht Lust haben, sich wegschwemmen zu lassen von der trüben Fluth der Tagesereignisse, sich umsehen nach Dem, was fest ist, und da Fuß fassen. Und da taucht eine Schicht wieder herauf, die trotz aller Abbröckelung noch immer die festeste ist. Und der Bauer, den man in der Periode des bürgerlichen Liberalismus politisch als Stimmvieh, sozial als nicht mitrechnend, ästhetisch als komische Person betrachtete, und allenfalls einmal mit Auerbachschem Geschäftssinn in sentimentale Literatur ausmünzte, — der Bauer steht wieder da als ein ganz ernst zu nehmender Faktor. Und er zeigt bereits, daß er auch selbst anfängt, sich ernst zu nehmen. Und er ist noch immer der feste Urquell aller Volksgesundheit, der einzige Stand, der sich organisch aus sich selbst erneut und den jährlichen Abrutsch seines Blutes ins Proletarierthum und ins Bürgerthum gut ertragen kann. Es scheint auch, daß er jetzt der Keil werden wird, der die Sozialdemokratie auseinandertreibt — nicht nur in eine doktrinäre Kampf- und eine opportunistische Konjunkturenpartei, — sondern in eine norddeutsche und süddeutsche, in eine Arbeiter- und eine Bauern-Partei. Denn der Vollmarsche Sozialismus wird den Bauern nicht in sich aufschlingen. Dagegen ist das Umgekehrte viel wahrscheinlicher. Und in dem Augenblick, wo der Bauer in Deutschland hervortritt, tritt überhaupt der Bauer für Deutschland hervor.

Und in einem solchen Augenblick giebt es vielleicht einige Leute, außer ihm selbst, die sich für seine Entwickelung- und Konsolodirungbedingungen als Stand interessiren. Und da der Bauer als Stand nirgendwo eine so feste Organisation, einen so bestimmenden Einfluß und eine so hohe geistige Kultur erreicht hat wie im Norden, so werden sich wohl die Blicke der Bauernfreunde allmählich ganz von selbst dahin richten.

Da könnte ich ja immerhin einige Typen und Strömungen germanischen

Bauernlebens im Norden schildern, derweil man den germanischen Bauern in Deutschland zu entdecken anfängt.

Was sich — speziell in Schweden — dort vollzieht, in ganz ähnlicher Weise, wie es sich jetzt in Deutschland vollzieht, Das ist die scharfe Scheidung zwischen Land und Stadt nach außen und zwischen dem Häusler und dem Bauern nach innen. Das Selbe vollzieht sich auch in vielen Theilen Dänemarks. Der Häusler war früher eine Art Anhängsel zum Großbauern. Er hatte sein Häuschen, sein Stückchen Land, seine Kuh, vielleicht ein Pferd — Alles zusammen doch nicht genügend, um ihn zu ernähren. Das besorgte zum größeren Theil der Großbauer, bei dem und für den er arbeitete, theils durch Naturalienlieferungen, theils durch Lohnzahlung. Damals war der Häusler seßhaft. Das will er jetzt nicht mehr sein. Ueberall, wo es eine ganz- oder halbsozialistische Agitation giebt, verbindet er sich mit der Stadt gegen das Land und wird ein Erpresser für den eingesessenen Bauern (oder Gutsbesitzer). In einem Abhängigkeitverhältniß will er nicht stehen, er ist ganz und gar Tagelöhner geworden, der, mit oder ohne Bewußtsein seiner Menschenrechte, den größeren Theil des Jahres herumlungert, um während der Erntemonate den Tagelohn aufs Aeußerste, bis zum Unmöglichen, in die Höhe zu drücken. Da das Jahr über der Bauer nur einen kleinen festen Knechtbestand hat, mit dem er arbeitet, so ist er in der Erntezeit ganz auf diese fluktuirende Arbeiterschaar angewiesen, die, wenn sie den verlangten Preis nicht erhält, den Bauern mit seinem ungemähten Korn und seinen ungeernteten Runkelrüben sitzen läßt, bis ihm das schlechte Wetter die Ernte zerstört. Diese Wochen sind jedes Jahr ein fieberhaftes Va-banque-Spiel, für beide Theile ein Bergen oder Verlieren. Der Bauer ist ganz in den Händen dieser hungernden Aussauger.

Von den schwedischen Hemmansegaren (Großbauern) ist Alles versucht worden, einen neuen seßhaften Häuslerstand zu schaffen. Haus und Land ist ihnen umsonst angeboten worden gegen günstige Bedingungen. Vergebens. Der destruktive Einfluß der städtischen Tendenzen, das Hazardspiel um Lohnsteigerung und die Genugthuung, ein Feind der Besitzenden sein zu können, überwog bei Weitem die Anziehung einer bescheidenen Lebenssicherheit.

Uebrigens ist dieser selbe Hemmansegarestand der stolzeste Bauernstand ganz Europas. In Deutschland wäre es auch für die flügelstärkste Phantasie undenkbar, daß ein Bauer an die kaiserliche Tafel gezogen, ein Löwe der Hauptstadt und bevorzugter Liebhaber einer gefeierten Primadonna würde. Dies Kunststück hat indessen Liß Olof Larsson, Volksrepräsentant für Dalarne, viele Jahre lang in Stockholm zu Wege gebracht. In seinen kurzen Kniehosen, weißen Strümpfen, überlangem Rock und wagerecht im Nacken abgeschnittenen Haaren erscheint er im Reichstag und an der königlichen Tafel, ein galanter ..se, der sich umhuldigen und umhätscheln läßt und genügende Bauernschlauheit sitzt, sich zwischen allen Blindscheeren durchzubalanciren.

Ist Liß Olof Larsson doch eine Luxuspflanze, so haben Karl Ifvarsson s Halland und Ola Anderssson aus Schonen als Volksrepräsentanten viele hre lang einen leitenden Einfluß im Reichstag ausgeübt und die innere litik Schwedens beherrscht. Beide, der Eine ist jetzt tot, der Andere als rektor der Reichsbank-Filiale in Malmö in Ruhestand getreten, waren ein

paar dürre, wortkarge, zurückhaltende Bauern, nüchtern und logisch als Redner, ihrer sozialen Stellung nach Kleinbauern, die selbst noch in der Zeit ihres höchsten Ansehens hinter dem Pfluge gingen und ihr Feld mit ihren paar Pferden bestellten. Ihre Macht beruhte ganz allein auf ihren guten Köpfen und auf dem festen Zusammenhalten des ganzen Standes. Und für wie repräsentativ sie erachtet wurden, zeigt uns das eine Beispiel, daß bei der Einweihung des neuen Universitätgebäudes in Lund Karl Ifvarsson vom Reichstag als Repräsentant abbelegirt wurde und im Festzug zwischen dem Rector Magnificus und den höchsten militärischen und akademischen Würdenträgern in seinen zu engen und zu kurzen Hosen und dem schwarzen, vom Dorfschneider verfertigten Rock einherspazirte.

Die Leitung des bänischen Bauernstandes liegt mehr in den Händen der Schullehrer und Volkshochschullehrer. Denn in Dänemark kam jene eigenthümliche Erscheinung der Bauernhochschulen auf, — keine Fachschulen oder Fortbildungschulen, was sie erst in den allerletzten Jahren zu werden anfangen, sondern Weckungschulen für den bäuerlichen Geist und das bäuerliche Standesbewußtsein, die nur von erwachsenen Bauern zwischen 20 bis 40 Jahren besucht wurden und die auf die bänische Parteibildung einen entscheidenden Einfluß übten, bis sie in der jüngst vollzogenen Fusion der Rechten mit der Bauernpartei ihren entscheidenden Sieg gegen Kopenhagen und den sogenannten Radikalismus errangen. Der bänische Bauer ist durch seinen kleinen Grundbesitz im Durchschnitt ärmer und schwieriger gestellt als der schwedische; er steht dem Häusler näher, der sich übrigens hier eben so feindlich wie in Schweden gegen ihn verhält und mit der Stadt und dem Proletariat gegen ihn geht. Er verrichtet durchschnittlich selbst die volle Knechtsarbeit auf seinem Felde, was z. B. der schwedische Bauerngutsbesitzer selten mehr thut, und aus seinen Söhnen rekrutirt sich der Volksschullehrer- und Bauernhochschulleiter-Stand, der der Hauptfaktor der politischen Agitation ist und einen großen Prozentsatz an Volksrepräsentanten liefert.

Das selbe Verhältniß ist in Norwegen. Hier nur mit dem Unterschied, daß der Volksschullehrerstand sich fast nur aus den unteren Rangstufen des Bauernstandes rekrutirt, während in Schweden fast durchgängig der ehemalige Häusler und der Landhandwerkerstand das Volksschullehrermaterial stellt. Der eigentliche Bauer liefert seine Söhne entweder in seinen eigenen Stand zurück, in den Landkaufmannsstand, oder an die Universitäten ab, von wo sie als Pastoren, Doktoren, Rechtsanwälte oder Bauernhochschulleiter wieder in die Landflecken zurückkehren.

Dies sind flüchtige Umrisse, die mehr fragen als sagen sollen. Worin aber auch durch mich eine Anregung ausgehen könnte, Das wäre durch Schilderung jener eigenartigen Träger der gegenwärtigen nordischen Bauernkultur, — der Hochschulen für erwachsene Bauern. Vielleicht, daß etwas Verwandtes hier oder dort in Deutschland in Bildung begriffen ist, was sich damit vergleichen ließe oder dadurch ans Licht gezogen werden könnte. Ich will nur schildern, was ich kenne, weiter nichts. Eine solche nach Möglichkeit eingehende Schilderung der bäuerlichen Selbsterziehung im Norden bereite ich vor und hoffe, sie in Kurzem als Broschüre erscheinen lassen zu können.

Schliersee. Laura Marholm.

# Volksversammlung.

Ich gehe über einen engen Hof, zwischen himmelhohen Häuserwänden hin, und komme vor eine breite, weit geöffnete Flügelthür. Am Kassentisch hinterlege ich meinen Nickel und trete ein. Es ist noch so gut wie leer.

Es ist ein Tanzsaal. Ein mächtiges Rechteck mit düsteren, dunkelrothen Wänden, die sich ausnehmen, als wären sie mit Blut beschmiert. Braune, plumpe Galerien ziehen sich oben unter der Decke hin. Von dem Gebälk der Decke mit ihrem verräucherten Stuck und ihren Blumenmalereien hängen zwei mächtige Kronleuchter herab. Ihre Gasflammen überdecken eine Unzahl gelber Tische mit einem matten Licht und legen tiefe Schatten in den Hintergrund der Galerien und in die Säulengänge unter ihnen.

Vorn, unterm Orchesterpodium, sitzen ein Halbhundert Leute rauchend bei ihrem Bier. Ein Lachen, die Worte eines Gespräches, verlieren sich in der staubigen, trüben Oede des großen Raumes.

Zögernd gehe ich zum Hintergrund, der Galerietreppe zu, zwischen den Tischen hin. Sie sind unsauber, die Füße unten abgetreten und dunkel von angeschlammtem Schmutz.

Die Vorstellung von schmutzigen Vergnügungen, von Staub und Dunst und stickiger, trübrother Schwüle, von Gebrüll, Gekreisch, Gelächter und Bierseidelgeklirr, von Stampfen und Schleifen, Schwirren und Tosen einer tanzenden Menge, die den Raum bis in den kleinsten Winkel ausfüllt, von Betrunkenheit und Roheit, von dem mißtönigen Lärm der Tanzmusik, von massiven Zärtlichkeiten in dunklen Winkeln, von schweißrothen, rohen Gesichtern, von derben Witzen und Zoten: mir ist, als wenn sich das Alles mit einer dicken, schwülen Schmutzschicht um mich zu legen begönne und mir den Athem versetzen wolle ...

Oben, auf einer der Galerien, habe ich einen geeigneten Platz gefunden.

Allmählich, wie die Leute, die noch nicht lange ihre Fabriken und Werkstätten verließen, ihre Rast zu Hause beendet haben, füllt sich der Saal. Erst kommen sie einzeln, dann in Gruppen, und nun wälzt sich ein ununterbrochener Strom durch die weit geöffnete Thür herein. Junge Leute, die noch Zeit gefunden haben, sich schmuck zu machen, Andere, die blos den Rock über den blauen Arbeitkittel gezogen haben, breitkrämpige, schwarze Filzhüte, zerknüllte Mützen, rußige Gesichter, schmutzige Arbeitkleider. Frauen mit Hüten und Mänteln, oder im bloßen Kopf, nur ein langes Wolltuch um die Schultern geschlagen. Grobe, vierschrötige Gestalten mit mächtigen Schultern, finster verschlossene, trotzigharte Gesichter. Andere ausgelassen, fast übermüthig, wieder Andere gesetzt, eine gewisse Feierlichkeit zur Schau tragend. Knochige, derbe, gesunde Gesichter, — welke, bleiche, abgezehrte, verkümmerte.

Alle kommen sie mit dem selben Bedürfniß nach dem selben Rausch: Schulter an Schulter, Seite an Seite sich zu verlieren in eine mächtige Einheit. Mit fanatischer, stiller, gefaßter Hoffnung, mit halb versagender, die doch noch leben und aufgemuntert sein will.

Und nun breitet sichs von den Orchestersitzen her schwarz über die Tischreihen hin und wächst und verzweigt sich, und der Lärm wird lauter und immer lauter. Das Rücken von Tischen und Stühlen, das Klappern der Seidel und

ein ununterbrochenes Gesumme und Getöse, Lachen und Rufen. Der Lärm schwillt und schwillt, die Masse wächst und wächst, schwarz und kribbelnd bis zum Hintergrund, in alle Winkel, die Treppen hinauf, in die Galerien hinein, in die Logen, um mich herum.

Und nun ist der ganze, große Saal bis in den letzten Winkel hinein gefüllt. Eine dicke, schwüle Luft wuchtet von unten herauf nach der Decke zu und wälzt sich in die übervollen Logen und Galerien. Der Tabaksqualm quirlt in allen möglichen Bildungen durcheinander, in dünnen wolkigen Streifen und Säulen, in Ringen, in dicken, grauen Wolkenballen, in die Höhe und wird zu einer schweren grauen Dunstschicht, in die das Gaslicht von oben und von den Seiten gelbe, schmierige Lichter wirft: über Gesichter, Kopfbedeckungen, Körper, Kleider. Und nun ist es wieder zu diesem einen tausendköpfigen Wesen zusammengewachsen, da unten in Dampf, Schwüle, Dunst und dem trüben, klebrigen Licht.

Die Versammlung ist eröffnet.

Alle Arten von Rednern. Wortgewandte, mit allen Kniffen parlamentarischer Redekunst vertraute, die mit jeder Zuckung, jeder Wallung des vielköpfigen Wesens vor sich zu rechnen verstehen. Unbeholfene, die schwerfällig, unzusammenhängend, mit stolpernder Logik und in einem haarsträubenden Deutsch ihre Meinung vortragen. Junge, naseweise, die frisch drauflosreden, Alte, bedächtige Männer, die in schlimmen Zeiten für die „Partei" gelitten haben und sich in weitschweifiger Beredsamkeit wohl Etwas darauf zu Gute thun. Mit Geduld, Eifer und gespannter Aufmerksamkeit werden sie Alle angehört.

Auch hier sind alle Mittel recht: Klugheit, Schlauheit, Sophistik, Anschuldigungen und jeder Appell an all die guten und schlimmen Eigenschaften und Triebe der Masse, die man da vor sich hat. Und mehr oder weniger verhüllt zeichnen sich die Motive zwischen den Reden hervor: begeisterte Ueberzeugung, Fanatismus, persönlicher Ehrgeiz, Einfluß zu gewinnen und eine Rolle zu spielen, naive Achtung oder verhüllte Mißachtung dem „Stimmvieh" gegenüber; ruhige, sachliche Erörterungen, die vermitteln wollen: die ganze Mechanik des Parteilebens hier wie überall.

Aber jetzt ist ein neuer Redner aufgetreten. Ein junger, blonder Mensch, mittelgroß und schmächtig, mit scharfen, intelligenten Gesichtszügen.

Er spricht von den Zielen, in denen sich Alle einigen, Alte und Junge. Sachlich spricht er und schlicht, ohne Gefühlsüberschwang und buntblumige Metaphern. Wort reiht sich an Wort, Satz an Satz, in klarer, logischer Fügung, und doch ist seine Rede warm von einem inneren Pathos. Man weiß nicht recht, wo es eigentlich ist, wie es sich kundgiebt, und doch ist es da, überall, lebt in jedem Satz, jedem Wort und macht seine Rede zu einem Gedicht, zur blühenden, bunten Vision einer anderen Welt.

Und mehr und mehr spüre ich eine eigenartige Empfindung, über die ich mich fast einen Augenblick wundere. Als wenn ich unter einer magnetischen Einwirkung stünde, ist mir beinahe zu Muthe. Als wenn sich von allen Seiten hundert und aberhundert Fäden knüpften und es mich hineinzöge in ein geheimes Gewebe, aus dem es kein Entrinnen giebt und aus dem keines erwünscht ist.

Gleichsam einer anderen Welt bin ich theilhaftig, in der jetzt Alles um mich herum lebt und die wirklich ist, wirklich, und alles Andere, sonst wirklich

# Volksversammlung.

Ich gehe über einen engen Hof, zwischen himmelhohen Häuserwänden hin, und komme vor eine breite, weit geöffnete Flügelthür. Am Kassentisch hinterlege ich meinen Nickel und trete ein. Es ist noch so gut wie leer.

Es ist ein Tanzsaal. Ein mächtiges Rechteck mit düsteren, dunkelrothen Wänden, die sich ausnehmen, als wären sie mit Blut beschmiert. Braune, plumpe Galerien ziehen sich oben unter der Decke hin. Von dem Gebälk der Decke mit ihrem verräucherten Stuck und ihren Blumenmalereien hängen zwei mächtige Kronleuchter herab. Ihre Gasflammen überdecken eine Unzahl gelber Tische mit einem matten Licht und legen tiefe Schatten in den Hintergrund der Galerien und in die Säulengänge unter ihnen.

Vorn, unterm Orchesterpodium, sitzen ein Halbhundert Leute rauchend bei ihrem Bier. Ein Lachen, die Worte eines Gespräches, verlieren sich in der staubigen, trüben Oede des großen Raumes.

Zögernd gehe ich zum Hintergrund, der Galerietreppe zu, zwischen den Tischen hin. Sie sind unsauber, die Füße unten abgetreten und dunkel von angeschlammtem Schmutz.

Die Vorstellung von schmutzigen Vergnügungen, von Staub und Dunst und stickiger, trübrother Schwüle, von Gebrüll, Gekreisch, Gelächter und Bierseidelgeklirr, von Stampfen und Schleifen, Schwirren und Tosen einer tanzenden Menge, die den Raum bis in den kleinsten Winkel ausfüllt, von Betrunkenheit und Roheit, von dem mißtönigen Lärm der Tanzmusik, von massiven Zärtlichkeiten in dunklen Winkeln, von schweißrothen, rohen Gesichtern, von derben Witzen und Zoten: mir ist, als wenn sich das Alles mit einer dicken, schwülen Schmutzschicht um mich zu legen begönne und mir den Athem versetzen wolle . . .

Oben, auf einer der Galerien, habe ich einen geeigneten Platz gefunden.

Allmählich, wie die Leute, die noch nicht lange ihre Fabriken und Werkstätten verließen, ihre Rast zu Hause beendet haben, füllt sich der Saal. Erst kommen sie einzeln, dann in Gruppen, und nun wälzt sich ein ununterbrochener Strom durch die weit geöffnete Thür herein. Junge Leute, die noch Zeit gefunden haben, sich schmuck zu machen, Andere, die blos den Rock über den blauen Arbeitkittel gezogen haben, breitkrämpige, schwarze Filzhüte, zerknüllte Mützen, rußige Gesichter, schmutzige Arbeitkleider. Frauen mit Hüten und Mänteln, oder im bloßen Kopf, nur ein langes Wolltuch um die Schultern geschlagen. Grobe, vierschrötige Gestalten mit mächtigen Schultern, finster verschlossene, trotzigharte Gesichter. Andere ausgelassen, fast übermüthig, wieder Andere gesetzt, eine gewisse Feierlichkeit zur Schau tragend. Knochige, derbe, gesunde Gesichter, — welke, bleiche, abgezehrte, verkümmerte.

Alle kommen sie mit dem selben Bedürfniß nach dem selben Rausch: Schulter an Schulter, Seite an Seite sich zu verlieren in eine mächtige Ein- [illegible] stiller, [illegible] Hoffnung, mit halb versagender, die doch [illegible] unter[illegible] [illegible] sich [illegible] chestersitzen her schwarz über die Tisch- [illegible] und der Lärm wird lauter und immer [illegible] Stühlen, das Klappern der Seidel und

ein ununterbrochenes Gesumme und Getöse, Lachen und Rufen. Der Lärm schwillt und schwillt, die Masse wächst und wächst, schwarz und kribbelnd bis zum Hintergrund, in alle Winkel, die Treppen hinauf, in die Galerien hinein, in die Logen, um mich herum.

Und nun ist der ganze, große Saal bis in den letzten Winkel hinein gefüllt. Eine dicke, schwüle Luft wuchtet von unten herauf nach der Decke zu und wälzt sich in die übervollen Logen und Galerien. Der Tabaksqualm quirlt in allen möglichen Bildungen durcheinander, in dünnen wolkigen Streifen und Säulen, in Ringen, in dicken, grauen Wolkenballen, in die Höhe und wird zu einer schweren grauen Dunstschicht, in die das Gaslicht von oben und von den Seiten gelbe, schmierige Lichter wirft: über Gesichter, Kopfbedeckungen, Körper, Kleider. Und nun ist es wieder zu diesem einen tausendköpfigen Wesen zusammengewachsen, da unten in Dampf, Schwüle, Dunst und dem trüben, klebrigen Licht.

Die Versammlung ist eröffnet.

Alle Arten von Rednern. Wortgewandte, mit allen Kniffen parlamentarischer Redekunst vertraute, die mit jeder Zuckung, jeder Wallung des vielköpfigen Wesens vor sich zu rechnen verstehen. Unbeholfene, die schwerfällig, unzusammenhängend, mit stolpernder Logik und in einem haarsträubenden Deutsch ihre Meinung vortragen. Junge, naseweise, die frisch drauflosreden, Alte, bedächtige Männer, die in schlimmen Zeiten für die „Partei" gelitten haben und sich in weitschweifiger Beredsamkeit wohl Etwas darauf zu Gute thun. Mit Geduld, Eifer und gespannter Aufmerksamkeit werden sie Alle angehört.

Auch hier sind alle Mittel recht: Klugheit, Schlauheit, Sophistik, Anschuldigungen und jeder Appell an all die guten und schlimmen Eigenschaften und Triebe der Masse, die man da vor sich hat. Und mehr oder weniger verhüllt zeichnen sich die Motive zwischen den Reden hervor: begeisterte Ueberzeugung, Fanatismus, persönlicher Ehrgeiz, Einfluß zu gewinnen und eine Rolle zu spielen, naive Achtung oder verhüllte Mißachtung dem „Stimmvieh" gegenüber; ruhige, sachliche Erörterungen, die vermitteln wollen: die ganze Mechanik des Parteilebens hier wie überall.

Aber jetzt ist ein neuer Redner aufgetreten. Ein junger, blonder Mensch, mittelgroß und schmächtig, mit scharfen, intelligenten Gesichtszügen.

Er spricht von den Zielen, in denen sich Alle einigen, Alte und Junge. Sachlich spricht er und schlicht, ohne Gefühlsüberschwang und buntblumige Metaphern. Wort reiht sich an Wort, Satz an Satz, in klarer, logischer Fügung, und doch ist seine Rede warm von einem inneren Pathos. Man weiß nicht recht, wo es eigentlich ist, wie es sich kundgiebt, und doch ist es da, überall, lebt in jedem Satz, jedem Wort und macht seine Rede zu einem Gedicht, zur blühenden, bunten Vision einer anderen Welt.

Und mehr und mehr spüre ich eine eigenartige Empfindung, über die ich mich fast einen Augenblick wundere. Als wenn ich unter einer magnetischen Einwirkung stünde, ist mir beinahe zu Muthe. Als wenn sich von allen Seiten hundert und aberhundert Fäden knüpften und es mich hineinzöge in ein geheimes Gewebe, aus dem es kein Entrinnen giebt und aus dem keines erwünscht ist.

Gleichsam einer anderen Welt bin ich theilhaftig, in der jetzt Alles um mich herum lebt und die wirklich ist, wirklich, und alles Andere, sonst wirklich

Genannte, ist nur ein thörichter Schein, Alles, was Einen tagüber hin und wieder zieht und Wirklichkeit genannt wird. Jenes andere Leben, für das es keine Vergangenheit, keine Gegenwart und keine Zukunft giebt, in dem Alle einzig leben und eins und einig sind mit Allen, die in ferner und fernster Vergangenheit lebten, in ferner und fernster Zukunft leben werden.

Es ist das Leben in der Idee, der einigenden, in der je und je einzig das Glück wirklich war, ist, und sein wird, das Glück, dem man, ewig ruhelos, nachjagt, das nirgends erreichbar zu sein scheint als hier; das einzige Glück, in dem nichts, was vergangen ist, und nichts, was kommen wird, Etwas vor uns voraushaben darf, dessen wir nicht im gleichen Maße theilhaftig wären. Der Einfältigste und Intelligenteste, der Feinste und Rohste, der Verkommenste und Beste von all den Vielen, Vielen in diesem großen, schwülen Raum ist jetzt dieses Glückes zu seinem Theil sich bewußt.

Und noch Eins!

Im Zwange der selben räthselhaften Macht fühle ich mich wie vor dem Erschauern der Natur, mit dem der werdende Frühling sich in die Unermeßlichkeit freudiger Formen und Farben entfaltet, der selben Macht, die Newtons Apfel zur Erde zog und die die strahlenden Welten über uns um ihre Axen treibt.

Ueberall giebt es, in tausend Gestalten, den Trost einer Schönheit und eine Erlösung für Jeden; und hat Noth und Jammer die eine gemordet, so gebiert aus Noth und Jammer der unauslöschliche Trieb, der das Glück sucht, eine neue; und dennoch ist es in tausend Formen und Entwickelungen immer die eine und gleiche! . . . .

Der Redner hat geendet und nun werden noch allerlei interne Angelegenheiten über die Zäune gehängt.

Ein Lokal, Geschäfte, die boykottirt wurden, Denunziationen, Spitzeleien, Rechenschaftberichte über Kassenverwaltungen und Dergleichen mehr. Alles wird mit Geduld und gespanntem Interesse erledigt. Nirgends kann ich eine Ermüdung wahrnehmen unter diesen Leuten, die den Tag über vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein in ihren Werkstätten thätig waren.

Nach Mitternacht erst findet die Versammlung ihr Ende.

Noch ein paar Schlußworte über die Menge hin. Ein Hoch auf die „Partei", — und nun leert sich allmählich der Saal und langsam legt sich wieder dumpfe, schwüle Oede über den Raum.

Ich bin wieder draußen auf der Straße und ringe mich durch den kalten Schneesturm heimwärts . . . .

Die Fenster sind erloschen; überall nur die dunklen hohen Mauern über den flackernden Laternenreihen. Hin und wieder ein einsamer Passant, ein Nachtschutzmann, eine Weibsperson, die sich an den Häusern hindrückt und mit „estrengtem, schwankenden Gang im Gestöber in einer der Nebenstraßen verwindet. Von fern das Gebrüll eines Straßenkrakehls durch das Rauschen › Pfeifen des Sturmes oder das Poltern einer Nachtdroschke: Das ist Alles.

Alles hat sich wieder mit seinem Fünkchen Hoffnung in seine alltägliche ühsal verloren, sich daran zu wärmen im Einerlei öder Tage . . . .

Magdeburg. Johannes Schlaf.

# Dunkle Punkte.

Unsere jetzige Aufwärtsbewegung, die sich ja über Kurzathmigkeit nicht beklagen kann, rollt zwischen zwei Gefahren dahin: der Möglichkeit eines Zusammenbruchs der Goldaktien-Hausse und der Möglichkeit eines parlamentarischen Neins in Sachen der österreichischen Bahnenverstaatlichung. Da der internationale Zusammenhang trotz allen Täuschungversuchen vorhanden bleibt, so hat auch noch eine dritte Gefahr bestanden: die außerordentlich große Spekulation in spanischen und türkischen Werthen. Allein das in solchen Dingen äußerst energische Paris hat mit diesen Positionen rasch aufgeräumt, so daß alle einst so triftigen Bedenken hierüber hinfällig geworden sind.

Minenaktien haben seit Wochen ihren Aufstieg nahezu ununterbrochen fortgesetzt. Es handelt sich dabei nicht allein um die guten Pfundaktien, die man noch heute zu sieben Pfund kauft und auch bei einem Niedergang auf fünf Pfund ruhig behält, sondern um die Landshares und ähnliche unsichere Gattungen, die in ungemessenen Portionen aus dem Markt gehen. An der Seine ist es so weit gekommen, daß die feinsten Damen bei kleinen Börsenmaklern antichambriren, nur weil sie jene Modepapiere noch geschwind kaufen wollen. Dabei giebt es noch sehr beachtenswerthe Meinungen, nach denen überhaupt zumeist nur die guten Minenwerthe in die Hände der französischen Sparer gelangen konnten. Der Schwindel, wenn man sich so scharf ausdrücken will, kann vielleicht noch Wochen dauern, aber schließlich siegt erfahrungmäßig der gesunde Menschenverstand. Es braucht nur irgend ein Stoß von außen zu kommen, eine mehr laute als gefährliche politische Verstimmung oder ein innerer Umstand wie etwa nur ziemlich guter output, — und der Rückgang ist da.

Noch ganz anders drohen die österreichischen Eisenbahnverstaatlichungen. Gewiß, die deutschen Börsen waren blind, als sie, abgelenkt von hundert geringen Gewinnchancen und von der ewigen Diskussion über den Kurswerth der Kreditaktien, diese Verstaatlichung nicht kommen sahen. Sie lag in der Luft seit der Valutaregulirung, hatte in der von Wekerle herbeigeführten Ablösung des ungarischen Staatsbahnnetzes ein deutliches Vorspiel und mußte jedem Nachdenkenden drängend erscheinen, seitdem Geld so billig geworden war. Vergebens! In Berlin und Frankfurt, wenigstens so weit die Spekulation in Betracht kommt, witterte man nichts. Ein Mann wie Taussig, der schlaue Generaldirektor der Staatsbahn und zugleich Leiter der Bodenkreditanstalt, trat als unverhüllter Käufer auf, seine Operationen wurden bereits in der letzten Saison zu Ostende von den Financiers aller Länder besprochen und schon damals riethen alte Füchse, nicht gegen Taussig zu gehen, da dieser Mann stets nach einem bestimmten Plane und mit der ihm eigenen rücksichtlosen Energie arbeite. Aber was geschah an unseren deutschen Plätzen? Entweder man fixte die österreichischen Bahnen, weil die Kurse zu hoch schienen, oder man legte aus Angst vor einer noch unbekannten Gewalt die Hände gänzlich in den Schoß, oder man ließ sich zu den besseren Kursen das Material gar herauslocken. Die letzte Ungeschicklichkeit tritt am Deutlichsten bei Staatsbahn hervor, die relativ nur noch in geringen Posten vorhanden sind, während z. B. Lombarden in so enormen Summen in Süddeutschland noch versteckt bleiben, daß bei jeder etwas

höheren Notirung noch immer mehr Waare zum Vorschein kommt, als gerade gesucht wird. Aber auch Nordwest, Elbethal, Buschtehrader sind von den Wissenden in Wien längst in großen Posten festgelegt worden. Gebraucht dann eine Firma wie Reizes Geld, so wirft sie ihre Gotthard oder Nordost nach Brüssel, wo eine mit ihrer Hilfe gegründete Eisenbahnbank Das beleiht, was die Herren in Wien für den Augenblick los sein möchten. Kurz, die österreichischen Bahnaktien, deren Kreirung, Vermehrung und auch vieljährige Bewerthung von dem Unternehmungsgeist des deutschen Kapitals abhing, sind unseren Händen schließlich entschlüpft. Vollbracht hat Dies nicht allein die Stärke einiger wiener Financiers, sondern auch unsere eigene Kurzsichtigkeit. Bekanntlich verzeihen aber die Menschen am Schwersten, wo sie selbst gefehlt haben, und so wird das Schmähhlen auf Oesterreich und dessen schwindelhafte Spekulation bei uns immer mehr zur unendlichen Melodie.

Die Bedenken gegen die Verstaatlichungpläne beschränken sich aber nicht auf den Zwiespalt zwischen Hausse und Baisse. Präzis gefaßt, muß die Frage lauten: Wer besitzt die österreichischen Bahnaktien und aus wessen Tasche werden die etwaigen theueren Bedingungen gezahlt? Antwort: Besitzer waren die großen Vermögensverwaltungen, deren Träger in der Donaumonarchie welthistorische Namen tragen und deren Verfügung mehrfach sogar über Hunderte von Millionen geht. Dann hat die Hochfinanz die Verstaatlichung in einen Plan gebracht und für sich zu kaufen begonnen, unter Zuhilfenahme all der hochfürstlichen Mittel, die z. B. die Herrn Taussig nahestehende Bodenkreditanstalt aufgestapelt hält. Weiter hat dann der Adel zur Haute Banque gesagt: „Ganz allein dürft Ihr den Profit nicht einstecken, — Halbpart!" Auf diese Vereinbarung hin, für deren Form wie Inhalt es ja hundert Wendungen giebt, ist dann der ganze Feldzug eröffnet worden. Phantastisch ist diese Darstellung keineswegs. Die Verstaatlichung mußte kommen und sie würde billiger bewerkstelligt werden' ohne die Vereinigung riesiger Aktienposten in verhältmäßig wenige Hände. Bezahlen müssen aber das Alles die Steuerträger. Und zwar auch Diejenigen, welche gar keine Steuer erschwingen können, alle Lasten der Reichen vielmehr an den Preisen ihrer Lebensmittel, ihrer Wohnung, Kleidung u. s. w. mit hergeben. Deshalb stimmt diese ganze Verstaatlichung nicht mit unserer heutigen antikapitalistischen Strömung, mit jenem Geist, den man umstürzlerisch nennen will, da man ihn nicht bannen kann.

Die öffentliche Meinung in Oesterreich sagt: eine Ablösung der Privatbahnen ist nothwendig und loyale Bedingungen sind gerecht; allein da ein großer Theil der heutigen Aktionäre seine Papiere sehr billig von den alten ausdauernden Besitzern erworben hat, da ferner ein anderer Theil der Aktionäre Familien angehört, die einem anderen Glanz nachzustreben haben als dem riesiger Gewinne, so wollen wir von den Vorschlägen des Handelsministers Grafen Wurmgrand nichts wissen. Dieser Graf hat sich während und nach seiner Erklärung etwas kindlich benommen. Nachdem sein guter Wille unwillkürlich zu der Ansicht der Hochfinanz vorgedrungen ist und er in seiner ersten Rede ganz gewiß nicht wie ein zweiter Maybach operirte, empört sich sein Gemüth plötzlich über den Enthusiasmus der Börse. Warum soll diese denn aber trauern, wenn ihr der maßgebende Minister bei einem ungeheuren Objekt ausgezeichnete Bedingungen

verspricht? Die Börse ist doch in dieser ganzen Angelegenheit von einer Anzahl Großer nur benutzt worden, und was ihr dabei zufällt, sind die Brosamen des armen Lazarus. Oder will man im Ernst die Kurssteigungen von achtzig und hundert Gulden einfach zu Nutzen der ganzen Börse buchen?

Es kommt nunmehr darauf an, wie sich das österreichische Parlament verhält. Seine äußere Zusammensetzung will gar nichts besagen, denn in Zeiten so großer Klassenfeindschaft überkommt sogar Majoritäten zuweilen eine rasche Furcht. Auch die Haltung des Kaisers, der zu den Geschäften gewisser hohen Kreise noch niemals Beifall genickt hat, ist dabei nicht unwichtig. Bisher hat man zwar im Lande selbst noch keine moralische Erregung bemerkt, allein es sind Erfahrungen dafür vorhanden, daß ein großer wirthschaftlicher Privatnutzen heutzutage ein gefährliches Widerstreben mitunter unversehens hervorruft. Was aber, wenn die Verstaatlichungvorlage in ihrer gegenwärtig geplanten Form vom Reichsrathe abgelehnt würde, trotzdem Herbst schon lange tot ist? Dann würde ein völliger Zusammenbruch des heutigen Kursniveaus die nahezu unausbleibliche Folge sein. Die Großaktionäre müßten sich von einem beträchtlichen Theil ihres jungen Besitzes rasch befreien, die mittlere Spekulation sähe ihre bisherigen fiktiven Gewinne unter der Hand zerrinnen und die niederen Schichten des Schottenringes machten dann wohl einen Lärm ähnlich wie an jenem ersten Mai 1873 unauslöschlichen Angedenkens! Daß in einem solchen Falle auch Kreditaktien nicht stehen blieben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Denn die Leute, die Geld als so billig ansehen, daß sie neue Dividende mit $4^1/_2$ Prozent kapitalisiren, hätten dann kein Geld mehr. Wie gespannt die Unternehmungskraft auf diesem Gebiete bereits ist, geht aus der interessanten Annahme hervor, daß man nur die Tratten, die für Kreditaktien und österreichische Bahnpapiere laufen, auf über hundert Millionen Mark anschlägt. Uebrigens wartet die Börse wohl kaum auf die mögliche Ablehnung im Parlamente, sondern sattelt bereits ab, sobald der Geist der Opposition unheildrohend sich fühlbar macht.

Das wären die zwei wichtigsten Punkte in dem Bedenken gegen die heutigen Kurse. Minder scharfe Momente fehlen ebenfalls nicht. Da ist z. B. Spanien, immerhin am Rentenmarkt ein ganz netter Faktor und jedenfalls genügend, um unter Umständen auch den ganzen Rentenmarkt zu verflauen. Das Pyrenäenreich muß jetzt mit Cuba einen Krieg führen, einer Insel, die zwar lange schon der Union prophezeit wurde, die aber schließlich doch immer wieder ihrem alten Besitzer verblieb. Woher sie das Geld nehmen sollen, haben die Spanier wahrscheinlich noch nicht bedacht, denn ihre westlichen Kapitalmärkte verschließen sie sich selbst gründlich. Die Affaire mit der Nord d'Espagne-Bahn ist es, die jetzt die fremden Gläubiger erbittert. Gut, Spanien kann momentan den Coupon der Obligationen nicht in Gold einlösen, es kann aber doch wenigstens einen Schein ausstellen, daß es die Differenz zwischen Papier und Gold schuldig bleibt. Was thut aber die selbe Regirung in Madrid, die jetzt zum Kriegführen kaum Geld hat? Sie kauft die Aktien der Nord d'Espagne zusammen, um sodann durch Generalversammlungbeschluß die Obligationäre dauernd schädigen zu lassen. Das ist Frankreich gegenüber gewiß eben so stolz wie unklug gehandelt. Auch von der Spanien-Cuba-Affaire könnte also noch ein Stoß ausgehen, der die Baisse zum Sieg über die Hausse führt. Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Berlin, den 20. April 1895.

# Die Phantasien des Herzogs von Gramont.

Meine Besprechung des Aufsatzes von Herrn Pichereau (Figaro vom zwanzigsten März) in dieser Zeitschrift vom sechsten April hat im Figaro am achten April eine Kritik, gezeichnet Ch. B., gefunden, auf deren Schlußsätze ich eine Erwiderung für nöthig halte.

Meine Widerlegung der von Herrn Pichereau nach Gramonts Vorgang gemachten Vorwürfe gegen Italien läßt Herr B. ohne Polemik passiren. Dann aber bemerkt er, daß in einem wichtigen Punkte gerade meine Mittheilungen das Gegentheil meiner aus ihrem Inhalt geschlossenen Ansicht bewiesen. Ich hatte berichtet, daß Oesterreich bei seinem Vorschlag eines Sonderbundes mit Italien keineswegs die Absicht gehabt habe, Italien zum Kriege gegen Preußen fortzureißen, sondern durch einen Vertrag auf gemeinsame Beschlüsse in der Kriegsfrage den kampflustigen König an die wiener Neutralität anzuschließen. Die Diplomaten in Wien hatten am sechsundzwanzigsten Juli 1870 in den Entwurf auf Wunsch des Königs eine Klausel gesetzt, worin Oesterreich gute Dienste bei Napoleon zur Erlangung einer für Italien günstigeren Lösung der römischen Frage, als der September-Vertrag bot, zu leisten versprach. Am achtundzwanzigsten Juli aber meldete ein pariser Telegramm, daß dort die unbedingte Anerkennung des September-Vertrages durch die italienische Regirung angekommen sei. Die Versammlung in Wien war erstaunt über diesen Widerspruch. Um ihn aufzuklären, wurde Graf Vimercati nach Metz zu Napoleon und Graf Vitzthum nach Florenz zu Viktor Emanuel geschickt.

In Bezug auf die hier beginnende Unterhandlung stellte Herr B. nicht

ohne gewissen Scharfsinn mehrere Fragen, auf die es bei meiner Auffassung der wiener Politik keine Antwort gebe, Räthsel, die ich ungelöst gelassen habe.

Ich erlaube mir, ihm hier in aller Kürze die Antwort zu geben, theils nach den längst publizirten Memoiren des Grafen Beust, theils nach ungedruckten österreichischen Aktenstücken, deren Inhalt ich im siebenten Bande meiner Geschichte der „Begründung des Deutschen Reichs" Seite 283 ff. ausführlich mitgetheilt habe.

Erste Frage: Welches Motiv konnte Oesterreich zu dem Wunsche bestimmen, Italien an eine Friedenspolitik anzuketten gegenüber Preußen, dem Sieger von Sadowa?

Antwort: Die unfertige Organisation seiner Armee, das Defizit in seinen Finanzen, die energische Verwerfung jeder Kriegspolitik durch die ungarische Regirung, die offene Kriegsdrohung Rußlands, wenn Oesterreich aus der Neutralität heraustäte. Schon wegen seiner inneren Schwierigkeiten wünschte Oesterreich Frieden nicht blos für sich, sondern für Europa, und hat vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges den Plan verfolgt, die Dauer des Feldzuges durch eine gemeinsame Vermittelung der Großmächte abzukürzen. Der Vorschlag des Sonderbundes an Italien war der erste Schritt auf diesem Wege.

Zweite Frage: Warum sprach man zu Napoleon von dem Sonderbunde, wenn dieser keinen anderen Zweck hatte als den, ihn zu isoliren?

Antwort: Weil der Entwurf des Bundes von der römischen Frage sprach.

Dritte Frage: Da die Verweigerung Roms den König Viktor Emanuel zur Neutralität bestimmte, warum lehnte er den österreichischen Sonderbund ab, wenn dieser ihn nicht zur Kriegshilfe für Frankreich antreiben sollte?

Antwort: Weil der König eine zu große Beeinträchtigung seiner Selbständigkeit durch den Vertrag besorgte und deshalb lieber mit England als mit Oesterreich einen Neutralitätbund abschloß.

Spürender Scharfsinn ist recht gut, aber noch besser ist gründliche Kenntniß der wirklichen Thatsachen.

Gegen Herrn Pichereau hatte ich am Schlusse meines Aufsatzes bemerkt, es scheine, daß auch heute noch in manchen französischen Köpfen die Vorstellung unheilbar sei, eine französische Vormundschaft über andere Völker sei ein ganz naturgemäßes Verhältniß. Herr Ch. B. theilt diesen Satz in französischer Uebersetzung mit, allerdings mit einer kleinen Emendation, die sehr geeignet ist, bei französischen Lesern einen für mich äußerst ungünstigen Eindruck hervorzurufen. Er läßt mich sagen: Que les cerveaux **français** sont décidément incurables et que l'idée d'une tutelle **française** immuable leur paraît encore aujourdhui toute naturelle. Ich hatte von einigen Köpfen gesprochen, in denen eine gewisse verkehrte Vorstellung unheilbar erscheine: er aber, durch die kleine Aenderung von quelques

cerveaux in les cerveaux français, läßt mich gegen die ganze französische Nation einen hier und heute ganz unberechtigten Vorwurf richten.

Wie man sieht, wandeln diese Herren ganz in den von ihrem großen Vorgänger, dem Herzog von Gramont, betretenen Wegen. Wo es im Streite der Ansichten nützen kann, erlaubt man sich ohne Bedenken eine leichte Erfindung von Thatsachen oder eine Fälschung der gegnerischen Texte.

Ich bekenne, daß ich bei dem ersten Anblick dieser Gramontschen Leistungen über die lange Dauer ihrer gläubigen Aufnahme in einen großen Theil der französischen Literatur und sogar in mehrere deutsche Schriften erstaunt gewesen bin. Denn selbst für einen Betrachter ohne weitere Kenntniß des wirklichen Quellenmaterials müßten in jenen Phantasiestücken die Unsicherheit des Autors, seine wechselnden Varianten und inneren Widersprüche beim ersten näheren Zusehen auffallen. Ich erinnere z. B. an seine Angaben über die Versuche, im Juli 1870 die große Triple-Allianz mit Oesterreich und Italien zu Stande zu bringen. Bei seiner Polemik gegen Beust im Jahre 1873 berichtet er, am vierundzwanzigsten Juli 1870 sei Graf Bitzthum aus Wien zurück wieder nach Paris gekommen, mit Vollmacht des Grafen Beust, und habe in Gemeinschaft mit dem Botschafter Fürsten Metternich ihm Oesterreichs Vorschläge dahin unterbreitet: Eintritt in die Triple-Allianz, zunächst Neutralität zur Sicherung seiner Rüstungen, dann nach deren Vollendung unter einem passenden Vorwand Kriegserklärung gegen Preußen. (In Wahrheit waren diese Vorschläge nicht in Wien gewachsen, sondern von Gramont am fünfzehnten Juli dorthin geschickt, und gerade am vierundzwanzigsten ihre vollständige Ablehnung von Beust dem französischen Botschafter erklärt worden. Ueberdies war am vierundzwanzigsten Bitzthum gar nicht in Paris, sondern in Wien, und bei jener Erklärung Beusts gegenwärtig und natürlich hatte auch Metternich keine Vollmacht zu jenen Vorschlägen. Die ganze Darstellung ist luftige Erfindung). Einige Jahre später, 1878, hatte Gramont einen literarischen Strauß mit dem Prinzen Napoleon. In seiner Abhandlung wiederholte er die obige Geschichte in einem solchen Zusammenhang, daß wie oben der Beginn der Konferenz nicht vor dem vierundzwanzigsten gedacht werden konnte. Einige Seiten später aber hat er ein Ereigniß zu erwähnen, welches diese Datirung der erfundenen Konferenz unmöglich macht; er meldet jetzt, ohne Korrektur der früheren Angabe, die Konferenz sei am achtzehnten Juli zu den bekannten Abreden gekommen, und bereichert noch ihr Personal außer den beiden Oesterreichern mit den Italienern Nigra und Vimercati. Hier begegnet ihm dann der selbe Mißgriff wie oben. Eben so wie Bitzthum war Vimercati am achtzehnten nicht in Paris, sondern in Wien, und eben so wie Metternich hatte auch Nigra keine Vollmacht zu solchen Abreden, was er sofort öffentlich erklärte. Auch Bitzthum rührte sich

nach dem Erscheinen von Gramonts Abhandlung; er erinnerte ihn brieflich daran, daß er ihn 1870 nur am fünfzehnten, abends, gemeinsam mit Metternich besucht, etwa zehn Minuten lang gesprochen, wo Gramont ihm mit wüthendem Zorne über Napoleons Streben nach einem europäischen Kongreß geredet habe, so daß er sogleich sich verabschiedet und nach Wien abgereist und von Abreden über Triple-Allianz kein Wort gefallen sei. Gramont, stets unerschütterlich, schreibt zurück: Ganz wahr, Sie waren am fünfzehnten Juli mit Metternich bei mir, aber Sie sind nicht zehn, sondern vierzig Minuten geblieben, und in dieser Zeit haben wir die Abreden zu Stande gebracht. Binnen wenigen Tagen hat er für die angebliche Konferenz über den Kriegsbund neben dem achtzehnten oder vierundzwanzigsten ein drittes Datum, den fünfzehnten Juli, geschaffen. Er fährt dann noch fort: Was den europäischen Kongreß betrifft, so rührt der Gedanke von mir her, er gehört mir, ich habe ihn in der Sitzung des vierzehnten vorgetragen, entwickelt und seine Annahme durch das Ministerium bewirkt. Sie können Dies, setzt er hinzu, in mehreren Schriften jener Zeit finden, z. B. in Parieus Betrachtungen über die Geschichte des zweiten Empire. Schlägt man nun Parieus sehr schätzbares Buch von 1871 nach, so wird man durch das gerade Gegentheil von Gramonts Angabe überrascht. Parieu, der in der Sitzung anwesend war, erzählt, daß der Kaiser bis zum Schluß der Sitzung, abends sechs Uhr, kein anderes Begehren als den europäischen Kongreß gehabt und die Zustimmung der Mehrheit der Minister gewonnen habe; in der später folgenden Nachtsitzung aber sei durch Gramonts und Olliviers stürmisches Andrängen der Ministerrath zum Entschlusse des Krieges fortgerissen worden.

Nach dem unglücklichen Verlaufe des Krieges suchte also Gramont sich als Vertreter der Friedenspolitik hinzustellen, der nur durch Bismarcks Beleidigungen der nationalen Ehre zum Kriege gezwungen worden sei. In diesem Streben eignete er sich unbedenklich die Friedensanträge Napoleons von 1870 an.

Aber freilich: vor dem Kriege war seine Tendenz eine sehr verschiedene gewesen, und hierbei hatten seine Erdichtungen einen gewaltigen, aber für Frankreich verhängnißvollen Erfolg.

Ich rede von der ohne den Schatten eines Beweises erfundenen Beschuldigung gegen Bismarck, daß dieser von langer Hand her, vermittelst einer in tiefem Dunkel angesponnenen Intrigue und unter Geldbestechung einflußreicher Spanier, die Bewerbung eines preußischen Prinzen um den spanischen Thron veranlaßt und ihr auch die dazu erforderliche Autorisation des preußischen Königs und damit der preußischen Regirung verschafft habe. Das Alles sei im tiefsten Geheimniß vollzogen worden, in der Hoffnung, daß der für die Intrigue gewonnene Marschall Prim die Cortes zu sofortiger

Königswahl bestimmen, und damit die Sicherheit und Ehre Frankreichs einen tötlichen Schlag erleiden würde. Bismarck, dem der französische Botschafter schon im Mai 1869 hatte sagen sollen, daß Frankreich diese Kandidatur niemals dulden würde, habe sie eben deshalb um so eifriger betrieben. Denn ihm sei der französische Krieg ein brennendes Bedürfniß gewesen, theils um den wachsenden Bedrängnissen seiner inneren Lage zu entgehen, theils um die längst ersehnte Unterwerfung Süddeutschlands unter den preußischen Despotismus zu vollenden. Um der anderen Mächte willen wünschte er aber den Krieg nicht selbst zu erklären, sondern ihn sich erklären zu lassen, und dazu war, wie es ihm Benedetti 1869 erklärt hatte, die für Frankreich beleidigende spanische Kandidatur das sichere Mittel.

Diese ganze Geschichte, wie sie Gramont in rascher Entwickelung vortrug, in seiner offiziösen Presse, in seiner Kammerrede am sechsten Juli, in der den Krieg verkündenden Botschaft an die Kammern am fünfzehnten, in seinem Rundschreiben an die Mächte vom zwanzigsten Juli, war nichts als ein Erzeugniß seiner schöpferischen Phantasie, hervorgegangen aus seiner alten Abneigung gegen Preußen und seinem bitteren Hasse gegen Bismarck, für dessen mächtige Persönlichkeit er kein Verständniß hatte und dessen rasche Erfolge er sich nur durch eine skrupellose, Ehre und Treue verachtende Politik zu erklären wußte. Allein eine solche Darlegung des leitenden Ministers, 1872 in einem stattlichen Buche zusammengefaßt und erläutert, war bei damaliger Lage Frankreichs für die öffentliche Meinung zu erquicklich, um nicht das größte Aufsehen und allseitigen Beifall hervorzurufen. Man war durch feindliche Uebermacht nach heldenmüthigem Widerstande besiegt worden! Da war es doch ein Trost, zu erfahren, daß man wenigstens im guten Rechte als Vertheidiger gegen einen listig vorbereiteten Angriff das Schwert gezogen hatte. So war Niemand zu zweifelnder Kritik geneigt; wer hätte denn auch denken können, daß ein Mann in Gramonts Stellung von 1870 einen solchen Blumenstrauß von Unwahrheiten seiner Nation vorzulegen wagen würde? So wurde seine Darstellung die herrschende Ansicht in Frankreich, und ist es geblieben bis heute, so daß besonnene, nach unparteiischer Gerechtigkeit strebende Historiker, wie Sorel 1873 in seiner diplomatischen Geschichte des Krieges, und gegenwärtig Valbert (Revue des deux mondes 1895 1er avril, unter Benutzung der kürzlich publizirten Tagebücher des önigs von Rumänien), sich in ihren Schriften dem Eindruck der Graontschen Dichtung nicht zu entziehen vermocht haben.

Doch ich komme auf die entscheidende Frage: Wie steht es um die eweise für Gramonts Behauptungen?

Der Erste, der die Wahl des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern a Spaniern empfahl, war kein Preuße, sondern der spanische Staatsrath

und Abgeordnete Salazar, vermittelst einer im Februar 1869 ausgegebenen Broschüre, über deren Inhalt schon vorher die Zeitungen Gerüchte gebracht hatten. Da außerdem im März 1869 ein früherer spanischer Gesandter einen Besuch in Berlin gemacht hatte, faßte Graf Benedetti Argwohn und befragte in Abwesenheit Bismarcks den Unterstaatssekretär Thile, ob hier von der Kandidatur Leopolds die Rede gewesen sei. Thile verneinte auf das Bestimmteste, nach Benedettis Versicherung auf Ehrenwort. Es war die reine Wahrheit, denn erst im April erhielt Leopolds Vater, der Fürst Karl Anton, damals in Düsseldorf, durch Vermittelung eines befreundeten Hofes eine kurze Notiz: wenn der Erbprinz als Kandidat auftrete, würde er gute Aussichten haben. Der Fürst lehnte umgehend ab, wegen der unruhigen Zustände Spaniens, und nach seiner Meinung, daß Napoleon sich der Sache widersetzen würde. Erst nachdem Dies geschehen war, theilte er es dem Könige mit, der die Ablehnung vollkommen billigte und den Vorgang auch dem Grafen Bismarck erzählte.

Hier ist zu betonen, daß nach dem vom Könige sanktionirten Hausgesetz der fürstlichen Hohenzollern diese Prinzen im Fall des Angebotes einer fremden Krone ganz so selbständig verfahren konnten wie jeder andere preußische Staatsbürger und einer königlichen Erlaubniß weder zur Annahme noch zur Ablehnung bedurften. Daß sie thatsächlich in einem solchen Fall sich um das Einverständniß des Königs bemühen würden, liegt auf der Hand, ändert aber nichts am Rechtsverhältniß.

Auch Dies ist eine urkundlich feststehende Thatsache, die von Gramont, der es auf eine Demüthigung des Königs Wilhelm abgesehen hat, kurzweg aus der Geschichte gestrichen wird. Ich bin ein alter Diplomat, sagt er, und kenne die Hausgesetze; erst mit der Autorisation des Königs konnte der Prinz die Krone annehmen.

Indessen hatte Benedetti in Paris die Instruktion bekommen, die Sache im Auge zu behalten und eventuell in milder Form, aber bestimmt zu erklären, daß die französische Nation einen Hohenzollern auf den spanischen Thron nicht zulassen würde. Hiernach interpellirte Benedetti den Grafen Bismarck geradezu, dieser nahm keinen Anstand, ihm den Vorgang des April, wenn auch in etwas hypothetischer Form, zu erzählen und positiv zu versichern, der König würde dem Prinzen entschieden die Annahme widerrathen. Ein bestimmtes Versprechen für alle Zukunft vermochte Benedetti nicht herauszulocken. Uebrigens blieb er in der ihm befohlenen milden Form, verschwieg deshalb die ihm aufgetragene kategorische Erklärung, daß Frankreich sich der Kandidatur widersetzen würde.

Gramont faßt das Ergebniß dieses Gespräches mit den Worten zusammen:*) Hierdurch waren uns diese preußischen Intriguen, und

*) France et Prusse S. 18.

Preußen unser sicherer Widerstand bekannt geworden. Eine doppelte Unwahrheit.

Die Sache ruhte Monate lang. Dann im September 1869 (wovon Gramont nichts erfahren hat) erschien bei dem Fürsten Anton auf dessen Villa Weinburg der preußische Gesandte in München, Herr von Werthern, der früher in Madrid gestanden und dort Prim und Salazar persönlich kennen gelernt hatte. Er erbat und erhielt vom Fürsten die Erlaubniß, Salazar bei ihm einzuführen, der dem Erbprinzen die spanische Krone anbieten wolle. Hier macht Valbert*) die Bemerkung: Werthern hätte hinzufügen können, es sei Bismarck, der ihn sende, da man schwerlich einräumen kann, daß Werthern einen solchen Schritt ohne Einverständniß seines Chefs gethan hat. Damit ist auch für Valbert Graf Bismarck als Lenker der Intrigue in die Geschichte eingeführt. Ich will ihm eingestehen, daß auch deutsche Forscher auf diese ganz plausibele Vermuthung gerathen sind. Die Vermuthung hat nur einen Fehler: sie ist falsch, gegenüber den urkundlich beglaubigten Thatsachen. Bismarck hat über die Weinburger Vorgänge weder von Werthern noch von den Hohenzollern das Geringste erfahren; Fürst Anton hat sie ihm und dem Könige erst im März 1870 mitgetheilt. Salazar hatte übrigens schwachen Erfolg. Der Prinz stellte notorisch unmögliche Bedingungen auf, und auch Fürst Anton verfuhr ähnlich, indem er den Agenten mit dem Bescheide entließ, er könne erst dann die Sache in Erwägung ziehen, wenn Spanien ihn der Zustimmung Napoleons und des Königs Wilhelm versichern könne.

Es folgt hier noch ein Nachspiel von wichtigen Ergebnissen, welches Gramont, Sorel und Valbert übersehen haben, obgleich es schon 1870 veröffentlicht und völlig sicher beglaubigt ist.

Fürst Anton, der nach Berlin zu berichten, für jetzt sich nicht veranlaßt fand, meldete statt Dessen den Vorgang seinem alten Freunde und nahen Verwandten, dem Kaiser Napoleon.**) Der Kaiser hüllte sich in tiefes Schweigen und der Fürst zog aus dem Ausbleiben jeder Abmahnung oder Warnung den Schluß, daß Napoleon der Kandidatur seines Vetters nicht ungünstig sein würde, ein Schluß, der, ganz wie die obige Vermuthung Valberts, recht plausibel, leider aber irrig war.

So war im September 1869 allerdings keine preußische Intrigue und kein Streben Leopolds nach der spanischen Krone, wohl aber die zweite Ablehnung des Angebots in Paris bekannt geworden.

Prim war ursprünglich kein Freund der Kandidatur Hohenzollern gewesen, nachdem ihm aber drei andere Versuche fehlgeschlagen waren, ließ er sich

*) S. 690.

**) Die beiden Großmütter des Prinzen Leopold waren Cousinen des Kaisers.

Ende Februar 1870 durch Salazar zu einem dritten Angebot an Leopold bestimmen. Hierzu macht Gramont die sehr deutliche, aber eben so lügenhafte Insinuation: Il est superflu de dire, d'où venait la direction de cette initiative. Er setzt dann noch weiter hinzu, die ganze Intrigue sei nur zwischen Bismarck und Prim, sogar hinter dem Rücken des Regenten Serrano, geschmiedet worden, was wieder den urkundlich beglaubigten Thatsachen widerspricht. Genug, Salazar ging nochmals nach Deutschland, und zwar nach Berlin, mit einem Briefe an Bismarck, mit einem anderen an den König, beide von Prim ausdrücklich als keine Regirungsache, sondern als Privatschreiben bezeichnet und mit der Bitte um strenges Geheimniß begleitet, da sonst feindliche Parteien den Plan im Keime ersticken würden. Der König hätte am Liebsten den Antrag a limine abgewiesen, ließ sich indessen bestimmen, in eine Berathung einzutreten. Damit war selbstverständlich auch die von Prim begehrte Geheimhaltung übernommen, deren Verletzung jetzt ein Treubruch gewesen wäre. Der König beschloß übrigens, Salazar nicht zu empfangen, sondern ihn möglichst bald aus Berlin zurückzuschicken, übrigens aber die Angelegenheit streng als Familien- und nicht als Staatssache zu behandeln, sie also nicht dem Staatsministerium vorzulegen. Bismarck wurde, wie sehr oft bei wichtigen Fragen des Familienrathes, als sachverständige Vertrauensperson auch dieses Mal zugezogen.

Ich kann unmöglich an dieser Stelle allen einzelnen Wendungen dieser durch Monate dauernden Berathung folgen und begnüge mich, die entscheidenden Hauptmomente hervorzuheben. Zunächst: der König blieb vom ersten bis zum letzten Tage der entschiedene Widersacher des Antrages, und Herr Valbert thut ihm schweres Unrecht, wenn er ihn als zwischen dem Reiz des möglichen Vortheiles und der Scheu vor einer unangenehmen Verantwortlichkeit schwankend, als stets unsicher und zurückhaltend darstellt. Der König war unerschütterlich in seiner negativen Beurtheilung des Antrages, wollte aber kein Verbot aussprechen, weil er sich zu einem solchen nicht berechtigt wußte. Seine stete Formel gegen den Prinzen war: nach meiner Ansicht kann ich Dir nur nachdrücklich von dem mißlichen Abenteuer abrathen; treibt Dich aber ein innerer unwiderstehlicher Beruf, so kann ich Dich nicht hindern. Der Prinz aber erklärte, daß er ganz der selben Ansicht wie der König sei und sich auf den spanischen Handel nicht einlassen werde.

Desto feuriger trat, wie das rumänische Tagebuch zeigt, Fürst Karl Anton für den Antrag ein. Die früheren Gegengründe schienen ihm beseitigt: Prim hatte in Spanien mit eiserner Faust die Ruhe hergestellt, und Napoleon, glaubte jetzt der Fürst, würde keine Schwierigkeiten machen. Darüber ließ sich Prim in gleichem Sinne vernehmen: wegen des populären Mißtrauens gegen Preußen würde Napoleon vielleicht anfangs ungnädige

Mienen zeigen, die Verständigung mit seinem Vetter würde sich aber sehr bald finden. Fürst Karl Anton entwickelte diese Ueberzeugung mit großem Eifer auch dem Grafen Bismarck und dieser ließ sich bei dem Verhältniß der Häuser Bonaparte und Hohenzollern*) leicht für die Ansicht gewinnen. So viel wir wissen, ist hiernach bei der ganzen Verhandlung die Frage, was bei einem Einspruch Frankreichs zu thun sei, niemals auch nur gestreift worden. Sowohl der König als Bismarck wurden durch den Kriegslärm, den Gramont am dritten Juli anzuregen begann, vollständig überrascht. Eine angemessene Mittheilung an Napoleon hatten sie ohne irgend eine spezielle Abrede der spanischen Regirung überlassen.

Bismarck sah unter diesen Umständen keinen Grund, sich von einer nachdrücklichen Betonung der Vortheile abhalten zu lassen, welche die Einsetzung eines befreundeten Königs in Spanien für Deutschland herbeiführen könnte. Er fand sie hauptsächlich in dem Handels- und Kultur-Verkehr; auf dem militärischen Gebiet erwartete er wenig Nutzen; an die Möglichkeit auch nur einer Defensiv-Allianz hat er nie gedacht, wohl wissend, daß die spanischen Machthaber sie dem machtlosen Könige nie gestatten und, wenn es geschähe, Spanien der gewinnende, Preußen der belastete Theil sein würde.

Durch Bismarcks kräftiges Auftreten wurden die Verhandlungen, die übrigens während einer höchst arbeitvollen Reichstagssession nur zwischen langen Pausen stattfanden, tief in den April hinein verlängert.**) Am elften April schrieb er eine Antwort auf Prims Brief vom siebzehnten Februar, mit

---

*) Der fürstlichen Linie, die mit der königlichen nur einen gemeinsamen Stammvater im dreizehnten Jahrhundert hatte.

**) Niemals wurden in dieser Zeit die Organe der Staatsgewalt an den Berathungen betheiligt. Im rumänischen Tagebuch wird unter dem dreiundzwanzigsten März ein Brief Karl Antons mitgetheilt, nach dem am fünfzehnten eine sehr interessante und wichtige Berathung berichtet wird, an der unter dem Vorsitz des Königs zwei preußische Minister, Bismarck und Roon, so wie vier andere höhere Beamte in verschiedenen Dienststellungen Theil genommen haben. „Der einstimmige Beschluß der Rathgeber lautete auf Annahme, weil dieselbe eine preußisch-patriotische Pflichterfüllung sei."

Es ist eine stark aufgebauschte Darstellung des folgenden Vorganges. Bei Gelegenheit eines vom Fürsten Karl Anton gegebenen Diners fragte unmittelbar vor dem Beginn des Schmauses der König die sechs Beamten einzeln um ihre Meinung ber den spanischen Antrag. Jeder von ihnen äußerte sich dann, meist in kurzen Worten, für die Annahme. Von Diskussion, Abstimmung, Beschluß, Protokoll ar keine Rede. Als der Prinz auf der Ablehnung beharrte, sagte der König: bleibt es dabei. Und man ging zu Tisch. Nach dem Briefe des Fürsten eht Herr Valbert in dem Vorgang eine Art von Staatsrath, also einen Akt er preußischen Regirung. In Wahrheit ist daran nicht zu denken.

dürftigem Inhalt: hier sei noch nichts entschieden, er aber sei durch rheumatische Schmerzen verhindert, weiter zu schreiben. Prim erwiderte am vierundzwanzigsten April mit der dringenden Bitte, ihm nähere Auskunft über die Sachlage zu geben. Allein Bismarck war am vierzehnten nach Varzin gereist und lag dort seit dem achtzehnten schwer erkrankt, unzugänglich für alle Geschäfte. Kaum war er verschwunden, so beeilte sich der König, die spanische Sache zum Schluß zu bringen. Bei der Abneigung Leopolds hatte der Fürst Karl Anton*) seinen jüngsten Sohn Friedrich als Ersatzmann vorgeschlagen, aber in einer neuen Sitzung des Familienraths am zweiundzwanzigsten April versagte auch dieser, und der König telegraphirte selbst an Prim am vierundzwanzigsten April die definitive Ablehnung des Antrags, und wiederholte am fünften Mai zur volleren Sicherheit die Depesche. Er athmete auf, als es geschehen war; er betrachtete die ihm gründlich widerwärtige Sache als für alle Zeiten abgethan. Dennoch aber begann sich bald nachher bei dem Prinzen Leopold, wie ich glaube auf Betreiben seines Vaters, ein Gefühl der Verantwortung zu regen, die er durch die Ablehnung auf sich genommen hätte. Zugleich hatte Prim am zwölften Mai noch einmal an Bismarck telegraphirt, ob seine Krankheit ihn noch immer am Schreiben einer Antwort verhindere. So gedrängt, gab denn Bismarck am ersten Juni an Prim, dem Sinne nach ganz so, wie die französischen Quellen berichten, Auskunft über die Sachlage: er theile, wie früher, die vorgelegten Wünsche, aber in Berlin dauern die bekannten Hindernisse fort, während der Erbprinz sich nicht mehr so schroff abweisend äußere wie früher. Nur direkt mit dem Prinzen, aber in keiner Weise mit der preußischen Regirung, könne die Frage verhandelt werden. Damit schloß dann Bismarck seine Thätigkeit in der spanischen Sache; er ging nach Varzin zurück und hatte auf alle Meldungen, Vorschläge und Anfragen aus Madrid immer nur die eine Antwort: ich will damit nichts weiter zu thun haben.

Für Bismarck wie für den König war die Angelegenheit damit zu Ende. Prim aber und der Regent Serrano, in ihrer Noth, den leeren Thron endlich zu besetzen, kamen jetzt auf den Gedanken eines vierten Versuches direkt bei dem Prinzen. Wäre es nicht mit dem König gelungen, so würde es vielleicht hinter dessen Rücken zu Stande kommen. Am elften Juni theilte Prim den Cortes diese Absicht mit, allerdings ohne den Namen des Kandidaten zu nennen; aber bereits war in Madrid das Geheimniß so schlecht bewahrt, daß alle Welt von dem Prinzen von Hohenzollern redete. Gleich darauf reiste Salazar nach Sigmaringen; der Prinz wünschte zuerst einen Aufschub von drei Monaten, ließ aber bald diese Forderung fallen, und gab am zwanzigsten

*) So sagt er selbst in seinem Brief an den Sohn in Rumänien. Also nicht Bismarck, wie es im Tagebuch erzählt wird.

dem spanischen Bevollmächtigten sein Wort, ohne vorher den König um seine Erlaubniß zu befragen. Er schrieb dafür an diesen in der bekannten Formel, daß er aus unwiderstehlichem Beruf und patriotischer Pflicht gehandelt habe und also auf das Einverständniß des Königs hoffte. Dieser fand sich damit durch sein früheres Wort gebunden und sprach sein Einverständniß aus.*) Die Erklärung war wie das Begehren danach ein bloßer Akt der Courtoisie, wie Salazar mit Recht sagt, denn der König hatte nach dem Hausgesetz kein Recht, die Annahme zu verbieten; am Allerwenigsten war sie ein Regirungakt, denn sie hatte keine Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers, deren sie nach der preußischen Verfassung zu ihrer Giltigkeit bedurft hätte.

Diese Details habe ich hier vorgelegt, gewiß nicht, um dem Herzog von Gramont aus seiner Unkenntniß dieser Thatsachen einen Vorwurf zu machen, denn zu der Zeit, als er redete und schrieb, konnte er sie noch nicht erfahren haben. Aber um so schwerer trifft ihn der Vorwurf, bei einer solchen Unwissenheit der wirklichen Ereignisse das völlige Gegentheil auf Seite 17 bis 25 seines Buches zur Beschimpfung Bismarcks in willkürlicher Erfindung ausgekramt zu haben.

Ueber den weiteren Verlauf der Sache, über Gramonts kriegdrohende und zum Kriege führende Aktion vom dritten bis zum fünfzehnten Juli, kann ich einfach auf mein Buch, Band VII, Seite 266 ff. verweisen. Es ist überall das selbe Bild, Unkenntniß der Thatsachen und freie Schöpfung einer ungezügelten Phantasie. Nur über einen wesentlichen Punkt füge ich noch einige Worte hinzu.

Gramont versichert am Schluß der Vorrede seines Buches, in Frankreich habe 1870 Niemand ein Bedürfniß zum Kriege empfunden, für Preußen sei der Krieg nothwendig, unerläßlich, für die Schöpfung von 1866 eine Frage über Leben und Tod gewesen: is fecit, cui prodest. Er hat weiter ausgeführt, wie der Nordbund in innerer Zersetzung, die Südstaaten in wachsender Abneigung gegen Preußen gewesen seien; das Zollparlament hätte alle Anträge der Regirung verworfen. In Preußen aber hätte die Volksvertretung die Mittel zur Deckung eines großen Defizits verweigert, vom Reichstag hätte man eine gleiche Verweigerung der Kosten des Heerwesens im Jahre 1872 befürchtet. Da sei dann ein gemeinsamer Krieg gegen Frankreich zugleich als eine Rettung aus all diesen inneren Nöthen und als das Mittel zu rascher Vollendung der von Frankreich gehinderten deutschen Einheit erschienen.

*) Wenn Herr Valbert Dies schon am vierten Juni geschehen läßt, so entspringt Dies aus einem Mißverständniß des rumänischen Tagebuches, wo unter dem vierten Juni der Entschluß des Prinzen gebucht, und dann die am einundzwanzigsten erfolgte Zustimmung nach der Gewohnheit des Fürsten Karl zu der Notiz des vierten ohne eine chronologische Bemerkung nachgetragen ist.

Nun, dies Alles ist wieder, wie die Angaben über die Konferenzen zur Triple-Allianz oder Bismarcks spanische Intrigue, ein freies Spiel der Einbildung des Herrn Herzogs, in schroffem Gegensatz zu den wirklichen Thatsachen. Um Dies zu erkennen, hätte es nur eines Einblicks in die stenographischen Reichstagsberichte vom Frühling 1870 bedurft. In Preußen hatte der neue Finanzminister Camphausen im Herbst 1869 das mehrere Jahre lang drückende Defizit vollständig ohne neue Steuern beseitigt. Im Zollparlament, das Jahre lang feindselig gewesen war, hatte sich im Frühjahr 1870 zuletzt doch eine Majorität für die Vorlagen der Regirung gebildet. Im Reichstag kamen im Mai 1870 eine Reihe wichtiger Gesetze nach harten Kämpfen schließlich im Einverständniß zwischen Regirung und Volksvertretung zu Stande. Wie wenig die Regirung sich wegen einer Störung des Heerwesens 1872 Sorgen machte, hätte Gramont in einem ausführlichen Berichte Benedettis nachlesen können. Kurz, die inneren Schwierigkeiten waren vollständig beseitigt; seit 1866 hatte sich die Regirung nicht in so gesicherter und glänzender Lage befunden wie im Mai 1870. Auch sprach die Thronrede am Schluß der Session dem Parlamente nichts als Dank und Zufriedenheit mit den Verhältnissen in jeder Beziehung aus, hoffte auf dauernden Frieden und deutete mit keiner Silbe auf ein rascheres Vorgehen zu der Vollendung der deutschen Einheit.

Bismarck hatte eben in dieser Frage schlechterdings keine Eile. Er lebte der Ueberzeugung, daß es verkehrt sei, diese Einheit äußerlich zu verwirklichen, ehe die alten Rassen-Antipathien und das gegenseitige Mißtrauen zwischen Nord und Süd durch gemeinsame Friedensarbeit auf dem Gebiete des Zollvereins gründlich beseitigt seien. Er meinte, Das sei ein schweres Werk, das sich kaum vor dem Ende des Jahrhunderts vollenden werde. In dem selben Gedankengange hatte er auch den dringenden Wunsch, jeden Krieg möglichst zu vermeiden. Denn sein nie zu beirrender Scharfsinn sagte ihm, daß, sobald an die Stelle der Friedensarbeit ein gemeinsamer großer Waffenkampf trete, die enthusiastische, aber übereilte Vollendung der Einheit unabwendbar sei, welche dann bedenkliche Opfer in der bisherigen Verfassung herbeiführen würde. Ehe das Jahr 1870 zu Ende ging, hat die Erfahrung diese Voraussicht in beiden Beziehungen bestätigt.

Heinrich von Sybel.

# Vom liberalen Nihilismus.

II.*)

Einer der tiefsten lebenden englischen Denker hat einen trefflichen und scharfsinnigen Aufsatz (Spencer, The Social Organism: Essays. Second Series) der Ausführung eines Vergleiches zwischen dem Vorgang gewidmet, mittels dessen die Menschen aus dem Zustand der Wildheit zur höchsten Gesittung fortgeschritten sind, und dem anderen Vorgang, mittels dessen das Thier aus einem Zustand eines fast formlosen und strukturlosen Keimes zu dem Zustand aufsteigt, in dem es einen außerordentlich komplizirten Bau und entsprechend komplizirte Fähigkeiten aufweist. Herbert Spencer sagt mit gutem Recht:

„Daß sie Schritt für Schritt an Masse zunehmen; daß sie ganz langsam immer zusammengesetzter werden, daß gleichzeitig ihre Theile wechselseitig immer abhängiger werden, und daß sie als Ganzes fortleben und fortwachsen, während ihre Bestandtheile Geschlecht für Geschlecht erscheinen und verschwinden, — Das sind umfassende Eigenschaften, die soziale Körper mit allen lebenden Körpern gemein haben und in denen sie und die lebenden Körper sich von allem Anderen unterscheiden."

In einer sehr schlagenden Stelle dieses Aufsatzes zeigt Spencer, mit welcher sonderbaren Ausführlichkeit sich eine Parallele zwischen der Entwickelung eines Nervensystems, das die regirende Gewalt des Körpers in der Reihe der thierischen Organismen ist, und derjenigen der Regirung in der Reihe der sozialen Organismen ziehen läßt:

„So seltsam die Behauptung klingen mag," sagt Spencer, „so besorgen die beiden Kammern unseres Parlamentes doch in der sozialen Wirthschaft die Funktionen, die sich in verschiedener Hinsicht mit denen vergleichen lassen, die die Gehirnmassen des Wirbelthieres besorgen . . . Das Gehirn ordnet die zahllosen verschiedenen Betrachtungen, die die gegenwärtige und zukünftige Wohlfahrt der Einzelnen als Ganzes betreffen, zusammen; und die gesetzgebende Macht ordnet die zahllosen verschiedenartigen Betrachtungen zusammen, die die augenblickliche und weiter hinaus liegende Wohlfahrt des ganzen Gemeinwesens betreffen. Wir können das Amt des Gehirns dadurch kennzeichnen, daß wir sagen, es ziehe das Mittel aus den physischen, geistigen, sittlichen, sozialen Lebensinteressen; und ein gutes Gehirn ist dasjenige, in dem die Wünsche, die den betreffenden Interessen entsprechen, sich so die Waage halten, daß die Lebensführung, die sie gemeinsam anordnen, keines von ihnen opfert. In gleicher Weise läßt sich das Amt des Parlamentes dadurch kennzeichnen, daß es das Mittel aus den Interessen der verschiedenen Klassen eines Staates ziehe; und ein gutes Parlament ist das, in dem die Parteien, die den betreffenden Interessen entsprechen, so im Gleichgewicht stehen, daß ihre gemeinsame Gesetzgebung jeder Klasse so viel einräumt, wie mit den Ansprüchen der anderen vereinbar ist."

Das ist ganz richtig. Aber wenn die Aehnlichkeiten zwischen dem

*) S. „Zukunft" vom 13. April 1895.

physischen und dem sozialen Körper nicht nur Das umschließen, was der soziale Körper ist und wie er es geworden ist, sondern auch Das, was er sein sollte und was er die Tendenz hat, zu werden, so fällt meiner Ueberzeugung nach die ganze Wucht des Vergleiches in die Schale, die diejenige mit der negativen Anschauung von den Funktionen des Staates in die Höhe schnellt.

Angenommen, im Einklang mit dieser Anschauung behauptete jeder Muskel, das Nervensystem hätte kein Recht, sich in seine Zusammenziehung zu mischen, außer, um ihn zu verhindern, die Zusammenziehung eines anderen Muskels zu beeinträchtigen; jede Drüse behauptete, sie habe ein Recht, Ausscheidungen zu machen, so lange diese mit keiner anderen Drüse in Konflikt geriethen; oder jeder Zelle würde freigegeben, ihr eigenes Interesse zu suchen, und das Laissez faire würde der Herr von Allem, — was würde dann aus dem physiologischen Körper werden?

Thatsächlich denkt die oberste Gewalt des Körpers für den physiologischen Organismus, handelt für ihn und beherrscht die einzelnen Theile mit eiserner Ruhe. Selbst die Blutkörperchen vermögen keine öffentliche Versammlung abzuhalten, ohne wegen „Auflaufs" verklagt zu werden, und das Gehirn ruft, darin gleich anderen Gewaltherrschern, die wir kennen, sofort nach dem scharfen Stahl, um ihn gegen sie zu brauchen. Wie in Hobbes' „Leviathan"; steht der Träger der höchsten Autorität in dem lebenden Organismus, obgleich er alle seine Macht von der Masse ableitet, die er beherrscht, doch über dem Gesetze. Jeder Zweifel an seiner Autorität bringt den Tod oder doch die Lähmung. Wenn also der Vergleich des sozialen Körpers mit dem physiologisch angeschauten überhaupt Etwas bedeutet, so spricht er doch wohl zu Gunsten eines noch viel stärkeren Eingreifens der Regirungsgewalt, als es heute besteht oder als ich es z. B. je zu sehen wünschte. Aber so verführerisch auch die Gelegenheit ist, so will ich doch auf diesen Vergleich keinen Schluß zu Gunsten meiner eigenen Anschauung gründen; der Vergleich ist ja überraschend, interessant und in vielen Punkten gelungen, aber er zieht doch gewisse tiefgreifende und wesentliche Unterschiede zwischen dem physischen und dem sozialen Körper nicht in Rechnung.

So oft die Annahme eines „sozialen Vertrages" auch lächerlich gemacht worden ist, ist es doch wohl genügend klar, daß sich alle soziale Organisation auf Etwas gründet, das in seinem Kerne ein Vertrag zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft ist, mag er nun ausgesprochen oder stillschweigend sein. Nie ist eine Gesellschaft durch Gewalt zusammengehalten worden, nie kann sie es werden. Der Satz, der Sklavenhalter bringe seine Sklaven nicht durch Gewalt, sondern durch eine Uebereinkunft zur Arbeit, mag paradox erscheinen, und doch ist er richtig. Zwischen den Beiden besteht ein Vertrag, der, niedergeschrieben, so lauten würde: „Ich übernehme Deine Ernährung,

Bekleidung und Behausung, werde Dich nicht töten, peitschen oder in anderer Weise schlecht behandeln, Quashie, wenn Du eine gewisse Arbeitmenge leistest." Quashie sieht ein, daß bessere Bedingungen nicht zu haben sind, geht auf den Vertrag ein und macht sich also an die Arbeit. Ein Straßenräuber, der mich würgt und mir dann die Taschen umwendet, beraubt mich im eigentlichen Sinne des Wortes mit Gewalt. Aber wenn er mir eine Pistole vor die Stirn hält und mein Geld oder mein Leben verlangt, und wenn ich ihm, weil ich lieber das Leben behalten möchte, meinen Beutel gebe, so haben wir einen Vertrag abgeschlossen und ich erfülle eine seiner Bedingungen. Und wenn der Räuber mich dann doch noch erschießt, so wird er nach Jedermanns Zugeständniß sich nicht nur des Verbrechens des Mordes und des Diebstahles, sondern auch noch eines Vertragsbruches schuldig gemacht haben.

Eine despotische Regirung schließt, mag sie auch oft nur eine Vereinigung von Sklavenhaltung und Straßenraub sein, dennoch einen Vertrag zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, mit freiwilliger Unterwerfung des Beherrschten, ein; und a fortiori gilt von allen anderen Formen der Regirung das Selbe. Nun bedeutet ein Vertrag zwischen zwei Menschen immer eine Einschränkung der Freiheit in gewissen Einzelnheiten. Der Straßenräuber giebt unter der Bedingung, daß ich die Freiheit aufgebe, mit meinem Gelde nach Belieben zu schalten, die Freiheit auf, mich zu erschießen. Ich gebe unter der Bedingung, daß Quashie die Freiheit aufgiebt, müßig zu gehen, die Freiheit auf, Quashie zu töten. Und der Kern und die Grundlage jeder sozialen Organisation, sei sie nun einfach oder zusammengesetzt, ist die Thatsache, daß jedes Mitglied der Gesellschaft freiwillig auf seine Freiheit in gewisser Hinsicht verzichtet, als Preis für die Vortheile, die es von der Vereinigung mit den andern Gliedern dieser Gesellschaft erwartet. Und Verfassungen, Gesetze oder das Herkommen sind in letzter Linie nur ausgesprochene oder stillschweigend abgeschlossene Verträge zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft, das Eine zu thun und das Andere zu lassen.

Und dieser Zug bildet meiner Meinung nach den Unterschied zwischen dem sozialen und dem physischen Organismus. Unter den höheren physischen Organismen giebt es keinen, der sich durch die Vereinigung einer Anzahl ursprünglich selbständiger Wesen zu einem zusammengesetzten Ganzen entwickelte. Der Vorgang der sozialen Organisation läßt sich nicht so sehr dem Vorgang der organischen Entwickelung wie der Syntheſe des Chemikers vergleichen, durch die unabhängige Elemente nach und nach zu vielfach zusammengesetzten Aggregaten werden, in denen jedes Element eine unabhängige Individualität behält, aber unter Unterwerfung unter das Ganze. Die Atome Kohlenstoff und Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, die ein zusammengesetztes Molekül bilden, verlieren nicht die Kräfte, die ihnen ur-

sprünglich innewohnen, wenn sie sich vereinigen, um das Molekül zu bilden, dessen Eigenschaften die Kräfte des ganzen Aggregates darstellen, die durch die Atome unter einander nicht neutralisirt und aufgewogen werden. Jedes Atom hat Etwas aufgegeben, damit die atomische Gesellschaft, das Molekül, bestehen könne. Und sobald ein Atom oder mehrere Atome, die sich so gesellt haben, sich die Freiheit wiedernehmen, die sie vordem aufgegeben haben, und einer äußeren Anziehung folgen, so ist das Molekül zerstört, und all die besonderen Eigenheiten, die von seiner Zusammensetzung abhingen, verschwinden.

Jede Gesellschaft, die kleine wie die große, gleicht einem solchen vielfach zusammengesetzten Molekül, in dem die Atome durch Menschen dargestellt werden, die all die vielfältigen Anziehung- und Abstoßungskräfte besitzen, die sich in ihrem Wirken und Wollen zu erkennen geben; und die unbegrenzte Macht, ihnen zu genügen, nennen wir Freiheit. Das soziale Molekül besteht nur durch den Verzicht jedes Einzelnen auf ein Mehr oder Weniger von dieser Freiheit. Es zerfällt, wenn die Anziehungskraft des Wunsches zur Wiederaufnahme jener Freiheit führt, deren Aufgabe wesentlich für das Dasein des sozialen Moleküls ist. Das große Problem dieser Sozialchemie, die wir Politik nennen, ist, zu finden, welche Wünsche der Menschen befriedigt werden können und welche unterdrückt werden müssen, wenn die vielfache Zusammensetzung „Gesellschaft" der Auflösung entgehen soll. Der Verzicht auf die Befriedigung mancher Wünsche ist für die Ordnung wesentlich; die Gestattung der Erfüllung anderer ist eben so wesentlich für den Fortschritt, und nach meiner Meinung ist es die Aufgabe der höchsten Autorität — die einfach eine Abordnung des Volkes ist oder sein sollte und die vom Volk ernannt worden ist, um so für sein Bestes zu sorgen —, nicht nur den Verzicht auf die gesellschaftfeindlichen Wünsche zu erzwingen, sondern auch überall, wo es nöthig scheint, die Befriedigung derjenigen zu fördern, die zum Fortschritt führen.

Der große Metaphysiker Immanuel Kant, der am Größten ist in der Behandlung nichtmetaphysischer Fragen, hat vor mehr als einem Jahrhundert einen außerordentlich lehrreichen Aufsatz unter dem Titel „Idee zu einer allgemeinen Geschichte der weltbürgerlichen Absicht" (1784) geschrieben, dem ich ein paar treffende Sätze entnehmen will:

Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, ist der Antagonismus derselben in der Gesellschaft, sofern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird. Ich verstehe hier unter dem Antagonismus die ungesellige Geselligkeit der Menschen, den Hang derselben, in Gesellschaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerstande, welcher diese Gesellschaft beständig zu trennen droht, verbunden ist. Hierzu liegt die Anlage offenbar in der menschlichen Natur. Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften, weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch, d. h. die Entwickelung seiner Naturanlagen,

fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzelnen (isoliren), weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, Alles blos nach seinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zum Widerstand gegen Andere geneigt ist. Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dahin bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitmenschen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. Da geschehen nun die ersten wahren Schritte aus der Rohigkeit zur Kultur, die eigentlich in dem gesellschaftlichen Werth des Menschen besteht; da werden alle Talente nach und nach entwickelt, der Geschmack gebildet und selbst durch fortgesetzte Aufklärung der Anfang zur Gründung einer Denkungart gemacht, welche die grobe Naturanlage zur sittlichen Unterscheidung mit der Zeit in bestimmte praktische Prinzipien, und so eine pathologisch abgedrungene Zusammenstimmung zu einer Gesellschaft endlich in ein moralisches Ganze verwandeln kann.

„Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genöthigt wird, sich zu disziplinieren und so, durch abgedrungene Kunst, die Keime der Natur vollständig zu entwickeln."

In diesen Stellen nimmt Kant, wie an anderen Stellen dieser bemerkenswerthen Abhandlung, die Anwendung des „Kampfes ums Dasein" auf das Soziale voraus und zeigt, in welcher Art und Weise die Entwickelung der Gesellschaft das Ergebniß der beharrlichen Versuche der Einzelnen geworden ist, ihre Bande zu dehnen. Wo der Individualität kein Raum bleibt, da schreitet die Gesellschaft nicht fort. Wo die Individualität alle Bande bricht, da geht die Gesellschaft zu Grunde.

Aber wenn die Menschen, die in Gesellschaft leben, einmal gemerkt haben, daß ihre Wohlfahrt von zwei einander widerstreitenden Tendenzen von gleicher Wichtigkeit abhängig ist, deren eine die Freiheit des Einzelnen einschränkt, während die andere sie fördert, dann wird aus der Frage: „Welches sind die Aufgaben der Regirung?" die andere: „Was sollen wir Menschen als Körperschaft thun, einmal, um die individuelle Freiheit, die sich mit dem Dasein der Gesellschaft nicht verträgt, einzuschränken, und sodann, um die individuelle Freiheit, die für die Entwickelung der sozialen Organisation so wesentlich ist, zu fördern? Die Formel, die uns die wirkliche Aufgabe der Regirung definirt, muß die Lösung der beiden in Betracht kommenden Probleme und nicht nur eines von ihnen enthalten.

Locke hat uns eine solche Formel geboten in dem edelsten und zugleich kürzesten Satze über die Aufgabe der Regirung, den ich kenne: „Der Zweck der Regirung ist das Wohl der Menschheit." Das Wohl der Menschheit aber ist nicht ein Etwas, das feststünde und unbedingte Geltung für alle Menschen hätte ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten und ihre Civilisationstufe.

Gewiß kann man sich eine wahre Civitas Dei denken, in der jede sittliche Fähigkeit derart ist, daß sie alle Neigungen, die dem Wohle der Menschheit zuwiderlaufen, in Schranken hält und nur die pflegt, die zur Wohlfahrt der Gesellschaft führen; in der jedes Menschen angeborene Geisteskraft stark genug und jedes Menschen Bildung tief genug ist, um ihn in den Stand zu setzen, zu wissen, was er thun und erstreben sollte. Und in diesem gesegneten Staate wird Polizei eben so überflüssig sein wie jede sonstige Regirung. Aber das menschliche Auge hat diesen Staat noch nicht erblickt und wird ihn wahrscheinlich noch einige Zeit nicht zu sehen bekommen. In Wirklichkeit sehen wir, daß die Staaten sich aus einer beträchtlichen Anzahl unwissender und thörichter Menschen, einem kleinen Bruchtheil echter Lumpen und einem sehr kleinen Zusatz fähiger und ehrlicher Menschen zusammensetzen und daß, in Folge der Anstrengungen der zuletzt Genannten, die Ersten in einem Zustand vernünftiger Bevormundung und die Zweiten in einem Zustand der Unterdrückung gehalten werden. Und da die Thatsachen nun einmal so sind, sehe ich nicht ein, wie sich für die Ausdehnung, bis zu der unter gewissen Umständen die Regirung in ihren Handlungen rechtmäßig gehen darf, Grenzen festsetzen lassen.

Hatte die britische Regirung darin Recht, daß sie die Würgerbanden in Indien unterdrückte? Wenn nicht, wäre es Unrecht, einen Schwärmer unschädlich zu machen, der auf dem Haymarket den Astartedienst einzuführen versuchte? Hat der Staat kein Recht, groben, offenen Verletzungen des allgemeinen Schamgefühls eine Schranke zu setzen? Und wenn er dies Recht hat, was meiner Meinung nach der Fall ist, müssen wir dann nicht auch mit Locke zugeben, er habe, wenn es wirklich wahr ist, daß die praktischen Folgerungen von Papstthum und Atheismus nachweisbar schädlich für die bürgerliche Gesellschaft sind, ein Recht, auch diese Anschauungen zu verbieten? Die Frage, wo die Linie zwischen den Dingen zu ziehen ist, die in den Bereich der Staatsgewalt fallen, und denen, die außerhalb dieses Bereiches bleiben, muß also für jeden einzelnen Fall besonders entschieden werden. Der Staatsmann steht der selben Schwierigkeit gegenüber, mit der wir Alle es im Leben zu thun haben, wo unsere abstrakten Rechte meist ganz klar sind und die Schwierigkeit erst damit beginnt, zu sagen, an welchem Punkte es weise ist, nicht mehr starr auf diesen Rechten zu bestehen.

Der Satz, der soziale Körper sei so zu organisiren, daß er die Wohlfahrt seiner Glieder fördere, ist so alt wie das soziale Denken. Und die Staatsverfassungen Platos, Mores, Roberts Owen, St. Simons, Comtes und der modernen Sozialisten bezeugen, daß zu allen Zeiten Männer von ungewöhnlicher Begabung und von kaum übertroffenem Eifer, ihren Mitmenschen wohlzuthun, fest, ja begeistert davon überzeugt waren, die Regirung vermöge ihr Ziel, das Wohl des Volkes, durch wirksamere Mittel zu erreichen

als auf die einfache und bequeme Art, daß sie die Hände in die Hosentaschen steckt und sich um nichts bekümmert. Vielleicht sind alle sozialen Organisationpläne, die bis jetzt ausgeheckt worden sind, unpraktische Thorheiten. Aber wenn Dem so wäre, so bewiese Das doch nicht, daß der ihnen zu Grunde liegende Gedanke werthlos ist, sondern nur, daß die Sozialwissenschaft sich noch in einem sehr unentwickelten und unvollkommenen Zustande befindet. Als Wissenschaft ist die Politik noch nicht älter als die Astronomie; aber obgleich deren Gegenstand sehr viel weniger komplizirt ist als der jener, so ist man doch über die Theorie der Mondbewegungen noch immer nicht ganz im Reinen.

Vielleicht hilft es uns ein Stückchen näher zu einer klaren Vorstellung darüber, was der Staat zu thun hat und was nicht, wenn wir den Satz Lockes annehmen: „Der Zweck der Regirung ist das Wohl der Menschheit" und uns überlegen, was das Wohl der Menschheit ist.

Ich nehme an, das Wohl der Menschheit bedeute, daß jeder Mensch all das Glück erreiche, das er erreichen kann, ohne das Glück seiner Mitmenschen zu vermindern. Wenn wir nachsehen, welche Arten von Glück unter diese Definition fallen, so finden wir, daß es die sind, die dem Gefühl der Sicherheit und des Friedens entspringen; ferner dem Reichthum oder den Gütern, die der Handel verschafft; der Kunst, sei es nun Architektur, Bildhauerkunst, Malerei, Musik oder Literatur; der Erkenntniß oder der Wissenschaft; und schließlich der Zuneigung oder Freundschaft. Der Friede fügt Niemandem Uebles zu. Niemand ist schlechter daran, weil ein Anderer sich durch ein Geschäft oder durch die Ausübung eines Berufes Reichthum erwirbt; im Gegentheil, dieser kann seinen Reichthum gar nicht erwerben, ohne Anderen in der vollen Ausdehnung, in der sie seinen Reichthum schätzen, Vortheile zu verschaffen; und sein Gold ist nur Katzengold, wenn er Anderen nicht in der gleichen Weise nützt. Tausende können das Vergnügen genießen, das ein Gemälde, eine Sinfonie oder ein Gedicht gewährt, ohne dadurch das Glück des begeisterten Kenners zu vermindern. Die Erforschung der Natur ist ein unbegrenztes Weideland, auf dem Alle grasen können, und je mehr sie sich darauf sättigen, desto süßer wird sein Duft und desto nahrhafter die Kost, die es bietet. Wenn ich einen Freund liebe, so ist es kein Schaden für mich, sondern vielmehr ein Vergnügen, wenn ihn die ganze Welt eben so liebt und eben so hoch von ihm denkt wie ich.

Aus den bereits angeführten Gründen scheint allgemeine Uebereinstimmung darin zu herrschen, daß es unnöthig und nicht wünschenswerth für den Staat ist, den Versuch zu machen, die Erwerbung von Reichthum durch direktes Eingreifen in den Handel zu fördern. Aber schon bei der weiteren Frage, ob der Staat die Erwerbung von Reichthum nicht durch indirekte Mittel fördern könne, herrscht nicht mehr solche Einigkeit. Darf der

Staat z. B. eine Straße oder einen Hafen bauen, wenn dadurch eine ertragsreiche Gegend erschlossen wird und er also durch sein Bemühen den Gesammtreichthum des Gemeinwesens unendlich fördert? Und wenn er Das darf, darf er dann auch die Fürsorge für die Mittel des Verkehrs zwischen seinen Gliedern, die Post und den Telegraphen, übernehmen? Mir ist bis jetzt noch kein durchschlagender Grund dafür bekannt geworden, daß der Staat nicht Das thun sollte, was die englische Regirung auf diesem Gebiet thut, — abgesehen von dem Satze, der freilich erst noch zu beweisen wäre, daß die Regirung diese Dinge schlechter besorge als ein Privatunternehmen. Eben so wenig besteht Einhelligkeit bei der Beantwortung der noch wichtigeren Frage, ob dem Staat die Besitzvertheilung zukomme oder nicht. Wenn nicht, dann ist jede Regulirung des Erbschaftwesens, das Statut der Toten Hand und Dergleichen, grundsätzlich falsch, und wenn ein Reicher stirbt, so hätten wir zum Naturzustand zurückzukehren und uns um sein Eigenthum zu balgen. Wenn aber die Staatsgewalt diese Dinge mit Recht regulirt, dann ist es eine offene Frage, die sich nur durch den Erweis entscheiden läßt, was dem höchsten Wohle des Volkes am Meisten entspricht, ob wir unsere heutigen Gesetze beibehalten oder ob wir sie verändern sollen. Heute schützt der Staat die Menschen in ihrem Besitz und im Genuß ihres Eigenthums und bestimmt, was dieses Eigenthum ist. Die Rechtfertigung dieses Handelns besteht darin, daß es das Wohl des Volkes fördert. Wenn die Abschaffung des Eigenthumes zur Förderung des Volkswohles noch stärker beitragen würde, so wäre der Staat eben so berechtigt, das Eigenthum abzuschaffen, wie er jetzt ist, es zu erhalten.

Fernerhin ist man wohl allgemein darüber einig, daß es für den Staat nutzlos und ungereimt sein würde, zu versuchen, die Freundschaft und Zuneigung vom Menschen zum Menschen unmittelbar zu fördern. Aber ich sehe keinen Grund, warum der Staat, wenn es sonst praktisch wäre, diesen Zweck nicht indirekt irgendwie fördern sollte. Ich kann mir zum Beispiel eine Staatskirche denken, die ein Segen für die Gesammtheit wäre: eine Kirche, in der Woche für Woche der Kirchendienst nicht der Wiederholung abstrakter theologischer Sätze, sondern der Aufgabe gewidmet wäre, den Menschen ein Ideal eines wahren, gerechten und reinen Lebens vor Augen zu führen; eine Stätte, an der die Menschen, die müde sind von der Last der Sorgen des Tages, in der Betrachtung des höheren Lebens, das für Alle möglich ist, obwohl nur Wenige es erreichen, einen Augenblick Ruhe fänden; eine Stätte, in der der Mann des Kampfes und des Geschäftes die Zeit fände, darüber nachzudenken, wie klein schließlich doch der Lohn ist, nach dem er trachtet, verglichen mit dem Glück des Friedens und der Liebe. Man kann sich darauf verlassen: wenn es solch eine Kirche gäbe, Niemand würde danach trachten, sie zu entstaatlichen.

Was aber auch der Staat nicht zu thun haben möge: darüber, daß ihm die Aufrechterhaltung des inneren und äußeren Friedens obliegt, herrscht allgemeine Einigkeit. Selbst der unentwegteste Verfechter des liberalen Nihilismus giebt zu, die Regirung habe zu verhindern, daß ein Mensch den anderen angreife. Aber dieser Satz schließt das Halten eines Heeres und einer Flotte eben sowohl ein wie eine bewaffnete Polizeimacht; und er schließt ferner ein, daß der Staat als aus Einzelnen bestehendes Ganze klare und bestimmte Anschauungen über seine Bedürfnisse, Befugnisse und Verpflichtungen habe.

Unabhängige Staaten stehen unter einander in der selben Beziehung wie die Menschen im Naturzustande oder im Zustande der unbegrenzten Freiheit. Jeder versucht, so viel zu erreichen, wie er kann, bis die Unbequemlichkeit des Kriegszustandes die Schließung jener ausdrücklichen Uebereinkünfte nahelegt, die wir Staatsverträge nennen, oder bis wechselseitige Zustimmung zu jenen stillschweigend abgeschlossenen Verträgen führt, die das Völkerrecht zum Ausdruck bringt. Die sittlichen Rechte des Staates ruhen auf der selben Grundlage wie die des Einzelnen. Wenn eine bestimmte Anzahl von Staaten übereinkäme, einen gemeinsamen Kodex des internationalen Rechtes anzuerkennen, dann hätten diese Staaten thatsächlich eine oberste Gewalt oder eine übernationale Regirung eingerichtet, deren Ziel, wie das aller Regirungen, das Wohl der Menschheit ist; und zugleich hätten sie jedem Staate so viel Freiheit gegeben, wie sichs mit der Erreichung dieses Zieles verträgt. Aber zwischen diesen beiden Verhältnissen besteht folgender Unterschied: die Regirung, die so über den Nationen aufgerichtet wird, ist nur ideell und besitzt keinen thatsächlichen Vertreter der höchsten Macht, daher ist die einzige Art, eine Meinungverschiedenheit endgiltig zu entscheiden, der Kampf. So ist die internationale Gemeinschaft beharrlich in Gefahr, zu dem Naturzustand zurückzukehren, in dem es keine Verträge giebt, und die Möglichkeit dieses Falles berechtigt eine Regirung dazu, die Freiheit ihrer Unterthanen nach vielen Richtungen einzuschränken, was sonst nicht zu rechtfertigen wäre.

Endlich: die Förderung von Wissenschaft und Kunst. Mir ist bis jetzt leider noch nicht das Glück zu Theil geworden, einen triftigen Grund zu hören, aus dem jene Genossenschaft Einzelner, die wir den Staat nennen, nicht thun dürfte, was freiwillige Bestrebung entweder aus Mangel an Einsicht oder aus Mangel an gutem Willen nicht zu thun vermag. Und hier ist nicht anzunehmen, daß das Eingreifen des Staates immer nachtheilig ist. Im Gegentheil sind in allen Ländern Europas Universitäten, öffentliche Bibliotheken, Bildergalerien, Museen, Laboratorien, vom Staate eingerichtet worden und haben dem geistigen und sittlichen Fortschritt und der Läuterung der Menschheit unendliche Dienste geleistet.

Es giebt eine kleine Schrift aus der Feder eines der hervorragendsten

Mitglieder des Instituts von Frankreich mit dem Titel: Pourquoi la France n'a pas trouvé d'hommes supérieurs au moment du péril (1871). Der Verfasser, Pasteur, hegt keinen Zweifel daran, daß die erstaunliche Niederlage seiner Landsleute in der elenden Vernachlässigung der höheren Bildungszweige zu suchen ist, die einer der zahlreichen Schandflecken des zweiten Kaiserreiches — und vielleicht auch der früheren Regirungen — gewesen ist.

Au point où nous sommes arrivés de ce qu'on appelle la civilisation moderne, la culture des sciences dans leur expression la plus élevée est peut-être plus nécessaire encore à l'état moral d'une nation qu'à sa prospérité matérielle.

Les grandes découvertes, les méditations de la pensée dans les arts, dans les sciences et dans les lettres, en un mot les travaux désintéressés de l'esprit dans tous les genres, les centres d'enseignement propres à les faire connaître, introduisent dans le corps social tout entier l'esprit philosophique ou scientifique, cet esprit de discernement qui soumet tout à une raison sévère, condamne l'ignorance, dissipe les préjugés et les erreurs. Ils élèvent le niveau intellectuel, le sentiment moral; par eux, l'idée divine elle-même se répand et s'exalte . . . . . Si, au moment du péril suprême, la France n'a pas trouvé des hommes supérieurs pour mettre en œuvre ses ressources et le courage de ses enfants, il faut l'attribuer, j'en ai la conviction, à ce que la France s'est désinteressée, depuis un demi-siècle, des grands travaux de la pensée, particulièrement dans les sciences exactes.

Ich habe persönlich keinerlei Vorliebe für Akademien nach kontinentalem Muster und noch weniger für das System, ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, der Literatur oder Kunst mit Orden und Titeln zu schmücken oder sie durch Sinekuren zu bereichern. Die Männer der Wissenschaft brauchen nur ihren anständigen Tagelohn für mehr als ein anständiges Tagewerk, und die Meisten von uns würden wohl außerordentlich zufrieden sein, wenn wir uns für unsere unablässige Anstrengung bei Tag und bei Nacht das Gehalt verdienen könnten, das in England ein Finanzkammersekretär erster Klasse bezieht, ohne daß er darum seine Fähigkeiten irgendwie sichtlich anzustrengen hätte. Der einzige Adelsstern, der nach meinem Urtheil einen Philosophen kleidet, ist jener Rang, den er in der Achtung seiner Fachgenossen einnimmt, denn sie sind die einzigen zuständigen Richter in solchen Dingen. Newton und Cuvier haben sich erniedrigt, als der Eine den Adel annahm und der andere ein Baron des Reiches wurde. Die großen Männer, die wie Michael Faraday und Georg Grote in ihr Grab stiegen, scheinen mir die Würde der Wissenschaft sehr fein und richtig verstanden zu haben, als sie allen derartigen unechten Putz ablehnten. Aber es sind zwei sehr verschiedene Dinge, ob der Staat sich an die Eitelkeit und den Ehrgeiz wendet, die sich in der Brust der Philosophen finden wie bei anderen Menschen, oder ob er Männern, die die schwerste Arbeit für den bescheidensten aller denkbaren Löhne zu thun wünschen,

die Mittel gewährt, sich ihrer Zeit und ihrer Generation nützlich zu erweisen. Und gerade Das thut der Staat, wenn er eine öffentliche Bibliothek oder ein öffentliches Museum gründet oder die Mittel zu wissenschaftlicher Forschung gewährt durch die Bereitstellung von Geldsummen, wie sie z. B. von der Royal Society Englands verwaltet werden.

Eben so sind es zwei verschiedene Dinge, ob der Staat die gesammte höhere Bildung des Volkes in seine Hände nimmt oder ob er die örtlichen Anstrengungen, zu dem gleichen Ziele zu gelangen, so lange sie noch jung und schwach sind, anfeuert und unterstützt. Das Midland Institute, Owens College in Manchester, das neueingerichtete Science College in Newcastle: Das sind edle Schöpfungen örtlicher Thatkraft und Freigebigkeit. Aber das Gute, das sie schaffen, ist nicht örtlich beschränkt. Der ganze Staat hat bis an seine fernsten Grenzen Antheil an den Wohlthaten, die sie erweisen, und ich weiß nicht, nach welchem Billigkeitgrundsatz der Staat, der das Prinzip der Bezahlung nach der Leistung zugesteht, sich weigern kann, einen anständigen Ersatz für diese Wohlthaten zu bieten; oder nach welchem Gerechtigkeitgrundsatz der Staat, der die Verpflichtung anerkennt, die Last des Elementarunterrichtes mit der Gemeinde zu theilen, das Vorhandensein einer solchen Verpflichtung leugnen sollte, wenn die höhere Bildung in Frage kommt.

Ich komme zu dem Ergebniß: wenn der Staat als die Verkörperung der Gesammtautorität der Gesellschaft die positive Förderung des Friedens, Reichthums und der geistigen und sittlichen Entwickelung seiner Glieder mit Recht erstreben darf, um seinen Zweck, das Wohl der Menschheit, zu erreichen, dann ist es klar, daß die Regirung auch die Sorge für die Bildung des Volkes übernehmen darf. Denn die Bildung fördert den Frieden, da sie die Menschen die Vortheile des Friedens und die Art der Verpflichtungen, die durch das Dasein der Gesellschaft bedingt sind, lehrt; sie fördert die geistige Entwickelung, nicht nur durch Ausbildung der einzelnen Geister, sondern auch dadurch, daß sie aus den Massen mit durchschnittlichen oder minderwerthigen Fähigkeiten Diejenigen herausholt, die sich dazu eignen, höhere Stellungen einzunehmen und dadurch die allgemeine Wohlfahrt zu steigern; und sie fördert endlich Sittlichkeit und Läuterung, indem sie die Menschen lehrt, sich selbst im Zaum zu halten, und sie anleitet zu der Einsicht, daß die höchste — weil die einzige — dauernde Zufriedenheit sich erreichen läßt, nicht durch das Herumkriechen in den üppigen, rauchenden Thälern der Sinne, sondern durch beharrliches Streben nach jenen hohen Gipfeln, wo in ewiger Ruhe die Vernunft das unbestimmte, aber leuchtende Ideal des höchsten Guten erkennt — „eine Wolke bei Tag, eine Feuersäule bei Nacht."

London. Professor Thomas H. Huxley.

# Die Frucht des Glaubens.

Es war im Jahre des Heils 451 im Kaiserpalaste zu Konstantinopel. Eine Synode der Christenheit war ausgeschrieben nach Chalcedon. Dort sollte per majora festgestellt werden, was die Menschheit von dem Herrn Christus zu glauben habe: ob er aus zwei verschiedenen Naturen in seinem Erdenleben bestanden habe, einer göttlichen und einer menschlichen, die nur zusammengeleimt gewesen seien wie ein hartes und ein weiches Holz; oder ob sie so Eins wären, d. h. ob die menschliche von der göttlichen so überwunden und durchgluthet gewesen sei, wie ein Eisen vom Feuer durchglüht wird. Der Kampf war nicht ganz neu, er ging in seinem Grunde zurück bis in die Zeiten des Metropoliten Johannes, den sie den Goldmund nannten wegen des Zaubers seiner Rede, dem Honigmund Nestor vergleichbar. Die Kaiserin Eudoxia, die Gemahlin des Arkadius, war seine geschworene Feindin gewesen und hatte ihn unter nichtigen Rechtsformen in die Verbannung schicken lassen, war aber ihres Sieges nie froh geworden, weil der frondirende Glaubenspöbel an dem Goldmund festhielt, während die Kaiserin alsbald in der Blüthe der Jahre starb; und der Kaiser Theodosius II. hat dreißig Jahre später sich über des Toten Sarg gebeugt und Verzeihung für seine Mutter nachträglich erbeten. Des Chrysostomus idealistischere Christologie wurde nachher von der Theologenschule in Alexandrien vertreten, während die Hochburg der Zwei-Naturen-Lehre Konstantinopel wurde. Aber die Alexandriner verschmähten so wenig wie ihre Gegner die realistischsten Mittel, um in der Kirche zum Siege zu kommen. Ihr großer Führer, der Bischof Cyrill, von der Geschichte mit dem Kainszeichen doppelt gemerkt, weil er die edle Philosophin Hypatia ermorden ließ, hat einst dem Kaiser zugerufen: „Gieb mir die Erde von Ketzern gereinigt, so will ich Dir den Himmel geben! Hilf mir die Ketzer ausrotten, so will ich Dir die Perser ausrotten helfen!“ Dessen Nachfolger war Dioskoros, eben so fanatisch wie sein Vorgänger. Der kam unter dem neuen Kaiserpaare also nach Konstantinopel, um auf dem Konzil von Chalcedon die reforbirende Kraft der Gottheit Christi gegen die realistischere Theologie der byzantinischen Hoftheologen zu vertreten. Zum Siege auf solchen Synoden brauchte man damals nicht gar viel Theologie gelernt zu haben: die Schwerter der Parabolanen und die Prügel der Bollwerksbrüder waren die kräftigeren Mittel zum Beweise des wahreren Glaubens an die Persönlichkeit Jesu von Nazareth. Diese Waffen, neben der persönlichen Gunst des Kaisers, hatten zwei Jahre früher dem Alexandrinismus des Dioskoros auf der Synode von Epheſus zum Siege verholfen. Ein Jahr später war Theodosius II. gestorben und seine kluge Schwester Pulcheria, eine sehr fromme Anhängerin der offiziellen Theo-

logie der Residenz, hatte nun mit ihrem eben erst erkorenen Scheingemahl Marcian diese zweite Synode nach Chalcedon in derselben Sache berufen, weil die ephesinische „Räubersynode" doch nicht endgiltig entscheidend sein könne. Nun redete sie vor der Eröffnung des Konzils dem großen Gegner ihrer Hoftheologen noch einmal gütlich zu und wies ihn warnend hin auf das Schicksal, das seiner Zeit Chrysostomus erduldet habe. Als ihr Dioskoros aus den Thatsachen mit dem Hinweis auf das Schicksal ihrer Mutter, der damaligen Kaiserin Eudoxia, antwortete, da bewies sie ihm zu der Macht ihres Geistes auch die Energie ihrer Hand, denn sie gab ihm einen derartigen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm zwei Backenzähne ausfielen. Diese that Dioskoros fein säuberlich in einen Brief und sandte sie nach Alexandria an seine Schule mit den Worten: „Dies ist die Frucht des Glaubens!" In der That, es waren die Früchte, daran man den Glauben des Byzantinismus erkannte. Und Dioskoros wurde seines Bischofssitzes enthoben und wanderte ins Exil.

Vor einigen Jahren machte unsere heutige Orthodoxie ihre Truppen mobil; es wär eine planmäßige Bewegung auf ihrer ganzen Linie. Zwar lagen keine bestimmten inneren Anlässe vor, die zu jenem Vorstoße gedrängt hätten, denn in der protestantischen Theologie war durchaus nichts unerhört Neues, kein Angriff etwa auf die letzten prinzipiellen Grundlagen der evangelischen Kirchenbildung, geschehen. Was die Fachleute dieser Theologie schon immer gethan hatten, Das thaten sie auch jetzt: sie forschten in den geschichtlichen Quellen des Christenthumes, sie suchten nach einem sachgemäßen Bilde des Urchristenthumes und seiner geistigen Strömungen, sie verfolgten den Lauf der Kirchen- und Dogmengeschichte, sie bemühten sich, in den Erscheinungen auf diesem Gebiete Zeitliches und Ewiges von einander zu scheiden, in der geschichtlich gewordenen Schale den religiösen Kern bloszulegen; Manche von ihnen, die von besonders plastischer Kraft und energisch schöpferischem Denken waren — es waren immer nur Wenige — suchten auch wohl für den kritisch entdeckten religiösen Kern nach neuer, für die moderne Zeit brauchbarer Gedankenform. Lauter Arbeitgebiete, die sich der protestantischen Theologie und Kirche von ihren Anfängen an als selbstverständlich und nothwendig zu bebauende aufgedrängt hatten; den Boden dazu hatte in ihrer Art bereits die Theologie der Wittenberger und Schweizer des sechzehnten Jahrhunderts mit dem Geistespfluge gelockert. Nachher war er durch Schleiermacher und Die um ihn und nach ihm als die recht eigentliche Domäne der evangelischen Religion- und Kirchenwissenschaft in Anspruch genommen und bebaut worden. Die schöpferischen Geister traten hinzu mit der Aufgabe, für Das, was wir durch Christus an neuer höchster Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott besitzen, auch vor der allumfassenden Vernunft Rechnung abzulegen, zuletzt die Rothe,

Haſe, Biedermann, O. Pfleiderer, Frank, Lipſius. Inzwiſchen iſt der Geſammtgeiſt unſeres Volkes und unſerer Zeit einmal über einen Höhepunkt ſchöpferiſcher Produktivität hinübergekommen und hat, wie auf allen anderen Gebieten, ſo auch auf dem der Theologie der wiſſenſchaftlichen Kleinarbeit, dem Sammlergeiſte, Platz gemacht. Unſere Wiſſenſchaft iſt zunächſt derjenigen der alten alexandriniſchen Scholiaſten verwandt geworden. Für dieſen Geiſt hat ſich die Theologie zur Zeit ſogar ein eigenes theologiſches Syſtem geſchaffen. Es wird das unbeſtrittene Verdienſt dieſer Schule bleiben, daß ſie ein ganz neues Zeitalter fleißigſter und ernſteſter Kleinforſchung auf allen hiſtoriſchen Gebieten der Theologie heraufgeführt hat. Etwas im Prinzip neuerlich Ketzeriſches aber hat dieſe ganze Bewegung durchaus nicht an ſich. Die früheren und die wenigen noch übrig gebliebenen Syſtematiker haben viel ſchlimmer daran gearbeitet, aufzuzeigen, wie die alten Formen der chriſtlichen Wahrheit ſich überlebt haben.

Warum alſo gerade jetzt jener Vorſtoß der orthodoxen Garde? Aus keinem anderen Grunde, als weil ſie die Zeit für gekommen erachtet, die Synode des evangeliſch-theologiſchen Geiſtes durch ihre Parabolanen und byzantiniſchen Schifferknechte zu majoriſiren und zu brutaliſiren. Sie hat damals wohl auch noch auf einige Fauſtſchläge nach der Art, wie ſie dem Dioskoros applizirt wurden, gehofft, und gemeint, die Hand, die ſich dazu hergäbe, würde ſich finden. Ein Mann von vornehm akademiſcher Art, der keine Neigung hat, in die Arena der Räuberſynode hinabzuſteigen, iſt Profeſſor Harnack. Er veröffentlichte ganz geſchichtlich-ſachlich die Akten über den Werdeprozeß des ſogenannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes. Dieſe That, die in keiner Weiſe den Charakter einer ketzeriſchen Neuerung hatte, wurde das Zeichen zum Losſchlagen. Auf ihn wurde zuerſt die Meute gehetzt. Der kommandirende Pöbel-General war die „Kreuzzeitung“, der „Reichsbote“ ſein Adjutant. Jedes Ritterſchloß in Preußen wurde befeſtigt. Der heilige Krieg wurde verkündet, wie ſeiner Zeit von den Fanatikern des Mahdi im Sudan. Theologiſche Waffen freilich waren dieſem ritterlichen Heerbann nicht gegeben, aber auf ſolche kommt es ihm ja auch nicht an. Die paar theologiſch wiſſenden Auguren, die den Zug begleiten und die ſich darüber klar ſein müſſen, daß der Angriff ſich gar nicht gegen einen wirklichen, einen neu auferſtandenen prinzipiellen Gegner richtet, lachen einander natürlich verſtohlen an. Die Hauptſache iſt, daß der byzantiniſche Pöbel fanatiſirt wird. Unter deſſen Druck konnte man die neue Agende leichter unter Dach bringen. Nicht ungeſchickt wurden einige Streifpatrouillen ins Nebengelände entſandt, die dort Fühlung mit den Kämpfern gleichen Geiſtes ſuchten und mitunter auch fanden. In Hannover wurde Lüpke gemaßregelt, in Schwaben Schrempf abgeſetzt. Und in der That! Manch Einer begann wohl des

Dioskoros handgreifliche Glaubensfrüchte zu fürchten und fiel um: so die Mittelpartei in der Agendenfrage.

Dann erwuchs dem tobenden Haufen der Räubersynodalen ein neuer Bundesgenosse: der Mammonismus! In Frankfurt wurde der in dieser Zeitschrift wohlbekannte Pastor Naumann abgesetzt, weil er den Plutokraten zu viel Herz fürs Volk hatte. Und in dem großen aristokratischen Reiche Ostalbingien bekam ein junger — übrigens gut altgläubiger — Pfarrer auf dem Lande einer offiziell altgläubigen Provinz die ersten Nasenstüber, weil er einige Mißstände in den Verhältnissen des Herrn Patrons zu seinen Leibeigenen um der Liebe willen mannhaft gestraft hatte. Da kam den Führern des Chalcedonenserheeres ein neuer Gedanke für den Angriff: Wie, wenn man die agrarische Bewegung mit den Interessen der Orthodoxie verbände!

Da waren in Bonn zwei jüngere tüchtige Theologieprofessoren: der Eine ein Kind des niederrheinischen Bürgerthumes, der Andere ein Sohn des alten ernstehrlichen Lutherthumes in Pommern, wie es dort immer mehr zu Grabe geht: Grafe und Meinhold. Und Beide reden, was sie glauben, denn sie reden, weil sie glauben. Um ihres Glaubens willen haben Beide Das, was sie von ihren Vätern ererbt haben, erworben, um es zu besitzen: der Eine das geistige und irdische Kapital seiner lebensernsten Kirche und Heimath, um Beides nicht in den Dienst der Plutokratie, sondern eines idealistischen Lebenssystems zu stellen; der Andere die charaktervolle Wahrheitfreude und Ueberzeugungtreue des alten Kamminer Superintendenten. Diese beiden Professoren, die wohl gar keine Freude daran haben, theologische Geistesarbeit zu Waffen für Radauversammlungen herzugeben, waren gern bereit, die Resultate ihrer stillen Forschungen den praktischen Theologen mitzutheilen, die gern den Konnex mit ihrer Wissenschaft durchs Leben aufrecht erhalten möchten und die jene Resultate der akademischen Facharbeit jedenfalls in gründlicherer und tieferer Weise sich zu eigen machen können als Studenten vom ersten bis zum sechsten Semester. Sie erklärten sich bereit, in Ferienkursen den rheinischen Pfarrern im Zusammensein von einigen Tagen Uebersichten zu geben über den derzeitigen Stand der Forschungen und Probleme im Gebiete ihrer theologischen Fachdisziplinen. Grafe berichtete über den Stand der neutestamentlichen und urchristlichen Forschung, Meinhold referirte eben so über den jetzigen Bestand der geschichtlichen und literargeschichtlichen Forschung in Sachen des Alten Testaments. Sie haben in diesen Referaten gar nichts prinzipiell Neues aus eigenen Funden herbeigebracht — was auch für die Zwecke der Ferienkurse gar nicht beabsichtigt war —, sondern sie gaben einen zusammenhängenden übersichtlichen Bericht über Das, was zur Zeit bei allen echt wissenschaftlichen Arbeitern, freilich nicht bei Priesterseminaristen nach römischem Drill, als Forschungergebniß so ungefähr feststeht.

Jetzt hatten die Glaubensreiter ein Pferd gefunden zum erhofften Siegesritte durch ihr altes romantisches Land. Meinhold und Grafe müssen als furchtbare ketzerische Neuerer überritten werden: Das ist der erste Schritt auf dem Wege, die theologischen Fakultäten von der Forschung zu säubern.

Damit begann das Sturmlaufen gegen Bonn. In dem Heere dieser nicht gerade sehr evangelischen Allianz muß man unterscheiden zwischen den Schriftungelehrten und den Schriftgelehrten, den Rittern und den Heiligen: Pharisäismus findet sich bei Beiden. Zunächst, Ihr Herren Schriftgelehrten! Sagt mal unter uns ganz ehrlich: ists denn wirklich Euer Ernst mit der sachlichen Wuth auf Hans Meinhold? Meint Ihr wirklich, Der habe das wissenschaftliche Resultat erfunden, daß die mosaisch genannte priesterliche Gesetzgebung im dritten und vierten Buch Mose nicht das früheste, sondern das späteste exilisch-nachexilische Erzeugniß des jüdischen Schriftthumes ist, daß es dem israelitischen Prophetismus nicht vorausgeht, sondern nachfolgt? Ich kann von Euch nicht glauben, daß Ihr davon bisher gar nichts gewußt habt, denn dann wäret Ihr ja selbst Schriftungelehrte, die Ihr doch nicht sein wollt! Ihr müßt doch selbst wissen, daß Euer Spektakel bald um zwei Jahrzehnte zu spät kommt. Aber Ihr wendet vielleicht ein: der Archihaeretiker Wellhausen gehe Euch nicht an, denn der gehöre nicht zur theologischen, sondern zur philosophischen Fakultät. Nun, daß der Einwand ein spiegelfechterischer ist, wißt Ihr wohl; bei welcher Fakultät der Theologe Wellhausen, den Ihr aus der theologischen Fakultät herausgegrault habt, eingeschrieben ist, bleibt doch für seine Wahrheitbeweise und für seine Wirksamkeit auch auf die forschenden Pastoren ganz gleichgiltig. Und ich will Euch noch einige Theologie-Professoren — lediglich von preußischen Fakultäten! — denunziren, die in ihren wissenschaftlichen Resultaten mit Wellhausen und Meinhold auf dem selben oder verwandten Boden stehen: ich nenne nur die Namen Kautzsch und Schürer. Warum habt Ihr denn mit Denen nicht schon längst angefangen? Einmal, weil Ihr den Bonner Extraordinarius leichter überrumpeln zu können meintet, und dann, weil Ihr Euch über ihn persönlich ärgertet. Denn um einsehen zu können, daß ein rechter Erbe vom echten tiefen Herzensglauben des alten Meinhold gerade auf Grund dieses Glaubens zu entgegengesetzten wissenschaftlichen Resultaten, als der alte Herr sie hatte, gelangen kann, dazu versteht Ihr eben zu wenig vom Wesen des Glaubens.

Mit den Schriftungelehrten im Allianzheere, den Agrariern, verhält es sich stellenweise etwas harmloser. Die biederen ostalbingischen Landwirthe — und Deren giebt es, Gott sei Dank, eine sehr große Zahl — denken ungefähr so: „Die alten Erzväter Abraham, Isaak und Jakob sind mir freilich ganz egal, ob sie existirt haben oder nicht; aber ich muß mit der ‚Kreuzzeitung' gehen, weil sie angeblich die Interessen von uns Agrariern vertritt". Der

Gedanke ist zwar auch kein aus der Tiefe des Glaubens geschöpfter, aber er ist doch wenigstens zu verstehen.

Aber große Strategen sind die Herren doch nicht. Warum das Toben gegen einen harmlosen Akademiker, der in jedem Semester seine Weisheit an ein paar Dutzend Studenten bringt, von denen nicht alle sein Kolleg regelmäßig besuchen? Ich behaupte, daß die praktischen Pfarrer, die von jenen Professoren gelernt haben und ihre Wissenschaft in der Praxis nicht ganz an den Nagel hängen, viel gefährlicher im Sinne der Allianz sind als jene. Ich z. B., der ich, gerade weil ich die Wissenschaft verehre, genügend bescheiden von meinem Theil an ihr denke, ihr aber wenigstens Treue fürs Leben geschworen habe, mache eifrig in den großen mir zugänglichen Kreisen, je nach Maßgabe des Horizontes der Gemeindeglieder, Stimmung für die Anschaffung und Verbreitung folgender Bücher unter anderen: Zittels Entstehung der Bibel und Neues Testament, Schweizer Familienbibel und Kautzschs Uebersetzung des Alten Testamentes. Solche Bemühungen können offenbar vom Standpunkte der Allianz aus größere Verheerungen anrichten als die wirksamste Arbeit der Professoren selber. Aber freilich, was die Allianz will, ist ja klar: wir sollten, wenns nach ihr ginge, Alle der Reihe nach vorgenommen werden, der protestantischen Theologie sollte in allen ihren Gliedern durch Faustschläge à la Dioskoros der Rest gegeben werden. Nach Ostern sollte in Berlin ein neuer, weit ausgeschriebener Kriegsrath gehalten werden, wir werden dann sehen, was da herauskommen wird.

Und die Landwehr für dieses Heer ist — das Centrum. Dioskorische Faustschläge gegen die Geisteswelt: Das sind die Früchte des Glaubens bei diesen beiden feindlichen Brüderheeren. Zum letzten Faustschlag als Gnadenstoß sahen wir im Antrag Rintelen ausgelegt. Denn der würde nicht nur die Aufklärung treffen, sondern den Herzpunkt alles Kulturlebens, die Religion selber. Mit ihm wäre die Inquisition nicht mehr nur ein Schreckgespenst, sondern sie wäre im Prinzip eingeführt; ihre moderne Anwendung wäre nur noch quantitativ von der mittelalterlichen verschieden. Gott unter Polizeischutz und die Gottesleugnung verboten, Das hieße über Deutschland hispanische Kirchhofsruhe verbreiten. Wir werden ja in diesen Tagen erleben, wie der Kuhhandel über die Umsturzvorlage mit dem Centrum erledigt werden wird.

Stettin. Pfarrer Dr. Konrad Scipio.

# Der Achtstundentag.

Der achtstündige Arbeitstag ist im Laufe des letzten Jahrfünfts einer der wesentlichen Züge im Bilde des sozialen Idealstaates geworden, wie ihn die von den Bahnen des Sozialismus abgeschweifte Sozialdemokratie mit Hilfe des Parlamentarismus heraufzuführen trachtet. Als im Jahre 1890 W. Henningsen seine weitgelesene Broschüre „Der achtstündige Arbeitstag physiologisch untersucht“*) erscheinen ließ, kam er auf Grund gar nicht übler, im letzten Grunde in ihrer Bestimmtheit aber doch willkürlicher Aufstellungen zu einem — zehnstündigen Arbeitstag. Der Sprung zum achtstündigen wurde dann gemacht, indem für jeden Arbeiter täglich zwei Mußestunden zu geistiger Beschäftigung gefordert wurden. Da bleiben denn blos noch acht Stunden für die Berufsarbeit übrig. Seitdem sind noch allerhand andere Begründungen versucht worden, die theils ernst, theils komisch anmuthen, in denen aber die bestimmte Forderung eines gerade auf acht Stunden normirten Arbeitstages immer gewaltsam durch eine überraschende Wendung gewonnen wird. Kants Forderung: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Erholung, ist mir persönlich immer als Utopie erschienen. Auf die acht Stunden Schlaf möchte ich nichts kommen lassen, aber zu den acht Stunden Erholung habe ichs trotz aller Anstrengung noch nicht bringen können. Meine Freunde wissen auch nicht, wie Das anzufangen ist. Aber der Fabrikarbeiter verlangt es für sich, und da muß es doch wohl möglich sein.

Seit 1892 hat die Frage in Großbritannien eine Masse Staub aufgewirbelt, obgleich es sich dort in den weitaus meisten praktischen Fällen gar nicht um den achtstündigen Arbeitstag, sondern um die achtundvierzigstündige Arbeitwoche gehandelt hat. Das ist nämlich nicht das Selbe, wie so ungefähr die gesammte deutsche Tagespresse annimmt. Der Sonnabend ist in Folge der (zum Glück sehr stark zurückgehenden) puritanischen Sonntagsruhe nur zur Hälfte oder zu drei Vierteln Arbeitstag; denn der Arbeiter braucht eben auch einen Tag in der Woche, an dem er sich austoben kann. Vielfach werden die Arbeiträume Sonnabends schon um zwölf oder um eins geschlossen, und man darf wohl behaupten, daß nach drei Uhr keine Fabrik mehr arbeitet. Selbst Speditionsgeschäfte stehen dann still und vom Schneider kann man Sonnabend gegen vier Uhr keine gesprungene Aermelnaht mehr ausgebessert bekommen. So bedeutet denn die achtundvierzigstündige Arbeitwoche $8^3/_4$ bis 9 Stunden täglicher Arbeit mit Ausnahme des Sonnabends, wo die Arbeitzeit nur 3 bis 6 Stunden beträgt. Sechs Stunden Sonnabendarbeit werden wohl nirgends überschritten. Das gilt auch von dem Versuch in der Maschinenfabrik von Mather und Platt in Manchester, den Salford Iron Works. Wie hier früher erwähnt wurde, handelte es sich dort um ein Experiment mit der achtundvierzigstündigen Arbeitwoche statt der bisher üblichen dreiundfünfzigstündigen unter etwa 1200 fast ausnahmelos „gelernten“, auf einer hohen Stufe der Geschicklichkeit stehenden Arbeitern, die meist schon längere Zeit in dem selben Etablissement in Arbeit standen. Es waren Vorkehrungen getroffen, die den

*) Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer 1890.

Fall isolirten, indem sie die Zugfäden durchschnitten, die sonst das Arbeitergetriebe jeder Fabrik stören. Mit der Trade Union des Bezirkes war ein formeller, unterzeichneter Vertrag abgeschlossen worden, daß sie sich nicht in das Experiment mischen werde, daß, so lange es noch nicht abgeschlossen sei, keinerlei Agitation gegen andere Arbeitgeber darauf gegründet werden solle und daß der Rückkehr zu der dreiundfünfzigstündigen Arbeitwoche von der Gewerkgenossenschaft kein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfe, falls das Experiment fehlschlage. Da allgemein die Ansicht verbreitet war, die beiden Arbeitstunden vor dem Frühstück ermatteten die Arbeiter unverhältnißmäßig, so wurden sie abgeschafft. Die Arbeit dauerte von 7,45 bis 12 und von 1 bis 5,30, also täglich $8^3/_4$ Stunden. Dafür wurde Sonnabend nur $4^1/_4$ Stunden gearbeitet, nämlich von 7,45 bis 1 Uhr. Wir haben es also mit einem fast neunstündigen Arbeitstage für fünf Wochentage und einem weiteren halben Arbeitstage zu thun, aber nicht mit einem achtstündigen.

Bei dem ganzen Versuche handelte es sich um schwere körperliche Arbeit, wie sie in einem Eisenwerk nicht anders sein kann. Das erklärt auch den Umstand, daß vorher nur 53 Arbeitstunden eine Arbeitwoche bildeten, während sonst 58, ja 60 Arbeitstunden vielfach gebräuchlich sind. Die 53 Stunden bedeuteten schon eine Anspannung der Kräfte bis zur Leistungsgrenze. Außerdem handelte es sich um eine enorm geübte, musterhaft organisirte Arbeiterschaft, deren einziger Fehler vielleicht die nicht genügende Sparsamkeit mit Rohmaterial und die zu wenig schonende Behandlung der Maschinen war. Hier waren denn auch Ersparnisse für die Fabrik zu machen, wie das Experiment gezeigt hat. Da den Arbeitern daran lag, den Beweis zu führen, daß auch mit der achtundvierzigstündigen Arbeitwoche auszukommen sei, sind sie in diesen Dingen doppelt gewissenhaft gewesen. Dazu kommen Ersparnisse an Beleuchtung, Heizung, Maschinenöl, die mit jenen zusammen das Mehr an ausgegebenen Löhnen gegenüber der geleisteten Arbeitmenge wett machten. Trotzdem ist die Leistungfähigkeit der Arbeiter in der kürzeren Arbeitzeit etwas gestiegen. Wo bisher die Kräfte bis zur äußersten Möglichkeit angespannt waren, wird Das nun freilich Niemand bezweifeln, und somit hat das Experiment etwas Neues kaum erwiesen, für den wirklichen Achtstundentag aber sicher keine Stimme abgegeben.

Mit der vierundvierzigstündigen Arbeitwoche, d. h. einem wirklichen achtstündigen Arbeitstag, sind meines Wissens in England noch nirgends umfassende und länger dauernde Versuche angestellt worden, deren Ergebnisse schon für die Statistik verwerthet wären. Dagegen hat man auch vielfach anderswo Versuche mit einer Verkürzung der Arbeitzeit gemacht, und in Gewerben, in denen eine sehr lange, das äußerste Kraftmaß der Arbeiter in Anspruch nehmende Arbeitzeit üblich war, hat sich gezeigt, daß damit nicht nothwendig eine Minderung der Leistungen verbunden ist. So im Elsaß. In dem Bericht des Gewerbe-Inspektors im Ober-Elsaß für 1893 wird von einer Weberei mit achtzig Webstühlen berichtet, daß die Produktion bei verminderter Arbeitzeit gegenüber 1889 gestiegen sei, und der Gewerbe-Inspektor des Unter-Elsaß schreibt im Jahresbericht für 1893: „Im Jahresbericht für 1891 wurden einige Erhebungen über den günstigen Erfolg der Einführung einer um $^1/_{12}$ verkürzten Arbeitzeit angeführt. Seitdem ist in einigen Betrieben, welche unter ihrer Belegschaft einen erheblichen Prozent-

satz von Arbeiterinnen haben, die elfstündige Arbeitzeit für alle Erwachsenen eingeführt worden und damit Gelegenheit zu weiteren Erfahrungen gegeben. Heute liegt nun das zahlenmäßige Ergebniß der Erfahrungen aus einer großen Baumwollenweberei vor. Diese schränkte mit dem ersten April 1892 die Arbeitzeit allgemein von zwölf auf elf Stunden ein, dabei blieb die Leitung der Fabrik in den gleichen Händen, die Webstühle und deren Ganggeschwindigkeit, die Fabrikate, abgesehen von der Verwendung festerer Garne, und die zugehörigen Akkordsätze wurden nicht verändert; gleichwohl stellte sich keine Verminderung, sondern eine Vergrößerung der Produktion bei gleichbleibender, zum Theil erhöhter Güte der Arbeit heraus; die Leistung der Arbeiter war in Folge der Verkürzung der Arbeitzeit gestiegen." Dieser Bericht hat freilich einen Haken: die „Verwendung festerer Garne". Der Hauptverlust an Arbeit wird in jeder Weberei durch das Wiederanknüpfen gelegentlich abgerissener Fäden erzeugt. Reißen die Fäden eines Stückes vollständig ab, so bedeutet Das für den Arbeiter an dem betreffenden Webstuhl nicht selten einen vollen Tag Zeitverlust, selbst darüber. Zieht man Das in Rechnung, so ist die „Verwendung festerer Garne" allein ein Faktor, der selbst ein doppeltes Mehr an Produktion zu erklären noch ausreichend wäre, und die Verkürzung der Arbeitzeit beweist nichts mehr.

Es giebt aber sogar viele Fälle von Belegen dafür, daß, wie von vorn herein wahrscheinlich ist, der Verkürzung der Arbeitzeit eine geringere Arbeitleistung parallel geht; namentlich unter niedriger stehenden Arbeitern, wie Bergleuten. Die Ermittelungen in den preußischen Bergbaubezirken haben ergeben, daß seit dem Jahre 1888 die Produktion trotz dem fortgesetzten Steigen der Zahl der Arbeiter in allen Zweigen des Bergbaues der Menge und dem Werthe nach zurückgegangen ist. Das kommt zunächst auf die Verminderung der Zahl der verfahrenen Schichten. Auf den einzelnen Arbeiter berechnet, betrug die Arbeitleistung in den Steinkohlenbezirken im Staatsdurchschnitt

| | | |
|---|---|---|
| 1888 | 300,0 | Tonnen |
| 1889 | 289,3 | „ |
| 1890 | 275,4 | „ |
| 1891 | 267,1 | „ |
| 1892 | 253,4 | „ |

Daneben hat aber eben so die Leistung für die einzelne Schicht abgenommen. In Oberschlesien kamen auf die Schicht 1888 1265 Tonnen, 1892 aber nur 1110 Tonnen, d. h. die Schichtleistung ging um 12,2 Prozent zurück. In Dortmund betrug die Schichtleistung 1888: 1015 Tonnen, 1892: 895 Tonnen, ging also in dieser Zeit um 11,33 Prozent zurück. In Saarbrücken ist der Rückgang sogar 16 Prozent. Die Schichtleistung sank von 1888 bis 1892 von 886 auf 744 Tonnen.

Trotzdem ist die Agitation für den Achtstundentag im Allgemeinen nirgends so lebhaft wie unter den Bergleuten. Außer in Northumberland und Durham stehen die Gewerkvereine der Bergarbeiter nirgends mit den sonstigen englischen Gewerkvereinen auf gleicher Höhe, und gerade diese Vertreter der Bergarbeit im Norden Englands sind gegen die gesetzliche Einführung des Achtstundentages für das Bergwerk. Die große Anzahl namentlich der Kohlenarbeiter Englands hat es ihnen möglich gemacht, ihr Anliegen vor das Parlament zu

bringen. Tom Mann und Keir Hardie, die in ihren Anschauungen fast stetig immer weiter nach links rücken, haben sich mit der Forderung befreundet und der Achtstundentag ist innerhalb des Bergarbeiterstandes der Vereinigten Königreiche heute das Stichwort, das die beiden Parteien trennt. Noch 1892 wurde das Gesetz über den achtstündigen Arbeitstag für Bergleute im englischen Unterhause mit großer Mehrheit abgelehnt. Am dritten Mai 1893 wurde der Achtstundentag mit 279 gegen 201 Stimmen angenommen und am fünfundzwanzigsten April 1894 passirte er die zweite Lesung mit 281 gegen 194 Stimmen. Von 78 war die Mehrheit auf 87 gestiegen. Um so größer war die Enttäuschung in den Kreisen der Bergleute, als die Bill am einundzwanzigsten August 1894 durch das Amendement Thomas eine neue Wendung erhielt, indem sie dadurch nur fakultativ wurde; denn danach sollte es bei der Mehrheit der Arbeiter einer Grafschaft stehen, ob der Achtstundentag dort Gesetz sein solle oder nicht. Damit war die Möglichkeit verloren, Northumberland und Durham dem Willen der Majorität zu beugen, und damit hatte die Sache auch ihren Zweck verloren. Denn wo die Mehrheit aller Arbeiter einer Grafschaft für den Achtstundentag war, da ließ er sich auch vorher schon ohne Mühe durchsetzen.

Voraussichtlich wird die Bill bei der nächsten Gelegenheit wieder vor das Parlament kommen, ohne ein Amendement Thomas alle drei Lesungen passiren, und damit wird es zum Gesetz werden, daß keine Fabrik ihre Arbeiter über acht Stunden beschäftigen und daß, wo — wie bei Werken, die durch Wasserturbinen u. A. getrieben werden — Stillstand einen zu großen Kraftverlust bedeuten würde, drei Schichten Arbeiter einander ablösen werden statt der bisherigen zwei und daß Ueberstunden endgiltig der polizeilichen Kontrole anheimfallen. Wird Das ein Segen für die Arbeiterschaft Großbritanniens sein? Die starke Minderheit gegen das Gesetz sagt Nein und sie weiß dieses Nein zu begründen.

Die Frage des Achtstundentages ist keine Frage, die man aus unseren wirthschaftlichen Gesammtverhältnissen herauslösen und für sich betrachten kann. Durch alle Zeiten ist der Wunsch aller Leidenden nach Verbesserung ihrer Lage ergangen und dieser Wunsch hat auch das Ziel des Achtstundentages aufgestellt. Wenn der Arbeiter bei acht Stunden täglicher Arbeit seiner Familie reichlichen Unterhalt zu verdienen im Stande ist und er die übrigen acht, die ihm der Schlaf freiläßt, seinem Vergnügen widmen kann, so ist damit die Stufe einer ganz wesentlich höheren Lebenshaltung erstiegen als bisher. Er kann von jetzt an seinen Neigungen leben, sich in jeder denkbaren Weise fortbilden, seinen Körper besser pflegen und seine Kräfte schonen. Er kann, wenn er sonst seinen Körper sehr anstrengt, sich daheim ausruhen oder, wenn ihn die Werkstatt zu einer sitzenden Lebensweise zwingt, sich im Freien ergehen. Er kann seinen Garten bauen und sein Feld bestellen, daheim allerlei Reparaturen besorgen und mit seinen Kindern spielen. Er kann jetzt erst genießen, was ihm seine Zeit schafft; denn bisher hatte er, an den Wochentagen wenigstens, keine Zeit dazu. Leider ist die Wirklichkeit dieses rosigen Bildes noch an ein Wenn geknüpft, und zwar an das: „Wenn der Arbeiter bei acht Stunden täglicher Arbeit seiner Familie reichlichen Unterhalt zu verdienen im Stande ist."

Die ganze Achtstundentagbewegung hat nur dann Sinn, wenn die Arbeiter den selben Lohn erhalten wie jetzt bei etwa zehnstündiger Arbeit. Sie

bedeutet also eine Lohnerhöhung um 25 Prozent für den Fall, daß die Arbeiter in den nunmehrigen acht Stunden das Selbe leisten wie vordem in zehn; denn sie gewinnen dadurch zwei Stunden freier Zeit täglich oder das Fünftel ihrer täglichen Arbeitzeit. Wie nun aber, wenn im Gefolge des Achtstundentages eine Lohnherabsetzung sich einstellen müßte? Die Kohlenarbeiter in Nordengland sind aus diesem Grunde gegen die Einführung des Achtstundentages. Sie sind sich ganz klar darüber, daß sich ihre Gruben mit den belgischen und rheinischen in starker Konkurrenz befinden, daß bei Verminderung der Arbeitzeit um ein volles Fünftel die Förderung ungefähr um den gleichen Betrag zurückgehen muß und in Folge Dessen die Löhne sich schwerlich auf ihrer heutigen Höhe werden halten können. Sie gestehen Das offen ein; aber ihren Gegnern ist Das kein Argument. Ich selbst habe einen Redner der Fabian Society in der Debatte auf den Einwand, der Achtstundentag müsse die Konkurrenzfähigkeit Englands auf dem Weltmarkte herabdrücken, antworten hören: „Aber selbstverständlich! Wie sollte auch England dazu kommen, dauernd die Industieprodukte für die halbe Welt zu produziren?" Man meint da, der Trade Union-Zwang werde die Löhne trotzdem hoch erhalten. Eher müssen die Unternehmer zu Grunde gehen als die Arbeiter. Aber wenn die Unternehmer nun zu Grunde gegangen sind?

Die Preise für Industrieprodukte stehen schon heute in England in gar keinem Verhältnisse zu den Nahrungmittelpreisen; so niedrig diese sind, so hoch sind jene. Augenblicklich hält sich die englische Industrie noch dadurch, daß sie auf jedem Gebiete nur vom Besten produzirt. Aber auch Deutschland beginnt, nachgerade aus der Massenproduktion billiger Schundwaare herauszuwachsen, die so lange sein Monopol war, und es ist sehr die Frage, ob selbst die besten englischen Industrieerzeugnisse auf dem Weltmarkte noch eine Preiserhöhung vertragen können oder ob bei einer weiteren Steigerung die auswärtigen Konsumenten sich nicht doch nach anderen Lieferanten umsehen werden. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß ein gesetzlicher Achtstundentag die englische Industrie als tötlicher Streich treffen wird. In englischen sozialistischen Kreisen pflegt man solchen Erörterungen gegenüber sich auf mögliche Verbesserungen in der Technik zu berufen, die dann die durch die Arbeitlöhne theuer gewordenen Industrieerzeugnisse wieder verbilligen sollen.*) Dabei ist nur ein kleiner Umstand vergessen: daß nämlich unter den heutigen Umständen jede Erfindung ihrem Wesen nach international ist und jedes andere Volk sie ebenfalls in seinen Fabriken anwenden kann, sobald es nur will, — kleine Fabrikgeheimnisse vielleicht abgerechnet. Außerdem drückt schon heute die wachsende Verbilligung der elektrischen Kraft auf den Geldwerth menschlicher Arbeitleistung. Mit physischer Arbeit, zu der nicht die sie beherrschende Intelligenz tritt, sich zu ernähren, wird immer schwerer. Deshalb scheint eine solche künstliche Preissteigerung menschlicher Arbeit un ein Viertel ihres Werthes, wie sie der Achtstundentag erstrebt, ein ernstes Wagniß. Dazu vollzieht sich eben mit naturgesetzmäßiger Nothwendigkeit noch ein anderer Vorgang, der auf die Vertheilung der Arbeitkräfte auf die Dauer

*) So auch John Rae in seinem Buche Eight Hours for Work. London, Macmillan 1893.

von nachhaltigem Einfluß sein muß. Die nur in unmittelbarer Nähe ausnutzbare Dampfkraft bedingt die Anhäufung zahlreicher menschlicher Arbeitkräfte auf kleinem Raum; sie schafft das Fabriksystem. Die Ersetzung der Dampfkraft durch Elektrizität oder ihre Umsetzung in diese wird die riesigen Arbeithallen wieder zerstören. Wahrscheinlich wird die Wohnung in vielen Fällen wieder die Werkstatt werden können. Das heißt aber: an Stelle der Wanderung der Arbeitkräfte nach verhältnißmäßig wenigen großen Centren wird eine rückläufige Wanderung treten, und wie es lange gedauert hat, bis das moderne Dampfindustriesystem sich die nöthigen Arbeiterviertel geschaffen hatte, wie das Finden der geeigneten Arbeitgelegenheit die Kräfte von Hunderttausenden für Jahre in Anspruch genommen hat, so wird auch die Neuvertheilung der Arbeitkräfte wieder mit heftigen Störungen für das ruhige, gesicherte Arbeiterdasein verbunden sein, das dauernde Arbeit für ein ganzes Leben an den selben Platz band. Perioden, in denen eine verhältnißmäßig beständige Vertheilung der Arbeitkräfte herrscht, wechseln unaufhörlich mit solchen jähen Uebergängen aus einer Vertheilung in eine andere. Der Grund dafür liegt in den technischen Fortschritten. Die Neuvertheilung der Kräfte bringt für den Arbeiter immer zahlreiche Uebel mit sich, aber sie ist eine unabwendbare Naturnothwendigkeit. Das Hauptübel ist die zeitweilige Arbeitlosigkeit eines Theiles der Arbeiter, und solche Uebergangsperioden charakterisiren sich immer selbst durch eine unverhältnißmäßige Stärke der Reservearmee der Industrie. Es ist ganz thöricht, diese auf „mangelnden Unternehmungsgeist" der Arbeitgeber, auf die „Depression des Handels" oder auf irgendwelche theoretische Spekulation gründen zu wollen. Der Hauptgrund dafür liegt in der raschen Verschiebung der Vertheilung der Arbeitkräfte.

Als die letzte Heeresvermehrung vor dem Deutschen Reichstag zur Berathung stand, hat es deutsche Zeitungen gegeben, die sie allen Ernstes deswegen befürworteten, weil sie die Zahl der Arbeitlosen vermindere, während sie natürlich in Wirklichkeit die Zahl der in produktiver Arbeit Thätigen und damit die Gesammtproduktion Deutschlands ganz beträchtlich herabdrückt. Allein darauf aber kommt es in derlei rein volksstandswirthschaftlichen Fragen an. Genau der selbe Grund ist in Deutschland von sozialistischer Seite und in England von den Bergarbeitern für die gesetzliche Einführung des Achtstundentages geltend gemacht worden. Aber ganz abgesehen davon, daß die Vermehrung des Wohlstandes der Arbeiter, so lange ein Stamm noch im Aufsteigen begriffen ist, immer zur Vermehrung der Volkszahl durch reichlichere Kindererzeugung führt und — schon lange, ehe deren Folgen sich auf dem Arbeitmarkte zeigen — fremde Einwanderung herbeilockt, so ist auch das Argument schon deswegen hinfällig, weil es die Verengerung des Absatzgebietes durch die steigenden Preise der Industrieprodukte nicht berücksichtigt. „Wenn alle Gewerke", sagt John Rae in

ht Hours for Work, „mit einander die Menge ihrer Erzeugnisse einschränken rden in der Hoffnung, dadurch die Arbeit besser zu vertheilen, so würden sie ıden, daß sie einfach weniger Arbeit zu vertheilen hätten, und sie würden, ıtt den Arbeitlosen Arbeit zu schaffen, nur eine beträchtliche Anzahl der jetzt Arbeit Stehenden arbeitlos machen."

Läßt sich mit achtstündigen Arbeitstagen und ähnlichen Dingen auch hie ı da augenblicklich einmal ein großes Loch verstopfen: dauernde Besserung

schaffen können sie nicht, oder doch nur in einem einzigen Falle. Dauernd läßt sich das Niveau der Lebenshaltung eines Standes oder Volkes, ja einer Rasse, nur dann heben, wenn seine Arbeitleistung zugleich so stark wächst, daß sie die konkurrirenden Stände, Völker oder Rassen um das gleiche Maß überragt. Innerhalb gewisser Grenzen, d. h. eben da, wo die Arbeitkraft bisher bis an die äußerste Grenze der Leistungfähigkeit angestrengt war, ist Das allerdings durch Verbesserung der Ernährung und sonst der Lebensweise möglich. Einem amerikanischen Sozialökonomen, Dr. Gould, der vom Department of Labour in Washington vor sechs Jahren zum Studium dieser Frage nach Europa geschickt wurde und der die Ergebnisse seiner Forschungen sammt dem wesentlichsten statistischen Material, auf das sie sich gründen, in der Contemporary Review unter dem Titel The Social Condition of Labour veröffentlicht hat, verdanken wir den exakten Nachweis. Er kommt zu dem Ergebniß, daß mit der besseren Ernährung die Leistungfähigkeit wächst und somit eine höhere Stufe der Lebenshaltung des Arbeiters dem Arbeitgeber direkt Nutzen schafft. „Im Gegensatz zu Ricardos System, nach dem die Arbeitlöhne nur eben zur Erhaltung der Gesundheit und zur Fortpflanzung ausreichen können, scheint es, als ob die höchste Entwickelung der Weltindustrie Denen anheimfallen würde, die am Meisten verdienen und am Besten leben." In engen Grenzen mag selbst Dies richtig sein: für die Allgemeinheit gilt es nicht ohne Weiteres, da stellen sich Ursache und Wirkung vielmehr umgekehrt; nur, wo eine Arbeiterschaft ihre Leistungen wesentlich steigerte, konnte es ihr auf einem durch die Konkurrenz bestimmten Arbeitmarkt möglich werden, auch die Löhne hinaufzutreiben und so das Niveau der Lebenshaltung zu heben.

Die Elite der englischen Arbeiterschaft und die selbständigen, nicht auf die Anschauungen ihrer Wähler eingeschworenen englischen Sozialökonomen sind sich denn auch ganz klar darüber, daß sich die Frage des Achtstundentages nicht aus dem sonstigen Gewebe der Arbeiterlage und der Arbeitverhältnisse heraus lösen, ja sich nicht von einem Lande selbständig regeln läßt. Als im Herbst 1892 auf dem Kongreß der englischen Gewerkvereine in Glasgow aus diesem Grunde die Abhaltung eines internationalen Gewerkvereinskongresses behufs Einführung des Achtstundentages beschlossen worden war, bemerkte der „Standard" dazu: „Ohne ein herzliches und allgemeines internationales Zusammenwirken können die Achtstundenarbeiter des einen Landes stets von den Neunstundenarbeitern des anderen Landes unterboten werden, und die Ausländer, die zu dem ausgesprochenen Zwecke nach England kommen, sich mit weniger Lohn zu begnügen, können dem britischen Arbeiter, wenn er durch eine einengende Verpflichtung gebunden ist, gefährliche Konkurrenz machen. Aber ist damit die Sache erledigt? Die Brüsseler Sozialisten und die englischen Arbeiter haben nicht mehr nur den europäischen Wettbewerb zu befürchten. In nicht me ferner Zukunft droht ihnen orientalische, besonders indische und chinesische K kurrenz. Wollen die internationalen Kongresse auch chinesische Abgeordnete einladen'

Daß es heute unmöglich ist, die gesammte Vertretung der körperlich Arbeit auf dem Erdball zu organisiren und mit einer einzigen bündigen V pflichtung zu umstricken, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es ist nur d Frage: wäre es wünschenswerth? Der Arbeiterführer und der Humanitätapos

antworten mit einem Ja. Der Nationalökonom zuckt die Achsel und weist reservirt auf die Erfolge des englischen Trade-Unionism. Die Wirthschaftkunst des Volksstandes aber kann in einem solchen Uebereinkommen nur den schwersten Schaden für die Weltstellung des tüchtigsten Stammes sehen, weil es die Waffe der Arbeit, mit der die verschiedenen Rassen und Stämme heute um den Besitz der Erdoberfläche ringen, abstumpfen müßte. Die Untüchtigsten müßten gewinnen, aber die Starken, die gern täglich zehn Stunden schafften und sich mühten, würden damit auf die Benutzung eines ihrer bedeutsamsten Vorzüge verzichten. Die Achtstundentagbewegung ist ein neues Attentat des demokratischen Geistes gegen die Arbeitaristokratie; in naiver Weise verlangt sie dieser einen Verzicht auf ein Vorrecht ab, das ihr eigenstes Merkmal ist, um sie dadurch zu sich herunter in den Staub zu ziehen. Allerdings ist es wünschenswerth für das eigene Volk, daß die Kopfsumme, d. h. die Summe des Jahresverdienstes, die auf den einzelnen Kopf kommt, möglichst hoch sei und ihr auch ein hohes Durchschnittsniveau der Lebenshaltung entspreche. Das ist ja auch das Ziel der praktischen Volkswirthschaftlehre. Aber Das ist nicht Alles. Ein Volk ist nicht blos, wie Cobden und Ricardo meinen, ein Haufe von Produzenten und Konsumenten, sondern vor Allem Träger einer bestimmten Kraftmenge, eine Volksperson neben anderen Volkspersonen und deshalb darauf angewiesen, seine Stelle im Wettbewerb um die Daseinsmittel zu behaupten, ja nach Maßgabe seiner Kraft den Raum zu vergrößern, den es heute auf der Erdoberfläche einnimmt. Die Stellung eines Stammes unter anderen Stämmen ist bestimmt durch die Wechselwirkung zwischen seiner Arbeitkraft und seiner Zeugungskraft. Eine freiwillige Einschränkung der Bethätigung einer dieser Kräfte — durch beschränkten Arbeitstag oder Malthusianismus — muß einen schweren Schaden für das Volksthum im Gefolge haben. Erst durch ungeheure Vermehrung der Produktion wird eine starke Vermehrung der Volkszahl möglich und nur, wenn diese sofort eintritt, kommen die Errungenschaften des Nationalfleißes dem eigenen Stamme zu Gute.

In einem Falle ist es allerdings möglich, die Kopfsumme eines Landes dauernd zu heben, indem man fremde Einwanderung, welche die errungenen Vortheile wieder ausgleichen könnte, unmöglich macht. Nämlich dadurch, daß man zugleich die Qualität der Arbeiter steigert, so daß die Konkurrenz des Auslandes dadurch zu einer minderwerthigen wird. Wenn die Achtstundentagbewegung nur die Thatsache aussprächе, daß die Arbeiter Englands in acht Stunden Tagesarbeit das Selbe leisteten, wie die Deutschlands in elf, — dann könnte man ihnen nur Glück wünschen. Aber augenblicklich sind die Thatsachen davon noch weit entfernt. Die kargere Art des deutschen Arbeiters unterbietet den britischen noch fortgesetzt in der Lohnforderung für gleiche Arbeit, und es

mehr als ein Feld, auf dem seine Leistungen die des angelsächsischen ers überragen. In dem Konkurrenzkampf der Nationen auf dem Weltmarkt der Achtstundentag wie so mancher allzu demokratische Zug dem Briten ein Hemmniß sein, und schon deshalb sollte man in kurzsichtiger Fürsorge scheinbares Arbeiterwohl nicht vergessen, daß auch die Länge des Arbeits- für den eigenen Volksstand der Flügel werden kann, mit dessen Hilfe er ber andere Volksstände emporschwingt.

sgow. Dr. Alexander Tille.

# Der Vogel-Joseph.

Noch zuckt kein Blitz, noch fällt kein Tropfen, noch regt sich kein Lufthauch. Aber die rothgelbe Spätnachmittagssonne haben schwarz geballte Wolken vergraben und sie wachsen immer noch düster weiter herauf ringsum. Komm trotzdem mit mir!'

Gehen wir den Weg, der aus dem Dorf über die Wiesen in den Kiefernwald führt, so siehst Du drüben ganz abseits am Waldrand etwas Seltsames stehen: aus morschen Brettern ist es zusammengelehnt, für eine Hundehütte scheint es zu groß, selbst für die kleinste Menschenhütte zu klein, und lange Stangen stehen darum gerade aufgerichtet im Kreise, schwarz und dünn. Gehst Du näher hin, so hallt Dir Lärm von Vögeln entgegen. Die fliegen aus und ein durch Löcher in dem Stück Pappe, das statt der Scheibe im Lichtloch steckt, und suchen Futter. Man hat ihre Käfige geöffnet, sie sind frei. Denn seit heute Morgen haust kein Mensch mehr hier; sie haben den Vogel-Joseph weggebracht.

Hast Du ihn gekannt? Noch vorgestern ist er, wie all die Jahre her Tag um Tag, von Gehöft zu Gehöft gehinkt, der zwergenhafte blödsinnige Krüppel, seine paar Brocken Essen in den Topfscherben mit heiser gurgelnden Mißtönen zusammenzubetteln, Kinder hinter sich, die ihn höhnten und mit Schmutz und Steinen bewarfen, Hunde um sich, die ihn anklafften und zausten.

Sein Vater, ein Brandstifter, war in irgend einem Zuchthaus, als der Joseph geboren ward, seine Mutter, eine Metze, starb drei Monate darauf im Säuferwahnsinn. Der Idiot wurde als Ortsarmer aufgefüttert, er blieb ein Halbvieh. Jetzt war er dreißig Jahre alt. Wie ein Sechziger sah er aus, dabei zum Grausen häßlich, zum Ekeln verwachsen, fast taub und, bis auf die paar thierischen Laute, stumm. Aber er ließ sich auch behandeln wie ein Hund, ließ sich schlechter behandeln als ein Hund, denn er wehrte sich nicht, wenn sie ihn quälten, er kauerte sich dann nur hin, hielt sich die Hände zum Schutz um den Kopf und heulte. Er war ungefährlich. Sah er eine Frau, Das spürte man zwar, so ging es durch seinen blöden Kopf, wie der Duft von etwas ganz Köstlichem, es war vielleicht, möcht' ich denken: wie Geruch von warmem Essen, das er nur gelegentlich bei einer Bauernhochzeit einmal bekommen, erst schier erschrocken bestaunt und dann geifernd verschlungen hatte. Ließ sichs ein Weib gefallen, so streichelte er ihm dann den Aermel und machte dazu: Ei, ei. Doch zu Schlimmerem kams nicht. Er war ungefährlich.

Aber es schien, als wenn an einer Stelle, an einer einzigen kleinen Stelle in der toten Wüste, der dieses Narren Seele glich, ein kleines Wässerchen Lebens aufrieselte. Er liebte die Vögel wie eine Aeffin ihre Jungen, und von Dem, was mit den Vögeln zusammenhing, erdämmerte ihm sogar ein Schein von Verständniß. Er machte sich aus Reisig und Draht selber eine Art von Käfigen zurecht, die er immerhin brauchen konnte. Er wußte mit Leimruthen umzugehen und fing Zeisige, Kreuzschnäbel und Dompfaffen.

In dem Schuppen, den ein gutherziger Zimmermann dem Ortsarmen aus den verkohlten Brettern einer Brandstätte zusammengenagelt hatte, hing Käfig an Käfig, so daß der Vogel-Joseph sich kaum darin wenden konnte. Gab man ihm, wenn er bettelte, Draht oder Körner oder sonst Etwas für Vogel-

unterhalt oder Vogelfang, so zeigte er (so äußerte sich stets seine Freude) mit seltsamem Blecken die Zähne. Was er von Nahrung erhielt, Das brachte er zunächst Stück für Stück seinen Thieren; wenn die gefressen hatten, klaubte er sich die Ueberbleibsel zur eigenen Mahlzeit brockenweise aus den Käfigen zusammen. Bei den Vögeln hockte er halbe Tage lang. Seine lahme Zunge brachte dann blöde Laute hervor, in denen man eine Nachahmung der Vogelstimmen vermuthen konnte, als wollte er mit den Thieren sprechen. Wies man ihm Geld, so zeigte sich, daß er wußte, was es war, und er tappte danach; aber wie viel immer man ihm davon mit der einen Hand bot: griff man mit der anderen nach einem Vogel, so brüllte er auf in plötzlicher Angst, umklammerte mit beiden Händen das Bauer und schlug die Lumpen seiner Kleidung darum.

Das Vogelfangen ist verboten. Man hatte lange durch die Finger gesehen, ehe man dem armen Tölpel, der that, was in dieser Gegend Alle thaten, doch nichts verbergen konnte, den Landjäger schickte. Der Vogel-Joseph stierte diesen verständnißlos an, da er sich seine Vögel besah. Aber als er sie dann wegnehmen wollte, kam er in ein Rasen, bis der Beamte die Achseln zuckte und in die Stadt berichtete, es sei Alles in Ordnung, — denkend: hier herauf kommt von den Herren doch Niemand.

Seitdem ließ der Vogel-Joseph keinen Menschen mehr in seine Hütte. Mußte er betteln gehen, so häufte er jedesmal Steine, Balken, Pflöcke zwei, drei Stunden lang, mühsälig stöhnend, um den Eingang. Man hätte ja doch hinein gekonnt, aber so boshaft war man nicht. „Etwas muß der Mensch halt haben", sagten die Bauern, lachten über den Narren und ließen ihn in Ruhe.

Aber auf einem Ausfluge kam doch einmal einer der Herren vom Amte herauf. Der hörte im Wirthshaus vom Vogel-Joseph, sah sich die Sache von Weitem an und erklärte: Das sei ein Skandal, eine Gesetzesverhöhnung. Nun bekam in der Stadt der Landjäger einen schlimmen Rüffel und den gemessenen Befehl: am nächsten Tage Ordnung zu schaffen.

Dieser nächste Tag war vorgestern. Da hat der Vogel-Joseph den Landjäger mit einem dicken Aste totgeschlagen. Und gestern hat ein Trupp bewaffneter Männer den Vogel-Joseph abgeholt ins Irrenhaus. Der hat dabei wie ein Wolf geheult und gebissen, daß sie sich nicht gleich zu helfen wußten. Da kam Einem ein guter Einfall. Sie packten dem Joseph so viel Käfige auf, wie er nur tragen konnte. Nun ließ er sich wegbringen.

Dresden. Ferdinand Avenarius.

# Das Börsengesetz.

Nun ist das Börsengesetz auf dem Umwege über die Vossische Zeitung ans Licht gelangt, und die Kurse haben keine sonderliche Erschütterung gezeigt. sicht üben die Landesregirungen, — ganz wie bisher; diese übertragen sie den delsorganen, — ganz wie bisher. Selbst der Staatskommissar ist keine unbekannte Neuerung und seine Hauptbeschäftigung, „von den Vorgängen er Börse fortlaufend Kenntniß zu nehmen", wird erst wichtig werden, sobald sich über den Begriff: Vorgänge einmal klar wird. Wenn irgend eine

Spekulantengruppe Schweizer Nordost um einen Franc herunterschreien läßt, um — was ihr allerdings Niemand beweisen kann — überhaupt dem Schweizer Markt einen Stoß zu geben, so kümmert dieses eine Prozent den Herrn Kommissar nicht. Treten dagegen bei Gasglühlicht Kursschwankungen von sechzig Prozent ein, so ist Das ein „Vorgang" und die weise Oberaufsicht legt ihre Stirn in staatsmännische Falten. Nur schade, daß das eine Prozent bei Nordostbahn Zehntausende an den verschiedensten Plätzen interessirt, während die sechzig Prozent bei Gasglühlicht, über die allerdings die Presse in Extase geräth, eine ganz geringe Anzahl von Winkelspekulanten in einer einzigen Stadt trifft.

Vom Besuche der Börse sind sieben verschiedene Gattungen von Personen ausgeschlossen. Als ob es gar nicht bekannt wäre, daß der weitaus größte Theil aller unserer Spieler noch niemals mit einem Fuße die Börse betreten hat! Die Tempelreinigung an sich hebt also keinen Götzendienst auf. Höchst peinlich muß auf Offiziere, Aerzte, Anwälte das neue „Ehrengericht" für die Börse wirken. Stände, deren Thätigkeit in erster Linie einer höheren Aufgabe und dann erst dem persönlichen Nutzen dient, haben das Recht, nach strengen Grundsätzen beurtheilt zu werden; der Geschäftsmann aber will verdienen und darf nur nicht unehrenhaft handeln. An diesem einen unüberlegt abgezogenen Ehrbegriff, — 21 gleichgiltige Paragraphen! — läßt sich so recht die Phrasendrehbahn erkennen, in der sich heutzutage alle öffentlichen Verhältnisse bewegen.

Am Wichtigsten ist die dritte Abtheilung: „Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel." In welcher Weise die Prospekte durch besondere Sachverständige zu prüfen sein müßten, ist absolut nicht zu ersehen. An dieser Kleinigkeit scheint man achtlos vorübergegangen zu sein. Dagegen findet sich die räthselhafte Vorschrift, daß die Einführung eines Papieres auch von der Börse gebilligt werden muß, an der dieses Papier bereits früher eingereicht wurde. Das solide Bedenken gegen so manche vereinzelte Notirung ist hier zu der Möglichkeit erweitert worden, daß der eine Platz unter Umständen jede Markt-Vergrößerung für irgend ein gutes Papier hindern kann. Im Uebrigen habe ich schon neulich dargelegt, wie der Ausschluß ganzer Spekulationgebiete, z. B. der Minenaktien, nicht allein ein umfangreiches Spiel darin nicht hindert, sondern sogar die Kontrole noch erschwert. Wie will man in der That die Tollheiten eines Gebietes lahmlegen, wenn man es selbst in seinen besten Theilen hochmüthig ignorirt?

Ueber den Paragraphen 41, der von der Verantwortlichkeit der Prospekte handelt, ist jedenfalls in den richtigsten Ausdrücken entschieden worden. Nur die Beifügung ist unhaltbar, daß die Ersatzpflicht nicht ausgeschlossen sei, selbst wenn der Prospekt die Angaben als von einem Dritten herrührend bezeichnet. In diesem Falle werden Anleihen vieler großen Staaten, wie Rußlands, der Türkei u. s. w., sehr fraglich, denn im internationalen Verkehr ist es eben übl und vielleicht auch nothwendig, den Angaben einer Regirung, sobald sie ni gerade direkt befremden, Glauben zu schenken. Glaubt doch auch die Reichsbo wenn ihr eine Privatfirma eine Bilanz vorlegt, daß diese ehrlich aufgestellt und verlangt durchaus nicht, gleich einem Konkursverwalter, die Vorlage Bücher. Aber es kommt noch besser: § 42 erklärt ausdrücklich: „Die Ers pflicht erstreckt sich nur auf diejenigen Stücke, welche auf Grund des Prospekt

zugelassen und welche von dem Besitzer auf Grund eines im Inlande abgeschlossenen Geschäftes erworben sind." Da nun ein Papier doch nicht einfach gekauft und hingelegt wird, sondern von Hand zu Hand geht, fast wie eine Banknote roulirt, kann man, ohne zu übertreiben, die Zahl der Geschädigten als oft so ungeheuer annehmen, daß dagegen der wirkliche Anleihebetrag ganz verschwindet. Welche Bankenkassen können also diese Millionen befriedigen und auf welche Weise erfolgt vor Allem die Feststellung der Legion von Schädigungen? Die Leute, die Argentinier oder Griechen gekauft hatten, thaten Das sicher auf Grund des Prospektes, und indirekt auch noch dann, als sie später zu den gesunkenen Kursen billig zu erwerben vermeinten; allein es giebt Rechtsideale, die nur im Traumzustande erfüllbar erscheinen, und der Paragraph von der Haftpflicht, sobald es sich um die üblichen großartigen Schädigungen handelt, ist so ein Rechtsideal. In kindlicher Reinheit erglänzen noch die Schlußworte: „Eine Vereinbarung, durch welche die nach den §§ 41 bis 45 begründete Zahlung ermäßigt oder erlassen wird, ist unwirksam." Ja, Papier ist geduldig.

Einige vierzig Gegengifte sind über die Krankheit des Terminhandels paragraphirt. Kein einziges von allen wird wirksam sein; manches davon ist unbequem, drückend, wenn man will, demüthigend, aber keins schafft ein ernstliches Hinderniß. Es lebe die Freiheit! darf ruhig die Spekulation rufen, wenn sie diese vielen Worte liest, durch die mehr Vorurtheil als Sachkenntniß hindurchblickt. Sogar Kinder, Ehefrauen und Unmündige werden sorgfältig ausgeschlossen. Schließlich sieht es gar noch so aus, als ob es dem Staate auf die 300 Mark für die Eintragung in das Register ankäme; gerade wie Einzelne die Perronsperre auf den Bahnhöfen mit der Zehnpfenniggebühr motiviren wollen.

Das Kommissiongeschäft ist ebenfalls Gegenstand einer eingehenden „Verbesserung" geworden. Allein auch bei dieser Gelegenheit wird wieder übersehen, daß der Hauptschaden für unser Publikum bei den ausführenden Organen entsteht, die im Einzelnen gewiß immer anständig verfahren sind. Da nämlich das Publikum einmal spielt oder unsichere Kassapapiere anlegt, wendet es sich dabei naturgemäß den größeren und großen Banken zu und hier lauert das Unheil, — und meistens als Schuldthat jener Massen selbst. Wenigstens seit einigen Jahren läßt sich der Sachverhalt kaum anders darstellen.

Höchst gerecht sind die drei Schlußbestimmungen über die betrügerische Beeinflussung von Kursen, die Ausbeutung der Unerfahrenheit zur Spekulation, die Ertheilung wissentlich unrichtiger Rathschläge. Dabei ist nur freilich Alles so allgemein formulirt, daß sich gleichsam ein weites Netz aufspannt, in das sich die Fliegen leicht verfangen. Was hat man aber von den Fliegen? Schlimme Prozesse, spannende Lecture, Halbbefriedigung unserer künstlich erregten Moralstrung! Und mit solchen volksthümlichen Schauspielen will man organischen einungen beikommen, nur weil man den Personen lieber als den Dingen Leib rücken mag. Bei den Personen weiß man natürlich ganz genau, e Millionäre wenig angeht.

eses Börsengesetz schreckt die Kleinen und mehrt die Geschäfte der Großen.

Pluto.

# König Otokar.

Am zwölften April 1272 war Richard von Cornwallis, der zweite Sohn des engelländischen Johanns ohne Land, gestorben, nachdem er fünfzehn Jahre lang als Deutscher König ein pomphaftes Schattendasein hingeschleppt hatte. Wie es dem Fremdling gelungen war, im alten Reich die Krone zu erhaschen, Das wird man im neuen Reich heute leichter als vor zehn oder gar zwanzig Jahren verstehen. Das Papstthum, dessen weitsichtige Politik von dem Viermännerbunde Hohenlohe-Lieber-Nieberding-Schönstedt jetzt so liebevoll fürsorgliche Förderung hoffen darf, war damals, vor Luther und Bismarck, noch mächtig genug, um im Deutschen Reich seine Geschäfte besorgen zu können, ohne erst lange bei Umsturzvorlagen sich aufzuhalten. Die Deutschen Könige und Kaiser wurden, in der Zeit des zerfallenden Reiches, vom Papst nach seiner Bequemlichkeit erwählt und, sobald sie der Kurie unbequem wurden, wieder beseitigt; es war ein Verhältniß, das Meister Sigeher in den Satz gefaßt hat: er sezzet si uf, er sezzet si abe, nach der habe wirfet er si hin und her als einen bal. So war, gegen den schlimmen Staufer Friedrich, der siegreich schon in Italien stand und zum Zuge nach Lyon, der Zufluchtstätte des vierten Innocenz, rüstete, der Landgraf Heinrich Raspe zum „Pfaffenkönig" erwählt worden; so hatte, nach Raspes Tode, Graf Wilhelm von Holland die Krone gefunden. Nun war, auf einer Heerfahrt gegen die Friesen, auch Wilhelm gefallen, von den Staufern lebte nur noch das Kind Konradin und ein Allen genehmer Thronkandidat war schwer aufzustöbern. Da traten zwei fremde Prätendenten auf den Plan: Alfons der Zehnte von Kastilien und Richard von Cornwallis. Alfons nahm rasch den Kaisertitel an, ließ vom Markgrafen von Brandenburg und von den Kirchenfürsten von Trier und Speier sich zum König küren, kam aber niemals ins Reich. Richard war der Kandidat des Papstes, der vom englischen König Heinrich für diese Entscheidung ein paar Millionen erhalten hatte, und der meisten weltlichen und geistlichen Fürsten, die mit entsprechenden Summen bestochen worden waren. Den eitlen, schlaffen und feigen Weichling nahm Niemand ernst; als er ruhmlos gestorben war, fast vier Jahre nach der Hinrichtung des letzten Staufers, war im Reich das Bedürfniß nach einem neuen König oder Kaiser recht gering und der Papst nur, der in einem von ihm abhängigen König der Deutschen früh das festeste Bollwerk gegen den immer drohenden Uebermuth Frankreichs erkannte, sah sich bald nach einem starken und dennoch bequemen Reichsoberhaupt um. Sein Blick mußte die Richtung nehmen, die vorher schon das nationale Wünschen der Deutschen eingeschlagen hatte: im

Osten lockte die große Kulturaufgabe der Kolonisation, im Osten saß der mächtigste und am Meisten gefürchtete Fürst auf dem Thron.

Er hieß Otokar, des Namens der Zweite, war Wenzels Sohn und, als Enkel Philipps von Schwaben, den Staufern verwandt. Noch bevor er vom Vater die Böhmenkrone erbte, war er in der Würde des Herzogs von Oesterreich der Nachfolger Friedrichs des Streitbaren geworden und hatte in Wien, unter dem Jubel der Geistlichkeit, den prunkvollen Einzug gehalten. Als König von Böhmen hatte er Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen unternommen, auf dem Marchfelde die Ungarn geschlagen, die Steiermark, Kärnten und Krain erworben und ein Reich begründet, dessen Grenzen von der Adria sich bis tief hinein in den deutschen Osten dehnten. Um sein Lehnsverhältniß zum Deutschen König bekümmerte Otokar sich kaum; es schien ihm der Mühe nicht werth, irgend einem Richard zu huldigen, den er übersah und verachtete. Er wollte eine straffe Centralisation schaffen und seinen weithin gestreckten Länderkomplex wie ein willenloses Werkzeug in harter Hand halten. Er reformirte und kolonisirte, blieb von eitlem Czechenpartikularismus frei, rief Franken und Sachsen, Holländer und Vlamen ins Land und steigerte die Erträge so geschickt, daß seine Jahreseinnahme aus Böhmen allein auf etwa fünfzehn Millionen Mark unseres Geldes geschätzt wurde. Ein reicher Herr, der in üppiger Pracht Hof zu halten verstand, ein gewaltiger Kriegsfürst, den Feinden ein Schrecken, dabei streng päpstlich gesinnt und ein geborener Gegner der Stauferpolitik: einen besseren Kandidaten für den deutschen Thron konnte die Kurie nicht finden; Otokar konnte, wenn er nur wollte, König der Deutschen sein und in Rom mit dem Segen des Papstes auch die Kaiserkrone empfangen. Aber —: der dunkle Böhme wollte nicht; er war zufrieden mit Dem, was er hatte, und scheute das Abenteuer, das vor ihm so Manchem mißlungen war. So wurde auf das Betreiben Friedrichs von Zollern, des Burggrafen von Nürnberg, Rudolf von Habsburg erwählt, der kluge, diplomatisch begabte, menschenverständige und sparsame Graf, von dem man eine ruhige und — wie man heute sagen würde — maßvolle Herrschaft erwarten durfte, nicht aber ein starkes, jeden kecken Anspruch niederhaltendes Regiment, das vom Bayernherzog Ludwig, dem ersten Kandidaten der rheinischen Erzbischöfe, zu fürchten war. Otokar ahnte nichts Arges, als er die Nachricht von der vollzogenen Wahl erhielt; er mochte, wie so ziemlich alle Reichsfürsten, glauben, Rudolf werde froh sein, wenn man ihn in Frieden , und er schrieb an den Papst Gregor den Zehnten: es sei ja recht schön, habe eben einen minder geeigneten Grafen zum König befördert; und er n zu zweifeln, ob der Pontifex die Wahl bestätigen werde. Aber Rudolf ein guter Haushalter und sah deshalb rasch ein, daß er den Nachlaß österreichischen Herzöge zurückgewinnen müsse, um sein Ansehen zu kräf-

tigen und die finanziellen Grundlagen des Königthumes zu sichern. Durch das Versprechen eines Kreuzzuges und lockender Privilegien gewann er zunächst den Papst, der ihn, elf Monate nach der Krönung in Aachen, zum Deutschen Kaiser „nominirte". Und nun begann der Kampf gegen Otokar: er wurde erst zum Prozeß vorgeladen, dann, da er nicht kam, der gesammten Lehen verlustig erklärt und endlich, als er sich noch immer nicht rührte, in die Reichsacht gethan und mit Krieg überzogen. Schlau hatte Rudolf dem starken Gegner ringsum Unfrieden gestiftet, seine Feinde gewonnen, seine Freunde ihm abspenstig gemacht; Otokar saß bald in der Schlinge und er mußte, um nur erst wieder Zeit zu gewinnen, in ungünstigster Lage Friedensverhandlungen beginnen. Im Wiener Frieden vom November 1276 wurde ihm der österreichische Besitz aberkannt und für Böhmen und Mähren mußte er knieend von Rudolf die Belehnung empfangen. Aber noch einmal wagte Otokar den Versuch, das schmählich Verlorene sich zu retten: er rief gegen Rudolfs Macht, der die Ungarn sich angegliedert hatten, das vereinigte Slaventhum auf und spann bis nach Wien seine feinen Fäden. Vergebens: das Waffenglück entschied sofort für den Habsburger und bei Dürnkrut, auf dem selben Marchfelde, das achtzehn Jahre vorher seinen ersten Triumph gesehen hatte, verlor Otokar das Reich und das Leben; ein österreichischer Edelmann stach ihn nieder und Rudolf war, der Verhaßte, nun Herr im Land.

Ein kluger und kühler Rechner hatte einen hitzigen Helden überwunden. Otokar hatte dumpf gefühlt, daß er, der Fremdling, als Deutscher König immer des Papstes gehorsamer Vasall bleiben müsse, und er hatte deshalb vielleicht der Titularehre das sichere Behagen vorgezogen, nach eigenem Gelüsten höchst persönlich das eigene Reich zu regiren. Solche Einsicht wäre damals, ehe der alte Streit zwischen dem Priesterthum und dem Königthum für eine Weile zum Stillstand kam, ein Zeichen politischer Klugheit gewesen. Hochfahrender Stolz aber und heißes Blut sind einem bedrängten Herrscher schlechte Berather: Otokar, der sich neben dem vorsichtig wägenden Habsburger mit Recht den Stärkeren fühlte, vergaß in lächelndem Wahn, daß auch der Stärkste am Ende unterliegen mußte, wenn gegen ihn, gegen den ungeberdigen Vasallen, das Imperium mit dem Sacerdotium die Macht vereinte. Den gering geschätzten Wahlkönig Rudolf konnte ein kühner Kriegsmann über den Haufen rennen; der von Rom nominirte Kaiser Rudolf war für den Böhmen unüberwindlich und Otokar erlebte ein letztes Glück, da die Entscheidung, die dauernd doch niemals günstig sein konnte, so rasch hereinbrach.

Franz Grillparzer, der, bald nach einem Attentat Kotzebues auf Böhmenkönig, den Otokarstoff griff, war eher dem Rudolf als dessen gr. Gegner ähnlich geartet. Ihn reizte nicht der politische Gegensatz zwis dem weltlichen Königsrecht des starken Eroberers und dem leise fortwühlen

römischen Anspruch; die Politik war dem österreichischen Kleinbureaukraten im Grunde überhaupt immer ein Gräuel und er suchte sie, wo sie gar nicht zu vermeiden war, durch sogenannte menschliche Züge dem Gefühl näher zu bringen. Auch der harte Zusammenstoß des Genies mit der Legitimität, der uralte Konflikt, den die Geschichte bis auf unsere Tage ewig erneut, interessirte den mißtrauischen Dichter nicht, der, seit er, unter Schreyvogels beherrschendem Einfluß, der Frühromantikerverpuppung entwachsen war, die Helden immer ein Bischen aus der Kammerdienerperspektive betrachtete und verdrießlich an ihnen heraufspähte, ob sie nicht doch vielleicht irgendwo einen häßlichen Leberfleck hätten oder wenigstens ein wattirtes Koller trügen. Dieser Grillparzer, der jetzt so oft laut gelobt und so selten verstanden wird, war in gewissem Sinn der Vorgänger Ibsens, — freilich nur so etwa, wie Hegel der Stammvater der Marxisten war. Er hatte früh erkannt — oder eigentlich nur gewittert —, daß es mit dem alten Thema der Dichter, dem Kampf der Leidenschaften gegen den „Charakter", die Summe des Wollens, zu Ende ging, weil das Dogma vom selbstherrlich freien Willen allgemach brüchig wurde; bei einem sehr merkwürdigen Schicksalsbegriff, der mit dem schwärmenden Fatalismus Werners und Müllners sich nur an der Oberfläche berührte, fand er zuerst Ersatz und später bettete er sich in das Vertrauen auf eine wundervoll weise Weltordnung, die pünktlich das Gute belohnen und das Böse bestrafen würde. In dem Bureau dieser Weltordnung arbeitete er fleißig als Diätar, schleppte die Akten zusammen und trug sorgfältig jedes allzu menschliche Mal, das er fand, in die sauber geführten Konduitenlisten ein. Das war ärmliche Schreiberarbeit; da aber ein Dichter sie that, wurde sie zu einem ganz individuellen und seltsam reizvollen Poetengeschäft. Mit Grillparzer beginnt die große Prüfung der moralischen Werthe, beginnt das Nagen und Zerren an dem Gespensterglauben des mählich versinkenden Heroenzeitalters, den Ibsen dann mit scharfem Messer auftrennte. Lange vor dem Norweger hatte der Oesterreicher gefragt, ob das scheinbar Große denn wirklich groß sei, und an seinem bürgermoralischen Zollstock ragende Gestalten gemessen. Er sollte nicht mehr erleben, daß ein Anderer nun auch die Bürgermoral an der idealen Forderung maß, ihren Umfang abklopfte und mit grimmigem Gnomenlachen die hohlen Stellen wies, die sein Finger gefunden hatte. Grillparzer nahm das tröstende Bewußtsein mit auf die letzte Reise, daß er ein neues und nützliches Ideal aufgestellt

[illegible] Ideal bürgerlicher Pflichterfüllung und stiller Bescheidung, mit dem [illegible]nschen vortrefflich auskommen könne.

[illegible]ser Weltanschauung kam das Schicksal Napoleons sehr gelegen. [illegible] ein Abenteurer, der die bewohnte Erde mit Kriegsruhm erfüllt und [illegible]hes Bedenken gekannt hatte und der nun gefesselt am Boden lag, [illegible] sein Werk, das Werk des vom Genie bedienten Ehrgeizes, zerstückelt

wurde. Ein unbezahlbarer Stoff für einen lehrhaft veranlagten Dichter: auch der Verblendetste mußte an diesem gewaltigen Beispiel erkennen, wie die sogenannte Größe in der gemeinen Wirklichkeit aussieht und wie sie dem irdischen Behagen unnützlich ist. Grillparzer konnte an Bonaparte nicht vorbei, er mußte sich mit diesem Widerpart seines Pflichtideals auseinandersetzen, — und er that es auf seine besondere Weise. In der „Selbstbiographie" liest man die Sätze: „Das Schicksal Napoleons war damals neu und in Jedermanns Gedächtniß. Ich hatte mit beinahe ausschließlicher Begierde Alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von Anderen geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Otokar dem Zweiten in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, thatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück das selbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß der Wendepunkt von Beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirath gebildet hatte." Es ist schwer, sich eine noch unverständigere Charakteristik Bonapartes vorzustellen, für dessen Schicksal übrigens gerade die erste Heirath, die Verbindung mit der Maitresse des mächtigen Herrn Barras, von wirklich entscheidender Bedeutung geworden war. Aber die Leichtfertigkeit, die aus den Sätzen des Dichters spricht, braucht uns hier nicht zu bekümmern; wichtig ist nur das Programm, das sie bringen: gezeigt sollte werden, wie ein Gewaltiger, Einer von Denen, die man prahlend stets große Männer nennt, elend zu Grunde gehen muß, weil er die bürgerlichen Tugenden gering geachtet hat. Die Sache wäre lächerlich geworden, wenn der Dichter die Niederlage Napoleons als die Strafe für die Trennung von der gar nicht tugendsamen Josephine vorgeführt hätte; Otokar aber war weit, seine Geschichte war nicht „in Jedermanns Gedächtniß" und deshalb eignete er sich sehr gut zum traurigen Helden des moralischen Lehrgedichtes, das den Böhmen schlug und den Korsen meinte. So entstand das Trauerspiel mit dem lehrhaft klingenden Titel: „König Otokars Glück und Ende", das seit ein paar Wochen in unserem Hof- und Familien-Theater dargestellt wird, das man sehen muß, schon um Matkowskys prachtvollen Böhmenkönig, ein Geschöpf ganz großer Schauspielerkunst, nicht zu versäumen.

Grillparzer erzählt mit einigem Stolz, wie eifrig er damals die Geschichte Oesterreichs und Böhmens durchforscht und wie er sogar die mitteldeutsche Reimchronik Otokars von Hornek mit heißem Bemühen entziffe

habe. Leider haben diese Studien ihm nicht viel genützt; der Geist des dreizehnten Jahrhunderts blieb ihm fremd, den großen geschichtlichen Konflikt verzettelte er in winzige Hofintriguen und zu der derben Ursprünglichkeit der von moralischen Vorurtheilen gar nicht gehemmten Gestalten fand er kein Verhältniß. Das war natürlich: ein kleiner Beamter der Metternichzeit, der sich schon ärgerte, weil er Gentz im grauseidenen Schlafrock „auf einem schneeweißen Bett“ liegen sah, konnte nur in grämlicher Verdrossenheit auf übermüthige Größe blicken; und ein Dichter, der unter dem Karlsbader Umsturzgesetz lebte und litt, mußte Alles vermeiden, was irgendwo Anstoß erregen konnte. Ihm wurde der kühl rechnende Habsburger zum engelhaft edlen Kaiser aus alten Märchenspielen und die Abscheulichkeit Otokars mußte sich, wenn das Programm eingehalten werden sollte, darin zeigen, daß der wüste Eroberer ein Mägdelein verführte, eine gute Königin von sich stieß und, zur Strafe, später von einer bösen Königin schmählich verlassen wurde. Es ist nicht wunderbar, daß eine Kaiserin dieses Drama auf die Hofburgbühne brachte, das so recht ein Stück nach dem Herzen gekrönter Familienmütter ist, da es die Lehre verkündet: Halte Dich ruhig zu Hause und liebe rechtschaffen und säuberlich das Dir angetraute Ehegemahl, sonst gehts mit dem Glück rasch zu Ende. Aber die gute Kaiserin leistete nicht nur ihrer Ehesicherheit und dem habsburgischen Dynastenintereſſe einen Dienst, als sie den armen Otokar aus dem Censurgewahrsam erlöste; das familienmoralische Stück war von Grillparzer gedichtet, der überall beinahe groß ist, wo er seine und kleine Menschlichkeit aufspüren kann, weiches Sinnenbegehren und liebenswürdige Schwachheit, und der vielleicht ein Ganzgroßer geworden wäre, wenn seinem Werden die Heimath den großen Hintergrund geboten hätte.

Freilich: wohl immer nur ein Großer in seinem Sinn, ein getreuer Held häuslicher Tugenden. Er stand an der Schwelle der bourgeoisen Zeit und sah die gewaltthätigen Heroen von früher, wie der bedrückte und geknebelte Bürger sie sehen mußte. Die Größe schien ihm gefährlich, der Ruhm nur ein leeres Spiel und das stille Bescheiden im engen Kreise galt ihm allein als das beglückende Ziel umgetriebener Erdenwaller; er grollt dem Jason, der doch das Vließ erwarb, und katechisirt im Erzieherton die genialische Lesbierin Sappho. Der Heroismus der Pflichttreue wurde sein Ideal, Banchanus, der treue Diener seines Herrn, blieb sein Lieblingsheld; man icht diesen dumpfsinnigen Knecht nur dem ins Ungeheuerliche gereckten njer Hebbels zu vergleichen, um den Kraftunterschied zweier Dichter essen und die Weltanschauungscheide fühlen zu können, die sich gegen Mitte dieses Jahrhunderts vollziehen sollte. Grillparzer stammte noch der ersten Hälfte; er übernahm von den Klassikern die fertige Form von dem vordrängenden Geist der Bürgerlichkeit das ruhige Ergeben

in ein unabwendbares Schicksal; seine Werke entstanden ihm so, — Gedichte und Dramen, die an Gedanken zwar ein Bischen arm sind und deren Sittsamkeitlehre mitunter an die Moral der für die reifere Jugend bestimmten Erbauungbücher erinnert, die aber, wie mit einem leise knisternden Kaminfeuer, den Sinn und die Seele sehr angenehm wärmen und mit ihrer weichen Kunststilisirung dem unsicher schwankenden Geschmack ein festes Spalier erhalten. Daß er den Otokar aus der Gruft erwecken wollte, war für den Dichter nicht gerade ein Glück; die großen Männer, die Welteneroberer aus Böhmen und Korsika, sah er immer nur als ein kleiner Mann und den Otokarstoff legte er sich als eine erbauliche Ofeneckengeschichte zurecht, wie früher die von Voltaire entliehene Fabel zum „Traum ein Leben“: ein Ehrgeiziger wurde bestraft und im Tode geläutert und über die böse siegte die gute Sache. Die böse Sache war aber natürlich auch hier wieder der Wahn trunkener Visionäre, die den dreisten Traum von der hoch hinaus strebenden Persönlichkeit leben wollten, — und wieder saß der edelsinnige Philister Rudolf über Otokar den Wüsten zu Gericht, wieder hielt die maßvolle Bürgerlichkeit mit dem Reckengerassel die streng rügende Abrechnung. So lange das Bürgerthum in revolutionären Kämpfen stand und mit den Feudalherren um das Daseinsrecht raufte, war Grillparzer, im deutschen Norden wenigstens, ein vergessener Mann, denn in fegenden Gewittern konnte er nicht der Führer sein; als die Bourgeoisie Fabriken gebaut und in verwickelten Spekulationen viel Geld verdient hatte, war den Satten und Sanften und Reichen ein Dichter willkommen, der über das Loos des Schönen auf dieser Erde ganz anders als Schiller dachte, der das Große verkleinlichte und das Kleine und Schwache liebevoll hegte und bei dessen Poetengespinnst man so nett träumen konnte. Grillparzer wurde nach 1870 der Weihedichter der bürgerlichen Bühne, wie Rudolf von Habsburg nach dem Siege bei Dürnkrut der Herr im Lande geworden war. Wie lange die Herrschaft noch währen wird? Um das Habsburgerreich stünde es vielleicht besser, wenn die größte und glänzendste Gestalt der Czechengeschichte nicht von einem deutschen Oesterreicher weggeräumt worden wäre. Und die Bourgeoisie wird es vielleicht noch einmal bedauern, daß sie als die bessere Menschheit sich über die stolzen Rittergeschlechter erheben und mit streichelnden Worten die eigene Tugendsamkeit so laut preisen ließ. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. April 1895.

# Das Theezeitalter.

Fenimore Cooper und Frederick Marryat, die einst Lederstrumpf und Peter Simpel besangen, sind lange schon altmodisch geworden und werden höchstens zu Weihnachten noch, wo manche alte Mode die fröhliche Auferstehung erlebt, artigen Kindern zwischen die Pelzhandschuhe und den Pfefferkuchen gelegt. Die Erwachsenen wollen von den Abenteurererzählern nichts mehr wissen; auch zu sentimentalen Reisen nach dem Geschmack Sternes spüren sie keine Lust und nur die leise ironisirende Lackmalerei der Daudet und Kipling, die in Port Tarascon und im Parsenlande Kulturdunggruben und Kulturabschäumungen entdeckten, scheucht sie wohl für ein Weilchen mitunter noch aus schweren Träumen von Kurskatastrophen und Hunnenaufständen, die am nächsten Morgen das bourgeoise Behagen durchbrechen könnten. Mit der Wurzel aber ist die Sehnsucht nach bunter Abenteuerlichkeit nicht ausgerodet; sie wuchert, seit im Wechsel der Mode der soziale Roman den Reiseroman abgelöst hat, nach anderer Richtung munter fort und

in der Holzpapierwelt, der feuchten und faulen, manches Jahr nun
n einen neuen Nährboden gefunden. Für breit und umständlich aus
onnene Reisebeschreibungen, wie etwa Pückler Muskau, Engelbertus
fer und Gontscharow sie uns gaben, fehlt Muße und Ruhe und
n Popocatepetl mag die Menge mit Humboldt nicht klettern; aber
ißt Reiz des Exotischen ist nicht erstorben und die Zeitungleute

müssen jetzt die Geschäfte besorgen, die in stillerer Zeit der Ethnograph und der Weltumsegler übernahm. Da gehts, in der Eile, denn nicht immer ganz reinlich zu: der Herr Redakteur kennt die fernen Länder, über deren Geschick er entscheiden soll, nur aus den Atlanten und Handbüchern; ihr Persönlichstes, Eigenstes, die Atmosphäre, ist ihm fremd, und doch muß er, wenn bis neun die Depeschen Wichtiges gemeldet haben, bis elf mit einem mindestens anderthalb Spalten langen Sprüchlein darüber fertig sein. In der Presse des Deutschen Reiches, das doch darauf angewiesen ist, eine Weltmachtpolitik zu treiben und auf der Erde Raum zu gewinnen, herrscht noch immer ein starker Widerwille gegen die Sachverständigen, die auf schwierige Fragen Antworten suchen könnten, und ein zähes Beharren bei der Gewohnheit, Alles, selbst die Tropenartikel, im Hause anfertigen zu lassen. Sogar in den größten Zeitungen, denen die Inserateneinnahme doch erlauben würde, die Gutachten kundiger Männer reich zu belohnen, ist die gesammte überseeische Politik gewöhnlich einem einzigen Herrn anvertraut, der, allenfalls mit der freundlichen und billigen Hilfe dilettirender Kapitäne und Offiziere, Alles erledigen muß, was zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer sich auf dem Erdball irgendwo ereignet hat oder ereignen könnte. Den Fleiß dieses Herrn mag man bewundern; viel Brauchbares aber wird er schwerlich zu Tage fördern, — auch wenn er noch so emsig die englischen Blätter studirt. Die Folgen bleiben nicht aus. Seit bald zehn Monaten lesen wir nun Leitartikel und Telegramme über China und Japan, über Korea und Formosa; die gläubigen Abonnenten freuen sich an den fremden Namen, den Yangs und Tsens und Kings, und schlürfen die Botschaft beinahe so gierig ein, wie ihre Eltern einst Coopers Indianergeschichten und Marryats Seenovellen verschlangen; der mißtrauische Beobachter aber, der weiß, wies gemacht wird, läßt von den ostasiatischen Zeitungssensationen sich nicht aus der Ruhe rütteln, weil er fürchtet, der hohe Letternhaufe möchte die Mühe des Durchstöberns nicht lohnen und die ganze Mitternachtweisheit könne für die Biologie der Völkerpersönlichkeiten am Ende nicht viel we voller sein als die verschollene Mär vom Letzten der Mohikaner.

Während des Krieges, den China mit dem frechen, um das W sogenannter Unterthanen stets unbekümmerten Leichtsinn der a. Theokratien heraufbeschwor, stand es fest: jeder gute Europäer, nicht für einen Barbaren gehalten werden wollte, war verpflich

vom Himmel den Sieg Japans zu erflehen, denn Japan — Das weiß jedes Kind heutzutage — ist der berufene Träger der europäischen Kultur. Da oder dort mochte wohl Einer denken: wir haben gar kein Interesse daran, den agrartechnischen und industriellen Fortschritt im fernsten Osten zu fördern und dem wunden Wirthschaftkörper unseres winzigen Welttheiles mit möglichster Eile neue Konkurrenten zu schaffen; für uns kann es nur vortheilhaft sein, wenn China ruhig weiter schläft und Japan nicht übermächtig wird und wir Beiden mit Nutzen unsere Industrieprodukte verkaufen können. Solche Ansicht aber wagte sich nicht hervor; sie wäre mit großen Phrasen von Humanität, Kultur und anderen eben so schönen wie unverkäuflichen Dingen auch sehr rasch niedergedonnert worden. Hinter dem Getöse lauerte freilich die merkantile Hoffnung: das erschlossene Chinesenreich würde ein guter Kunde sein, — als ob von der Beute, auf die England, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Belgien und Rußland sich hastig stürzen würden, für uns ein dauernd Beträchtliches abfallen könnte. Dann kam der Friede von Shimonoseki und nun veränderte sich ein Bischen das Bild. Der englische Kaufmannsgeist, der für alle orientalischen Möglichkeiten einen sehr feinen Geruchssinn hat, witterte eine heraufziehende Gefahr; er selbst hielt sich, alten Traditionen getreu, weislich einstweilen zurück und begnügte sich, in Europa leise auf die Stimmung zu drücken. Rußland, die in Asien zunächst bedrohte Macht, rührt sich von selbst, wenn die Gelegenheit da ist, in südlichen Meeren einen Hafen und vielleicht in der Nähe noch ein an Rohstoffen reiches Terrain zu erlisten. Frankreich hat für Tongking zu sorgen und wird außerdem stets gern dem nordischen Freunde zu Diensten sein. Aber Deutschland, ein heute in europäischen Rechnungen schwer zu bestimmender Faktor ... Deutschland mußte einsehen lernen, und möglichst rasch, daß Ostasien unter japanischer Führung für die künftige Entwickelung seiner Wirthschaftverhältnisse eine ernste Gefahr bedeutet. Und richtig: die zärtlichen Sympathien für die Preußen des Ostens ...en allgemach und jetzt ist Deutschland mit Frankreich und Rußl... zu einem Dreibunde vereint, der einem allzu hitzigen Vordrängen ...ans Schranken errichten will. Was dabei herauskommen wird — ein ersehntes Argument für die geplante Flottenvermehrung oder auch ...esiedelungfähiges deutsches Kolonialgebiet —, müssen wir abwarten; ...ird sich bald zeigen, ob wenigstens in der Behandlung der aus-

wärtigen Angelegenheiten der Fürst zu Hohenlohe einigermaßen den Erwartungen gerecht werden kann, die ihn begrüßten. Vorläufig sieht es fast so aus, als hätten die deutschen Regirungen klüger gethan, die Dinge an sich herankommen zu lassen und geduldig zu harren, bis für ihre Hilfe ein anständiger Preis einzustreichen ist. Vorläufig hat die Britenschlauheit wieder die günstigste Stellung gewählt: sie kann sich, wenns ihr beliebt, noch immer dem Meistbietenden verkaufen oder kühl im Hintergrund bleiben und zu den Vortheilen, die eine erfolgreiche Intervention des neuen Dreibundes auch dem englischen Handel verschaffen müßte, noch die Sympathien dafür einheimsen, daß sie dem Bunde der Großmächte nicht beigetreten ist. Die Unklarheit der Lage bietet allen erdenklichen Kombinationen den weitesten Raum. In Rußland regt sich die Furcht vor einem centralisirten und modernisirten Riesenreich der gelben Rasse, das die asiatische Mission der angeblich berufenen Erben der Goldenen Horde vorzeitig abschneiden könnte, und der russische Islam erbebt bei dem Gedanken, er könne zwischen Germanen und Mongolen eingequetscht werden, ehe die Sendung Wladimirs von Kiew erfüllet ist. Die Franzosen schüttelt ein Zittern um den Besitz Tongkings, das der Admiral Courbet ihnen erwarb; und die Deutschen, die bei der Theilung der Welt mit Poetenverspätung erschienen, richten den hoffenden Blick schüchtern jetzt auf Formosa, das die sansibaritische Wunde reichlich überpflastern könnte. Aus Alledem entsteht eine Wirrniß von Wünschen und Fürchten, in der sich der Zeitungleser sehr behaglich fühlt, sehr froh, einmal etwas Anderes zu hören als immer wieder von rasch ersonnenen Umsturzgesetzen und kolportageromanhaften Sozialdemokraten. Schlimm ist nur, daß nicht sachverständige Männer auftreten und uns erzählen, was wir von China und Japan eigentlich zu halten haben; vielleicht würde es dann bald offenbar werden, daß dieses ostasiatische Erwachen, von dem meistens nur im Indianergeschichtenstil berichtet wird, gar nicht so einfach ist, wie es der Kurzsichtigkeit des selbstbewußten und deshalb leicht dünkelhaften Europäers jetzt erscheint.

Ernest Renan, der sich gern in angenehm schmeichelnde Träume über die Bestimmung des Menschengeschlechtes verspann, hat einmal China den Rebus der Weltgeschichte genannt, das ewige, ruhende Räthsel, das mit einem grotesken Bilde den forschenden Blick immer narrt. Soll der Rebus nun gelöst, die zopfige Karikatur aus dem Buche der Bilderfragen beseitigt werden? Ein reaktionäres Genie ersten Ranges

— wenn die weite Wirkung den Rang bestimmt —, Kong-fu-tse, hat für einstweilen zwei Jahrtausende und ein halbes mit seiner Lehre das Reich der Mitte in den Zustand des Beharrens gebannt und dem unwägbaren Ding, das wir heute die soziale Ethik nennen, die Grenzen gewiesen. Er sah das immer erneute Schauspiel verfallender Kaisereien: einen lüderlich nach eigenen Moralgesetzen schwelgenden Hof, ein entsittlichtes, auseinandersplitterndes Volk; dahinter Dekorationen von der schroffsten klimatischen Verschiedenheit. Der Weise, der, wie es scheint, bei irgend einem Feudalherrn Haushofmeister oder Geschäftsführer war, that, was wahrhaft Weise bei solchem Anblick zu allen Zeiten thaten: er vertiefte sich in die Ueberlieferungen aus besseren Tagen und sann, wie man es wohl anstellen müsse, um aus dem alten ein neues Glück zu bereiten. Er kam nur als der Erneuerer des Alten, Guten, Bewährten, und wollte, nach eigenem Geständniß, nur, gleich dem Landmann, empfangenen Samen unverändert in die Erde streuen. Sein Ziel mag gewesen sein: die Zersplitterung des Reiches zu hindern und im Lande Ruhe und Frieden zu sichern. Der erste Satz in seinem Buche von der erhabenen Wissenschaft wollte die Menschen lehren, die himmlische Tugend in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit und Reinheit in sich wiederherzustellen. Seine ganze Morallehre, die von Mystik frei blieb, schmeckt, an der Oberfläche wenigstens — und darüber hinaus kamen wohl nur die gelehrtesten Mandarinen —, nach einem süßlichen Sozialismus, mit einem Patriarchal-Kaiserthum freilich und ohne den bitteren Pessimismus des Christenthumes, wie wir ihn etwa bei Tolstoi, dem russischen Kong-fu-tse, heute finden. In allen Büchern, die dem Laien zugänglich sind, kann man lesen, das Werk des weisen Gesetzgebers sei glänzend gelungen. Das Chinesenreich blieb vor dem Zerfall wirklich bewahrt und das Volk, das keine Heldensage kennt und pedantisch und friedfertig immer nach Nützlichem und Erreichbarem strebt, schien unter gestrenger Bureaukratenherrschaft sich ganz wohl zu fühlen. Keine Spur von Benthamismus und Altruismus, von dem Bemühen, der größtmög[illegible]n Zahl das größtmögliche Glück zu sichern oder in zärtlichem [illegible]leid für den Nächsten zu sorgen; die Chinesenmoral, neben der [illegible]nchester selbst beinahe wie ein mildes Bethlehem aussieht, lobt ihren [illegible]ründer. Und doch scheint es uns jetzt, wo wir erleben, daß ein [illegible]h, dessen Volksstand 360 Millionen Menschen umfaßt, von einer [illegible]fach kleineren Bevölkerung über den Haufen gerannt wird, als habe

die Rechnung des Kong-fu-tse eine große Lücke gehabt. William Lecky hat ganz richtig erkannt, daß der Genius eines Volkes seine Kraft und Lebensfähigkeit deutlich erst zeigen — oder versagen — kann, wenn es nöthig wird, neue Bedürfnisse alten Institutionen anzupassen. Diese schwerste Probe hat China nicht bestanden. Es ist verfallen und morsch geworden, nicht, wie Schwätzer gern glauben, weil es sich den Segnungen des europäischen Liberalismus verschlossen hat, sondern, weil es ihm nicht gelungen ist, das Alte organisch so fortzubilden, daß es für die neuen Bedürfnisse taugen konnte. Die höchst bedeutenden, mit der Bildung des Jahrhunderts gesättigten Männer, die im Deutschen Reich jetzt Minister und Staatssekretäre sind, mögen der Lehre nachdenken, — — wenn der Erlaß neuer Polizeivorschriften und Reglements ihre kostbare Zeit nicht gerade für wichtigeres Wirken in Anspruch nimmt.

Der Opiumkrieg, der Taipingaufstand, die Wirren wegen Kuldscha, Anam und Tongking: Alles ging so ziemlich spurlos über die chinesischen Gefilde hin und den Eifer der Europäer, ihre mählich schon abwelkende Civilisation an das Gelbe Meer und den Blauen Fluß zu tragen, lohnte kein Erfolg. Der Rebus blieb ungelöst. Jetzt hat Japan sich an der Räthselaufgabe versucht, und, nach der alten Erfahrung: similia similibus curantur, mit besserem Glück. Kong-fu-tse ist von Krupp-tse besiegt worden, könnte ein Witzbold sagen. Aber mit dieser Augenblickswirkung, die ungefähr einem Siege Württembergs über das Zarenreich gleicht, ist die Sache doch wohl nicht abgethan, so wenig wie mit eilfertigen Lobgesängen über die glorreichen Kulturerrungenschaften der Japaner, die beim Bauchaufschlitzen und Darmausreißen sich nicht gerade besonders kultivirt gezeigt haben. Lecky, der den Chinesen das Urtheil gesprochen hat, hat auch, wiederum unbewußt, in seinem Buch über den politischen Werth der Geschichte der neuesten Herrlichkeit des alten Zipangu schon das Horoskop gestellt, als er sagte, keine größere Gefahr könne ein Volk bedrohen als die gewaltsame Lostrennung von jeder Verbindung mit der eigenen Vergangenheit. Der Satz paßt nicht in das Dogmengebäude, das auf der trügerischen Grundlage d von Rousseau erträumten natürlichen Gleichheit der Menschen errich worden ist und in dem alltäglich noch verkündet wird, es gebe ei Allen nützliche und überall taugliche Civilisation, deren verstreute Güt auf dem Wege des Exporthandels nach allen Himmelsgegenden ve hökert werden müssen. Langsam aber dämmert den wachen Europäer

die mit Henry Maine erkannt haben, daß ihre gepriesene Civilisation in der Geschichte der Welt nur eine verschwindende Ausnahme — und wohl gar eine winzige Episode — ist, doch eine hellere Einsicht herauf und es wird vielleicht nicht mehr lange währen, bis man bemerkt, wie schlotterig den Japanern der modische Rock auf den Leibern sitzt.

Sie tragen ihn noch nicht lange. Auf der Opernbühne hat man wohl schon gesehen, wie eine ganze bunte Schaar plötzlich die Kleidung wechselt: ein Klingelzeichen, ein Zug an der Schnur, und der Flitterputz entschwindet in die Versenkung; in der Welt ungeschminkter Wirklichkeiten aber ward eine Kostümrevolution von der Art der japanischen noch nicht erlebt. Eine Kostümrevolution darf man das Ereigniß von 1868 nennen, obwohl der jähe Wechsel der Mode, der das Asiatengewand aus dem Kreise der Besitzenden bannte, eigentlich nur der großen Umwälzung äußeres Kleid sein sollte. Ohne Vorbereitung, ohne vermittelnden Uebergang, wurde ein Feudalstaat, der seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo Marco Polo ihn fand und beschrieb, in den Grundlagen sich kaum wesentlich verändert hatte, in eine moderne und beinahe parlamentarisch regirte Demokratie umgewandelt, wurde eine hierarchisch und militärisch gegliederte Gesellschaft in den engen Rock und die straffen Gesetzessitten Europas gezwängt. Der Stamm der Tokugawa, die eigentlich regirende Familie, hatte im Lande zu schlimm gehaust, seit, nach dem siegreichen Kampfe gegen die Ainos, das nationale Band gelockert und dem ersten Shogun, dem Statthalter des Kaisers, die vollziehende Macht im Reich zugefallen war. Ob es noch ein Beispiel giebt, daß ein erbliches Hausmeierthum fast drei Jahrhunderte lang die Herrscher in ein unthätiges und einflußloses Schattendasein zu scheuchen und den Adel, dessen Zwistigkeiten es geschickt nährte und nützte, sich unterthänig zu machen verstand? Endlich rafften ein paar mächtige Feudalherren sich auf, huldigten dem in Kioto vergessenen Mikado und begannen den großen Krieg gegen den übermüthigen Shogun, der in Tokio ein stolzes Herrenschloß aufgebaut und aus dem armen Flecken am östlichen Golf ziemlich rasch eine blühende Stadt geschaffen hatte. Die japanische Revolution ist auch [illegible] merkwürdig, daß sie von einem Adelskampf für den legitimen [illegible]er ihren Ausgang nahm und dennoch mit einem Sprung aus dunkelsten Mittelalter in die hellste Modernität führte. Der Mi[illegible] zeigte sich dankbar: er gab eine Verfassung, ließ, nach einem [illegible]ssystem, das die Wählerberechtigung an eine Einnahmegrenze von

jährlich ungefähr dreitausend Mark band, Wahlen ausschreiben und berief das Parlament in die Hauptstadt, die schon die Konstitution mit einem dreitägigen Festrausch empfangen hatte. In kaum mehr als zwanzig Jahren wurde eine Entwickelungstrecke durchmessen, die Europa Jahrhunderte gekostet hatte, und als der jedem Herrscher unbequeme Feudaladel, nach dem von Ludwig dem Vierzehnten gegebenen Beispiel, im Hofdienst unschädlich gemacht und der Grundbesitz zum Erbarmen abgefunden war, schien Alles in schönster Ordnung. Der europäische Liberalismus, der noch immer öffentliche Meinungen macht, stimmte ein Jubelgeheul an, weil Japan alle Fäden, die es mit der Vergangenheit verbanden, mit einem schnellen und scharfen Schnitt aufgetrennt hatte und weil ein Volk, das im Innersten doch asiatisch blieb, sich in einer buntscheckigen Kulturmaskerade gefiel. Und einstweilen wenigstens haben die Jubelnden Recht behalten: die Treibhausentwickelung hat Früchte getragen und für die nächste Zeit ist Japan, trotz allen Einsprüchen großmächtiger Koalitionen, in Ostasien der gefürchtete Herr.

Für die nächste Zeit; aber gewiß nicht für immer. Eine so ungeheuerlich kompakte Macht wie das Chinesenreich, das im Beharren den Stürmen von Jahrtausenden getrotzt hat, kann kein rascher Elan beseitigen. Japan konnte den Rebus lösen, — vielleicht; aus dem Bilderbuch der asiatischen Welt wird es ihn niemals entfernen. Es ist möglich, daß China zersplittert, daß Rußland neue Beute macht und dem Britenreich in Asien schlimme Sorgen bereitet. Solche politischen Erwägungen, die nur nach dem Staatlichen spähen, als käme es allein darauf an, welcher König oder Kaiser da oder dort seine Standarte hißt, bieten aber nur winzige Ausblicke, im Vergleich mit der wirthschaftlichen Perspektive, die sich dem weiter dringenden Auge eröffnet. Die Japaner, die man richtiger die Engländer als die Preußen des Ostens nennen würde, scheinen für das Wesentliche eine scharfe Witterung zu haben, ganz wie die jetzt um ihre Liebe winselnden Vettern vom Aermelkanal; ihnen ist es offenbar weniger um die formalpolitische Macht als um die Rassenstärkung zum Wirthschaftkampfe zu thun, und da ihnen die nothwendige Moralloſigkeit wohl nicht fehlt, können sie als die für den Handelskrieg Passendsten vielleicht die verschwächlichte Art der westlichen Welt überdauern. Sie leben auf einem für unsere Begriffe märchenhaft fruchtbaren Boden, dessen Ertragsmöglichkeiten noch gar nicht zu schätzen sind, der sie aber schon im small farming-System

mühelos und reichlich ernährt; sie haben, wie ihre vereinsamten Ökonomen behaupten, Metalle und Kohle im Land und ihre Transportmittel sind mit überheizter Geschwindigkeit entwickelt worden; sie sind bedürfnißlos und können zum Preise von dreißig bis siebenzig Pfennigen jede beliebige Arbeiterzahl für ein vierzehnstündiges Tagewerk dingen. Wenn sie jetzt China aus dem Schlummer pochen, wenn in beide Reiche die Maschinenkultur ihren Einzug hält, wenn die Agrarchemie bekannt wird, erfahrene Ingenieure anrücken und die Großindustrie das für den zierlichen Luxus arbeitende Kunsthandwerk ablöst, — dann könnte der Horizont für Europa etwas dunkel werden und auch der Kurzsichtigste könnte spät dann begreifen, daß dieses ostasiatische Erwachen unseren Jubelgruß am Ende doch nicht verdient. Das Geld, das den Kulturflüssen die Betten bereitet, wird der gelben Rasse ganz sicher nicht fehlen; das europäische und das amerikanische Kapital sucht, während das Sinken des Zinses bei uns ganz in der Stille den sozialen Ausgleich bewirkt, immer gieriger lohnende Anlagen und China kann heute schon billiger borgen als Frankreich nach dem Zusammenbruch von 1870. Ganz natürlich: die Besitzer der reichsten Theelager der Welt scheinen sichere Schuldner; der weitaus größte Theil der Menschheit trinkt Thee, dessen Monopol vorläufig noch die Asiaten haben; die Thee trinkenden Völker mehren sich mächtig und breiten sich über den Erdkreis aus, während das Wachsthumsgebiet der Theestaude sich, trotz Ceylon, noch kaum merklich vergrößert. In den Finanzen Indiens spürt man schon die belebende Kraft des Trankes, der noch unendlich reichere Schätze nach Asien einhandeln wird, wenn mit dem Eintritt des gelben Mannes in die moderne Geschichte erst das große Theezeitalter beginnt.

Dem Europäer dämmert es nicht verlockend. Aber Europa sieht auch schon recht müde aus und bekommt mit jedem Tage mehr Altersrunzeln. In Europa wird früher oder später der Versuch gemacht werden, die Botschaft von der natürlichen Gleichheit der Menschen in die Wirklichkeit umzusetzen und den Stachel auszureißen, der im Kampfe ···· Dasein den Ermattenden immer wieder vorwärts trieb, und es d sich dann zeigen, daß auf der wundervoll gedachten Basis des ·ialismus eine organisirte Gesellschaft eben so wenig ruhen kann nach dem klugen und offenen Worte des Bischofs von Peterborough, den erhabenen Grundsätzen der Bergpredigt. Einstweilen wird in ·pa der Sozialismus und Altruismus weiter wirken, unbekümmert

um Köller und Nietzsche, und beide Arme eines nicht mehr zurückzudämmenden Flusses werden die soziale Ethik der bürgerlichen Handelsgesellschaft so lange bespülen, bis sie ganz verwässert und verzärtlicht ist. Vielleicht wagen die Bedrängten noch weitere Kolonisationen und mühen sich, die Sklaven, die ihnen in der Heimath nicht mehr erwachsen, in den Tropen zu finden; aber auch dieses Bemühen wird eine kurze Zeitspanne kaum überdauern, denn der Gelbe, Braune und Schwarze ist dem Weißen der Decadence ja auch schon ein mitleidig geliebter Menschenbruder, dem er nichts Ungebührliches zumuthen darf, und eines nicht schönen Tages werden die Gelben, Braunen und Schwarzen, die an dreistem Rassentrotz uns sehr überlegen sind, in gewaltigem Anprall mit den nervös und mitleidig gewordenen Nachfahren der Konquistadoren die Kräfte messen. Die europäische Kultur ist — und darin entfernt sie sich nicht von dem Vorbilde der Natur — auf Ausbeutung begründet und nun schrumpft die Zahl Derer, die sich noch ausbeuten lassen wollen, sichtlich zusammen; die europäische Kultur kann verdorren, weil das Gewimmel nicht mehr als Kulturdünger dienen will. Noch ist die Krisis nicht da, aber sie meldet sich dem hellen Gehör schon an. Wenn in diesem Augenblick eine nicht versittlichte und nicht verchristlichte Rasse, die für die Handelsmoral vortreffliche Naturanlagen mitbringt und weder von Rücksicht noch von Nächstenliebe das Mindeste weiß, konkurrirend auftritt, dann ists immerhin ein Trost, daß von den beiden sie führenden Völkern das eine die Fähigkeit, alte Institutionen neuen Bedürfnissen anzupassen, noch nicht bewiesen und das andere sich selbst muthwillig von der organischen Verbindung mit der Vergangenheit losgetrennt hat. So scheint es möglich, daß Beide auf ihrem weiten Wege erlahmen, ehe ein ungeheurer Theestrom das stolzeste Gelände der Menschheit überfluthet und die letzten Mammuthreste der Heroologie in sein laues Gewässer hinweggeschwemmt hat.

# Die drohende Gegenreformation.

Die „Umsturzvorlage“, wie sie in die Reichstagskommission kam, war schon bedenklich genug und verdiente deshalb reichlich den geharnischten Widerspruch, der ihr sofort entgegengesetzt wurde. So aber, wie sie aus der Reichstagskommission zurückgekommen ist, erscheint die Umsturzvorlage nun gar als eine Gegenreformation, deren unausbleibliche Folgen eine der denkbar größten politischen Gefahren bedeuten. Es wird daher in der kurzen Spanne Zeit, die bis zur Beschlußfassung des Reichstages noch ablaufen wird, nicht genug geschehen können, um alle Konsequenzen des kombinirten Umsturz-, Unzucht- und Gegenreformation-Gesetzes aufzudecken und vor der revolutionären Gegenströmung, die es in allen Schichten der gebildeten Bevölkerung hervorrufen muß, rechtzeitig zu warnen. Die Gefahren, die von der Vorlage drohen, sind noch keineswegs in ihrer Gesammtheit nachgewiesen und die ergänzende Nachweisung, die hier versucht wird, kann ohne jedes bittere Wort gegen Das, was unseren katholischen Mitbürgern theuer und heilig ist, geführt werden. Der Reichstag vor Allem hat die Folgen, welche die Vorlage für ihn selbst haben müßte, zu erwägen; ich meine die Knebelung und Fälschung der Reichstagswahl-Bewegungen und die Gefährdung der Freiheit der Reichstagstribüne. Es kann ja kein Zweifel darüber bestehen, daß entweder die Redefreiheit in religiösen, politischen und sozialen Fragen auf die Tribüne der Nationalvertretung sich flüchten und hier Explosionen der heftigsten Art herbeiführen wird, oder daß der Immunität der Reichstagsdiskussion und deren uneingeschränkter Oeffentlichkeit ein Ende gemacht werden muß, wenn der beabsichtigte Erfolg der drei wichtigsten Paragraphen (§§ 130, 131 und 166) nicht in sein Gegentheil umschlagen soll. Die Vorlage greift gerade der deutschen Nationalvertretung an die Wurzeln ihrer Kraft.

Bevor ich nun näher auf den Gegenstand eingehe, glaube ich, einige möglichen Mißverständnisse kurz abschneiden zu sollen. Vor Allem bemerke ich, daß die Umsturzvorlage einige Bestimmungen enthält, die ich nicht unbedingt beanstanden möchte. Ich zähle hierzu namentlich die Bestimmungen des neu redigirten § 184 des D. R. S. G. B. und des neuen § 184a gegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Darstellungen, gegen Einleitung unzüchtiger Verbindungen durch Ankündigungen in Druckschriften, gegen Aus-ng, Ankündigung und Anpreisung von Gegenständen, welche zu unzüch-Gebrauch bestimmt sind (Ziffer 2). Wer kein Neunalthusianer ist, ...ar einen Fortschritt der Gesetzgebung in der Bestimmung Ziffer 2 formulirten § 184 zu finden geneigt sein, wonach das Aergerniß ..., die Steriliſirung namentlich der höheren Klassen befördernde Zu-...machen der zu unzüchtigem Gebrauch bestimmten Gegenstände mit

Gefängniß bis zu sechs Monaten und mit Geldstrafen bis zu 600 Mark geahndet wird. Allein schon bei diesen Artikeln (§ 184, § 184a) steigt dennoch wenigstens einiges formelle Bedenken auf. Was in aller Welt hat der Handel mit gewissen Gummi- und verwandten Artikeln mit einer Novelle zu thun, die das Königthum, die Ehe, das Eigenthum, den Glauben an Gott und das Christenthum als ewige Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft beschützen will? Die Hereinziehung der Materie in diese Novelle erscheint denn doch, aufs Mildeste ausgedrückt, als gesetzgeberische Geschmacklosigkeit, gegen die sich das Gefühl jedes Volksvertreters auflehnen darf. Auch ist die Grenze zwischen Unzüchtigkeit und bloßer „grober Unanständigkeit" der Druckschriften und Bilder selbst so gummiartig dehnbar, daß man auch sachlich nicht alle Bedenken unterdrücken kann, wenn man rein genug ist, um in der öffentlichen Ausstellung einer Venus von Milo ohne Hosen etwas Unreines nicht zu finden.

Zweitens wird zugegeben werden können, daß die Vervehmung der eigentlich anarchistischen Verbrechenseinleitungen durch einen Theil der Bestimmungen des § 49b (neu) und der neu formulirten §§ 111, 126 und 129a kein wirkliches Interesse der Freiheit und gedeihlichen Volksentwickelung gefährdet. Höchstens wäre zu fragen, ob in Deutschland der Anarchismus so gefährlich ist oder zu werden droht, daß er diese Verschärfungen jetzt schon nothwendig erscheinen läßt. Man kann darauf verschieden antworten. Abermals aber ist es mindestens geschmacklos, das anarchistische Treiben in einem Gesetze zu bekämpfen, dessen Hauptzweck einer Art Gegenreformation gelten soll.

Ein dritter Gegenstand, die schärfere Verfolgung der Anreizung zur Meuterei durch den neuen Absatz zu § 112, wird als diskutabel anzusehen sein. Es kommt darauf an, ob in der Erfahrung der Militärbehörde hinreichender Anlaß für die Annahme vorliegt, daß die bisherige — doch schon recht scharfe — Fassung des § 112 gegen Unterwühlungen der militärischen Zucht nicht genügt. Der neue Zusatz zum § 112 lautet: „Wer in der Absicht, die militärische Zucht und Ordnung zu untergraben, durch Wort, Schrift, Druck oder Bild gegenüber einem Angehörigen des aktiven Heeres oder der aktiven Marine das Heer oder die Marine oder Einrichtungen derselben verächtlich macht oder zur Verletzung der auf die Verwendung der bewaffneten Macht im Frieden oder Krieg sich beziehenden militärischen Dienstpflichten auffordert oder anreizt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft." Die Gumminatur auch dieses Paragraphen läßt sich ebenfalls beanstanden. Und noch mehr die Wirksamkeit der Bestimmung; der gefährliche Meutereiwühler wird in der Regel vorsichtig genug sein, dem Beweis der „Absicht der Untergrabung" vorzubeugen; die Gimpel aber, die in das Netz dieses Strafparagraphen gehen, werden meist wenig gefährlich sein, — habeant sibi!

Endlich wird eine Forderung, die das Centrum im Reichstagsausschuß

in die Vorlage hineingebracht hat, die Aufhebung des Kanzelparagraphen (§ 130a), an sich kaum angefochten werden können. Wird dieser Antrag nicht mit dem Antrag auf eine Art Privilegirung der katholischen Kirche gegenreformatorisch verkoppelt, so wird ihm die Berechtigung und Zweckmäßigkeit kaum abzusprechen sein. Der Kanzelparagraph (§ 130a) verfolgt mit Gefängnißhaft oder Festungstrafe bis zu zwei Jahren alle Religionsdiener, welche „in Ausübung ihres Berufes auf der Kanzel oder sonstwie vor einer Menschenmenge Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Veröffentlichung machen". Dieser „Kanzelparagraph" ist nach der Auffassung, die ich schon von Anfang an hegte, politisch in mehr als einer Hinsicht anfechtbar. Vor Allem nützt er fast gar nicht, namentlich der katholischen Kirche gegenüber, obwohl er auf sie im Kulturkampf gemünzt worden ist. Der Geistliche spricht in einer Wahlversammlung, die im Wirthshaus stattfindet, eben so wirksam wie auf der Kanzel und für Das, was er politisch im Beichtstuhl ins Ohr träufeln will oder bei geistlichen Handlungen der Familie im Hause der Wähler sagt, läßt sich ihm überhaupt nicht beikommen. Der Kanzelparagraph ist aber nach meiner Ansicht nicht blos unpraktisch, er beruht auch auf einer haltlosen Anschauung von der Kirche, der Anschauung, daß „Angelegenheiten des Staates" die Kirche überhaupt nicht angehen. Dies ist eine völlig unhaltbare Annahme. Den Staat geht die Kirche an, wie die Kirche der Staat angeht, und zwar auch aus Anlaß besonderer Ereignisse, die dabei zum Gegenstand der Verkündigung werden können. Ginge die Kirche der Staat nichts an, so müßte man jedes Te Deum, das der Staat für politische Ereignisse gesungen wünscht, und das Kirchengebet für fürstliche Familienereignisse sich von der Kirche verbitten. Ein drittes Bedenken betrifft die regelmäßige Unbeweisbarkeit des Vergehens, das im Kanzelparagraphen vernehmt ist. Was ist die „den öffentlichen Frieden gefährdende Weise" der Kanzelberedsamkeit? Wie gehässig ist die Konstatirung durch einen die Kirche besuchenden Denunzianten oder durch die eidliche Vernehmung der nicht schwarzen Schafe aus der Herde, die der Kanzelredner weidet! Wollte man einen solchen Paragraphen wirklich durchführen, so müßte man in vollem Umfang die moderne Elektrotechnik zu Hilfe nehmen und vor der Kanzel wie im Beichtstuhl einen unverletzbaren trol-Phonographen anbringen, der, wenn die Denunzianten und die gen versagen, gerichtlich vernommen wird. Dann aber erhebt sich die te und schwerste Einwendung. Weshalb soll nur die Kanzel mit der rterung von Angelegenheiten des Staates unter besondere Kontrole gewerden? Warum nicht auch das Katheder des Universitätprofessors? m nicht auch die Freimaurerloge? Warum nicht auch jedes Klublokal

adeliger Herren, wo wohl auch einmal die Fronde sich breit macht und der Friede sogar des Hofes unterminirt wird? Warum nicht jedes geschlossene oder nicht geschlossene öffentliche Lokal? Ein Kontrol-Phonograph fände überall Arbeit genug. Und welche Konsequenz für die Tribüne des Reichstages, wenn von dieser aus durch Verunglimpfung Wagners oder Schmollers oder Haeckels der öffentliche Friede so wirksam gestört wird, daß die Studenten halb rebellisch werden!? Der Kanzelparagraph ist ein Ausnahmegesetz, und ein unwirksames Ausnahmegesetz, so lange man sich nicht entschließen will, an jedem Deutschen einen phonographischen Spiritus-Kontrolapparat 30 cm vom Munde entfernt anzubringen. Dieser Kanzelparagraph hat zwar bis jetzt nicht Vielen wehe gethan, aber die Forderung seiner Abschaffung darf man dem Centrum kaum verargen. Ich würde wünschen, daß den deutschen Katholiken durch Abschaffung des Kanzelparagraphen jeder Vorwand zur Forderung einer gegenreformatorischen Privilegirung der Kirche entzogen werde.

Ja: der gegenreformatorischen Privilegirung der Kirche, und zwar nicht blos der katholischen Kirche, der gegenreformatorischen Privilegirung aller Bestrebungen und Interessen, die der freien Forschung den Maulkorb, dem frischen Kampf der Geister die Zwangsjacke anlegen wollen. Es handelt sich dabei keineswegs speziell um eine Gegenreformation der Katholiken gegen die Protestanten, obwohl den konservativen Protestanten nur Brosamen vom Kuchen zufallen würden. Die Vorlage bedeutet schon mit den ursprünglichen Bestimmungen ihrer §§ 130 und 131 und bedeutet jetzt mit ihrem § 166 den Versuch, die freie wissenschaftliche Forschung und das Geistesleben der gebildeten Klassen in Fesseln zu schlagen und der Censur des Juristenstandes zu unterstellen, dessen ganzes Wesen demjenigen der freien Forschung nicht im besonderen Grade kongenial ist. Es ist eine Gegenreformation in viel weiterem Sinne, als eine solche je da war, wenn der Entwurf der Reichstagsvorlage Annahme und kaiserliche Sanktionirung findet. Der Zweck wird zwar nicht erreicht werden, die Sozial- und die Naturwissenschaft werden nach wie vor ihre Schuldigkeit thun, ohne die Flinte ins Korn zu werfen; ganz sicher aber wird eine allgemeine Entrüstung der Geister außerhalb der Orthodoxie gegen die juristische Censur und durch diese gegen das Kirchenthum bewirkt werden. Der geringste Verstoß eines bornirten Richters wird gewaltige Gewichte in die Waagschale der vereinigten Opposition aller der verkappten Gegenreformation und Inquisition innerlichst widerstrebenden Elemente werfen. Die Knebelung wird nicht gelingen, aber eine höchst gefährliche revolutionäre Spannung, wie jene vor 1793 oder 1848, wird schwerlich ausbleiben.

Man braucht sich, um Das zu erkennen, der allgemein gegenreformatorischen Tendenz der Vorlage nur klar bewußt zu werden. Zwar nicht in jenem engsten Sinne, wonach der Katholizismus den Protestantismus durch den Sta

vertilgen will, ist hier von Gegenreformation die Rede, obwohl der § 166 den Protestanten sicherlich gefährlicher ist als den Katholiken. Es ist eine Gegenreformation weit umfassenderen Inhaltes, die nun von protestantischen Konservativen im Bunde mit den Männern des Centrums geplant zu sein scheint. Man will nicht nur der freien Diskussion in Sachen des Glaubens den Maulkorb anhängen, sondern die Monarchie als Institution, Ehe, Familie und Eigenthum „als Grundlagen der Gesellschaftordnung" sakrosankt machen; Das bedeuten die neuen Zusätze zu § 130 und § 131. Allerdings soll die Religion, d. h. der alte starre Kirchenglaube, das Christenthum, d. h. die Kirche, mit weit größerem Eifer gegen die Diskussion hiebfest gemacht werden als die anderen Institutionen. Die Reaktion will Diejenigen, welche die Ehe oder die Familie oder das Eigenthum oder die Monarchie prinzipiell angreifen, verglichen mit vorlauten Ketzern und Ungläubigen, immerhin glimpflicher behandeln. Einmal sollen die Ersten nur zwei, nicht, wie die Anderen, drei Jahre hinter Schloß und Riegel kommen. Bedingung der Strafbarkeit ist wieder bei den Einen, nicht aber bei den Anderen, daß das Verbrechen „in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise" begangen sein muß; diese Bestimmung ist zwar nach Zeit und Umständen und nach der Individualität eines Richters äußerst dehnbar, allein sie ist dennoch eine gewisse Schranke und hält ein wesentliches Merkmal des bisherigen § 130 fest. Es ist weiter ein großer Unterschied in der Strafverfolgung der „den Glauben an Gott oder das Christenthum angreifenden" Vergehungen, verglichen mit der Strafverfolgung der Angriffe auf die etwas profaneren Objekte der Ehe, der Familie, des Eigenthums und der Monarchie von selbst damit gegeben, daß eine andere Bedingung der Strafbarkeit, der „beschimpfende" Charakter des öffentlichen Angriffs, der für beiderlei Verbrechen gleichmäßig nach dem bisherigen Wortlaut des § 166 festgehalten ist, bei den Angriffen auf den Glauben an Gott oder das Christenthum praktisch eine viel gefährlichere Bedeutung hat als bei den Angriffen auf die profanere Staats- und Gesellschaftordnung. Das religiöse Gefühl ist viel empfindlicher als das Gefühl für Eigenthum und Monarchie, und zwar gleichmäßig für Denjenigen, welcher außerhalb der Dogmen anerkannter Kirchen seinen Frieden mit Gott sucht und findet, wie für den buchstabengläubigsten Sohn einer Kirche. Schon die Aeußerung der leisesten Kritik über den „Gottes- und
istenglauben" Anderer kann wirklich als Beschimpfung empfunden werden,
die Richter werden je nach ihrer Individualität und Konfessionzugehörig-
den Beschimpfungcharakter bei antireligiösen Anfeindungen viel eher an-
nen als bei Angriffen auf Ehe, Familie, Eigenthum und Monarchie. Die-
Umstand macht daher den neuen § 166 mit seiner Erstreckung auf den
uben an Gott und das Christenthum ganz besonders gegenreformatorisch

im Sinne der Orthodoxie beider Konfessionen. In der Reichstagskommission trat es ja schon klar hervor, wie weit man hier gehen möchte, da vorgeschlagen war, schon die „Herabwürdigung", nicht erst die „Beschimpfung" des Glaubens an Gott und das Christenthum mit Gefängniß bis zu drei Jahren zu belegen. Dieser Versuch ist zwar mißlungen, aber bei ultramontanen und orthodox protestantischen Richtern wird auch die bloße Herabwürdigung als Beschimpfung erscheinen und leicht schon jede eindringende Kritik, die nicht einmal herabwürdigt, wenn sie nur in packender Weise ausgesprochen wird, als Beschimpfung gelten.

Unter solchen Umständen ist es also besonders bedenklich, daß der § 166 des Strafgesetzbuches in einer weit vageren Fassung, als er bisher lautete, aus der Kommission hervorgegangen ist. Nach dem bisherigen § 166 wurde Gotteslästerung unter der Bedingung bestraft, daß sie Aergerniß gab; diese Voraussetzung ist in den legislatorischen Senkboden der Reichstagskommission verschwunden. Bisher waren nur beschimpfende Angriffe auf die „Einrichtungen und Gebräuche" anerkannter Religiongesellschaften straffällig; jetzt möchte man auch die Angriffe auf die „Lehren" der anerkannten Religiongemeinschaften als straffällig hinzufügen. Das wäre offenbar eine für die kirchliche Kontroversliteratur selbst höchst gefährliche Einrichtung; ohne Kontroverspredigt und Kontroversliteratur kann aber keine Kirche bestehen und diejenige Religiongemeinschaft, welche am Wenigsten orthodoxe Anhänger auf den Richterstühlen sitzen hat, wird am Meisten Verfolgung erleiden und am Wenigsten Schutz finden; die Richter sind eben auch Menschen. In unserem konfessionell schon genug zerrissenen Vaterlande wird daher diese Bestimmung vielen weiteren Unfrieden erwecken; und nach all der Erfahrung, die man mit dem Kulturkampf gemacht hat, sollte der Bundesrath, bevor er den jetzigen § 166 gutheißt, sich dreimal überlegen, ob solche Saat des religiösen Haders weiter auszustreuen sei. Einzelne besonders delikate Dogmen werden sich der öffentlichen Erörterung ganz entziehen. Dies gilt z. B. von den vier denkbaren Lehransichten über die unbefleckte Empfängniß: diejenige, welche sagt, Christus mußte von einem erbsündigen Weibe menschlich empfangen sein, sonst verliert sein Erlösungwerk an Werth, — diejenige, welche umgekehrt folgert, wenn Christus und Maria unbefleckt empfangen sind, so muß weiter die ganze Davidische Ahnenreihe bis zu Eva zurück unbefleckt empfangen sein, — diejenige, welche die fragliche Eigenschaft nur bis zur Mutter Mariä den Progreß nehmen läßt, — endlich diejenige, welche im Sinne des Protestantismus selbst für Marias Mutter die immaculata conceptio nicht gelten läßt —: diese vier Ansichten laufen mit ihrer Glaubenslogik Gefahr, vor dem Strafrichter nach dem neuen § 166 erscheinen zu müssen. Nun wird wohl die Masse Derer, auf die § 166 gemünzt ist, ohne viel Selbstüberwindung in

dieser delikaten Glaubenssache reinen Mund halten; aber wie wird es den katholischen, protestantischen und jüdischen Kontroverspredigern und Kontroversschriftstellern ergehen!? Der theologische Hader wird nun erst eine schwere Gefahr werden und das Ansehen der Gerichte wird dabei keinesfalls gewinnen.

Noch bedenklicher ist eine andere Erweiterung des bisherigen § 166. Vor der Gotteslästerung ist der „Angriff auf den Glauben an Gott oder das Christenthum" neu eingesetzt worden. In die weiten Säcke dieses Schutzmantels läßt sich geradezu Alles hineinschieben, was irgend einem Ketzerrichter nicht gefällt. Man wird nicht einmal ohne Gefahr mehr sagen dürfen: „Nenns Glaube, Liebe, Gott, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth", — und Goethe kann auch sonst ungezählt viele gebildete Menschen nachträglich ins Unglück stürzen. Und wo das Christenthum anfängt oder aufhört, was Alles damit bei drei Jahren Gefängnißstrafe sakrosankt gemacht werden kann, ist gar nicht abzusehen.

Abzusehen ist nur das Eine, daß haufenweise gute Köpfe und tiefreligiöse Herzen der Kirche gründlich entfremdet werden, daß die Kluft zwischen altem Glauben und neuem Wissen sich erweitern muß und schließlich der Unglaube und der Voltairianische Haß des écrasez l'infame mehr zu- als abnehmen wird. Der Gipfel neuester gegenreformatorischer Gesetzgebung wird damit erstiegen, daß auch der neue § 166 unter den Schutz des neuen Absatzes zum § 111 gestellt wird und Jeder strafbar ist, der zu dem Vergehen beschimpfender Angriffe auf den Glauben an Gott und an das Christenthum dadurch anreizt, daß er „eine solche Handlung anpreist oder rechtfertigt". Damit ist der § 166, mag er in der Praxis zu den ärgsten Skandalen führen, im Voraus gegen jede Kritik hieb- und stichfest gemacht.

Wir haben einen letzten Punkt zu berühren, der die Vorlage als eine gegen den gebildeten Theil der Nation, namentlich gegen die theologische, naturwissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Forschung gerichtete Gegenreformation erkennen läßt. Man möchte gern unter der Flagge der Bekämpfung der Sozialdemokratie segeln. Allein gerade der Sozialdemokratie werden die neuen §§ 130, 131 und 166 kaum ein Haar krümmen. Die Sozialdemokraten sind gescheit genug, „öffentlich" den Glauben an Gott und das Christenthum auch fernerhin für „Privatsache" zu erklären und den Schlingen der neuen Strafparagraphen auszuweichen. Höchstens, daß einmal und dort ein untergeordneter Polterer, welcher der Erhabenheit und Heiligdes Christenglaubens nicht schaden kann, in die Schlinge sich verfängt. Das werden die Sozialdemokraten bei ihrer Schulung leicht vermeiden, sie Ehe, Familie, Eigenthum und Monarchie auf „beschimpfende" und eine „den öffentlichen Frieden" gefährdende Weise öffentlich angreifen. Wagens brauchen ja die Sozialdemokraten „öffentlich" überhaupt nicht an-

zugreifen, um ihre Agitation und Propaganda gegen Ehe, Familie, Eigenthum und Monarchie wirksam durchzuführen. In ihren Fabriken und geselligen Lokalen stellen sie Ameisenhaufen dar, in welche die Führer nur leichte, unkontrolirbare Stöße zu führen brauchen, um sämmtliche „Genossen" darin die Antennensprache der Betupfung von Individuum zu Individuum führen zu lassen. Gerade die Führer der Sozialdemokraten haben hierdurch eine thatsächliche Immunität, die aller Polizei- und Gerichtsverfolgung spottet. Die „Führer" der Sozialdemokraten sind so wenig faßbar, wie die Beichtväter für Das, was im Beichtstuhl getrieben wird, faßbar sind.

Des Pudels Kern ist eben ein ganz anderer. Der freien Forschung, der Freiheit des wissenschaftlichen Vortrages und der wissenschaftlichen Publikation, der schönen Literatur und der Kunst, soll, so weit sie dem alten Grundbesitze, dem großen Kapital und der Orthodoxie widerwärtig und unbequem sind, der Zaum angelegt werden. Man macht Gegenreformation gegen den gebildeten Theil der Nation, so weit dieser nicht buchstabengläubig, nicht dem Kapital und Großgrundbesitz unterthänig ist. Während man den Kanzelparagraphen abschafft, legt man dem Katheder und der wissenschaftlichen Presse ein Mundschloß, der schönen Literatur und Kunst ein Feigenblatt an. Das sind ja auch, wenn man nicht phonographische Spirituskontrolapparate auf den Kanzeln, in den theologischen Seminarien, an den Beichtstühlen, in den Klublokalen anbringen will oder kann, die einzigen Vorträge, Darstellungen und Veröffentlichungen, die faßbar sind. Hierdurch eben wird das Gesetz in seiner thatsächlichen Wirkung ein Akt der Gegenreformation im schlimmsten und weitesten Sinne des Wortes, ein Akt der Gegenreformation nicht allein des Katholizismus gegen den Protestantismus, sondern aller alten gegen alle neuen Weltanschauungen, des alten Besitzes gegen die moderne Arbeit. An dem skandalösen Kesseltreiben, das im Reichstag gegen die Kathedersozialisten und Kathederdarwinisten in einer den öffentlichen Universitätfrieden gefährdenden Weise aufgeführt wurde, konnte man es ja wahrnehmen, was gewissen Herren in den Gliedern juckt: die umfassendste, dreisteste Gegenreformation gegen die ganze neuzeitliche Geistesentwickelung.

Nun wird freilich eine moderne Inquisition nicht viele Opfer erreichen. Die Löwen werden sich hüten, da zu brüllen, wo die Denunzianten und Aufpasser aufgestellt sind, die Füchse werden sich nicht zum Kessel treiben lassen und die Hasen, wenn sie auch in Schüchternheit sich mehren, werden ihrer Zahmheit wegen nicht getroffen werden können. Es werden bei der geplanten Treibjagd nur Wenige zur Strecke gebracht werden können. Und keinesfalls wird die Wissenschaft in ein Königreich Stumm sich verwandeln. Dennoch ist die politische Gefahr, die von einer noch so erfolglosen Gegenreformation droht, groß, vielleicht furchtbar. Und in dieser Beziehung gilt es, eine

größere Zahl bedeutender Gesichtspunkte geltend zu machen, die, so viel auch über die Umsturzvorlage schon geschrieben ist, kaum noch die genügende Berücksichtigung gefunden haben, Gesichtspunkte, welche die Orthodoxen beider Kirchen und die protestantischen Konservativen sich wohl zu Gemüthe führen dürfen, ehe sie den geplanten Schlag wirklich wagen. Vor Allem sollten die Regirungen sich klar darüber werden, was sie thun würden, falls sie den Entwurf der Reichstagskommission durch den Bundesrath annehmen lassen.

Die unausbleibliche Wirkung eines Gesetzes, das unverstümmelte Neudrucke fast aller unserer Klassiker unmöglich macht, das die Sozialwissenschaft knebelt, der Naturwissenschaft die freie Weltdeutung einschränkt, muß nothwendig die sein, daß Alles, was links von der Orthodoxie und dem alten Erbgroßgrundbesitz steht, fühlt und denkt, sich wieder einmal, wie schon öfter in der neuen Geschichte, zu einer einzigen oppositionellen Masse verschmilzt. Wenn auch das Gesetz in der Praxis wenig Erfolg haben würde: der Gedanke der Knebelung an sich wird für die führenden Geister und die gebildeten Klassen unerträglich sein und selbst die Sozialdemokratie als das geringere Uebel und die geringere Gefahr erscheinen lassen. Kann diese unvermeidliche Wirkung den Regirungen und den konservativen Parteien von heute gleichgiltig sein? Unter den Konservativen sollte namentlich der Grundadel bedenken, wohin sein gegenreformatorisches Treiben führen müßte. Die Fideikommisse sind wissenschaftlich hart angefochten und nationalökonomisch kaum mehr vertheidigt. Möge der fideikommissarische Adel, der volkswirthschaftlich auf einem sehr anfechtbaren Privilegium fußt und auch verfassungpolitisch von dem Tage an völlig entbehrlich geworden sein würde, wo die Volksvertretung neben den Erwählten des allgemeinen Stimmrechtes Vertreter moderner Korporationen besäße, es sich ernst überlegen, ehe er eine Gegenströmung der vereinigten Liberalen und Demokraten erzeugen hilft, die ihn eines Tages in einer Springfluth von der Bildfläche der Geschichte vollends wegschwemmen würde.

Alle kirchlich gesinnten Männer werden zweitens sich zu vergegenwärtigen haben, daß gerade dann, wenn das Gesetz die Theologie und Philosophie stumm machen würde, die jetzt schon so weit gähnende Kluft zwischen Wissen und Glauben sich noch erweitern müßte, daß also mittelbar der „Glaube an Gott und an das Christenthum" nicht geschützt, sondern schwer geschädigt wäre. Welcher konservative Politiker kann Das wünschen?

Sodann wird die Hauptschädigung zunächst wenigstens der Protestantismus und das protestantische Fürstenthum erleiden. Wer den zeitgenössischen Vorgängen mit kühlem Blicke folgt, wird zwei kritische Hauptwirkungen, welche die Sozialdemokratie hervorbringt, wahrnehmen: die weltliche Erschütterung des Kapitalismus und die religiöse Erschütterung des christlichen Glaubens der Arbeitermassen, vorläufig wenigstens der protestan-

tischen Arbeitermassen. Eine spätere Zeit wird wahrscheinlich die zweite Wirkung als die für die bestehende Gesellschaftordnung zerstörendere nachzuweisen haben. Eine reformirte Wirthschaftordnung kann und muß aus zeitweiligem antikapitalistischen Umsturz wieder hervorgehen; ob aber ein neuer Glaube, der noch positives Christenthum wäre, sich restauriren ließe, ist höchst zweifelhaft. Die christliche Kirche kann stürzen, sobald einmal die Massen desertiren werden. Nun kann die Gegenreformationvorlage bei den Massen nur Wasser auf die Mühle der Glaubensunterwühlung leiten, muß aber den „christlich-sozialen" Einfluß schwächen. Zunächst wenigstens, was die protestantische Arbeiterwelt betrifft. Diese muß der Kirche am Meisten entfremdet und in das Lager des religiösen Radikalismus getrieben werden. Daß sie dafür in den Schoß der allein seligmachenden Kirche sich zurückführen ließe, ist mindestens nicht mit Sicherheit anzunehmen und sogar höchst unwahrscheinlich; eher wird das Gegentheil eintreten, daß bei weiter aufsteigender wirthschaftlicher Entwickelung und Geschäftskonzentration auch große Theile der katholischen Arbeiterbevölkerung dem positiven kirchlichen Christenthum entfremdet werden. Wie Dem aber auch sei, der positive Protestantismus muß unter dem Gegenreformationgesetz jedenfalls aufs Schwerste leiden und deshalb muß es fast unbegreiflich erscheinen, wie ein kirchlich gesinnter Protestant im Reichstag, ein lutherischer Summus Episcopus im Bundesrath für das Gesetz sollte stimmen können. Schon die ursprüngliche Vorlage hat nur der Sozialdemokratie genützt, da sie den ersten Riß in das weltliche Programm dieser Partei — einen Riß, der in keinem Fall eine abgekartete Balgerei zwischen Bebel und Vollmar war — wieder schloß; zum Gegenreformationgesetz erweitert, wird die Umsturzvorlage der religiösen Unterwühlung der Massen, zunächst der protestantischen Arbeitermassen, den gewaltigsten Vorschub leisten.

Eine andere politische Erwägung von großer Bedeutung hat allem Anschein nach bis jetzt keine Beachtung gefunden. Und doch verdient sie selbst für die Kirche, namentlich für die katholische Kirche, geschweige für den Staat, die allerpeinlichste Aufmerksamkeit. Wie, wenn in den Allokutionen des Papstes, in den Encykliken, in den bischöflichen Hirtenbriefen und Fastenschreiben von den Protestanten eine Beschimpfung ihrer Lehre gefunden würde?! Bei der besonderen Empfindlichkeit des religiösen Gefühls aller Religiongemeinschaften kann Solches gar leicht vorkommen, namentlich, wenn zuvor Akatholiken wegen Beschimpfung des Katholizismus in Aergerniß erregender Weise vom Strafrichter gemaßregelt sein werden. Auch die katholische Kirche hat ein Interesse, daß Solches nicht vorkommen könne. Jedenfalls hat diese Interesse der Staat. Es kann ja doch wohl einmal vorkommen, daß der Staat gegen bischöfliche Aeußerungen und Kanzelangriffe im Sinne des § 16. einschreiten muß, wenn er das Gerechtigkeitgefühl der ganzen akatholisch-

Bevölkerung nicht schwer verletzen will, was er wenigstens zu Zeiten gar nicht wagen darf. Dann hat er Monstreprozesse gegen die Bischöfe und deren ganzen Klerus, Prozesse, die er vielleicht der Entscheidung ultramontan oder protestantisch orthodoxer Richter anheimgeben muß. Zündstoff genug für neuen Kulturkampf auf unabsehbare Zeit!

Eine weitere Konsequenz von politisch höchster Bedenklichkeit ist die Unvermeidlichkeit des Hineingerathens in allerlei unmittelbare und mittelbare Censur. Es handelt sich dabei um Censuren, die nicht blos dem ganzen gebildeten und gerecht denkenden Publikum unausstehlich verhaßt sein werden, sondern auch um solche, welche die größten Verlegenheiten für die Regirung hervorrufen und den Fluch der Lächerlichkeit den Höfen und Behörden zuziehen müssen. Mögliche Fälle von drastischer Wirkung sind leicht voraus zu konstruiren. Denke man an eine Aufführung des Faust. „Ein Jud und König kann es auch!“ — muß wenigstens in einer Zeit, da ein König unpopulär ist, gestrichen werden; denn in diesem Falle trifft der ganze Thatbestand von Absatz 2 des § 131 zu oder kann wenigstens zutreffen, nämlich „öffentlicher Angriff auf die Monarchie durch beschimpfende Aeußerungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise“. Oder: „Die Kirche hat einen großen Magen, hat ganze Länder schon verschlungen u. s. w.“ Auch diese von der Bühne gesprochenen Worte können in einer Zeit, da die weitere Bereicherung der Toten Hand schädlich und anstößig erscheint, sehr wohl als eine öffentlich beschimpfende Aufreizung gegen eine Einrichtung der katholischen Kirche gedeutet werden. Das „Ränzlein als wie der Doktor Luther“, das an der Ratte bemerkt wird, kann auch bedenklich ausfallen und unser großer Reformator, der für die meisten Protestanten mit Bismarck der größte Mann der deutschen Geschichte ist, kann wieder zum „gelehrtesten Chinesen“ (mit dem Reim auf Käse) degradirt werden müssen. Wenn all Das nicht erfolgt, so ist das Gesetz nicht ausgeführt oder — nicht ausführbar, was bei jedem Gesetz das Allerschlimmste ist. Und nicht blos jeder Theaterdirektor, sondern jeder Verleger klassischer, geistlicher und weltlicher Schriften kann unter das Damoklesschwert des § 166 gerathen.

Diese Theater- und Verleger-Censur kann am Ende eher lächerlich wirken; zu beachten bleibt aber, daß der Fluch der Lächerlichkeit eine der größten Gefahren in der Politik stets gewesen ist. Es kommt aber unfehlbar

mittelbaren Censuren noch viel schlimmerer Art. Da wird einmal für

meisten Prozesse über Vergehen gegen §§ 130, 131 und 166 die Heimkeit der Gerichtsverhandlung verhängt und die Presse fern gehalten den müssen. Das ist immerhin noch schlimmer, als wenn öffentlich verdelt wird. Die öffentliche Verhandlung aber erlaubt Männern, die für

Ueberzeugung einige Zeit Gefängniß fern von Madrid wagen, die denk-

bar wirksamste Propaganda zu machen. Da liegt anfangs die vorhin schon erwähnte Gefahr vor, daß die ganze Opposition sich auf die Reichstagstribüne wirft, von wo man wirksamer und aufreizender als von jeder anderen Stelle aus zur ganzen Nation reden kann. Dann ist nur die folgende Alternative möglich: entweder man beschränkt die Immunität der Abgeordneten, was auch den Urhebern der modernsten Gegenreformation recht unangenehm werden könnte, oder man verschafft den Angriffen auf Ehe, Familie, Eigenthum, Glauben an Gott und Christenthum eine Publizität der denkbar wirksamsten Art. Diese eine oder andere Folge kann gar nicht ausbleiben. Man kann sie zwar durch verdeckte Censur zu umgehen suchen, indem man das Reichstagspräsidium in die Hand zu bekommen und durch Präsidialdiktatur der Gegenpartei auf der Tribüne den Maulkorb anzuhängen sucht. Allein auch diese Art verdeckter Censur ist ein sehr zweischneidiges Schwert, das sich gerade gegen die Urheber der Gegenreformation, sobald sie sich spalten, wenden wird. Dann entsteht abwechselnd eine Fälschung der Reichstagsimmunität bald von der einen, bald von der anderen Partei. Es wird ja gerade dann, wenn das Gegenreformationgesetz zu Stande kommt, einmal auch wieder andere Majoritäten als diejenige vom dreiundzwanzigsten März geben und nicht immer werden zwei ultramontane Gerichtsräthe aus der Versenkung aufsteigen, in die ein Levetzow sich Hals über Kopf gestürzt hat.

Damit steht man schon vor einer weiteren höchst bedenklichen Wirkung des Gegenreformationgesetzes, die nicht ausbleiben kann. Die Autorität des Richterstandes, dem man so Etwas wie die Funktion der weiland „Heiligen Inquisition" zumuthet, wird auf das Aeußerste leiden. Kein Richterstand kann, ohne an Ansehen einzubüßen, Das leisten, was der Entwurf, namentlich durch die neue Formulirung des § 166 des Strafgesetzbuches, ihm zumuthet. Für den Richterstand eines paritätischen Staates ist die Aufgabe verschleierter Ketzerrichterei, die nach vielen Fronten zugleich wirken soll, erst recht unerfüllbar. Die Justizminister werden bei Anstellungen und Versetzungen in eine höchst fatale Lage gerathen. Denn jede Konfession wird die meisten Strafrichter ihrer Konfession haben wollen, die wirklich parteilosen Richter werden bald von der einen, bald von der anderen Seite verdächtigt werden und die Besetzung der Revision-, eventuell Appellationsenate wird eine sehr heikle Sache werden. Die Justiz kann sich für das Danaergeschenk solcher Machterweiterung nicht laut genug bedanken.

Jedermann wird schließlich die Sache aus dem weitesten Gesichtskreis, dem der internationalen Politik, zu betrachten haben. Ein Akatholik braucht nicht Flöhe husten oder Gras wachsen zu hören, um zu dem Argwohn zu gelangen, daß der gegenreformatorische Vorstoß, der in Deutschland gemacht wird, nur ein Glied eines ganzen Systems von Maßregeln ist, die darauf

ausgehen, den Dreibund zu erschüttern. Das Seitenstück ist der Kampf der katholischen Kirche in Ungarn. Je mehr im Innern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns die konfessionelle Zwietracht wieder emporloht, je nächtiger sich der Einfluß des Vatikans auf das innere politische Leben der beiden Reiche erweist, desto mehr muß das Vertrauen Italiens zum Dreibund ins Wanken kommen und die liberale Anhängerschaft des Dreibundes in Italien geschwächt werden, desto mehr blüht der Weizen Frankreichs, mit dessen Hilfe der Kirchenstaat allein noch restaurirt werden kann. Diese Strategie wäre auf dem Standpunkt, zu dem der Vatikan vollauf berechtigt ist, eine vorzügliche und, was die Feinheit der Politik betrifft, sogar bewundernswerth. Daß in Deutschland die Drähte gerade so gezogen werden, wie es jetzt geschieht, nämlich in der Richtung allgemeiner Gegenreformation von der Seite einer Koalition des Ultramontanismus mit dem protestantischen Konservativismus, zeugt sogar von ganz besonderem Geschick; denn anders kann eine Mehrheit für die letzten vatikanischen Zwecke im Deutschen Reiche nicht erreicht werden. Es wäre thöricht, Rom zum Vorwurf zu machen, was es seiner ganzen Natur nach nicht lassen darf, und das Behagen eines großen Seelentriumphes darüber, daß eben der Protestantismus selbst in seiner höchsten Gewalt, dem protestantischen Kaiserthum, ein Gegenreformationgesetz schaffen und sanktioniren hilft, wird jeder Politiker dem Kardinal Rampolla nachzuempfinden vermögen. Daß aber die konservativen Protestanten nicht einsehen, welche selbstmörderische That sie zu thun im Begriffe stehen, daß die protestantische Hauptmacht, die den Dreibund geschaffen hat, diesen von innen heraus, moralisch, durch ein Gegenreformationgesetz erschüttern hilft, — Das halte ich denn doch auf so lange nicht für möglich, bis die Konservativen im Reichstag für das Gesetz gestimmt haben werden und bis dieses Gesetz vom Bundesrath angenommen, vom Deutschen Kaiser unterzeichnet sein wird.

Wird dennoch im Laufe der nächsten Wochen wirklich, was heute noch als unmöglich erscheint, so wird die Gegenreformation doch nicht siegen. Sie wird nur eine kompakte Opposition zu Stade bringen, aus der dann wahrscheinlich eine viel gesündere parlamentarische Parteibildung, als sie heute besteht, hervorgehen wird. Allein der Preis hierfür könnte inzwischen für Deutschland in der äußeren und in der inneren Politik ein sehr theurer geworden sein. Jeder besonnene Freund des Vaterlandes, namentlich jede deutsche Regirung, t allen Grund, diesen Preis nicht bezahlen zu wollen, die schwere politische efahr drohender revolutionärer Gegenströmung noch in letzter Stunde zu schwören, dem Unglauben nicht noch mehr Hasen in die Küche zu jagen, lmehr die Vorlage, die unter gemeinrechtlichem Schein ein gegenreformatoches Ausnahmegesetz schaffen würde, lieber ganz fallen zu lassen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

# Doppeltes Bewußtsein.*)

Der Erste, der den merkwürdigen Zustand des sogenannten alternirenden oder doppelten Bewußtseins beobachtete, war der holländische Arzt Schroeder van der Kolk. Er besuchte, wie er in seiner Schrift über Geisteskrankheiten (Braunschweig, 1863) erzählt, ein zwanzigjähriges Mädchen, das sieben Jahre vorher eine langwierige Krankheit überstanden hatte und nun an dieser eigenthümlichen, mit Krampfzufällen verbundenen Bewußtseinsstörung litt. Sie war an dem Tage der Krankheit ein gänzlich verändertes Wesen, täppisch und kindisch, ohne Bewußtsein oder Erinnerung des vorhergehenden Tages, und mußte an einem solchen Tage mit großer Anstrengung Etwas lernen, das sie an dem gesunden Tage bereits vollkommen wußte. Sonst war sie, wenn sie gesund war, ein recht gescheites Mädchen, sprach gut französisch und deutsch und zeigte sich sehr belesen. Am folgenden Tage wußte sie von Alledem nichts und hatte nur Erinnerung an den kranken Tag, während das Gedächtniß des gesunden Tages nur mit dem zweiten vorhergehenden oder hellen Tage korrespondirte. Das ging so weit, daß sie an dem kindischen Tage wieder französisch zu lernen angefangen, aber nur geringe Fortschritte gemacht hatte, während sie es an dem folgenden Tage ganz fließend sprach. Brachte man sie an dem kranken Tage an einen bestimmten Ort, so wußte sie am gesunden Tage nicht, wie sie dahingekommen war. Schroeder van der Kolk besuchte sie vierzehn Tage hindurch stets an dem kranken Tage, wobei er jedesmal von ihr erkannt wurde. Als er aber zuerst an einem gesunden Tage zu ihr kam, war er ihr vollkommen fremd; sie konnte sich nicht entsinnen, ihn je gesehen zu haben. Dieser merkwürdige Wechsel war bereits seit vier Jahren ununterbrochen mit der größten Regelmäßigkeit eingetreten. Es ist also ein Zustand, ganz ähnlich dem hypnotischen Schlaf, bei dem auch nur zwischen den einzelnen Schlafzuständen ein Erinnerungzusammenhang besteht, während er im wachenden Zustand ganz oder fast ganz fehlt; oder ähnlich der Traumvorstellung, die sich, wie bekannt, in einer folgenden Nacht regelmäßig fortsetzen kann, während der Träumende im Wachen entweder keine oder nur eine sehr schwache Erinnerung davon hat.

Seit der genannte holländische Arzt im Jahre 1863 seine Beobachtungen veröffentlichte, haben sich ihnen zahlreiche Beobachtungen ähnlicher Art angereiht.

*) Vor einiger Zeit hat das vom Herrn Paul Lindau verfaßte Sensationschauspiel „Der Andere“ die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf einen Zustand gelenkt, der — wenn auch in ganz anderer Weise, als Herr Lindau ihn darstellt — seit zwei oder drei Jahrzehnten den Fachmännern wohlbekannt ist. Da die falsche Schilderung des Schauspiels manche Befürchtung erweckt hat, ist es vielleicht angebracht, Etwas von dem doppelten Bewußtsein hier zu erzählen.

Ein wesentlicher Unterschied zeigte sich nur darin, daß der zweite Zustand nicht immer verminderte, sondern bisweilen gesteigerte geistige und Sinnes-Fähigkeiten wahrnehmen ließ. Auch gewann in einzelnen Fällen der zweite Zustand ein solches Uebergewicht über den ersten, daß er schließlich als der normale erschien. Bisweilen kennt die Kranke, obgleich der Erinnerungzusammenhang zwischen beiden Zuständen aufgehoben ist, ihren Zustand und nennt den anderen die Krankheit. Die Kranke des Dr. Dufay, bei der Zunahme des Gedächtnisses und der Sinnesschärfe von Auge und Ohr beobachtet wurde, kannte ihren Zustand und zog das zweite oder andere Ich dem normalen Ich vor. Bemerkenswerth ist übrigens, daß fast alle diese Beobachtungen an mehr oder weniger jungen und mit jenem eigenthümlichen Nervenleiden, das die Aerzte Hysterie nennen, behafteten Frauenzimmern gemacht wurden, so daß der Verdacht der Simulation oder nervöser Selbsttäuschung nicht ausgeschlossen ist. Selbst die zuverlässigsten Beobachter und die erfahrensten Aerzte haben sich von den in der Kunst der Verstellung bisweilen eine förmliche Virtuosität entwickelnden Damen bereits täuschen lassen.

Mehr verläßlich sind die Mittheilungen über solche Fälle, bei denen das Bewußtsein des doppelten Zustandes vollständig erhalten bleibt und die daher besser den Namen „doppelte Persönlichkeit" tragen würden. So behandelte Dr. Galizier einen Kranken, der während der Heilung eines sogenannten Anthrax die Erscheinung des doppelten Bewußtseins darbot. Er glaubte plötzlich, nicht mehr Er selbst oder in Frankreich zu sein; es kam ihm vor, als ob er ein Anderer oder in dem Körper eines Anderen sei. Später sagte er aus, daß er sich in einen Chinesen verwandelt und in China zu sein glaubte. Er pflegte zu sagen: „Ich bin nicht mehr Ich" oder: „Ich bin ein Anderer". Galizier vergleicht diesen Zustand sehr gut mit jenen eigenthümlichen Zuständen, die zeitweise wohl jeden Menschen derart befallen, daß er die oft gehörten Redensarten gebraucht: „Ich kenne mich selbst nicht mehr", oder: „Ich weiß nicht, was ich spreche", oder daß er seiner Umgebung sagt: „Achtet nicht auf Das, was ich spreche oder thue; ich bin unschuldig daran".

Professor Laveran am Hôpital de Grâce erzählt in der Union medicale den Fall eines vierzigjährigen Kapitäns M. S., der sich in zwei Personen verwandelt glaubte. Er sieht fortwährend an seiner Seite einen Anderen, der ihm Alles nachmacht. Der Kranke weiß, daß er das Opfer einer Täuschung aber dennoch kann er sie nicht los werden.

Dr. Krishaber in Paris, der mehrere Beobachtungen dieser Art gemacht vergleicht den Zustand des in solcher Weise Affizirten, der keineswegs ückt, sondern in allen anderen Dingen vollständig vernünftig sei, mit dem r Raupe, die, während sie ihre Raupenerinnerungen beibehält, plötzlich zu n Schmetterling mit allen Sinnen und Empfindungen eines solchen ge-

worden ist. Zwischen dem alten und dem neuen Zustand oder zwischen dem Raupen- und dem Schmetterlingsbewußtsein gähnt ein tiefer Abgrund; die neuen Empfindungen können nicht an die alten anknüpfen und der Kranke kann sich selbst in ihnen nicht wiederfinden.

Ein Kranker gab an, daß, wenn er sprach, seine eigene Stimme ihm die eines Fremden zu sein schien. Alles um ihn her schien ihm so verändert, als ob er sich auf einem anderen Planeten befände oder als ob er eben erst auf die Welt gekommen sei. Alle Beziehungen seines Geistes zu Dem, was ihn umgab, und zu seiner Vergangenheit hatten aufgehört. Er konnte seine Wohnung nicht wiederfinden, auch wenn er ganz in ihrer Nähe war, und brach darüber in Thränen aus. Ein anderer Kranker dieser Art sagte nach seiner Genesung aus, er habe sich wie ein neugeborenes Kind gefühlt oder wie Kaspar Hauser, als er seine Zelle verließ. Er erklärte, daß er weit, weit fort sei, obgleich er sehr wohl wußte, daß er zu Hause war; aber zwischen dem Augenblick, der seinem Anfalle vorhergegangen, und demjenigen, der ihm gefolgt war, schien ihm eine unermeßliche Entfernung zu liegen, — eine Entfernung, so groß, wie die der Erde von der Sonne. Auch Dinge und Menschen um ihn her schienen ihm endlos entfernt und er konnte nicht begreifen, daß der Kutscher eines Wagens, den er genommen hatte, seinen Zuruf verstand; denn seine eigene Stimme schien ihm fremd und entfernt. Er mußte unerhörte Anstrengungen machen, um zu begreifen, daß er Er selbst sei, daß er durch die Straße gehe, seinen Kutscher rufe u. s. w. Er hatte ein Gefühl, als ob seine Arme und Beine nicht ihm gehörten, sein Kopf nicht der seinige sei und als ob er nur wie ein Automat handle. Er sah gewissermaßen wie ein unbetheiligter Zuschauer den Handlungen dieses zweiten Ichs zu, das er haßte und verachtete. Er würde sich getötet haben, wenn er nicht das brennende Verlangen gehabt hätte, wieder er selbst zu werden und wieder seine alte Welt zu erblicken. In der That sollen Selbstmorde aus solcher oder ähnlicher Veranlassung vorgekommen sein. Ein vierter Kranker hatte die Empfindung, als ob er überhaupt nicht mehr existire. Er betastete seinen Körper und fühlte ihn; trotzdem hatte er Mühe, an seine Wirklichkeit zu glauben. Erst später und nach und nach lernte er, seiner neuen Empfindungen sich zu bedienen und nicht mehr davor zu erschrecken, daß er, wie es schien, allein in einem fremden Lande sei. In diesem zweiten Stadium pflegt dann der Kranke nicht mehr zu sagen: „Ich bin nicht Ich", sondern: „Ich bin ein Anderer."

Dr. Krishaber ist der Meinung, daß sich der Kranke in der That nicht täuscht, wenn er glaubt, daß er ein Anderer sei. Auch wiedergenesene Kranke sind der selben Meinung. Das Ich ist ein Produkt unserer Empfindungen. Aendern sich diese, so muß sich auch das Ich ändern und kann nicht

eher wieder erscheinen, als bis die Empfindungstörungen, die den Verlust des persönlichen Bewußtseins zur Folge hatten, wieder ausgeglichen sind.

Uebrigens würde man sehr irren, wenn man die Erscheinungen des doppelten Bewußtseins als etwas Unnatürliches oder den normalen Rahmen unseres Seelenlebens Ueberschreitendes ansehen wollte. Denn das Bewußtsein an und für sich ist bereits ein Doppeltes oder Vielfaches; nur sind seine Wandlungen im Laufe des gewöhnlichen Lebens so langsam und unmerkbar, daß wir uns keine Rechenschaft darüber ablegen. Wir merken nicht, daß das Bewußtsein von heute ein anderes ist als das von gestern. Aber sobald wir größere Abschnitte unseres Lebens untereinander vergleichen, wird es uns klar, daß wir im Laufe unseres Lebens ganz andere Menschen geworden sind, — oft so sehr, daß, wenn wir im Stande wären, zwei durch einen langen Zeitraum des selben Ichs getrennte Persönlichkeiten zusammenzubringen, diese vielleicht wünschen würden, nie wieder im Leben einander zu begegnen. Am Weitesten entfernt sich unser Ich von dem Zustand der frühen Kindheit, aus der uns in der Regel jede Erinnerung fehlt und die wir nur vom Hörensagen kennen. Erst in Folge einer langen Erfahrung beginnt das Ich sich als Einheit zu fühlen und sich als solche dem Nicht-Ich gegenüberzustellen (Kinder sprechen bekanntlich fast niemals in der ersten Person von sich); und erst Gedächtniß und Erinnerung können dem Bewußtsein des Ichs jene Festigkeit, Dauer und Einheit verleihen, die es nach seiner vollständigen Ausbildung zu besitzen pflegt, die aber trotzdem dem Wechsel der Jahre unterworfen ist. So ist das Ich-Bewußtsein nur eine wechselnde Form der Gesammtsumme unserer Empfindungen. So lange diese einen gewöhnlichen und gleichbleibenden Verlauf nehmen, bleibt auch das Ich mehr oder weniger das nämliche. Sobald aber ein starker Wechsel, eine bedeutende Aenderung hierin eintritt, wechselt oder ändert sich auch das Ich-Bewußtsein. Die heftigste Aenderung stellen die vorhin beschriebenen Fälle wechselnden Bewußtseins dar; die mäßigsten und allmählichsten sind diejenigen, welche durch den Uebergang vom Kindheit-Alter in das der Jugend und von der Jugend in das Manns- und schließlich in das Greisenalter bewirkt werden. So fällt es uns bisweilen schwer, in einzelnen Phasen oder Handlungen unseres Lebens uns selbst wieder zu erkennen; wir stehen gewissermaßen einem Fremden oder „Anderen" gegenüber und begreifen nicht, wie wir jemals so oder so reden, denken oder handeln konnten.

Somit sind jene Fälle von doppeltem Bewußtsein nur die höchste Steigerung eines an sich natürlichen physiologischen Verhältnisses oder Vorganges, so daß sie an und für sich kaum den Namen „Krankheit" verdienen. Auch sind ja die sogenannten Kranken mit doppeltem Bewußtsein an sich ganz vernünftig und berichten über ihren Zustand, wenn er vorüber ist, mit völliger

Klarheit. Sobald der Krampf der Hirngefäße, der wahrscheinlich dem Zustand zu Grunde liegt, nachläßt und die Ernährung der betreffenden Hirntheile wieder in normaler Weise vor sich geht, ist der ganze Spuk vorüber.

Vielleicht ist auch eine Störung des normalen Einklanges in der Verrichtung der beiden Hirnhälften, die ja bekanntlich vikariirend für einander thätig sein können, die Ursache des merkwürdigen Zustandes. Dauert die Störung an oder wird organisch, so kann auch ein wirkliches, dauerndes Irresein daraus entstehen, wie in dem von Hack Tuke beschriebenen Falle eines in Bedlam befindlichen Kranken, der sein Ich verloren zu haben glaubte und gewohnt war, es unter seinem Bette zu suchen; oder bei der von Leuret in der Salpétrière beobachteten Frau, die von sich selbst als von einer ganz fremden Person zu sprechen pflegte.

Jedenfalls darf man dem französischen Philosophen Taine Recht geben, wenn er aus den beschriebenen Erscheinungen folgert, daß „das Ich oder die moralische Persönlichkeit als ein Produkt unserer Empfindungen zu verschiedenen Zeiten verschieden ist und nur darum oder so lange als das selbe erscheint, weil oder so lange diese Empfindungen die selben sind. Aendern sie sich plötzlich, so ändert sich auch das Ich und erscheint als ein anderes, bis es später mit Rückkehr der normalen Sensationen wieder erscheint". Unser Seelenwesen ist ja nicht, wie man früher allgemein annahm, ein streng einheitliches oder an einen einzelnen Punkt des Gehirns geknüpft (Zirbeldrüse, Hirnhöhlen-Wasser u. s. w.), sondern an dessen Gesammtmasse gebunden und setzt sich gewissermaßen, ähnlich einem mechanischen Kunstwerk, aus der zu einem einheitlichen Ganzen verbundenen Thätigkeit aller einzelnen Hirn- und Nerven-Theile zusammen. Tritt dann dadurch, daß einer dieser Theile in seiner Verrichtung gestört wird, eine Störung ihres Zusammenwirkens, ihrer einheitlichen Thätigkeit, ein, so müssen nothwendig Erscheinungen, wie die vorhin beschriebenen, auftreten. Wäre unser Nervensystem so organisirt, wie das gewisser niederen Thiere, die man beliebig in viele einzelne Stücke zerschneiden kann, wobei dann jedes einzelne Stück mit einem gesonderten Bewußtsein für sich weiter lebt, so könnte die Theilbarkeit unserer Seele und unseres Bewußtseins (die so viele Philosophen unter keinen Umständen anerkennen wollen) ad oculos demonstrirt werden. Sind ja doch auch Fälle genug bekannt, wo insofern eine solche Theilung stattfand, als durch krankmachende Einwirkungen ganze Lebensperioden aus dem Gedächtniß sonst geistig gesunder Personen verschwunden sind. Aber auch schon im Laufe des gewöhnlichen Lebens findet eine solche Theilung oft so statt, daß ganze Perioden aus dem Gedächtniß verschwinden und auf dem Grunde unserer Seele, ohne daß wir sie willkürlich herbeirufen könnten, so lange ruhen bleiben, bis irgend ein zufälliger physischer Anstoß sie wieder aus der Tiefe des Bewußt-

seins emporsteigen läßt, — ganz ähnlich der Traumvorstellung, die mitunter längst vergangene und vergessene Dinge wieder unserem inneren Auge zur Erscheinung bringt. Man hat oft das Gedächtniß als die eigentliche Essenz des Bewußtseins bezeichnet, obgleich die Erscheinungen des doppelten Bewußtseins mit ihren zwei verschiedenen Gedächtnissen dagegen zu sprechen scheinen. Das Gedächtniß ist im Grunde nur eine Form des Bewußtseins oder das Bewußtsein der vergangenen Dinge. Aber ohne Gedächtniß, und ohne daß ihm in Folge einer langen Erfahrung hinlängliches Material zu Gebote steht, könnte nur ein sehr eingeschränktes oder momentanes Bewußtsein möglich sein. Da sich nun jenes Material fortwährend ändert, so muß sich auch das ihm entsprechende Bewußtsein ändern; es kann niemals in zwei verschiedenen Momenten das selbe sein. Es giebt daher im Grunde auch kein Bewußtsein an sich, sondern nur Bewußtseinszustände von verschiedener Art und wechselnder Bedeutung.

Aeltere Philosophen stellen sich das Bewußtsein als unser ganzes seelisches und geistiges Wesen bestimmend oder gewissermaßen als den Direktor eines Schauspiels vor, der hinter den Coulissen der Erscheinungwelt das Ganze lenke und leite. Aber die Erfahrungen der Aerzte und Physiologen sprechen darüber ganz anders. Es ist, wie Bastian (Das Gehirn als Organ des Geistes, 1882) bemerkt, einer der gröbsten Irrthümer, daß das Bewußtsein das ganze geistige Wesen umfasse, da ja bekanntlich so viele seelische Prozesse ohne Bewußtsein vor sich gehen können. Man denke nur an die Zustände von Schlaf, Traum, Ohnmacht, Betäubung, Berauschung, Hypnose, Schlafwandeln, an die Nichtbetheiligung des Bewußtseins bei einer großen Menge von Empfindungen und zweckmäßigen Bewegungen, an die zweckmäßigen Bewegungen geköpfter Thiere, an die Thatsache, daß sogar, so widersinnig Das auch auf den ersten Anblick scheinen mag, eben so eine Empfindung ohne Bewußtsein, wie ein Bewußtsein ohne Empfindung möglich ist, endlich daran, daß alle Aeußerungen unseres seelischen Lebens, wie Empfindungen, Gefühle, Strebungen, Erinnerungen, Urtheile, Einbildungen u. s. w., abwechselnd bald bewußt, bald unbewußt sein können. Nur langsam und allmählich erhebt sich in der unter uns stehenden Thier-Reihe das auf einer allgemeinen Eigenschaft der organisirten Materie beruhende Bewußtsein bei den höheren Thieren und dem Menschen aus dunkler Traumvorstellung bis zu

: Höhe und Bedeutung, die eine gesonderte Betrachtung als eines besonderen schen Vermögens möglich macht. Da aber Dieses nur auf Grund igerter Organisation des Seelenorgans geschehen kann, so können oder ,,en Störungen in der Ernährung oder regelmäßigen Verrichtung jenes aanes solche Erscheinungen, wie die beschriebenen, zur Folge haben.

rmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

# Joseph Chamberlain.

Um einem größeren Publikum die Staatskunst Josephs Chamberlain, des Führers der liberalen englischen Unionisten, deutlich zu machen, gäbe es kein probateres Mittel, als die Geschichte des Hauses Nettlefold und Chamberlain ihm zu erzählen. In der Geschichte dieses Hauses spielt der Tag, an dem vor nunmehr vierzig Jahren Chamberlain junior eintrat, eine bedeutsame Rolle. Mit seinem Eintritt nämlich ging die Sonne des Glückes dem Hause plötzlich auf, erhielt es den entscheidenden Ruck nach vorwärts, nahm es allmählich den Aufschwung zur marktbeherrschenden Stellung. Da entsteht nun die Frage: durch welche Eigenschaften der junge Mann das Alles zu Wege gebracht hat? Es sind, lautet die Antwort, die selben, die ihn auch als Politiker vorwärts gebracht haben: der klar bewußte, durch keine romantische Grille getrübte Oberflächenblick; das frisch empfängliche, von wechselnden Augenblicksstimmungen kaum berührte, nur durch ein bescheidenes Maß von Schulweisheit beschwerte Gemüth, in dem die Realien des Lebens desto leichter Fuß fassen und desto fester sich verankern konnten; der schnell orientirte, plötzlich auftretende Verwickelungen schnell meisternde, derb zupackende Thatsachenverstand; endlich das virtuose Geschick, im Verkehr mit Menschen, in der Behandlung ihrer Wünsche, in der Sorge für ihre Bedürfnisse, stets den richtigen Ansatzpunkt zu finden. Ich möchte Chamberlain den am Meisten englischen unter den englischen Politikern der Gegenwart nennen.

Es gilt heute als ausgemacht, daß an Chamberlain die ehemals republikanischen Neigungen immer mehr einschrumpfen und sein politischer Standpunkt sich immer weiter nach rechts verschiebt. Möglich. Aber um so interessanter wird alsdann der Versuch, seinen politischen Mauserungen nachzuspüren. Er setzt, um die Mitte der sechziger Jahre, als brandrother Radikaler, als nivellirungsüchtiger Volksfreund, als Befürworter einer humanen Irenpolitik, einer weitgehenden Decentralisation der Verwaltung, hauptsächlich aber des allgemeinen geheimen Wahlrechts und des obligatorischen, unentgeltlichen Volksschulunterrichts ein und gewinnt mit diesem Programm seine ersten politischen Erfolge. Um die selbe Zeit stand, obwohl durch die vollste Koalitionfreiheit gewährleistende „Industrial and Provident Societies Act“ vom Jahre 1862 die Genossenschaftbewegung in den bisher glänzendsten Abschnitt ihrer Entwickelung getreten war, auf politischem wie wirthschaftlichem Gebiete die individuelle Doktrin in höchster Blüthe. Je mehr in Folge Dessen die wirthschaftlichen Aufgaben des Staates zur Herstellung einer guten Bilanz im Staatshaushalt sich vereinfachten, desto leidenschaftlicher warf sich der Fortschrittstrieb auf die politische Emanzipation des Bürgers, wie sie insbesondere von Stuart Mills Gesellschaft- und Staatslehre gefordert wurde, und als der junge Chamberlain, der schon als Jüngling in den Debattirklubs die Künste der politischen Debatte zu erlernen begonnen hatte, in den demokratischen Zeitstrom gerieth, sah er seiner Anlage, Erziehung und werktäglichen Beschäftigung gemäß seinen Beruf nicht in der Erzeugung neuer politischer Doktrinen, sondern in der praktischen Verwerthung der überreichlich vorhandenen. In seinen ersten politischen Reden fehlt daher jede Rücksichtnahme auf die Tradition; und von einem besonderen Respekt vor der durch unseren Freiherrn von Vincke so himmelhoch gepriesenen englischen „Erbweisheit

ohne Gleichen" verrathen sie herzlich wenig. Die Verhältnisse haben sich seither zwar gründlich geändert; der Roturier aus der obskuren Schuhwaarenhändlerfamilie kämpft heute im Bunde mit Salisbury, Churchill, dem Herzog von Devonshire, mit Lords und Lordssöhnen für die Integrität des Reiches; der Irenfreund von ehedem, der, liberaler als die entschiedensten Liberalen, einer Politik der irischen Emanzipation das Wort redete, gefällt sich heute zuweilen den Kelten gegenüber in einer Art von Rassenchauvinismus; der Volkstribun, dessen Name noch lange, nachdem er als Provinzialpolitikus ersten Ranges gefeiert und drei Jahre hinter einander Bürgermeister von Birmingham gewesen war, von den Mitgliedern der Westendklubs in London mit grimmigster Verachtung ausgesprochen wurde, darf heute als der Einzige fast aus nicht königlichem Geblüt und ohne Stammbaum dem Trauakt des zukünftigen Königs von England beiwohnen. Aber historische Rückblicke und Anspielungen sind in seinen allerjüngsten Reden zur Aufrechterhaltung der Union mit Irland wie zu Gunsten der Adelskammer so selten wie in seinen frühesten, und wenn er jetzt über Institutionen, gegen die er sogar noch als gereifter Mann und Politiker heftig wetterte, seine schützende Hand hält, hat er seinen Charakter als reinster Wirklichkeitmensch streng bewahrt. Chamberlains Wandlungen versteht man, wenn man ihn so zu sagen als Experimentalpolitiker nimmt, der für das politische Geschäft nur Einen Maßstab kennt: den der Tauglichkeit und Zweckmäßigkeit bestehender Einrichtungen, gemessen an dem gegenwärtigen Bedürfniß.

Das gerade ist für Chamberlain bezeichnend, daß er bei Abstraktionen sich nie lange aufgehalten hat, obwohl er als angehender Staatsmann seine allgemeine politische Bildung wohl auch dort geholt haben wird, wo alle Welt, in den sechziger Jahren zumal, sie in England suchte: bei Smith-Ricardo, John Stuart Mill, Macaulay. Nachdem 1867 die große Reform des Wahlrechts von Disraeli durchgeführt war, schob sich die Frage des unentgeltlichen obligatorischen Volksschulunterrichts in den Vordergrund. Unter den Liberalen zweifelte Niemand, daß der englische Gedanke so verweltlicht und, fast ein Jahrzehnt nach Erscheinen von Darwins „Ursprung der Arten" (1859), von der Kirchenlehre so weit emanzipirt sei, um die Verstaatlichung der Schulen nach allgemein giltigen Normen, auch schon im Interesse der von der Staatskirche schwer benachtheiligten kirchlichen Sekten, die heute ja größtentheils für Kirchenentstaatlichung schwärmen, durchaus nothwendig zu machen. Aber über die Form der Neuerung gingen die Meinungen weit auseinander. Das Gesetz Forsters, der dem großen Kabinet Gladstone (1869—74) angehörte, machte den Unterricht zwar obligatorisch; zugleich aber legte es den Vorständen jener Proletariergruppen, die man euphemistisch Familien nennt, nun noch eine besondere Schulsteuer auf, aus der die bestehenden Kirchenschulen unterstützt und neben ihnen die neuen Volksschulen oard-schools) geschaffen und unterhalten werden sollten. Selten wurde eine ohlthat so sehr zur Plage wie in diesem Falle. Chamberlain fand diese Steuer empörend und erklärte, nicht eher ruhen zu wollen, als bis das Volk von dieser „infamen Steuer" befreit wäre. Es war eine wundervolle Gegenheit, sich die Volksgunst, noch dazu auf ehrliche Weise, zu erwerben. amberlains Reden von damals enthalten ohne künstliche Wendungen und in rster Ordnung etwa Das, was Einem auf der Zunge zu liegen scheint. Er

ist wirklich ein Klassiker in der echt englischen Kunst des Einfachdenkens (plain-thinking). Und auch jetzt, obwohl längst in dem reifen Alter, wo die unausbleibliche Reflexion über die eigene Natur die naive Kunst in Manier hätte wandeln können, verfällt er nie in die falsche Prätension, beim Reden zu schriftstellern. Nur hat sich im Laufe der Jahre und nach einer siegreich zurückgelegten Laufbahn der Klarheit die Ironie als schmückendes Ornament beigesellt.

Das Auftreten in der Schulangelegenheit hat Chamberlain den Ehrennamen eines Volksfreundes eingetragen, den er auch behielt, als sich 1886 seine Wege von denen Gladstones trennten. Die Anderen freilich, die begüterten Klassen, waren von dem Manne nicht gerade erbaut, der sich (vor fünfundzwanzig Jahren!) mit dem Gedanken einer progressiven Einkommensteuer trug und der ihnen zumuthete, die Kosten für Schulen zu tragen, die sie — Gott sei Dank — nicht mit ihren Kindern zu beschicken brauchten. Die Birminghamer aber waren von ihm begeistert. Sie wählten ihn in die städtische Schulbehörde, machten ihn 1869 zum Stadtrath und, vom Jahre 1873 ab, wo Chamberlain siebenunddreißig zählte, dreimal hintereinander zum Bürgermeister. Aus dem ungeheuren Fabrikdorfe wurde unter seinen Auspizien eine moderne Stadt, und in den Knäuel labyrinthisch gewundener, schmutziger, rauchiger Gassen und Gäßchen brachte er Licht, Luft und Ordnung. Außerdem trugen seine Bemühungen in die Armenverwaltung, die Schul- und Sanitäteinrichtungen ein so gesundes, vorwärtstreibendes Leben, daß man alsbald Birmingham zu nennen anfing, wenn von einer musterhaft verwalteten Stadt in England die Rede war. Zugleich war für Chamberlain selbst eine bessere Vorbereitung auf die politische Thätigkeit kaum denkbar, und als er 1876 für Westminster ins Parlament gewählt wurde, zeigte sich, was die genaueste Kenntniß des sozialen Räderwerks werth ist.

Ueber Mangel an Beachtung konnte sich der parlamentarische Neuling vom Augenblick seines Eintrittes an nicht beklagen. Es war das sogenannte Bierparlament, und in ihm stand Disraeli an der Spitze. „Bierparlament" hieß es darum, weil die Schankwirthe, die mit Gladstones Temperenz-Gesetzgebung nicht zufrieden waren, ihr in dem whiskyreichen England mächtiges Votum für die Tories in die Waagschale geworfen hatten. Bald nun kamen, zumal nach der fließend und korrekt vorgetragenen Jungfernrede, die argwöhnisch prüfenden Aristokraten darin überein, dem vielberufenen Radikalen das Prädikat eines Gentleman zuzuerkennen. Haltung, Auftreten, Erscheinung waren tadellos. Der geschmeidige Wuchs, die jugendfrische Beweglichkeit der Glieder, der freie, offene Ausdruck im glattrasirten Gesicht mit der feinen, fast zierlichen Nase, die stahlblauen, nur beim Reden ganz geöffneten Augen, die schwarzen, kurzgeschnittenen, sorglich gescheitelten Haare, dazu die kurzen, aber bestimmten Gesten, die vollkommenste Beherrschung der Höflichkeitformeln, die fast gesucht modische Tracht: all Das schoß zu einem Ensemble zusammen, an dem sich Umstürzlerisches schwer entdecken ließ. Im Parlament nahm Chamberlain sofort eine Aufgabe in Angriff, die in England geradezu an der Wurzel der sozialen Frage liegt: Maßregeln zur Verminderung der Trunksucht zu finden. Im Gegensatz zu dem sogenannten „Wasserapostel" Sir William Lawson und anderen Radikalen, welche die Erlaubniß zum Verkauf von Spirituosen von den feierlich befragten Steuerzahlern der einzelnen Bezirke (local option) ab-

hängig machen wollten, schlug Chamberlain die Verstaatlichung des gesammten Einzelnverschleißes von Spirituosen, ähnlich dem von Gas und Wasser, unter angemessener Entschädigung der Interessenten, vor. Es handelt sich, wie man sieht, um die Uebertragung des Gothenburger Systems, das der Politiker an Ort und Stelle studirt hatte. An dieser Anschauung hat Chamberlain die Jahre hindurch festgehalten. Er findet nichts Schreckhaftes darin, daß der Staat Spirituosenhändler wird, falls nur das Publikum dabei gut fährt, und er erklärte sich mit ernst gemeintem Humor bereit, Whisky und Ale im Kellnerornat zu verschänken, wenn er sicher sei, die Anzahl der Säufer dadurch zu mindern. Im Jahre 1877 legte er einen entsprechenden Gesetzentwurf auf den Tisch des Hauses; aber das vor dem Eingreifen in die privatwirthschaftliche Erwerbsthätigkeit noch scheu zurückschreckende Parlament verwarf ihn, ohne jedoch seinen Urheber zu entmuthigen. Er fuhr vielmehr fort, die öffentliche Meinung zäh zu bearbeiten, und hat jetzt die Genugthuung, einen Umschwung sich vorbereiten zu sehen, der den Erfolg seiner Bemühungen in absehbarer Zeit nicht ausschließt.

Nach weiteren drei Jahren parlamentarischer Thätigkeit wuchs Chamberlain zu solcher Bedeutung empor, daß ihn Gladstone, als die großen allgemeinen Wahlen im Jahre 1880 die Tory-Mehrheit verwehten, zum Handelsminister machte. Noch wenige Jahre zuvor (1873 und 1874) hatte Chamberlain Gladstones Politik: die Aufhebung der irischen Staatskirche, die Erweiternng des allgemeinen Wahlrechts, die Einführung des obligatorischen Volksschulunterrichts, um nur ihre Hauptpunkte zu erwähnen, schwach und kleinmüthig, ihn selber einen prinzipienlosen Staatsmann genannt; jetzt wurde er sein Helfer, vielleicht, wie ein englischer Beurtheiler meint, weil er weniger im Kabinet als im Parlament zu fürchten war. In der That hatten nun Gladstones egyptische Sünden — die Blokade Alexandrias, die Sudan-Expedition, der Fall Kartums und die Preisgebung Gordons — jedenfalls einen Kritiker weniger, obgleich die imperialistischen Interessen des Reiches erst später in Chamberlain einen Beschützer finden sollten. Vorerst war dessen ganze Thätigkeit vielmehr durch sein Ressort absorbirt; und an diese Zeit knüpft sich die Erinnerung an zwei Gesetze, die in das Statutenbuch übergegangen sind. Durch das eine, ein Patent-Gesetz, wurden die Kosten für ein nach vierzehn Jahren erlöschendes Patent bedeutend (von 177 Lstrl. auf 154 Lstrl.) ermäßigt, während der Preis für ein vorläufiges Patent von 10 Lstrl. auf 4 Lstrl. herabgesetzt wurde, wovon nur eines sofort zu erlegen war; Erleichterungen bei der Verwerthung von Erfindungen, die als Wohlthaten empfunden wurden. Durch das zweite wurden Mißbräuche im Bankerottwesen abgestellt. Beides waren zahme Maßregeln, mit denen sich ein Revolutionär nicht anzukündigen pflegt und die bewiesen, wie richtig Gladstone Chamberlains Radikalismus eingeschätzt hatte, als er ihn der Verschmelzung mit seinem Liberalismus für fähig hielt. Eine dritte Reform, die unser Staatsmann betrieb, brachte ihn zwar zur Parlamentsmehrheit in Gegensatz, hatte dafür aber den unberechenbaren Vorzug, die Seele seiner Verbesserungbestrebungen zu enthüllen und vom Lande ein freundliches Echo auszulösen. Es war schon lange ruchbar, daß die großen Rheder, um dienstuntauglich gewordene Schiffe nicht etwa als Brennholz verkaufen zu müssen, sie laufen ließen, bis ein Sturm sie morschen Plunder zerfetzt hatte und die Mannschaft ertrunken war. So

war nicht nur das Anlagekapital gerettet, sondern, da dies sowohl wie die Ladung überhoch versichert waren, ein ungeheurer Profit gemacht. Auch im Parlament saßen die Leute, die auf solche Weise Millionäre geworden waren, und Jedermann kannte sie beim Namen. Diese infame Praxis war von dem braven Plimsoll 1878 zum ersten Male im Parlament denunzirt worden, mit dem Erfolge, daß die Angelegenheit, nachdem sie gewaltiges Aufsehen erregt hatte, in einer Kommission begraben wurde. Nun griff Chamberlain ein. Zunächst verschärfte er die Inspektion der Kauffahrteischiffe und ließ sie so oft und zu so ungelegener Zeit durchsuchen, daß die Rheder ganz empört Gegenmaßregeln ergriffen. Ihre Deputationen machten jedoch, trotz ihrer drohenden Sprache, nicht den geringsten Eindruck. Alsdann brachte er, dem Unwesen zu steuern, eine Bill ein — mit einer Rede, der nach dem Urtheil eines geistreichen Franzosen nur die Patina des Alterthums fehlt, um klassisch zu sein. Trotzdem wurde die Bill verworfen: so sehr war in der Mehrheit der damaligen Vertreter der englischen Nation der Gemeinsinn brutalisirt. Chamberlain hatte nichts weiter verlangt, als daß die Bestimmungen der Fabrikgesetzgebung zum Schutze der Seeleute auf den Rhedereibetrieb ausgedehnt würden, und er that es mit einer Begründung, die für den „common sense“ seiner sozialpolitischen Bestrebungen bezeichnend ist. „Ich weiß,“ sagte er, „daß es keine wirksamere Triebkraft giebt als das Interesse, und eben deshalb finde ich eine Gesetzgebung, die den Eigennutz zu der Menschlichkeit in Gegensatz bringt, schlecht, und will versuchen, den Egoismus auf die Seite des Guten zu schaffen.“ Daß der Fehlschlag Chamberlain verstimmen mußte, ist begreiflich, und wenn er sich auch bereit finden ließ, dem Kabinet treu zu bleiben, so machte er doch seinem Mißmuth in Wahlversammlungen Luft und verkündigte hier mit erfrischender Klarheit die Hauptpunkte seines sozialpolitischen Programms.

Dieses Programm ist in zweierlei Betracht von hervorragender Wichtigkeit. Einmal bedeutet es den Konzentrationpunkt, in dem der frühere und der gegenwärtige Chamberlain wurzeln und von dem aus seine ganze öffentliche Thätigkeit, trotz dem Abfall von Gladstone 1886, im Lichte der Einheitlichkeit erscheint. Ferner beansprucht es die Würde eines historischen Dokuments, da es die Forderung vom Staate zu inaugurirender sozialer Reformen gegenüber der ökonomischen Enthaltsamkeitlehre der alten Liberalen in die praktische Politik einführte. Bisher habe man, erklärte Chamberlain, der politischen Oekonomie als Wissenschaft vom sozialen Reichthum die Wissenschaft vom sozialen Glück geopfert und den Fortschritt statt in die Verbesserung des Looses des Individuums in das Wachsthum der Totalsumme des öffentlichen Vermögens gelegt; daher habe sich der Reichthum Englands von Tag zu Tag vermehrt, während die Armuth der Klassen, die jenen Reichthum erschaffen halfen, beängstigend angeschwollen sei. Das sei weder logisch noch gerecht, noch in Zukunft haltbar. Ueber diese allgemeinen Positionen hinaus, wie sie Carlyle, J. St. Mill, Ruskin, dem englischen Positivismus gemeinsam sind, ging Chamberlain zu den folgenden Einzelnheiten über. Erstens: Reform der Konsumsteuern, zweitens: Reform der Einkommensteuer. Er hielt es für unmöglich, sich dabei zu beruhigen, daß der Tabak des armen Mannes mit 14, die Cigarre des reichen Mannes dagegen nur mit 6—7 Prozent vom Werthe berhalten müsse; noch weniger, daß der arme Mann nach den Berechnungen

des Professors Leone Levi $7\frac{1}{2}$ Prozent, der Begüterte hingegen nur $3\frac{1}{2}$ Prozent Einkommensteuer zu zahlen habe. Die ungerechte Gleichheit der Auflage sei daher durch die im richtigen Verhältniß zur Steuerfähigkeit stehende Belastung, eben durch die progressive Einkommensteuer, zu ersetzen. Mehr Staub noch wirbelten Chamberlains Vorschläge zur Lösung der Landfrage auf, obwohl auch ihnen eine weise Besonnenheit als Basis verblieb und der Staatsmann fortfuhr, sie an dem Maßstab ihrer Ausführbarkeit in absehbarer Zeit zu messen. Er verlangte, wie die Sozialreformer aus der Ricardo-Schule, daß das Recht der Primogenitur erlöschen solle, falls kein Testament vorhanden sei; ferner: die gründliche Aenderung des aus der Feudalzeit stammenden Jagdrechts; Erleichterung bei Landübertragungen durch Kostenminderung und Beschneidung der umständlichen Formalitäten; die Herausgabe gegen eine Entschädigung der von den Großgrundbesitzern in den letzten Jahrhunderten usurpirten Gemeindeländereien; endlich die Erhöhung der im Jahre 1692 festgesetzten und zu den jetzigen Bodenwerthen außer Verhältniß stehenden Grundsteuern. Sein Ziel war, einmal den Pächtern beizuspringen, die den aus dem Mehrwerth des Grundbesitzes berechneten Pachtzins zu zahlen hatten und ihn doch in Folge des auf dem freien Markte durch die amerikanische Konkurrenz herbeigeführten Preissturzes für landwirthschaftliche Erzeugnisse nicht zu erschwingen vermochten; dann aber, zweitens, durch Zerstückelung der großen Riesengüter lebensfähige Bauerngüter sowie eine ackerbautreibende, seßhafte Bevölkerung zu schaffen und so das Brachwerden immer größerer Länderflächen Großbritanniens zu hindern. Der Vorwurf einer blinden Konfiskationwuth blieb jetzt Chamberlain nicht erspart, obgleich er wiederholt, um dem Verständniß nachzuhelfen, erklärte, daß das Streben nach Erwerb wie die dem Eigenthum anhaftende Sicherheit zerstört würden, wenn in der Behandlung bestehender Eigenthumsverhältnisse auch nur ein Schatten von Frivolität sich geltend mache. Diesen Vorwürfen lag aber allerdings die richtige Beobachtung zu Grunde, daß die von Chamberlain erstrebte Landreform sozialistisch gefärbt war, da ihm, wie sich gezeigt hat, nicht gleich John Bright und Richard Cobden „Freihandel in Land", die Aufhebung also aller gesetzlichen Beschränkungen der Verfügungfreiheit, der Fideikommisse und Primogenituren, als Ideal vorschwebte, um so ein neues bequemes Tauschmittel zu gewinnen. Er dachte lediglich an die Noth der Pächter und an das rapide Anschwellen des städtischen Arbeiterproletariats, da wegen des unaufhaltsamen Sinkens der Getreidepreise auch die Arbeiterlöhne auf dem Lande so stark fielen, daß in fünfzehn Jahren fast eine Million Landarbeiter in die Städte strömten, auch hier die Löhne herabdrückten und gleichzeitig die Lebensmittelpreise hinauftrieben. Von den extremen Forderungen, die nach den Lehren von Henry George die Verstaatlichung des gesammten Grundes und Bodens verlangen, hält sich Chamberlain durchaus fern; nur verweist er, in jüngster Zeit stärker als früher, auf England, um zu zeigen, was die Staatsintervention zu Gunsten der bedrängten Pächter und Bauern thun kann. In der That hat sich das englische Publikum durch die irische und schottische Agrargesetzgebung der letzten zwanzig Jahre an die Möglichkeit und Thunlichkeit des staatlichen Eingriffs in die bisher Vertragsfreiheit allmählich gewöhnt, und Chamberlain darf das Verdienst beanspruchen, im Gegensatz zu dem in den Traditionen der orthodoxen

Oekonomen aufgewachsenen Gladstone die Nothwendigkeit einer vorsichtigen Staatsintervention nachdrücklich betont und als einer der ersten praktischen Politiker die Bahn für den sozialen Fortschritt frei gemacht zu haben.

Allmählich treten so in Chamberlain die rein politischen Interessen hinter die sozialpolitischen zurück. Er will in folgenden Hauptpunkten zunächst den Versuch einer wirthschaftlichen Reform gemacht sehen: 1. Gesetzliche Kürzung der Arbeitzeit für Bergleute und andere in gefährlichen und besonders aufreibenden Berufsarten beschäftigte Arbeiter; 2. ortsstatutarische Bestimmungen über das frühzeitigere Schließen der Läden; 3. Begründung von Schiedsgerichten zur Verhütung von gewerblichen Streitigkeiten; 4. Unfallsentschädigung, ausgenommen in dem Falle eigenen Verschuldens; 5. Alterspensionen für die Armen; 6. Beschränkung und Ueberwachung der Einwanderung Mittelloser; 7. Erweiterung der Befugnisse der Städte zur Herstellung von Verbesserungen und zum Bau von Arbeiterwohnungen; 8. Ermächtigung der Gemeindeverwaltungen, durch Vorstrecken von Geldern und andere Erleichterungen die arbeitenden Klassen in den Besitz eigener Wohnhäuser zu setzen. Es ist für die jetzige politische Lage kennzeichnend, daß die auf die Bundesgenossenschaft Chamberlains und der liberalen Unionisten angewiesenen Konservativen sein soziales Programm zum größten Theil anzunehmen geneigt scheinen. Arthur James Balfour, der eigentliche Führer der Konservativen im Unterhaus wie im Lande, bürgt mit seiner ganzen Vergangenheit dafür, daß er Chamberlain der werthvollste Helfer sein wird, wenn die von ihm längst ersehnte Gelegenheit sich darbieten wird, „soziale, nicht sozialistische Gesetzgebung" zu betreiben.

Aber noch lebt die irische Frage, und sie droht, auch noch auf weitere Jahre hinaus die soziale Gesetzgebung lahm zu legen. Schon war Chamberlain ganz von ihren Aufgaben erfüllt, als die Ereignisse eintraten, die in seinem politischen Leben den äußeren Wendepunkt bilden. Als er 1885 in den Wahlkampf trat, der nach dem so kurzlebigen Kabinet Salisbury die Liberalen wieder ans Ruder brachte, galt er noch allgemein als Säule des fortgeschrittensten Liberalismus, obwohl sein Radikalismus stets mehr auf dem sozialpolitischen als auf dem rein politischen Gebiete gelegen war. Es war daher auch ganz natürlich, daß er wieder ins Kabinet Gladstone eintrat, da er nicht ahnte, daß dessen irische Politik dahin ging, in Dublin ein Sonderparlament zu errichten und mit englischem Gelde, unter Inanspruchnahme der großbritannischen Steuerzahler, den englischen Gutsherren ihr Land abzukaufen, um die irischen Pächter darauf erbansässig zu machen. Chamberlain dünkten nun, als der leitende Staatsmann seine Absichten kundgab, die zum Schutze der Reichseinheit in seinen irischen Bills vorgesehenen Kautelen gering; aber trotzdem ihm das Streben der Iren nach nationaler Selbständigkeit stets Mißbehagen verursacht hatte, war doch sein Einspruch gegen die irische Selbstregirung zuerst nur bedingt. Dagegen empfand er es von vorn herein als Ungerechtigkeit, in Irland britisches Geld zu sozialen Reformen zu verwenden, um deren Herbeiführung in England so gewaltige Vereine wie die Land-Reform-Liga sich bemühten. Die Meinungverschiedenheiten zwischen den beiden bisherigen Genossen erwiesen sich sofort als so groß, daß Chamberlain zur Verwunderung von Freund und Feind aus dem Kabinet schied. Denn er hatte bislang als

Irenfreund gegolten, und wenn er jetzt in Gladstones Vorschlägen den ersten verhängnißvollen Schritt zur Auflösung des Reiches sah, wenn er selbst ganz unverhohlen mit schneidender Beredsamkeit die Reichstreue der Iren bezweifelte, so sah die öffentliche Meinung in diesem Verhalten einen ganz unvermittelten Gesinnungwechsel, dem die sachliche Begründung fehle. Daß aber eine solche vorhanden war, dafür ist der Beweis fast handgreiflich. Der politische Ehrgeiz hätte ihn zwingen müssen, um der ihm zuerkannten — nicht angemaßten — Anwartschaft auf die liberale Premierschaft willen selbst ernstere Differenzen mit dem Parteihaupt zu übersehen. Auch hatte sich die anfängliche Bespöttelung Gladstones in eine solche Verehrung gewandelt, daß nur die allerschwersten sachlichen Bedenken ihn treiben konnten, eine von der Gleichheit der Ueberzeugungen getragene und auf langjähriger Kampfgemeinschaft beruhende Freundschaft kurzweg zu brechen. Es giebt daher nur eine Erklärung für Chamberlains denkwürdigen Bruch mit Gladstone im Jahre 1886: den Zwang seines patriotischen Gewissens. Darüber ward der bisherige Gegensatz zu Salisbury vergessen, vergessen auch die Abneigung gegen den bisherigen Gefolgsmann Gladstones, den „vornehm großherrlichen" Marquis von Hartington, den heutigen Herzog von Devonshire, und die Duzbrüderschaft mit John Morley, mit dem ihn wenige Jahre zuvor gerade das Interesse für die irische Emanzipation zusammengeführt hatte. Er blieb dabei, daß nicht er Gladstone, sondern daß dieser ihn, Goschen, Hartington, die ganze liberale Partei verrathen habe, und als dann die sogenannten Konferenzen der Tafelrunde, jene Versuche, die beiden liberalen Gruppen wieder zu vereinigen, zwecklos verlaufen waren, da bewirkte die Kampfgenossenschaft mit den Konservativen, die Gewohnheit, auf ihre Denk- und Empfindungweise Rücksicht zu nehmen, auch in Chamberlain selbst einen Umschwung, der nicht sowohl seine grundsätzlichen Anschauungen als die Art ihrer Geltendmachung im politischen Leben berührte.

Das trat schon 1887 deutlich hervor, als Chamberlain von einer neu zu bildenden Nationalpartei sprach. Nach dem Zusammenbruch der liberalen Partei, meinte er, müsse der Versuch gemacht werden, eine neue Gruppe zu bilden, die in allen sozialen und politischen Dingen nicht weniger der Sache des Fortschritts ergeben sei als die Liberalen der alten Schule, zugleich aber auch nicht weniger entschlossen sei, der Anarchie in jeder Form zu widerstehen und die Einheit des Reiches sowie die Herrschaft des Parlamentes aufrecht zu erhalten. Heute existirt die Partei, wiewohl nicht dem Namen nach, und heute giebt alle Welt zu, daß kein politischer Akt unseres Staatsmannes für die Geschicke seines Vaterlandes von so nachhaltiger Bedeutung gewesen ist, wie seine Trennung von Gladstone im Jahre 1886. In welchem Maße freilich sich Chamberlain, wenn er einmal zur Macht gelangt, einiger früher mit großer Schärfe betonten radikalen Programmpunkte erinnern wird, wagt kein Mensch anzugeben. Jedenfalls hat das Haus der Lords nichts Arges von ihm zu befürchten, während man doch weiß, daß die progressive Einkommensteuer wie die Trennung der Kirche vom Staat in ihm einen Anhänger haben, der sich bei passender Gelegenheit stets zu Worte melden wird. Ohne Zweifel aber steht der Satz: in England müsse die demokratische Evolution nun endlich zu Gunsten der sozialen Reform einen Stillstand erleiden, im Mittelpunkt nicht nur von Chamberlains politischem Denken, sondern schickt sich an, die leitende Idee im öffentlichen Leben des Inselreiches zu werden.

Dr. S. Saenger.

# Deutsch-Oesterreichischer Musikverkehr.

Einem aufmerksamen Beobachter der Künstlerwanderungen muß es aufgefallen sein, daß seit zwei, höchstens drei Jahren Deutschland eine sehr große Anzahl individueller, ganz typischer Künstler nach Wien entsendet. Ich will die nationalökonomischen Begleiterscheinungen dieser Thatsache hier ganz außer Acht lassen und begnüge mich, wiederzugeben, was ein sehr genauer Kenner der Konzertverhältnisse mir freundschaftlich verkündet hat. Das Publikum, meint er, gebe jahraus, jahrein doch nur das selbe Quantum Geldes für Konzertgenüsse aus und die Künstler müssen schauen, wie sie sich in dieses Geld theilen, ob sie nun in größerer oder kleinerer Zahl das Publikum bestürmen. Der Mann hat Recht, glaube ich, und man kanns heute deutlich bei uns sehen, wie der junge Wundergeiger Huberman ringsum zahllose Opfer fordert, unter denen die stolzesten Namen der Künstlerwelt zu treffen sind, seit im Konzert der Adelina Patti unser Publikum ihm, der damals mitwirkte, in ungerechter und unvernünftiger Weise vor der noch immer einzig dastehenden Patti den Preis eines größeren und begeisterteren Erfolges zuerkannte. Ein gönnendes Glück füllt so dem armen Knaben die Taschen (und er verdient es ja, obgleich er noch nicht „Meister“ ist und nur geniale Instinkte ihn ins Wesen und die Absicht der Kunst einführen), die übrigen Künstler aber gehen leer aus und das Publikum quält sich in unentgeltlichen Genüssen zur Blasirtheit.

Die große Künstlerwanderung aus Deutschland beweist, daß auf Seiten der deutschen Künstler gegenwärtig ein unvergleichlich stärkeres künstlerisches Uebergewicht ist, und Wien lernt einsehen, so weit der Chauvinismus einen nüchternen Ausblick in die Wahrheit gestattet, daß zu Hause lange nicht so viel künstlerische Potenz da ist, wie sie nun draußen in Deutschland aufgehäuft erscheint. Hier und da, wenn man zu hohem künstlerischen Zweck der feierlichen Offenbarung einer echten Künstlerindividualität bedarf, eines Sängers, Geigers oder Klavierspielers, macht man die Entdeckung, daß Wien heute sehr verarmt ist und daß nur Unzulängliches zu Hause zu finden ist. Aber kaum hatte man eines großen Künstlers Kunst vom Ausland geliehen, so pflegt mans pünktlich am nächsten Tag zu vergessen, und wieder tauchen im Publikum und in der Kritik dann die lokalen Maße und Beschränktheiten auf und Alles versinkt in den Schlamm des Unernstes, der Unehrlichkeit und der Thatenlosigkeit, die die eigentlichen Lebenselemente unseres öffentlichen Musiktreibens sind. Hier glaubt man nämlich noch immer, die Kunst sei mehr schön als ernst zu nehmen, es genüge ihr ein guter Wille und eine große Liebhaberbegeisterung, und der Ernst verzerre blos ihre dionysische Miene. Ist es nicht auffallend, daß wir gegen die stolze Schaar so individueller Künstler wie: Joachim, das Joachim-Quartett, d'Albert, Mühlfeld, Klengel, Gura, Becker, Sauer, Joseph Hofmann, Stavenhagen, Sistermans, Willy Burmester u. s. w., immer wieder Rosenthal, Grünfeld, Ondricek und schließlich unser Bestes, das böhmische Quartett, ins Ausland führen?

Der Grundzug deutscher Künstlercharaktere ist eine schöne Mannhaftigkeit,

die weit entfernt ist von einem frauenhaft sentimentalen Ueberschwang oder einer frauenhaft koketten Art, die Musik zu lieben. Auch sie glauben an die Begeisterung als das Urelement der Kunst, doch sind sie zugleich von dem Glauben begeistert, daß man die Kunst durchdenken soll, so weit sie sich dem Verstand ergeben kann. Die deutschen Künstler thun gut, nach Wien zu kommen. Das musikalische Klima Wiens ist um einige Grade wärmer als das Deutschlands. Die Geschichte der Musikliteratur und des Konzertwesens bestätigen diese Thatsache. Und als der lebendigste und schönste Beweis von heute mag Johannes Brahms selbst gelten, der, von Hamburg stammend, in Wien sich niederließ, um mit Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts Luft sich hier zu tränken. Wenn nun deutsche Künstler unserem Publikum gefallen, so beweist Das zuverlässig, daß in ihrer Künstlerschaft die ernst denkende Einsicht und eine warm fühlende Begeisterung sich zum starken, wirkungsicheren Bunde schlossen.

Eine gewisse Steigerung erfuhr die Sympathie für die nachbarlichen Künstler durch den Besuch der Philharmoniker aus Berlin, die kürzlich unter der Leitung von Richard Strauß, Felix Weingartner und Felix Mottl hier drei sehr anregende und erfolgreiche Konzerte gaben. Alle Wonnen und Schauer des piano fehlen den Geigern und Holzbläsern: Das ist der einzige Mangel des Orchesters; aber vortreffliche Blechinstrumentalisten lösen die schönsten Orchesterideen Beethovens und Wagners. Von den Dirigenten scheint Strauß der in gutem und schlechtem Sinn wohl suchendste Dirigent zu sein, Weingartner der hellste, gesundeste, etwas unbekümmert, zuweilen kokett, Mottl der am Wenigsten bedeutende.

Was dagegen die Bewegung der musikalischen Produktion anbelangt, so ist heute freilich der größere Werth noch auf unserer Seite. In unserer Mitte schafft Johannes Brahms frischer, wärmer und lyrischer denn je. Eben so unermüdlich ist der nach Amerika entlehnte Böhme Dvorak und mit dem Vermächtniß Smetanas bestreiten wir ein gutes Stück Gegenwart. Es kommt hierbei gar nicht in Betracht, daß Brahms' und Dvoraks Werke via Simrock-Berlin in die Welt ziehen.

Auf den Werken Brahms' aus den letzten Jahren ruht der warme Schein einer milden Weisheit. Die weiche, elegische Lyrik, die in ihnen fließt und gern mystische Räthsel streift, ist für die reinste und natürlichste Offenbarung seines Genius zu halten. Brahms war nie dramatisch. Was dramatische Musik heißen kann, zeigte uns Beethoven. Es ist aber auch ein charakteristischer Unterschied in den Lebensgängen Beethovens und Brahms' gegeben, der Das erklärt. Des Ersten Leben war auf den Grundton eines hochdramatischen Kampfes mit dem Leben und der Kunst gestimmt, während des Zweiten Leben frühzeitig genug in das Stadium einer praktisch und poetisch vernünftigen Ergebenheit in das Schicksal getreten ist, wo er den Räthseln des Lebens mit echt deutschem Ahnen und poetischem Schmerz nachging und sonst jeden Aufwand an leibhaftigem hmerz, der Körper und Geist bedroht, vermied. Brahms war und ist ein iker und in den letzten Jahren bestätigte er seinen Charakter am Schönsten sogenannten „Klarinettenquintett" und den drei Klavierstücken op. 117. e geniale Kunst des Klarinettenvirtuosen Richard Mühlfeld aus Meiningen, ein Rubinstein der Klarinette heißen mag, scheint Brahms das Wesen und Kunst der Klarinette in eigener Weise erschlossen zu haben, und mit seltener ergie wandte er sich plötzlich diesem Instrumente zu, dem er binnen wenigen

Jahren vier größere Werke widmete. Wer nicht glaubt, daß Brahms' Kunst Seele hat, Der höre Mühlfeld im Klarinettenquintett.

Dvorak ist sinnlich, warm und blühend im Einzelnen und Kleinen. Das Große gelingt ihm nur selten. Trotzdem hat er gerade in den letzten Jahren Lust gefühlt, ins Große und Größte zu gehen, ohne daß er diese Willkür in einem der letzten Werke künstlerisch irgend zu rechtfertigen vermocht hätte.

Smetana überragt wohl an Männlichkeit Brahms und Dvorak. Er ist auch dramatischer als die Beiden. Sein eigenes tragisches Leben wies ihn im Dramatischen an, Mit diesen drei Namen ist fast das Beste der gesammten gegenwärtigen Musikproduktion bezeichnet, und darum darf Oesterreich ganz besonders auf sie stolz sein. Noch zwei starke Namen gehören Oesterreich an: Bruckner und Goldmark. In letzter Zeit brachten sie nichts Neues auf den Markt. Trotzdem gestatte man mir eine Bemerkung in diesem Zusammenhang. Die beiden Komponisten haben in ihrem Schaffen einen verwandten Fehler, den man besonders bei Goldmark oft übersieht. Beide kompromittiren ihre künstlerischen Absichten, so weit die Noten davon erzählen, Jeder in seiner eigenen Weise. Will Bruckner auf ein erstes Thema ein zweites folgen lassen, so erkennt man es — was ja nicht sein soll — viel zu früh an seinen unzähligen musikalischen Verlegenheiten, die immer mehr Verlegenheit als Musik sind. Am Liebsten wäre es ihm, Melodie hinter Melodie zu stellen, — wenn Das nur ginge! Denn seine Erfindung ist wahrhaft groß. Auch Goldmark glüht von einzelnen Erfindungen und stellt sich sonst, als ginge es ihm sehr natürlich, wenn er die einzelnen Erscheinungen verbindet. Indessen ist sein Cement unecht, billig, vermag besser als der Brucknersche, das Publikum zu täuschen, nicht aber den tief beobachtenden Musiker. Am Schlimmsten ist es, wenn er seinen Cement als von alten, guten Firmen bezogen angiebt. Goldmark kennt die alten Quellen, den alten Geist nicht.

Von unserer sonstigen Musikproduktion gelangt wenig nach Deutschland. In den letzten Jahren waren die Lieder von Hugo Wolf und Anton Rückauf die einzigen musikalischen Güter, denen dieses Glück zu Theil wurde. Die Lieder Wolfs haben es verdient wegen ihrer originellen Art, die ich leider diesmal nicht ausführlich beleuchten kann, die Rückaufs wegen des ruhigen, überaus schönen Maßes in ihren Mitteln und der Sicherheit der künstlerisch-würdigen Wirkung. Jedoch will ich hoffen, daß bald auch die musikalischen Kreise in Deutschland ein Werk von hohem Werth bewegen wird, das in dieser Saison Herman Grädener uns geschenkt hat. Das Streichquartett d-moll, das ich meine, ist das satteste Werk dieses ausgezeichneten Musikdenkers, über den ich vor Jahr und Tag in diesen Blättern berichtet habe. Das Werk reiht sich den Quartetten Brahms', Smetanas und Dvoraks stolz an. Seine Gewalt wird bald um sich greifen.

So ist der Stand auf unserer Seite.

Was wir von Deutschland empfangen, ist so erstaunlich wenig, als wären wir außer jeglicher Kunstverbindung. Doch ist Das begreiflich, wenn man die ausdauernde Trägheit in unserer Oeffentlichkeit erwägt. In Opernsachen tritt speziell erschwerend dazu, daß unser Hofoperndirektor Jahn — wohl kein tiefer Musikkenner, vielmehr mit den Fühlern allgemeiner gut musikalischer Instinkte ausgerüstet — blos die Oberfläche der Dinge empfindet, daß er, sonst ein energischer

Leiter des Institutes, seinen künstlerischen Willen zu Füßen unserer vielen Erzherzöge und maßgebenden aristokratischen Ballettkenner legen muß. Die Mannichfaltigkeit solcher unkünstlerischen Wünsche und Befehle raubt dem Programm und der Kunstthätigkeit des Direktors die Würde und sie erklärt zugleich den hohen Kultus niedrig roher Ballette bei uns. Damit hängt es auch zusammen, daß Jahn am Liebsten nach bereits anderwärts reif gewordenen Erfolgen eines neuen Werkes ausspäht und meistens nur das erfolgsichere Stück neu uns bietet.

Aus Deutschland brachte er uns Hummels „Mara" und Humperdincks „Hänsel und Grethel". Wie wir zu der Ehre kamen, hier gerade Hummels Werk kennen zu lernen, ist mir allerdings unbegreiflich. Es gab nie ein schlechteres, unroutinirteres, ohnmächtigeres Werk auf unserer Hofbühne als „Mara". Wenn man die Dichtigkeit greller Kontraste musikalische Routine zu nennen wagt, so ist Das sehr zu bedauern, und wenn man sagt, daß Hummels Werk einem Gedicht ähnlich sieht, das statt aus Worten blos aus Ausrufungzeichen besteht, so ist damit gerade so viel gesagt, wie Hummel verdient. „Hänsel und Grethel" ist erst hier richtig gefühlt und erkannt worden. Nach den beispiellosen Erfolgen in Deutschland hätte man urtheilen mögen, es sei hier eine neue musikalische Kunst aufgegangen oder ein ungeahnter Triumph der bisherigen erreicht worden. Nach diesen Richtungen war eine Originalität Humperdincks denkbar, aber die Erwartung der Originalität traf nicht zu. Indessen mußte man ihm ein poetisches Vermögen zugeben. Das Werk sprach zu viel davon, als daß man gut oder böswillig es hätte leugnen können. Und warum sollte ein nicht origineller Künstler nicht auch poetisch sein können? Wenn auch das Wort Poesie seiner ursprünglichen Etymologie nach das eigene Schaffen zum Sinn wünscht, so mag man immerhin das Schaffen und die Bildung von Gefühlen, gleichviel ob auf eigene ursprüngliche Anregung oder auf fremde, mit gutem Recht poetisch nennen. Wenn es wahr ist, daß Humperdinck sechs Jahre an seinem Werk gearbeitet hat, so ist Das gewiß ein vereinsamtes Beispiel eines ruhigen, gesunden Fleißes und einer gut organisirten Künstlernatur, die, wo ringsum unruhigen und eilenden Nerven Arbeiten für den Tag, den Erfolg und die Mode abgenöthigt werden, in Geduld und Stille im Werk Zwecke schafft und sie erfüllt.

Außer diesen Arbeiten kam nur noch ein einziges Werk eines deutschen Künstlers hier zu guter Geltung, nämlich das Streichquartett Es-dur von d'Albert. Es scheint mir charakteristisch für Humperdinck und d'Albert, den, wie ich glaube, beiden Besten unter den jungen Komponisten in Deutschland, daß sie klares Wollen und klares Können haben in Dem, was sie von ihren Meistern erlernt haben. Eine schlechte Nichtoriginalität trägt nie so schöne und gesunde Züge wie die gute Nichtoriginalität Humperdincks und d'Alberts. Indessen scheint mir von diesen beiden Künstlern d'Albert der reichere, mannichfaltigere und vielseitigere, denn der laute und auch sehr verdiente Erfolg von „Hänsel und Grethel" bekümmert mein Gefühl in dieser Frage sehr wenig. Ich wünsche d'Albert ein geduldigeres Schaffen, und hoffe, daß es ihm Werke bescheren wird, denen gute Kenner warme Liebe und Achtung noch entgegenbringen werden.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

# Die Statue.

Bei ihrer Verlobung, bei der Unterzeichnung des Kontraktes, bei der Hochzeit, als das junge Mädchen den jungen Bildhauer wählte, erhörte, heirathete, wußte sie so ziemlich Bescheid mit dem speziellen Leben, das sie jetzt kennen lernen und führen sollte. Seit ihrem ersten Auftreten als junge Dame der Welt lebte sie in jenen Kreisen des glänzenden Luxus, der fieberhaften Zerstreuungen, der modernen Literatur, in denen Alles defilirt, was im pariser Leben eine Rolle spielt. Bei dem tastenden Geplauder, der entnervten Konversation, aus denen die Atmosphäre dieser Gesellschaft besteht, wird, wenn man auch nicht Alles ausspricht, doch Alles angedeutet. Es giebt junge Mädchen, die nichts verstehen, — andere, die Alles verstehen. Einige legen die gefährlichsten Jahre zurück, hören die aufklärendsten Bemerkungen mit an, ohne das Geringste von ihrem Blumenhauch, ihrer jungfräulichen Unschuld, ihrer kindlichen Unbefangenheit einzubüßen. Andere hingegen wissen sofort, wovon die Rede ist, und finden sich, ohne daß man begreift, wie es möglich ist, ohne daß sie selber es begreifen, im Besitz aller der feinen Schlüssel, die die geheimsten Schlösser erschließen. Die zweite Gattung ist eben so wenig zu tadeln, wie die erste zu loben ist, und es giebt für diese Verschiedenheit keine Erklärung, die nicht den physiologischen Zufall und das Geheimniß des Instinkts grell beleuchten würde.

Das junge Mädchen, von dem hier die Rede ist, gehörte zu den Wissenden, und als aus dem jungen Mädchen eine Frau wurde, glaubte sie nicht allein, daß sie im Stande sein würde, das Leben im Allgemeinen so einzurichten und die Zukunft so zu gestalten, wie ihr Geist es verlangte, sondern auch, daß es ihr gelingen würde, gewisse besondere Hindernisse vorauszusehen, abzuwenden und ihr Glück dadurch nur noch zu befestigen. Gerade in dieser Sorge für das Reelle bekundete sich die romantische Einbildungskraft, die man in ihr erstorben geglaubt hätte, gerade hier begannen die jungfräuliche Unschuld, die Unbefangenheit des Kindes ihre Rolle zu spielen.

Sie hatte Künstlerin werden wollen, hatte die Museen durchwandert und sich in den Ateliers einschreiben lassen. Sie hatte schriftstellern wollen; sie hatte viel gelesen, hatte es darauf angelegt, sich mit Gelehrten zu unterhalten. Schließlich hatte sie auf die direkte Produktion, auf die ausübende Kunst, verzichtet und ihren Ehrgeiz darauf beschränkt, einen Künstler heirathen zu wollen.

Sie war nun die Frau eines beim Publikum sehr beliebten Bildhauers, der bei öffentlichen Arbeiten und mit der Anfertigung von Büsten für den Salon beschäftigt war. Er erhielt viele Einladungen, empfing selber gern in seiner mit großer Pracht ausgestatteten Wohnung im Quartier Monceau und dabei war er klug, war sich der Oberflächlichkeit, mit der er das von ihm erwählte Kunsthandwerk betrieb, voll bewußt, hatte geistige Interessen, war liebenswürdig und — verliebt.

Auch Jeanne war verliebt, sehr eingenommen von ihrem Gatten, leicht erregt und eifersüchtig. Sie war aufgeklärt durch ihre Lecture und ihre Erinnerungen und fest entschlossen, daß ihr Morgen dem süßen Heute gleichen sollte; deshalb erstreckte sich die erste Reform, die sie einführte, auf die weiblichen Modelle, die dem Künstler bei der Ausführung seiner Arbeiten unentbehrlich waren

Wie viele Erzählungen und Romane hatte sie nicht gelesen, in denen dies Modell bei den Malern und Bildhauern eine hervorragende Rolle spielte, — eine Rolle, die so gefährlich für die Liebe des Gatten, für das ruhige Glück der Gattin wurde! Das würde bei ihr nicht vorkommen; sie wollte da beginnen, wo die Anderen, in den gedruckten Geschichten, aufhörten. Während der sentimentalen Tage und der Abende voll zärtlicher Hingebung, die auf die Hochzeit folgten, erreichte sie ohne Mühe, daß fortan die fremden Frauen die Schwelle des Ateliers nicht mehr überschreiten sollten. Und dies Atelier ward nun eine intime, geheiligte Stätte gleich dem Schlafgemach, denn sie, die legitime Gattin, die Beherrscherin dieses Künstlers und dieser Kunst, entkleidete sich hier, stand hier unbeweglich auf dem Podium.

Der Bildhauer ging gern auf diesen Wunsch der verliebten Frau ein. Er fand eine Annehmlichkeit und einen Vortheil in dieser Einrichtung, die aus seiner Gattin eine immer bereite Mitarbeiterin machte; die Frau war nun stets für ihn da und war an Anmuth und Geist den früheren Modellen weit überlegen. Auch übermüdete er sie nicht durch angestrengte Arbeit. Er benutzte vielfach Photographien und Stiche, lieh von der Antike und der Renaissance, schöpfte seine Anregung aus dem unendlichen Repertoire der Vergangenheit, wie man es ihm während seiner Studienjahre in der Ecole des beaux Arts eingeschärft hatte. Er verlangte von seiner Frau nur, daß sie ihm einige Augenblicke Modell stand, wenn es sich darum handelte, eine besondere Stellung, eine Draperie, eine Harmonie des Ganzen zu fesseln.

Sie erfüllte bis zur Vollendung diese Rolle, die sie hatte spielen wollen. Sie war sein Modell, bekleidet oder ohne verhüllende Schleier, stehend, liegend, sitzend; sie willigte in alle Verkörperungen ein, wie ihr Gatte auf alle Bestellungen einging. Sie erblickte sich im Salon, in den Nischen, wo die weißen Statuen zwischen grünen, dekorativen Pflanzen aufgestellt sind, sie sah sich im Musée du Luxembourg als griechische Göttin prangen, erblickte sich in den Gärten und auf den Squares als Najade, auf die das Wasser einer Fontaine herabtropft, als Nymphe, die über das Grün eines Rasens dahineilt. Als Ruhm ragte sie in der Mitte öffentlicher Plätze auf und krönte große Männer mit Lorbeerzweigen. Sie fand sich auf den Friedhöfen und in den Kathedralen der Provinzstädte als Muse an den Gräbern reicher oder berühmter Männer wieder. Sie spielte eine Rolle als französische Progaganda auf einer petersburger Ausstellung. Ja, es kam so weit, daß sie in Bronze gegossen auf einer großen kommerziellen und industriellen Ausstellung in Chicago einen hervorragenden Platz einnahm.

Jahre vergingen, — da änderte sich plötzlich dieses Leben. Den Bildhauer befiel eine Unruhe. Der zum zufriedenen, ruhigen Bürger gewordene Künstler ward durch einen Wunsch in Erregung versetzt. Er zitterte vor einigen neuen ßen, die am Horizont aufstiegen und den Himmel der Kunst beherrschten, h ruhigen Sonnen. Der als hervorragender Geschäftsmann anerkannte, Medaillen und Orden ausgezeichnete Künstler, der Aussicht auf einen Platz er Akademie hatte, sah plötzlich eine große Leere vor sich. Er überschaute Leben, das dahinfloß, das die Höhe des vierzigsten Jahres bereits erreicht ; in einem Moment entsetzlicher Erleuchtung ward er sich klar über die ein- Wiederholung seiner Statuen, über die Gehaltlosigkeit seiner künstlerischen

Schöpfung, der Nichtigkeit seines Werkes. Eine Zeit lang arbeitete er gar nicht, niedergeschmettert, unentschlossen wie er war. Eine grüblerische Falte trübte seine klare Stirn, über sein Haar legte sich ein leichter, silberner Schimmer.

Mit etwas nervöser, melancholischer Stimme theilte er seiner Frau neue Arbeitpläne mit, vertraute ihr seinen Ehrgeiz, seine Hoffnungen an, und sie versagte ihm ihren Beifall nicht.

Er gab allen Verkehr auf, bezog in einem anderen Stadtviertel, jenseits des Flusses, eine Wohnung, die zwischen Hof und Garten nach einer stillen Straße hinaus lag. Er suchte seine Kollegen auf, Bildhauer, die das Leben eines Arbeiters führen, die ihre Mahlzeiten in den kleinen Schänken der Weinhändler, auf dem Boulevard Montparnasse und dem Boulevard de Vaugirard, einnehmen und die sich mit ihren langen Bärten melancholisch zwischen ihren Ateliers und dem Ministerium hin- und herbewegen. Er besuchte die Künstlerwerkstätten, die Häuser, deren zahlreiche Ateliers an die Zellen der Klöster und die Stuben der Kasernen erinnern. Er lauschte den vertraulichen Mittheilungen oder den Theorien, die Dieser und Jener entwickelte. Und dann kehrte er in sein Atelier zurück, wo er sich bemühte, Realist zu werden.

Seine Frau fuhr fort, seine Handlungweise zu billigen, bis zu dem Tage, wo sie bemerkte, daß eine ganz eigenartige, unvorhergesehene Qual für sie begann.

Der Bildhauer ward Realist und zwar ein schroffer, fürchterlicher. Mit wahrem Feuereifer studirte er die Natur, führte er sein Werk aus. Er wollte Alles sehen, Alles wiedergeben, wollte seine schwebende Vision von ehedem in eine selbständig dastehende Kunstgestalt verwandeln.

Die Sitzungen zogen sich jetzt bis zur Ermüdung in die Länge. Er verzichtete auf den Beifall der Welt, und die Gunst des Publikums wandte sich von ihm ab. Ein neues Leben trat an die Stelle des alten. Und Jeanne wollte es erscheinen, als sei auch an ihre Stelle eine andere Frau getreten, die ihren Platz in den Werken ihres Mannes einnahm. Und doch arbeitete er nach wie vor, doch stand sie allein ihm Modell. Woher kam es denn nur, daß keine Spur mehr von der Ruhmesgöttin, von der Najade, von der Nymphe von ehedem in diesen Gestalten zu entdecken war, an denen er jetzt mit einem solchen Eifer arbeitete? Sie erkannte sich nicht wieder in dieser Unbekannten ohne Taille, mit den massiven Gliedern, den etwas hängenden Brüsten, dem hervortretenden Bauch.

„Ich bilde nach, was ich sehe", lautete die Antwort auf den ersten, noch schüchternen Einwand.

Und später einmal, als sie sich wirklich zu wohlbeleibt, zu sehr vernachlässigt in der Haltung, zu sehr ohne Taille fand, hieß es:

„Was willst Du denn, mein Kind, der Körper verwandelt sich unaufhörlich. Man muß schaffen, was man sieht!"

Das also war die Losung! Ach, weshalb hatte er denn früher diese Losung nicht gekannt, weshalb schuf er damals, in den Tagen der strahlenden Jugend, nicht, was er sah! Vielleicht wäre er dann heute nicht so voll Eifer und Das wäre wirklich weit besser. Das Leben war unerträglich, wenn man so, durch die Lupe betrachtet, auf einem öffentlichen Platz aufgestellt werden sollte, mit allen den Narben der verheerenden Jahre, mit allen Fehlern des Alters

Und diese Fehler traten hervor, sie erschienen grausam, fanden einen rohen Ausdruck unter den Fingern dieses Künstlers, der ehemals ein geschickter Macher gewesen und jetzt ein aus dem Groben heraus arbeitender Bildhauergehilfe geworden war. Alles ward der anfänglich verletzten, dann erregten, endlich leidenden Frau vorgehalten. Alles, von den kleinen, nie geahnten, angeborenen Fehlern bis zu den Verheerungen, die die Mutterschaft angerichtet hatte. Es war eine Abrechnung, die über ihre Runzeln gehalten wurde, das schonunglos aufgenommene Inventar ihres fleischlichen Lebens.

Sie bat ihren Gatten, sie nicht mehr als Modell zu benutzen, sich wieder der Mädchen von ehedem zu bedienen. Er schlug es ihr ab, willigte nach einer heftigen Szene ein, kehrte aber wieder zu ihr zurück und flehte sie an, bis sie nachgeben mußte. Seine Gattin wollte der Bildhauer darstellen. Vor diesem leise welkenden Körper hatte er seinen Weg gefunden. Er war vom künstlerischen Standpunkt aus in diesen weiblichen Herbst verliebt.

Es kam wohl vor, daß er leise, mit einem sanften Lächeln, sagte: „Und doch hat sich Das aufgelöst!“ Er rief sich seine alten Anatomiestudien ins Gedächtniß zurück, um die Zeichen- und Konstruktionfehler an dem Körper der angebeteten Lebensgefährtin zu entdecken. Er liebte diese Fehler, es war „so interessant!“ es war „so amusant!“ Ja, er fand seine Frau „interessant!“ Er zeigte den Freunden mit den langen Bärten seine Studien, seine Statuen, seine Entwürfe, er erklärte ihnen eifrig, was er suchte, er rühmte ihnen die Schlaffheit der Haut, die Runzeln und Falten, die die bärtigen Kollegen in der That mit Wohlgefallen erfüllten, die unglückliche Frau aber in dem Gefühl ihres Alterns tief schmerzten. Sie konnte schließlich an nichts Anderes mehr denken. Stets und überall, am Tag und am Abend, zu Hause und im Freien, fühlte sie den spähenden Blick ihres Gatten, der auf der Suche war. Wenn sie beim Spaziergang vor ihm herging, fühlte sie diesen suchenden Blick als fürchterliche Last auf ihrem Rücken.

Die Sache endete mit einem ganz logischen Umschwung. Es verlangte sie nach einer gewaltsamen Zerstreuung; sie forderte vom Leben, daß es sie von der Angst befreie, in der sie schwebte. Sie wollte wissen, ob die Jugend für sie wirklich vorbei sei, ob sie nicht mehr geliebt werden könne.

Sie schaffte sich einen Liebhaber an, der Dichter war und der ihr bald ihre Ruhe wiedergab, da er sie in seinen Büchern immer nur durch unendlich zarte Verschleierungen der Sprache zeigte.

Paris. Gustave Geffroy.

# Chinesenanleihen.

Die Nationalbank für Deutschland und die Bankhäuser v. d. Heydt und L. Behrens & Söhne haben eine chinesische Anleihe von dreißig Millionen Mark abgeschlossen. Zwei Angaben sind dabei auffallend: erstens die Namen der Mittenten, die für ein Anlehen im großen — oder besser neuen — Stil kaum gegen, zweitens der geringe Betrag, da China heute nicht dreißig Millionen Mark, dern mindestens eben so viele Pfund Sterling braucht. Die Anlehensverhand-

lungen Chinas wurden über Shanghai in London schon seit geraumer Zeit geführt. Einem geschlagenen Staate, in dem Augenblicke, wo er die Waffen aus der Hand legt, giebt man meistens doppelt gern; denn erstens wird er sich in theure Bedingungen fügen, zweitens wird er zu inneren Reformen geneigt sein und endlich versteht er sich auch zu einem Unterpfande. Bei China nun waren die kontrahirenden Banken „herzlos" genug, sich um die Frage der Reformen gar nicht zu kümmern; ferner wäre der Preis eines solchen Anlehens keineswegs billig, wenn man sich dabei nach dem vorzüglich behaupteten Kurse der anderen chinesischen Papiere zu richten hätte und nicht nach dem Betrag des Anlehens selbst; endlich ist auch das gewünschte Unterpfand da. Denn während der ganzen Verhandlungen wurden die Zolleingänge aus den Häfen als Basis angenommen, so daß es nicht recht zu ersehen ist, was dieses kleine, in Berlin abgeschlossene Anlehen mit jener Sicherheit zu thun haben könnte.

Die Zolleingänge der Häfen, deren subtile Verwaltung unter dem Anglo-Chinesen Hart bereits früher hier geschildert wurde, sind auf jährlich ungefähr drei Millionen Pfund Sterling zu schätzen. Ein relativ kleiner Theil hiervon dient der bereits bestehenden äußeren Schuld, der große Rest würde den Emittenten zur Fundirung einer Anleihe von ein paar hundert Millionen, wie es scheint, genügen. Ohne völlige Klarheit über Fortbestand oder Veränderung der gegenwärtigen chinesischen Handelsbedingungen aber läßt sich doch der Charakter der wichtigsten Garantien gar nicht mehr beurtheilen. Es ist also auch undenkbar, daß vor wirklich vollzogenem Frieden — dem Frieden von San Stefano folgte ja ebenfalls ein Nachspiel — das echte Anlehen, das dann wohl in bescheideneren Formen an das französische Milliardenanlehen erinnern dürfte, perfekt wird. Deshalb kann man auch ruhig die etwas boshafte Behauptung verwerfen, die vorhin genannten Firmen seien nur von größeren vorgeschoben. Aber schon vor vierzehn Tagen wurden die Kurse der Nationalbank für Deutschland einmal als steigerungfähig ausposaunt; man sprach von großen Geschäften, und wahrscheinlich hatte ein „Informirter" China gemeint. Möglich, daß nur irgend eine Provinz Geld aufgenommen hat, ihre Gouverneure und Obermandarinen haben sich früher das Recht hierzu angemaßt; vielleicht braucht auch China selbst einiges Kleingeld im Auslande, unter allen Umständen ist aber die eigentliche, die große Chinesenanleihe vorläufig noch nicht in Sicht.

Was nun das Uebernahme-Konsortium betrifft, so könnte man ja zunächst L. Behrens & Söhne in Hamburg für die eigentlichen Macher halten. Einem so alten und reichen Hause, das längst freilich auch seine Hände in allen möglichen Geschäften zweiten Ranges hat, konnten hanseatische Kaufleute von drüben leicht ein solches Anlehen aufhängen. Allein hiergegen spricht doch der Umstand, daß jene Bankfirma von Beginn der Bankenaera an, wo es seine Riesenmanufaktur in ein Bankgeschäft umsetzte, der Gruppe Rothschild-Diskontogesellschaft angehö.. hat. Sobald die echte chinesische Anleihe kommt, können L. Behrens & Söhne eine große Betheiligung gar nicht zurückweisen, es bliebe daher unerklärlich, weshalb die Herren sich erst auf die unechte Anleihe einlassen sollten. Etwas Anderes wäre es aber, wenn die Nationalbank die Sache übernommen hätte. Dann brauchte sie natürlich den hamburger Platz, wo schon andere China Emissionen ganz gut gegangen sind. Die dortigen Banken: Norddeutsch-

Vereinsbank, Kommerz- und Diskonto- konnten nicht gut mitgehen, blieb also nur die größte Privatfirma der Hansastadt übrig und es müssen wohl glänzende Bedingungen gewesen sein, unter denen die Zusage schließlich erfolgt ist. Das Bankhaus v. d. Heydt & Co. als Dritter im Bunde befaßt sich bekanntlich schon lange mit Kolonialangelegenheiten oder solchen, die zu überseeischen Dependenzen zu führen vermögen. Seit Kurzem ist dieses durch einen Finanzminister ausgezeichnete Geschäft nicht mehr ausschließlich in Elberfeld, die Reichshauptstadt hat es ihm angethan. Nicht das erste und nicht das letzte rheinische Unternehmen, das binnen wenigen Jahren dem Zuge nach dem Osten folgte; wenn nicht viele Zeichen trügen, tritt überhaupt das Bankwesen des Rheinlandes nächstens in eine neue Aera ein.

Die neue chinesische Anleihe hat sich natürlich um den Börsengesetzentwurf wenig zu kümmern; allein es giebt doch eine feinere Empfindung, die auch mit solchen Gesetzen rechnet, deren Nahen Alle spüren. Wegen unkontrolirbarer, aber keineswegs Mißtrauen erweckender Prospektangaben des Herrn Witte oder etwa des Herrn Crispi brauchten unsere Emissionhäuser in politisch ruhigen Zeiten eine gerichtliche Verurtheilung kaum zu fürchten; was aber Herr Li-Hung-Tschang sagt, wird kein deutscher Gerichtshof als glaubenswürdig ansehen. In einem solchen Falle würde selbst das Ansehen der englisch-malayischen Vermittler unsere Bankhäuser nicht retten. Unsere leitenden Finanzmänner haben wohl weder gute Kenner des chinesischen Rechtes noch der chinesischen Sprache zur Verfügung, mit bloßem Ahnungvermögen hat man aber bisher keine Prospekte unterschrieben. Es handelt sich, wie gesagt, um das Unterpfand dieser kleinen Anleihe. Ich bin neugierig darauf, ob die Zolleingänge der Häfen als Bürgschaften dienen; wenn ja: in welcher Form des Rechtes; wenn nein: wie die anderen Unterpfänder aussehen und ob sie unter europäischer Verwaltung stehen. So lange unsere Kapitalisten mit Schweizer Bahnen, deutschen Elekrizität- und chemischen Aktien eine relativ hohe Verzinsung machen, drängt es sie wahrscheinlich noch nicht, aufs Ungewisse nach China überzusiedeln.

Mit den Hoffnungen unserer Industrie hätte natürlich die spätere große und fundirte Emission wenig zu thun. Das himmlische Reich braucht viele Hunderte von Millionen Mark zunächst nicht für Neuanschaffungen, wie die Haussiers in Bochumer und Laura hartnäckig behaupten, sondern für die Verpflichtungen an Japan. Diese lauten in Gold, können also aus den ungeheuren Silberbeständen der Hongkong- und Shanghai-Banking-Corporation nicht gut genommen werden. Wahrscheinlich wird die besiegte Macht auch die vereinbarten Tempi, in denen die Zahlungen zu erfolgen haben, nach Kräften zu beschleunigen suchen, da bis dahin, ganz wie einst in Frankreich, wichtige Gebiete occupirt bleiben.

Ein merkwürdiges Schauspiel. In Shimonoseki die großen Verhand-
... zwischen Japan und China, so geheimnißvoll geführt, als würden die
...en über ihren Europa-Haß noch zu Freunden; in den Kabinetten der
...ßmächte Unruhe, Besorgniß und noch keine klug erwogene Abwehr jener
...raschenden Vereinbarung; in den Bankpalästen der Geldmächte aber sorg-
...ges Studiren der gegebenen Verhältnisse, lebhafter Briefwechsel zwischen
Betheiligten und Vorbereitung auf eine außerordentlich große Anleihe.

Pluto.

# Notizbuch.

Am Wallotbräu neben der Siegessäule fließt die Bierquelle wieder, mit erfrischten Kräften wird im Reichstagewerk fortgefrühstückt, und wenn nicht gerade über Kotze und Fürstenberg, über Reischach und Schrader geschwatzt oder über die Portraitinschrift gemunkelt wird, mit der ein friedlicher Hofpfarrer vom Kaiser überrascht worden ist, dann wird wohl gar hohe Politik getrieben. So lautet der Ausdruck, der offizielle; ins Profanere übersetzt, heißt Das: es wird beim Schoppen berathen, was wohl aus dem Antrag Kanitz werden und wie sich bei der Umsturzvorlage der Pferdehandel gestalten wird. Das liebe Vaterland kann eigentlich also ganz ruhig sein. Leider macht es von dieser Möglichkeit noch immer nicht den rechten Gebrauch. Der Gedanke ist eben doch nicht sehr tröstlich, daß es von taktischer Schachermachei allein abhängt, ob im Deutschen Reich der Rest geistiger Freiheit unter ein Leichentuch gebettet und der Versuch gemacht werden soll, gegen den gebildeten Theil der Bevölkerung zu regiren. Die Dummdreisten, die so lange höhnten, gegen die Umsturzvorlage rühre sich im Lande kein Lüftchen, sind nachgerade still geworden, seit eine in dieser Vollzähligkeit früher niemals erschaute Phalanx bedeutender Männer gegen das Ungethüm aufmarschirt ist. Da die Regirenden aber fast sämmtlich außerhalb jedes Zusammenhanges mit modernen Anschauungen leben, darf man sich nicht darüber wundern, daß sie noch immer glauben, unpraktische Ideologen enthüllten nur ihre Unfähigkeit zu ernsthafter Politik. Das ist die vorläufig neueste norddeutsche allgemeine Weisheit, die vom Reichsanzeiger mit allerlei verworrenen Brummtönen begleitet wird. Wachsame Leute werden sich von dieser Zwischenaktmusik nicht einlullen lassen. Augenblicklich liegt die Sache für die in dieser Frage wohl nur recht lose verbündeten Regirungen gar nicht so ungünstig, wie der Oberflächenbetrachter annehmen möchte. Das Centrum hat dem Adoptivvater der Umsturzvorlage einen löblichen Dienst geleistet, als es seine Verbesserungen in der Kommission durchsetzte. Bis dahin hatte der Zorn sich gegen die Vorlage selbst gerichtet, nun klammerte er sich an die Zusätze. Fallen ein paar Ultramontanismen — dem ehrenwerthen Empfinden der Katholiken bleibt ja vom Gewinn noch immer der Löwenantheil —, dann heißt es: Seht Ihr, Das gerade, was Euch so empörte, ist durch unsere Klugheit beseitigt worden. Die Protestanten sollten rechtzeitig bedenken, daß die Umsturzvorlage, wie sie ursprünglich aussah, noch genug Gefahren und Schrecken bietet, und sie sollten sich nicht abermals durch eine Truglockung in einen zwecklosen Feldzug gegen Rom verleiten lassen. Auch anderen Schmeicheltönen, die aus dem Großkapitalistenlager kommen und für alle Fälle offiziös instrumentirt werden, sollten sie ihr Gehör sorgsam verschließen. Geht die Campagne, so heißt es da, erfolglos zu Ende, dann ist die Regirung arg kompromittirt und die Ausbeute bleibt den revolutionären Parteien. Mittelmäßige Staatsanwälte pflegen mit solchen Gründe wohl die Geschworenen zu verschüchtern. Hier handelt es sich nicht darum, fest um sich zu hauen und rasch irgend einen vermeintlich Schuldigen der Strafe zu überliefern, sondern, zu prüfen, ob überhaupt ein Schuldiger vorhanden ist, und wie, wenn er überführt ist, der Besserungszweck der Strafe erreicht werden kann

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von C. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Mai 1895.

# Aegirs Halle.

In Paris hat ein ſchlauer Putzſinnirer, dem für die Frühjahrsmode ſonſt nichts Rechtes einfiel, aus dem wehenden Hauptſchmuck der Walküren den allerneueſten Damenhut entwickelt, — wirklich entwickelt, nach der Kunſt der bewährteſten Darwiniſten; und der Treffliche braucht, wenn ihn Zweifler befragen, um das missing-link nicht verlegen zu ſein, wie die in der Kinetenzeit wieder beſonders laut beſchimpften Affentheorethiker, denen einſtweilen nur Gabriel Max den Menſchenaffen beſchert hat: er kann auf Lohengrins Helm hinweiſen und ſtolz behaupten, daß ſeiner Evolution kein nothwendiges Zwiſchenglied fehlt. Das auf den Häuptern ſchöner und anderer Frauen flatternde Symbol iſt nicht der einzige Beweis dafür, wie in die neueſte Mode geſpenſtiſch der Schatten der Aelteren Edda hineinſpukt, die doch ſchon mindeſtens ein Jahrtauſend alt und, Dank dem iſländiſchen Biſchof Brynjulf Sveinsſon, ein Vierteljahrtauſend bekannt

Seit Bismarck vor zehn Jahren im Reichstage von der Analogie germaniſchen Götterſage mit der deutſchen Geſchichte ſprach und ſlummernde Erinnerung an Loki und Hoedur weckte, ſind die ...t Götter Griechenlands von den derberen Odinsſöhnen allmählich ...rängt worden: Richard Wagner führte den Siegeszug auf die ...en des galliſchen Lagers, Karl Lamprecht zeigte, in ſeiner meiſter-

haft aufgebauten Deutschen Geschichte, die Ursprünge germanischer Völkerpersönlichkeiten und ein Deutscher Kaiser brachte von Nordlandsfahrten eine leidenschaftliche Liebe für den Sagenkreis der Eddalieder heim. Den Deutschen wurden Heimdall, Thor und Gefion fast vertrautere Gestalten als Apollo, Mars und Minerva, und Aegir, den man auch Gymir nennt, erwarb sich sogar eine Zeitungberühmtheit. Soll es da, weil ein Vergleich des Fuchsmühler Bauernstechens mit dem Kotzeskandal doch gefährlich wäre, nicht gestattet sein, von Aegirs Halle eine ganz kleine lehrsame Geschichte zu erzählen, ehe im Wallotbräu neben der Siegessäule der zweite Anstich der Umsturzvorlage beginnt?

Der Uebergang ist nicht schwer zu finden, denn Aegir, wir wissen es aus der Sage von Hymir, war der Brauer der Göttergesellschaft und mit der Sorge betraut, daß im Asenheim das schäumende Bier niemals fehle. Sehr anschaulich wird uns das Unbehagen der durstigen Göttertafelrunde geschildert, als der Braukessel unbrauchbar geworden ist und der mythische Restaurateur nichts verschänken kann. Thor und Tyr machen sich auf, um dem Riesen Hymir den gewaltigen Kessel abzulisten, und da es ihnen, mit der Hilfe einer indiskreten Riesendame, gelungen ist und sie die Beute bringen, herrscht helle Freude wieder in Asgard und es wird verkündet: jeglichen Winter sollen die Götter nun bei Aegir wohlgebrautes Bier trinken. Aber in diesem ersten Bierparlament ging es nicht immer friedlich zu. An den großen Tagen zwar, wo der Trank reichlich floß, war Aegirs Halle, das Asenfoyer, stets sehr gut besucht und unentschuldigt fehlten nur Wenige von den Göttern und Alfen; ganz natürlich: das Bier war vortrefflich, die Bedienung durch Aegirs Kellner Fimafengr und Eldir war flink und prompt und die lieben Frauen hielten die Helden nicht im Hause zurück, sondern geleiteten sie munter ins goldig gleißende Trinkgewölbe. Der böse Loki aber, der schon lange die Staats- und Gesellschaftordnung von Asgard bedrohte, gab auch im Götterbierpalast keine Ruhe und zettelte unter den Zechern manchen Zwist an. Vergebens warnte ihn der Kellner: „Wenn Du hineingehst in Aegirs Halle, wenn Schimpf und Schande Du bringst den holden Mächten, — sie werden Dirs eintränken!“ Die Bösen sind fast immer beredt und Loki verließ sich auf die Kraft seiner Lunge und Zunge; seiner Unverschämtheit danken wir die Lokasenna, die sich viel unterhaltsamer liest als der Bericht des Herrn von Buchka über den endlosen Schwatz in der Umsturzkommission.

Zuerst wollten die Asen dem Schlimmen nicht Stuhl noch Stätte gewähren. Odin aber, der Walvater und Präsident, hatte mit Loki einst Blutsbrüderschaft getrunken und laut dabei geschworen, er wolle nie wieder Bier kneipen, wenn nicht der neue Bruder sein Zechkumpan sei. Ein Schwur und der Durst sind selbst germanischen Göttern heilig; auch hoffte Odin, der Lästerer Loki werde am Ehesten still sein, wenn er im Bierparlament seinen Platz nehmen dürfe, — und so mußte Widar dem Argen den Becher füllen. Kaum aber hatte der Boshafte den ersten Krug gierig geleert, da brach der Zank auch schon los. Loki war ein Feiner und hatte sich eine schlaue Taktik ersonnen: er sagte niemals recht deutlich, wie in Asgard bessere Zustände geschaffen und wie das Glück aller Asen und Alfen gesichert werden könnte, sondern beschränkte sich auf eine scharfe und spitzig stechende Kritik der bestehenden Ordnung. Da fand er zum Tadeln und Höhnen genügenden Stoff, denn die hellen Götter trieben es, mit Sinnen und Sünden, recht menschlich, fast allzu menschlich, und an sensationellen Skandalgeschichten war niemals Mangel. Für Loki war Das ein gefundenes Fressen; er vereinte geschickt die Aemter des Hofkavaliers und des Gesellschaftfeindes, schrieb anonyme Zettelchen und fing vertrauliche Briefe auf und wußte und witterte Alles, was insgeheim im Asenreiche gethan und gesponnen wurde. Dem Bragi, den Idun den „Biereifrigen" nannte, warf er die Scheu vor Zweikämpfen vor, Odin, dem Präsidenten, Parteilichkeit, dem Njordr Blutschande, dem Heimdall seinen traurigen Dienst als ausgebeuteter Thürsteher und der Weiberschaar die schimpflichste Brunst und Sinnenverirrung. Vielleicht war ein Bischen Uebertreibung und tendenziöse Aufbauschung dabei im Spiel; die Thatsachen aber, die Loki vorbrachte, waren im Grunde wohl sämmtlich wahr — sonst hätten die Beschimpften gewiß anders geantwortet — und deshalb gerade würgte grimmigste Wuth nun die Göttergesellschaft, daß sie das Lästermaul nicht verstopfen konnte. Als endlich Thor erschien, der Kriegsminister, der so feste um sich zu hauen verstand, wurde ein Asenkartell geschlossen und ein gemeinsames Vorgehen gegen den Friedensstörer geplant: Gewalt sollte die Frechheit niederzwingen und in Aegirs Halle die Ruhe sichern. Der Plan gelang auch. Loki, der sich in einen Lachs verwandelt hatte, wurde von den Asen gefangen und mit Wurmgift betropft, daß von seinen Zuckungen die Erde erbebte. Die herrschende Götterklasse war seelenvergnügt und ganz sicher,

daß ein gewaltsamer Umsturz der Gesellschaftordnung nun nicht mehr zu fürchten sei, ob auch der flüchtende Loki geweissagt hatte, Aegir werde nie mehr ein Gastmahl geben und seine Halle werde das Feuer verzehren.

Aber, wie es in Sage und Geschichte nicht selten geschieht, der Bösewicht behielt Recht. Die Lokasenna schließt wie ein Triumphgesang, aber die Ragnarok war nicht fern. Schwere Kriege zogen herauf, die Geschlechtsbande rissen und unter den Asen wüthete wölfische Zwietracht. Dann kam der Fimbulwinter, die Himmelsgestirne erloschen und kaltes Grauen lag über Asgards Gebiet. Loki war unschädlich gemacht, doch aus Lokis Samen war der Fenrirwolf erwachsen, der sich nun von der Kette löste und mit feurigem Rachen umherfuhr. Aus allen Windrichtungen sammelten sich die Feinde der alten Götter unter Surts Führung, des Flammenbeherrschers, und als Heimdall ins Gjallarhorn stieß und die Asen aus trägen Träumen erweckte, wars für den letzten Kampf schon zu spät geworden. Die zerstörenden Mächte, die man vernichtet wähnte, behaupteten siegreich das Feld, in Hels finsterem Gefolge war auch Loki aus der Unterwelt wieder ans Licht gestiegen, die Götterdämmerung brach an und im Weltenbrande versank auch Aegirs herrliche Halle, aus der die stolzen Asen, um ihre Bierruhe zu wahren, einst den lästernden Loki beseitigt hatten.

Die Sage ist gnädig. Sie läßt aus dem furchtbaren Weltenbrande eine neue, schönere Erde erstehen, auf der ungesäet das Brotkorn wächst und agrarische Nothstände unmöglich sind, und verkündet ein tausendjähriges Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wo der Wolf friedlich neben dem Lamme graft und bei geringer Arbeit allen Menschen die Glückseligkeit winkt. Nicht die Asen freilich beherrschen mehr diese geläuterte und veredelte Welt: ein höherer, in Wolkenschleier gehüllter Gott trägt die Krone. Nun sind, seit die Eddalieder entstanden, tausend Jahre verstrichen und wir blicken erstaunt in die Runde und fragen, ob sich denn wirklich so Vieles verändert hat, da die allerneueste Damenhutmode an den Hauptschmuck der Walküren erinnert und in Aegirs prangender Halle, bei schäumendem Bier, von den herrschenden Asen neue Umsturzvorlagen gegen den schlimmen Loki berathen werden.

# Cobden und die Manchesterschule.

## I.

Morleys vor einem Jahrzehnt erschienenen Bände sind noch immer der bedeutendste Beitrag zu der ziemlich ausgedehnten Literatur, die mehr oder weniger direkt dem Zwecke gewidmet ist, das Leben und Wirkens Cobdens aufzuklären. Die Schriften und Reden dieses Mannes hatten, ergänzt durch biographische Notizen von Freunden und Schülern, dem Publikum seit geraumer Zeit schon vorher sehr genügendes Material zur Abschätzung seines Charakters geboten; und vielleicht ist diese Abschätzung, wie sie auch ausgefallen sein möge, in keiner bedeutenden Einzelnheit von den Mittheilungen, welche diese große neue Biographie enthält, verändert worden. Trotzdem ist dieses Werk keineswegs ein überflüssiger Beitrag zur neueren Geschichte. Denn ein Buch, das uns Cobdens politische Anschauungen giebt, nicht in voller Toilette, wie sie in seinen Reden und Schriften erscheinen, sondern ohne Zurückhaltung ausgesprochen, wie wir sie in seinem vertrauten Briefwechsel finden, ein solches Buch muß wichtig und interessant zugleich sein.

Wenn Cobdens Laufbahn aus keinem anderen Grunde bemerkenswerth wäre, so wäre sie es darum, weil sie in ihren Umrissen nach einem anderen Plan angelegt ist als die der anderen Männer, die sich im englischen politischen Leben zur Bedeutung gebracht haben. Sie war ungewöhnlich in ihrem Anfang, in ihrem Verlauf, in ihrem Gipfelpunkt. Die meisten Männer, die an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen wünschen, halten einen Sitz im Parlament für das erste, und ein gewisses Maß parlamentarischen Erfolges für das zweite Erforderniß, um ihrer politischen Ueberzeugung Ausdruck geben zu können. Auf einen Platz im Ministerium aber blicken sie als auf das wirksamste Instrument, um aus der Macht, die sie so bekommen, möglichst Kapital zu schlagen. Dies ist der normale Weg, den ein englischer Staatsmann geht, und deshalb war Cobdens Laufbahn in allen Einzelnheiten abnorm. Seine politische Bedeutung gründete sich auf Ursachen, unter denen seine Stellung im Unterhause die geringste war. Der stolzeste Augenblick in seinem öffentlichen Leben, der Tag, an dem das Gesetz, das die Kornzölle abschaffte, die Zustimmung der Krone erhielt, trat ein, ehe er eine ganze Wahlperiode hindurch im Parlament gesessen hatte. Und es ist zweifelhaft, ob der Triumph auch nur einen Tag später gekommen wäre oder Cobden einen geringeren Antheil an diesem Erfolge gehabt hätte, wenn .....als Parlamentsmitglied gewesen wäre. Ein Sitz im Ministerium e ihm nur zu leicht einigen Zwang auferlegen können; und das Parlament tte ihm eben auch nur eine bessere Rednerbühne sein, von der aus er e Lieblingsmeinung vertreten konnte. Demnach war Cobden mehr po-

litischer Missionar als Staatsmann, mehr Agitator als Leiter. Aber für seine besonderen Zwecke und seine besonderen Zuhörerschaften war er der wirkungvollste Missionar und der größte Agitator. Morley stellt ihn in dieser Hinsicht nur O'Connell nach, aber in Wahrheit ist es unmöglich, ihn mit diesem zu vergleichen. O'Connell hätte unter der Mittelklasse von Lancashire so wenig Eindruck gemacht wie Cobden unter der erregbaren Landbevölkerung Irlands. Alle großen Versammlungen lassen sich mehr durch ihr Gefühl als durch ihre Vernunft leiten. Aber eine englische Menge unterscheidet sich von einer irischen darin, daß sie es vorzieht, wenn die Berufung an ihr Gefühl wenigstens die äußere Erscheinung von Gründen hat. Und in der Kunst der Berufung an das Gefühl war Cobden ein nie übertroffener Meister.

Die auf den ersten Blick am Meisten auffallende Thatsache in dieser Laufbahn der politischen Agitation ist das verschiedene Maß des Erfolges, das ihr in ihrem ersten und in ihrem zweiten Theile zugefallen ist. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß der Cobden von 1850 bis 1860 den größten Theil seiner Autorität in den englischen regirenden Versammlungen der Achtung verdankte, die sich der Cobden von 1841 bis 1846 verdient hatte. Die Leute hörten mit Achtung dem unermüdlichen Vorkämpfer des Friedens und der Abrüstung zu, weil er der selbe Mann war, der so erfolgreich gegen Monopole gepredigt hatte. Aber sie hörten ihm zu ohne Ueberzeugung, und er predigte ohne Erfolg. 1845 kann ihn Sir Louis Mallet zwar nicht besonders genau, aber doch ohne auffällige Ungereimtheit als den „Volkstribunen" bezeichnen. Noch keine zehn Jahre waren ins Feld gegangen, da war er vom Volkstribunen herabgesunken zum unpopulären Anhänger einer kleinen Sekte, da war er völlig außer Stande, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen und vermochte sich nur noch im House of Commons Gehör zu verschaffen, in der selben Versammlung, von der Cobden undankbar erklärte, sie sei in die Interessen der Klasse verrannt, und der Opposition zu machen, er als seine besondere Mission bezeichnete.

Dieser schroffe Wechsel, der 1857, wo die sogenannte Manchesterschule für einen Augenblick des politischen Daseins beraubt wurde, seinen dramatischen Höhepunkt erreichte, verdient eine Erklärung. Man kann nicht sagen, daß die allgemeinen Gründe für Frieden und Abrüstung schwerer verständlich gewesen wären oder sich an schwächere Motive gewendet hätten als die Gründe für billiges Brot. Beide wendeten sich vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, an die einfachen und alltäglichen Gefühle des eigenen Interesses. Eben so wenig zeigten die Streiter jetzt weniger Eifer und weniger Muth als früher; denn der Eifer der „Friedenspartei" war groß und ihr Muth über alles Lob erhaben. 1857 hat Bright, als seine Partei zusammenbrach, eine Lösung des Räthsels, ja sogar zwei Lösungen vorgeschlagen. Die erste

sah er in der „Unwissenheit, Gemeinheit, Selbstsucht, Undankbarkeit und all den unangenehmen Eigenschaften, mit denen jeder ehrliche Politiker zu thun bekommt", wenn er „seine Pflicht thut". Die zweite ist in folgendem Satze enthalten, den ich einem Briefe Cobdens aus jener Zeit entnehme: „Aus dem plötzlichen Auffliegen der ‚Schule', deren Hauptprofessoren wir waren, können wir lernen, wie weit wir der öffentlichen Meinung unserer Zeit voraus gewesen sind und noch sind. Wir beabsichtigen nicht, ein Geschäft aus der Politik zu machen", — und so weiter. Doch ist wohl noch eine weniger einfache Erklärung nöthig als die, daß „die Schule" ehrlich und aufgeklärt war und die anderen Leute „unwissend, gemein, selbstsüchtig und undankbar" waren. Bei aller Ehrerbietung vor den hohen Autoritäten auf der gegnerischen Seite scheint es mir doch, daß die Hauptgründe der tiefen Abweichung des allgemeinen Gefühls von den Anschauungen Cobdens und seiner Genossen während der letzten vierzehn Jahre seines Lebens in den besonderen Verhältnissen der Zeit liegen, in der Jene ihr öffentliches Leben begannen.

In gewöhnlichen Zeiten und unter gewöhnlichen Umständen ist kein Grund vorhanden, warum die Linie der politischen Parteiung irgendwie mit dem Unterschied der industriellen und der agrarischen Interessen zusammenfallen müßte. Die Thatsache, daß der Eine sein Geld in Land und Wirthschaftgebäuden und der Andere in Rohstoffen und Maschinen angelegt hat, giebt der Natur der Sache nach noch keinen genügenden Grund dafür ab, warum Jeder von Beiden zu einer anderen politischen Partei gehören sollte. Die Periode jedoch, in der Cobden sich für öffentliche Angelegenheiten zu interessiren anfing, war in dieser Hinsicht keine gewöhnliche. Die sehr unvollkommene Vertretung der großen Industriemittelpunkte, der abgeholfen zu haben, das hauptsächliche und vielleicht das einzige Verdienst der ersten Reformbill ist, hinterließ ein gewisses Schmerzgefühl, selbst nachdem sie verschwunden war. Als zu dem Andenken an diese frühere Beschwerde das Bewußtsein eines noch fortbestehenden Unrechtes sich gesellte, als es sich zeigte, daß im Interesse der Klasse, die allzu lange einen unbilligen Antheil an der politischen Gewalt gehabt hatte, Gesetze in Geltung waren, die auf Kosten Derer, die eben erst zu ihrem vollen Antheil an Einfluß im Parlament zugelassen worden waren, die materielle Wohlfahrt jener Klasse förderten, da herrschten augenscheinlich Zustände, unter denen die gewöhnlichen Parteikämpfe sich in Folge eines Kampfes zwischen Industriellen und Agrariern, oder, wie Cobden sich auszudrücken beliebte, zwischen den Mittelklassen und dem Adel komplizirten. Die philosophischen Radikalen, die bis zu einem gewissen Grade ihren stärkeren Brüdern von der Manchesterschule den Weg bereiteten, sahen diese Thatsachen bereitwilligst ein. Ihre Politik machte ihnen die Landbesitzer, ihre Nationalökonomie machte ihnen die Kornzölle verhaßt, und so

waren sie bereit, eine beliebige Menge abstrakter Argumentation zu Gunsten einer Politik loszulassen, die die Landbesitzer dadurch schädigte, daß sie die Kornzölle abschaffte. Abstrakte Argumentation aber ist, obgleich als Verbündeter nicht zu verachten, an sich die schwächste unter den sozialen Gewalten. Hätten die Schutzzölle den ganzen Kreis der englischen Industrien umschlossen oder wären sie dazu benutzt worden, die Preise aller anderen Dinge hochzuhalten, nur nicht die der nothwendigsten Lebensmittel, so hätten sich Bruchstücke von ihnen bis heute erhalten können, trotz allen Argumentationen der Welt. Aber so hatte im britischen Finanzsystem der große Umschwung in der Richtung auf den Freihandel hin schon vor der Reformzeit unter Lord Liverpool begonnen, — aber nicht mit den Ackererzeugnissen. Es war also unvermeidlich, daß die Industriellen die Frage aufwarfen, warum das Parlament bei den Artikeln, die sie erzeugten, in der Gesetzgebung den Konsumenten begünstigte, und bei den Artikeln, die sie konsumirten, den Produzenten. Und obgleich diese Frage sich nicht schwer beantworten läßt, ließ sie sich doch weit schwerer bei Seite schieben, als der Handel niederging, die Armensteuern stiegen und das Viertel Weizen siebenundsiebenzig Schillinge kostete.

Cobden trat nun, statt einfach sich einer der beiden großen Parteien anzuschließen, ins politische Leben ein, um einen Industriellenkampf, oder, wie er es nannte, einen Mittelklassenkampf gegen „die adeligen Monopolisten" mit Gründen, die einer abstrakten Wissenschaft entnommen waren, zu eröffnen. Diese Umstände haben den ganzen Verlauf seines öffentlichen Lebens tief und, nach meiner Meinung, unheilvoll bestimmt. Sie zogen die Gewohnheit groß, alle politischen Streitigkeiten als Klassenkämpfe zu betrachten. Sie verleiteten ihn, die Bedeutung rein ökonomischer Erwägungen für die Entscheidung von Fragen der allgemeinen Politik zu hoch anzuschlagen und einige der mächtigsten und keineswegs verächtlichsten Motive, welche die Geschichte der Völker beeinflussen, falsch aufzufassen oder ganz zu ignoriren. Wer zu beobachten wünscht wie diese Ursachen dazu beigetragen haben, die Richtung von Cobdens politischen Spekulationen zu bestimmen, Der mag sich seine Theorie von der „Aristokratie" ansehen. Morley theilt offenbar völlig die Anschauungen seines Helden darüber, und seine beiden Bände über Cobden setzen eine Lesart des Dramas der englischen Geschichte voraus, nach welcher eine selbstsüchtige, skrupellose, feudale Aristokratie manchmal als der schlechte Kerl und manchmal als der Narr des Stückes figurirt und die schwache, aber achtbare Mittelklasse abwechselnd vergewaltigt, beraubt und verdirbt. „Selbstsüchtig", „anmaßend", „verderbt", „verkommen", „voreingenommen", „dumm", „bösartig", „gewissenlos", „heuchlerisch", „grundsatzlos": Das sind ein paar von den Ausdrücken, die Morley anzuwenden sich gezwungen sieht, um seinen und seines Freundes Anschauungen über die Landbesitzer und Aristokraten, seien

sie nun Schutzzöllner oder nicht, Genüge zu thun. Cobden ist zwar gemäßigter in seinen Ausdrücken, aber schwerlich vernünftiger in seinen Anschauungen. Wir müssen uns daran erinnern, daß wir es hier nicht mit den rhetorischen Kunstgriffen, den „Verletzungen des guten Geschmackes und des Wohlwollens" zu thun haben, die Cobden nach seinem eigenen Ausspruch für nöthig fand, um Versammlungen, die sich zu bloßer Belehrung nicht zusammengefunden hätten, „aufzuregen, ihnen zu schmeicheln und ihnen zu gefallen", und auch nicht mit den Ausbrüchen jener reizbaren Unduldsamkeit, die, wie sie ein Mitglied der Schule zeigt, Morley an den „Zorn eines alttestamentlichen Propheten" gemahnt. Wir haben es hier mit einer Theorie zu thun, an die die Führer der „Manchesterschule" ernsthaft geglaubt haben, die alle ihre politischen Urtheile beeinflußt und ihnen den Schlüssel zu den Geheimnissen der zeitgenössischen Politik gegeben hat. Nach dieser Theorie wäre die Bevölkerung Englands nicht nur sozial, sondern auch für alle politischen Zwecke in drei Klassen zu theilen, in die obere, mittlere und untere. Die Interessen der unteren und mittleren Klasse fielen zusammen und befänden sich beide in Widerspruch zu den Interessen der oberen Klasse. Trotzdem regirte die obere Klasse das Land und weigerte sich, Mitglieder der beiden anderen Klassen zur Theilnahme an den Regirungsgeschäften zuzulassen. Sie liebte umfangreiche Rüstungen, weil diese den jüngeren Kindern der Landbesitzer ihren Unterhalt böten. Sie liebte eine kraftvolle auswärtige Politik, weil eine solche immer zu Kriegen führe. Ihre bloße Existenz wäre eine dauernde Verletzung der „Grundsätze der nationalen Oekonomie". Diese einzig dastehende Theorie leitete sich wahrscheinlich theilweise von der doktrinären Schule der Nationalökonomen ab, die das Erzeugniß des Ackerbaues in Zins, Gewinn und Lohn zertheilten, dann ganz der Wahrheit gemäß behaupteten, daß der Zins, wie sie ihn definirten, weder durch Arbeit noch durch Enthaltsamkeit verdient werde, und die somit geneigt waren, sein Vorhandensein als einen ökonomischen Zufall zu betrachten, den sich ein kleiner und nicht besonders nützlicher Theil des Gemeinwesens leider zu Nutzen gemacht habe. Eben so waren Cobdens Anschauungen hierüber offenbar von seinem eigenen starken Klassenbewußtsein beeinflußt. Es beliebte ihm, die Industriellen als einen besonderen „Stand" im Staate zu betrachten und eben so die „Aristokratie" als einen anderen, mit ihnen rivalisirenden „Stand". Es war eines seiner frühen Strebensziele, die gewerbetreibenden Klassen später einmal „die

> ieis, Fuggers und de Witts Englands werden zu sehen, statt daß sie sich geehrt fühlten, Speichellecker einer verdummten Aristokratie zu sein, die nur noch weniger aufgeklärt wäre als sie selbst". Und viele Jahre später in eben so höflicher Sprache der heftigen Entrüstung gegen die Fabrin von Manchester Ausdruck, die einen so kühnen Vertheidiger ihres ...s wie John Bright als ihren Vertreter ablehnten.

Der Hauptgrund für Cobdens Klassentheorie in der englischen Politik ist meiner Ansicht nach in dem Kornzollstreit zu suchen; und auf den ersten Blick scheinen die Umstände, unter denen dieser Kampf vor sich ging, allerdings nicht nur einen genügenden Beweggrund, sondern sogar eine passende Rechtfertigung für diese Theorie zu bieten. Denn es war einmal über jeden Zweifel erhaben, daß die Führer der Schutzzollpartei Landbesitzer waren, und ferner, daß die Aufrechterhaltung des Schutzzollsystems ihren Interessen entsprach. Dagegen entsprach seine Abschaffung im Ganzen den Interessen des städtischen Theiles des Gemeinwesens. Wenn irgendwo, so könnte es scheinen, als habe hier eine Sachlage existirt, welche die Beiworte rechtfertigte, von denen ich eben eine unvollkommene, aber wohl genügende Liste gegeben habe. In Wahrheit zeigt jedoch eine nüchterne Prüfung der Thatsachen der englischen Politik zwischen der Bildung der Antikornzoll-Liga und der Abschaffung der Kornzölle ganz deutlich, daß die englische Regirung damals in keinem höheren Maße als zu anderen Zeiten der englischen Geschichte aristokratisch im eigentlichen Sinne des Wortes war und daß die Klasse, die Cobden die Aristokratie zu benennen beliebte, keineswegs den Vorwurf der gewissenlosen Selbstsucht verdiente, den er und seine Schule ihr so häufig zu machen geruhte.

Es ist ungereimt, großen Gruppen von Männern schlechte Motive zuzuschreiben, blos weil die ökonomischen Theorien, zu denen sie sich bekennen, ihren eigenen Interessen entsprechen. Niemand bezweifelt die Reinheit von Cobdens Motiven für die Förderung der Agitation gegen die Kornzölle. Und doch war Cobden nicht nur der Meinung, daß der Gewinn seines eigenen Geschäftes unter den Veränderungen, die er befürwortete, in hohem Maße steigen würde, sondern er verließ sogar seinen bisherigen Pfad, um in Stadtboden zu spekuliren, weil er annahm, daß dessen Werth steigen müsse, sobald die Steuer auf das Brot wegfiele. Man kann meinetwegen sagen, daß man die Motive der Schutzzöllner mit Argwohn zu betrachten habe, weil ihre Theorien nicht nur ihnen günstig, sondern offenbar falsch seien. Aber augenblicklich vertritt die ungeheure Mehrheit der civilisirten Welt ökonomische Theorien genau der selben Art. Und die große Mehrheit dieser Mehrheit wieder glaubt, daß diese Theorien ihr Vortheile bringen. Vielleicht ist die civilisirte Welt thöricht, aber sicherlich ist sie nicht gewissenlos und heuchlerisch. Warum sollen sich nun die englischen Landbesitzer von 1845 mit härteren Ausdrücken bezeichnen lassen als die englischen Fabrikanten von 1821 oder die französischen, amerikanischen, deutschen, russischen, kanadischen und australischen Fabrikanten von 1895? Ihr Irren mag für ihre Dummheit beweisend sein; aber, wenn es so ist, dann ist diese Dummheit doch zu allgemein verbreitet, als daß sie Ueberraschung oder Unwillen zu erregen vermöchte.

London. Arthur James Balfour.

# Historikertag und Umsturzvorlage.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie fragen, ob mit der Abweisung einer Erörterung der Umsturzvorlage auf dem jüngsten Kongreß deutscher Historiker zu Frankfurt a. M. eine Billigung des Inhalts dieser Vorlage ausgesprochen sei? Und Sie können in der That für die Berechtigung dieser Frage auf eine Anzahl von Preßstimmen hinweisen, von denen die Ablehnung einer Erörterung in diesem Sinne aufgefaßt worden ist.

Wie konnte man nur den Beschluß des Historikertages so verkennen? Indessen heutzutage, in dem Drang, die immer verwickelteren Erscheinungen unserer Kultur und Politik möglichst einfachen Kategorien, womöglich denen von Ja und Nein, zu unterwerfen, ist allerdings jegliche Verdrehung denkbar. Ich kenne einen Mann in einer ziemlich großen deutschen Stadt, der von tüchtigen Leuten und Politikern neuerdings für unwürdig befunden worden ist, einige Worte über den Fürsten Bismarck öffentlich zu sagen, — weil er eine Petition gegen die Umsturzvorlage unterschrieben hatte: noch dazu eine, in der sein Name, schrecklich genug, neben den Mommsens gerathen war. Warum sollte also die Presse in dem frankfurter Beschluß nicht eine Befürwortung der Umsturzvorlage sehen, wenn es ihr paßt? Die Wahrheit ist freilich, daß jede wissenschaftliche Erörterung irgend welcher Art, die heute irgendwo im Reiche stattfindet, an sich schon, auch unausgesprochen, eine Verwahrung ist gegen die Interpretation, die gewissen Paragraphen der Umsturzvorlage dereinst gegeben werden könnte. Das ist so klar, daß es wirklich von keiner wissenschaftlichen Versammlung erst betont zu werden braucht. Ich glaube, daß unter den in Frankfurt versammelt gewesenen Historikern aus den Grenzen des Reiches nur Wenige gewesen sein werden, die nicht schon hier und da eine Petition gegen die wissenschaftfeindlichen Paragraphen der Vorlage unterschrieben hätten.

Anders stand es mit der Gesammtaktion der Versammlung. Geschichtwissenschaft ist nicht Politik, und nur zu wissenschaftlichen Zwecken waren wir zusammengekommen. Diese Meinung bestand von vorn herein und war durch einen Vorgang eines früheren Kongresses noch besonders energisch festgestellt den. Damals war, nicht im Verlaufe der Verhandlungen, sondern inter ula, neben anderen Begrüßungtelegrammen auch ein solches an den rsten Bismarck abgesandt worden. Das war der Anlaß dazu, daß der Koneß als ausgesprochen politisch und fürstendienerisch öffentlich gebrandmarkt rde, — beiläufig von dem selben Herrn, der in Frankfurt den Antrag eine Petition gegen die Umsturzvorlage mit einbrachte und eifrig ver-

theidigte. Und immerhin hatten die Leiter des Kongresses diesem Vorgang für sich die Absicht entnommen, jede weitere Anregung auch nur entfernt politischer Art künftighin nicht zu dulden. Dem hat dann die frankfurter Versammlung sich beinahe einstimmig angeschlossen.

Bei diesem Verfahren leiteten sie vor Allem auch nationale Rücksichten. Gewiß ist Geschichte nicht Politik. Aber die wichtigsten Träger jeder geschichtlichen Entwickelung, vor Allem die privilegirten Vermittlerinnen weltgeschichtlicher Zusammenhänge, sind die Nationen. Die Geschichtforschung und Geschichtschreibung trägt darum, im Gegensatz namentlich zu dem internationalen Charakter der Naturwissenschaften, begründeter Weise einen nationalen Zug. Dieser Zug ist auch bisher auf allen deutschen Historikertagen besonders anerkannt und gepflegt worden. Wir sind niemals als Historiker des mit schwarzweißrothen Grenzpfählen umzogenen Landes zusammengekommen, sondern als Historiker des deutschen Volkes, unter welchem Szepter und unter welcher Bürgerkrone es auch wohne; wir haben bei festlichem Mahl an Stelle des „Deutschland, Deutschland über Alles", das vielfach einen beschränkten Reichscharakter angenommen hat, des alten Arndts Frageliedes „Was ist des Deutschen Vaterland" wieder aufgenommen, und in den Zusammenkünften froher Abendstunden haben sich neben mitteldeutschem Gesang Geusenlieder wie steirische Weisen hören lassen. Wir wollten immer Alldeutsche sein und wir haben Oesterreicher und Schweizer, Vlamen und Holländer stets besonders willkommen geheißen. Will Jemand darin politische Tendenz erblicken, so ist Das seine Sache. Uns kommt es nur auf die Pflege wissenschaftlicher gesammtdeutscher Zusammenhänge an: und diese Pflege haben wir, glaube ich, nöthig. Daß aber vor einer Versammlung dieses Charakters die Besprechung innerpolitischer Vorgänge eines besonderen deutschen Staatengebildes völlig ausgeschlossen ist, sollte doch klar sein. Mit Recht führte einer der trefflichsten Redner der Versammlung aus, daß wir dann ein nächstes Mal uns vielleicht über das schweizerische Referendum unterhalten, ja darüber abstimmen könnten. Also: Festhalten am nationalen Zusammenhang im größten Sinne, in allen politischen Einzelnfragen aber Enthaltung: Das allein kann Devise eines deutschen Historikertages sein. Dient er in diesem Sinne nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der Gesammtnation, um so besser. Und wann hätte eine Geschichtwissenschaft bestanden, ihres Namens würdig, die nicht ihrer Nation gerade in den weite, Tendenzen ihrer Bethätigung dienend, helfend, warnend zur Seite gestanden hät

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht

# Vor der internationalen Münzkonferenz.*)

In der Vossischen Zeitung ist mein „Anti-Bamberger" kurz nach dem Erscheinen einer Besprechung unterzogen worden. Ich schone den Kritikus, dem ich den Vorwurf „selbstbewußter Anmaßung" wahrlich nicht zurückgeben kann, indem ich der Versuchung widerstehe, dieses Kabinetstück kritischer Leistung hier glatt ohne Kommentar zu reproduziren. Wenn ich mich überhaupt mit ihm beschäftige, so geschieht es nur des folgenden Satzes wegen: „Wollte Bamberger darauf antworten, so würde sich ein circulus vitiosus (!) ergeben." Es liegt darin eine Auffassung von den mit der öffentlichen Stellungnahme in einer wichtigen Frage verknüpften Pflichten, die leider auch Herr Bamberger selbst zu theilen scheint. Denn thatsächlich hat er bis heute nicht für gut befunden, eine Entkräftung der gründlichen Widerlegung zu versuchen, die ich seinen „Stichworten der Silberleute" zu Theil werden ließ. Wäre der „Anti-Bamberger" ein gehässiges, von Persönlichkeiten erfülltes Pamphlet, so mochte Bamberger es mit Fug unter seiner Würde halten, darauf zu antworten. Allein, wie scharf auch die Polemik ist, so bleibt doch diese Schrift, und dafür darf ich getrost an das Urtheil aller wissenschaftlichen Kreise appelliren, durchweg innerhalb der Grenzen einer streng sachlichen Kritik. Herr Bamberger verzichtet darauf, meine Argumente zu widerlegen, — mag sein, daß er dazu nicht im Stande war. Aber dann mußte er auch darauf verzichten, die Behauptungen, denen diese Argumente entgegengesetzt waren, zu wiederholen. Daß er Dies dennoch bei Gelegenheit thut, wäre verhältnißmäßig gleichgiltig; es betrifft nur seinen Geschmack und sein literarisches Gewissen. Daß er es thun kann, daß es bei uns keine öffentliche Meinung giebt, die ihn daran verhindert, ist das Bemerkenswerthe, denn es kennzeichnet das Niveau unserer politischen Sitten. In England

*) S. „Zukunft" vom 16. März 1895. Herr Hecht bittet, darauf hinzuweisen, daß das Manuskript dieses Aufsatzes schon in meinen Händen war, als — am sechsten April 1895 — der Artikel des Herrn Flürscheim „Gold- oder Doppelwährung?" hier erschien, und er fügt hinzu: „Herr Flürscheim meint, er sei der Erste, der die relative Goldvertheuerung mit einem Hinaus- n des Nullpunktes der Bodenrente im Goldbergbau erklärt. Dem gegen- möchte ich feststellen, daß ich diese Erklärung bereits in meinem Vortrage er die Möglichkeit der Fixirung einer Werthrelation zwischen Gold und ver' (6. November 1893) gegeben und sie dann nochmals, in anderer Form, Anti-Bamberger wiederholt habe, sie überhaupt als den Stützpunkt meiner en Stellung in der Währungfrage ansehe."

wäre ein solches Verhalten eines Politikers und Schriftstellers einfach unmöglich. Es ist aber System in diesem Schweigen. Das Leiborgan Bambergers, die „Nation", hat den „Anti-Bamberger" nicht einmal unter den „bei der Redaktion eingegangenen Büchern" aufgeführt. Die Herren sind Freihändler; aber sie prohibiren die Gedanken. Erben der Errungenschaft großer Kämpfe, monopolisiren sie die Preßfreiheit für sich und lassen uns die Censoren des alten Despotismus als bloße Stümper erkennen. Ja wahrlich, sorgsamer behütet vor dem Kontakt mit fremden Ideen ist nicht der Kaiser von China in seinem Palast, als es im Bannkreise der „Nation" die getreuen Abonnenten sind.

Vorüber, und zu Anderen; denn ganz anders geartete Gegner sind dem Bimetallismus erstanden. So Professor Lexis, der selbst früher der Doppelwährung anhing. Ich bin weit entfernt, ihm aus einer Apostasie einen Vorwurf zu machen, die sicherlich nicht selbstischen Motiven entsprang. In seinem Falle — ich möchte das Gleiche nicht auf jeden derartigen Gesinnungwechsel anwenden — schließe ich daraus nur auf eine Geradheit, der im öffentlichen Leben zu begegnen immer erfreulich ist. Bei Lexis liegt die Sache so, daß er von bestimmten theoretischen Voraussetzungen ausgeht und danach die Erscheinungen auf dem Gebiete des Geldwesens beurtheilt. Eine Zeit lang waren die Thatsachen derart, um ihm die Einführung der Doppelwährung geboten erscheinen zu lassen, und Lexis bekehrte sich zum Bimetallismus. Nun sind andere Thatsachen eingetreten, die der berühmte Gelehrte, immer nach den selben Voraussetzungen, zu Gunsten der Goldwährung deuten zu müssen glaubt, und er schwört, männlich offen, den Bimetallismus ab. Doch eine Frage entsteht. Da er nun auf Grund seiner Voraussetzungen wiederholt einen solchen Sinneswechsel bekunden mußte — angenehm ist Das ja immerhin nicht —, hätte Lexis da nicht einmal auf den Gedanken kommen sollen, ob nicht der Fehler eben an jenen Voraussetzungen liegen mochte? Er liegt meines Erachtens in der That daran. Aus der Erklärung in der Silberkommission, dem großen Pronunziamento gegen die Doppelwährung, geht hervor, daß Lexis mit seiner Auffassung des Geldwesens noch in den Spuren Ricardos wandelt. Er erscheint von ihm selbst da beeinflußt, wo er frei zu sein glaubt. Nun steht die Meinung Ricardos, der relative Werth des Geldes werde durch die Quantität des cirkulirenden Mediums bestimmt, im deutlichsten Widerspruche mit zahlreichen Stellen seines Hauptwerkes, n er Gold und Silber ausdrücklich dem selben Gesetze der Werthbildung unter wirft wie alle anderen Waaren.*) Und trotzdem gehört jene seltsame Vor

*) Gold and silver, like all other commodities, are valuable only in proportion to the quantity of labour necessary to produce them, an bring them to market. Ricardo, On the principles of pol. ec. chap. 27.

stellung, die sogenannte Quantitätstheorie des Geldwerthes, zu den Gespenstern, die sich am Hartnäckigsten im Gebiete der Nationalökonomie umhertreiben. Professor Lexis steht im Banne dieses Gespenstes, und es wäre eine ehrenvolle Aufgabe, ihn vollends davon zu befreien.

In jeder Stadt besteht ein gewisses Verhältniß zwischen der Zahl der täglich zur Verfügung stehenden Brötchen und der Volkszahl. Wie abgestuft auch der Konsum ist — bis zur völligen Entbehrung des Genusses von Brötchen, so könnte man doch —, mit Kenntniß des Schlüssels, aus der Brötchenzahl die Volkszahl berechnen. Wenn nun Jemand darum sagen wollte, die Anzahl der Brötchen, die verhältnißmäßig auf jeden Einwohner einer Stadt entfallen, bestimme sich nach dem vorhandenen Gesammtquantum von Brötchen, so würde das Verkehrte einer solchen Auffassung Jedermann sofort einleuchtend sein. Es ist vielmehr klar, daß jeder einzelne Bäcker der Stadt Sorge trägt, so viele Brötchen bereit zu halten, wie die Kunden bestellt haben oder nach seiner Erfahrung verlangen werden. Der Begehr ist also gegeben, bevor die Brötchen gebacken werden; der Bäcker kennt ihn, wenn auch theilweise nur durch sichere Schätzung. Danach bemißt er seine Produktion, und die Summe der Produktion der einzelnen Bäcker ergiebt das Gesammtquantum der täglich zur Verfügung stehenden Brötchen, das also durch die Nachfrage der kaufkräftigen Einwohner bestimmt wird, nicht umgekehrt. Erhöht sich die Volkszahl, oder nimmt die Kaufkraft breiterer Schichten zu, so wird das Quantum der Brötchen vermehrt. Nicht anders ist es mit dem Gelde. Es verhält sich damit gerade umgekehrt, wie Ricardo meint. Nicht richtet sich der Verkehr mit einer gerade vorhandenen Geldmenge ein, die ihm ja, nebenbei gesagt, doch auch nicht vom Zufall gegeben sein kann. Nicht bemißt sich nach dem Verhältniß dieser Geldmenge zur Menge der umzusetzenden Waaren das Quantum Geldes, das auf ein Quantum Waare entfällt, also der Waarenpreis auf der einen Seite, der relative Werth des Geldes auf der anderen. Das wäre auch schon darum unmöglich, weil es nicht zwei von einander unabhängige Preisregulatoren geben, und somit neben dem einen, von Ricardo selbst anerkannten, dem Arbeitkostpreise, ein solcher wie das Quantitätverhältniß gar nicht gedacht werden kann. Sondern: Geldmenge und Waarenmenge bleiben darum in einem bestimmten Verhältnisse, weil der Verkehr sie immer wieder in dieses Verhältniß bringt, m er so viel Geld heranzieht, wie zur Cirkulation der Waaren nach gebenen Preisen erforderlich ist. Beim Monometallismus ist es immer nur Metall, dessen Herbeischaffung geboten ist, beim Gold-Monometallismus

will be sufficient to remark, that the same general rule which regulates value of raw produce and manufactured commodities is applicable also he metals. Ricardo, ibid. chap. III.

das Gold. Und in den kaufkräftigen Ländern erfolgt diese Herbeischaffung unfehlbar. Für solche Länder kann es, so lange man noch unerschöpfte Goldlager kennt, einen Goldbedarf, der dauernd unbefriedigt bliebe, so wenig geben wie für den Reichen eine Hungersnoth. Handelte es sich nur darum, ob Deutschland und einige andere, besonders industriestarke Länder das Gold, dessen sie bedürfen, auch immer haben werden, so hätte es für mich eine Währungfrage überhaupt nicht gegeben; denn Dies ist mir für absehbare Zeit niemals als zweifelhaft erschienen. Was aber später eintreten mag, darüber hätte ich mich, als in geologischen Dingen völlig inkompetent, eines jeden Urtheiles enthalten.

Allein wir waren zu der Konstatirung gelangt, daß der Verkehr Gold heranzieht, wenn er dessen bedarf. Zunächst, nehmen wir an, trete der Bedarf nur in einem einzelnen Lande hervor. Dann werden durch Heraufsetzen des Diskont, durch Trassirungen, durch Druck auf den Fondsmarkt mit der Konsequenz eines Exportes von Papieren, die Wechselkurse allmählich auf einen Tiefpunkt gebracht, bei dem es lohnend erscheint, Gold aus den anderen Goldwährungländern nach dem Bedarfslande zu verschicken. Aber für jene Länder beschleunigt sich damit das Eintreten der Unzulänglichkeit des Geldes für die eigene Cirkulation und schließlich wird der Punkt erreicht, wo im ganzen Gebiete der Goldwährung die baaren Umlaufsmittel dem Bedarfe momentan nicht mehr genügen. Mittlerweile ist natürlich eine stärkere Depression im Handel eingetreten. Es ist zu berücksichtigen, daß der Marktpreis um seinen Pol, den Marktwerth, schwankt, daß er z. B. durch Spekulationbestände sich darüber behaupten, durch konträre Umstände, wie erzwungene Verkäufe, darunter sinken kann. Jetzt also ist die Periode der erzwungenen Verkäufe. Dauert die Krise an, so bleiben nur diejenigen Produzenten bestehen, die schon im Stande waren, oder sich in den Stand setzen können, in weniger Arbeitzeit das selbe Quantum Waare hervorzubringen. Der Marktwerth selbst wird also reduzirt, und diese Reduktion des Marktwerthes der Waaren, mit anderen Worten: die nicht mehr nur vorübergehende Reduktion ihrer Preise, wird drüben an den Produktionstätten des Goldes zu einem Momente der Verbilligung der Produktion. Während aber bei allen anderen Waaren der Preis sich nach dem Marktwerthe regulirt, muß bei dem Währungmetall der Marktwerth sich dem Preise anbequemen. Denn dieser Preis steht, als in dem selben Metalle ausgedrückt, ein für alle Mal fest. Der Satz: eine Unze Gold = 77 Shilling $10^1/_2$ Pence, bedeutet das Selbe, als wenn ich sage, eine Unze Gold = eine Unze Gold. Der Marktwerth des Goldes wird, wie der jeder anderen Waare, durch die Arbeit bestimmt, die erforderlich ist, um das letzte, von dem zahlungfähigen Konsum verlangte, Quantum zu fördern und auf den Markt zu bringen. Verbilligt

sich nun die Golderzeugung an sich, so würde der Marktwerth unter dem Marktpreise sein, wenn die Produktion in den seitherigen Grenzen bliebe. Da aber das Streben nach Gewinn und lohnender Thätigkeit solche Differenz nicht duldet, so wird in der Produktion weiter gegriffen; an die Stelle des seither theuerst Produzirenden treten andere noch theurer Produzirende. Man erschließt Minen oder arbeitet in Tiefen, wo der Betrieb vorher nicht rentirt haben würde, d. h. wo das Gold, das man fördern konnte, mehr gekostet haben würde, als im Marktpreis dafür erlösbar ist. Daraus ergiebt sich zunächst, daß nach der Werththeorie die Vermehrung der Goldproduktion nichts Ueberraschendes hat, ja daß sie unfehlbar eintreten mußte, nachdem im Spätjahre 1892 und noch accentuirter im Spätjahre 1893 ein vermehrter Bedarf der Goldwährungländer sich enthüllt hatte. Ich sage absichtlich, sich enthüllt hatte; denn darin unterscheidet sich der Fall des Goldes von dem angezogenen Falle der Brötchen, daß der Bäcker Tag für Tag die Veränderungen im Konsum bemerkt und sich danach einrichtet, daß aber die Veränderungen im Konsum des Goldes, obwohl sie sich ununterbrochen vollziehen, doch nur periodisch in die Erscheinung treten. Mit Fluktuationen auf und ab ist der durchgehende Zug in den Goldwährungländern auf eine Vermehrung des Bedarfes an Gold gerichtet, das doch in einem gesunden Verhältnisse zu den übrigen Cirkulationmitteln erhalten werden muß. Denn Waarenerzeugung und Waarenaustausch wachsen in so riesigen Dimensionen, daß aller Fortschritt in der Vereinfachung der nationalen und der internationalen Zahlungweise damit nicht Schritt halten kann. Wären die Wandlungen auf dem Geldmarkte so einfach erkennbar wie die im Konsum der Brötchen, so würde die Produktion ihnen mit größerer Regelmäßigkeit folgen. Die Einwirkung solcher Wandlungen auf das Verhältniß von Goldwerth zu Waarenwerth wäre darum nicht weniger gewiß. Nur würde sie ganz successive zur Geltung kommen, während sie heute sehr unregelmäßig und gewissermaßen stoßweise erfolgt. Die Erscheinungen auf dem Geldmarkte sind komplizirt und von Zeit zu Zeit sind Einflüsse thätig, die sie in Verfolgung bestimmter Interessen verhüllen. Daher kommt es, daß der Mehrbedarf oft erst erkannt wird, wenn seine Befriedigung keinen Aufschub mehr zuläßt und nur noch in der vorher geschilderten Weise, unter Begleitung krisenartiger Erscheinungen, erfolgen kann. Die Produktion von Gold erhält dann einen besonders ächtigen Antrieb und dieser Antrieb wirkt noch fort, nachdem längst der oldvorrath auf die erforderliche Höhe gebracht ist. Wo man einmal die oldförderung in Angriff nahm, wird längere Zeit fortgearbeitet, auch wenn r Betrieb die Kosten nicht mehr deckt. Einzelne Minen und Theile von Minen liefern Quantitäten, die der Konsum nicht mehr verlangt, deren rstellungskosten also für den Marktwerth nicht bestimmend sind. Es entsteht

eine Plethora in den Goldwährungländern, bis allmählich die langsamer, aber stetiger sich entwickelnde Vermehrung der Waarenerzeugung und des Waarenaustausches auch diesen Ueberfluß von Geldmitteln aufgesaugt hat, um in weiterem Fortschreiten wieder zu einer Periode zeitweise auftretenden Geldmangels zu führen.

Ich gewinne bei den Diskussionen über die Währungfrage wie über andere wirthschaftliche Theilfragen häufig den Eindruck, es werde die Verständigung besonders dadurch erschwert, daß Viele die wirthschaftlichen Grundwahrheiten allzu wörtlich und schablonenhaft anwenden und daß Andere, weil mit solcher Anwendung die Thatsachen oft nicht stimmen wollen, geneigt sind, deshalb jene Grundwahrheiten überhaupt zu leugnen. Die Darstellung großer Autoren, namentlich auch Ricardos, begünstigt solche schablonenhafte Auffassung der wirthschaftlichen Vorgänge und scheint oft selbst darauf zu beruhen. Allein der wirthschaftliche Körper funktionirt nicht wie ein Zehnpfennig-Automat, und wenn auch bei der Umsetzung der wirthschaftlichen Kräfte, so wenig wie in der Natur, eine Wirkung verloren geht, so sind doch Ursache und Wirkung zeitlich getrennt, im einen Falle mehr, im anderen weniger. Ich möchte Dies allen Denen ins Stammbuch schreiben, die einen so lebhaften Streit über die Ursachen des Rückganges der Waarenpreise, über ihre Parallelität mit dem Rückgange des Silberpreises und anderes bei der Währungfrage Interessirende unterhalten — mit Zahlen. Mit Zahlen wissen sie trefflich zu hantiren, doch meist fehlt leider nur das geistige Band. Mit Zahlen läßt sich Alles beweisen, und eben darum mit Zahlen allein nichts.

Man verzeihe mir die Abschweifung, die ich nicht für überflüssig halte. Ich gewinne den Anschluß wieder, mehr zurückgreifend, an der Stelle, wo von dem Erstrecken der Goldproduktion über die seitherige Grenze des Höchstkostenpreises die Rede war. Man sieht den kausalen Zusammenhang zwischen dem Rückgange der Waarenpreise und der Vermehrung der Goldproduktion. Die Waarenpreise mußten zurückgehen, um die Vermehrung der Goldproduktion zu ermöglichen; aber diese Vermehrung mußte dann auch unfehlbar als Konsequenz jenes Preisrückganges eintreten. Es ist zu bemerken, daß im Transvaal nicht etwa ein neues Kalifornien entdeckt wurde, wo besonders leichte Funde andere, theurere Förderung überflüssig machen und damit den Goldwerth herabdrücken konnten. Die Transvaal-Lager haben fast von Anbeginn an einen regelrechten, bergmännischen Abbau erfordert, dessen extensive und intensive Ausdehnung in solchem Maße ohne den steigenden Bedarf Europas nicht möglich gewesen wäre. Vieles hat die Entwickelung der Technik gethan; diese an sich bedingte ein Sinken des Goldwerthes, und da die gleiche Ursache fortgesetzt ein Sinken des Waarenwerthes bewirkt, so hätte das Verhältniß von Waarenwerth zu Goldwerth nur eine kleinere Veränderung er-

fahren, wenn nicht der Metallbegehr der größten Industrie- und Handelsstaaten ausschließlich auf das Gold gerichtet worden wäre. Die Waarenpreise würden durchschnittlich eine größere Stabilität bewahrt haben, wie immer auch spezielle Ursachen die Preise einzelner Waaren verändern mochten. Aber da die Möglichkeit, den Bedarf an baaren Umlaufsmitteln auch zeitweise durch Silber zu befriedigen, abgeschnitten war, mußte mit jedem Auftreten eines Mehrbedarfes ein allgemeines Sinken der Waarenpreise erfolgen, — relative Wertherhöhung des Goldes, relative Werthermäßigung der Waaren. Hatte die Mine A bis dahin die theuersten Produktionkosten und gewann sie ein bestimmtes Quantum Gold mit der Durchschnittsarbeit von sechs Tagen, so trat an ihre Stelle die Mine B oder der hinzugefügte Kapitalantheil c in der Mine A mit einem Selbstkostenpreise von sieben Tagen Arbeit für das gleiche Quantum. Oder wenn der technische Fortschritt die Reduktion jener sechs Tage der Mine A auf fünf Tage bewirkte, so war doch zur Ergänzung die Mine B oder der Kapitalantheil c hinzugezogen worden, die auch unter Anwendung der fortgeschrittenen Technik nur mit Selbstkosten, in Aequivalenz sechstägiger Durchschnittsarbeit, produziren konnten. Im letzten Falle blieb der Werth des Goldes stehen, während doch gleichzeitig der Waarenwerth, beeinflußt von der selben Entwickelung der Technik, zurückging und auch so die Waarenpreise sinken mußten.

Haben also die Goldwährungleute darin vollständig Recht, daß wir in Deutschland unter friedlichen Verhältnissen, bei normaler, ungestörter Entwickelung unserer Industrie, den Goldbedarf stets decken können, so machen sie doch den Fehler, die Frage des Wie gänzlich zu übersehen. Wir decken ihn mit einem größeren Aufwande von nationaler Arbeit, als bei geltender Doppelwährung dafür verlangt sein würde; und da der relative Werth des hereinkommenden Goldes entscheidend wird für die Bedeutung aller im Lande bestehenden Geldverpflichtungen, so erhöht sich dadurch die ohnedies ungeheure, auf der Arbeit des Volkes ruhende Zinsenlast. Ferner übersehen unsere Goldwährungleute, daß zwar wir uns das nöthige Gold beschaffen können, daß aber andere Länder, deren Industrie noch nicht ganz auf der selben Stufe der Leistungfähigkeit steht, dazu nicht im Stande sind. Sind die Regirungen dieser Länder vernünftig, so sehen sie die Dinge, wie sie sind, und wissen, daß bei herrschendem Goldmonometallismus in den mächtigeren Industriestaaten sie nur auf Basis des Silbers zu einer gesunden, metallischen Währung gelangen können. Sind sie unvernünftig, so beschließen sie die Goldwährung, führen den Beschluß auch durch, wozu es nur des heute so reichlich angebotenen Kredits bedarf, um dann, wenn der wirthschaftliche Organismus selbst seine Attraktionkraft für Gold erweisen soll, recht bald wieder in die Papierwährung zurückzugleiten. In beiden Fällen entsteht eine wachsende

Disparität zwischen unserer Währung und der Währung solcher Länder, eine Disparität, die doch den internationalen Güteraustausch in ganz anderem Maße erschwert und seinen Vermittlern ganz andere Prüfungen auferlegt als jene geringen Schwankungen des Wechselkurses zur Zeit der französischen Doppelwährung, von denen man so viel Aufhebens macht. Diese Schwankungen blieben, wie ich schon im „Anti-Bamberger" darlegte, innerhalb der durch die Transport- nnd Prägekosten bedingten Grenzen, ganz wie bei der Goldwährung auch. Die Grenzen waren, bei der im Wesentlichen auf Frankreich allein angewiesenen Doppelwährung, etwas weiter gesteckt, weil bei großen Konjunkturen zuweilen Spesen der Silbermünzung statt solcher der Goldmünzung in Betracht kamen. Sie würden im Falle der internationalen Doppelwährung, weil dann der internationale Ausgleich in erster Linie doch nur mit Gold geschähe, bis auf höchst seltene Ausnahmefälle keine anderen sein als heute bei der Goldwährung. Daß bei Häufung ganz außergewöhnlicher, in der selben Richtung wirkender Umstände auch der reinste Goldmonometallismus nicht vor gelegentlichem Auftreten eines kleinen Goldagios bewahrt, hat sich 1892 gezeigt, wo Ende Oktober Gold in London 78 Shilling 2 Pence, also mit 4 pro Mille Agio bezahlt worden ist. Ein größeres Agio auf Gold oder auf Silber ist auch unter der Herrschaft der Doppelwährung in Frankreich kaum vorgekommen. Wo das kaufmännische Interesse an der Goldwährung eigentlich steckt, Das kann ich nach Alledem durchaus nicht begreifen.

Wenn Professor Lexis sich entschließen möchte, einmal die Währungfrage unter diesen Gesichtspunkten zu betrachten, so müßte er sich selbst sagen, wie so äußerst unwesentlich, wie so ganz und gar nichts zur Sache entscheidend alle die Zahlen sind, denen er in seiner Erklärung eine so große Wichtigkeit beimißt. An einer recht interessanten Kundgebung des Herrn Lexis möchte ich heute schon nicht vorübergehen. Sie ist im Schlußsatze des Absatzes 10 der Erklärung enthalten, der folgenden Wortlaut hat: „Ohne Zweifel werden aber in der Verbesserung der Kreditumlaufsmittel noch weitere Fortschritte gemacht werden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß schließlich, wie schon Ricardo vorgeschlagen hat, das Gold nur im internationalen Verkehr zu Zahlungausgleichungen verwendet würde, im Inlande aber nur noch als Werthmaß diente, während Papiergeld — nicht Silber — das Hauptumlaufsmittel für den inneren Baarverkehr bilden würde." Der selbe Gedanke ist später von Lexis in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" weiter ausgeführt worden, gelegentlich der Besprechung einer Schrift, die, wenn ich nicht irre, den Titel „Das Papiergeld der Zukunft" trägt. Daß man, wenn einmal Silber nicht Vollgeld sein soll, konsequenter verfahren würde, an die Stelle des minderwerthigen Silbers gleich Papier-

geld zu setzen, und daß dieses jedenfalls billiger wäre, habe ich selbst in meinem ersten Artikel ausgeführt. Aber wie Lexis sich einen Zustand vorstellen mag, wo Papiergeld „das Hauptumlaufsmittel für den inneren Baarverkehr" bilden würde und doch die Landeswährung auch nur die erste kommerzielle, finanzielle oder politische Trübung zu überdauern vermöchte, bleibt mir, trotz seiner Berufung auf Ricardo, unverständlich. Herr Generalkonsul Russell hat in der Silberkommission (Bericht S. 57) gesagt: „Ich glaube, die Erklärung des Zwangskurses wird um so sicherer vermieden, wenn die wirklichen, nicht die formalen Reserven der Bank, deren Bedeutung Herr Geheimrath Hartung gestern klargelegt hat, bestehen bleiben, die ich darin finde, daß wir einen mit Gold stark gesättigten inneren Verkehr haben." Ich brauche nur das Wort „Gold" durch vollwerthiges Metallgeld zu ersetzen,*) um in dieser Aussprache des klarsten und folgerichtigsten Vertreters, den die Goldwährung in der Kommission gefunden hat, genau auch meine eigene Meinung von der Sache zu erkennen. Es ist übrigens fraglich, ob der Vorschlag, dessen Lexis erwähnt, von Ricardo selbst herrührt. Dieser stellt ihn zwischen Klammern und bemerkt in einer Fußnote „is extracted from a Pamphlet entitled Proposals for an economical and secure currency." Gleichviel, der Vorschlag muß Ricardo jedenfalls sympathisch gewesen sein. Er ging im Wesentlichen darauf hinaus, daß die Bank nicht mehr gehalten sein solle, ihre Noten mit baarem Gelde, sondern nur noch mit ungemünztem Gold oder Silber einzulösen, und die Begründung war, daß dann das cirkulirende baare Geld in der Hauptsache erspart und so viel Kapital fruchtbringend angelegt werden könne. Das hatte für Ricardo noch eine erhöhte Bedeutung in Folge seiner Auffassung des Verhältnisses von Kapital und Produktionmöglichkeit. Gewiß, das baare Geld, das in ein Land hineinkommt, bedeutet eine Ausgabe an Kapital, sein Verbleiben im Lande einen jährlichen Verlust von Zinsen. Aber Das sind faux-frais des

*) Um jeder mißverständlichen Auslegung vorzubeugen, bemerke ich, daß hiermit nicht gesagt sein soll, auch in unserem Verkehre werde, im Falle der Doppelwährung, das Gold durch anderes vollwerthiges Metall ersetzt werden. Ich bin vielmehr der Meinung, daß bei den Nationen dem Grade des Bedürfnisses für Gold auch die Kraft entspricht, es zu befriedigen. Es müßten schwere Fehler in der Bankpolitik gemacht werden, wenn wir auch bei der ppelwährung Gefahr laufen sollten, weniger Gold in der Cirkulation zu en, als wir wirklich brauchen. Wegen Rußlands kann Professor Walter Lotz g gewiß sein Gemüth beruhigen. So lange es noch beim Zwangskurse bt, kann Rußland einen Theil seiner Goldproduktion hübsch in der Bank gesperrt halten. Aber es mache nur erst seine Kassen auf; dann wollen beurtheilen, ob dies Rußland so gefährlich ist, wie es aussieht.

Güteraustausches, wie sie — bei der Individual-Produktion auf alle Fälle — ganz unvermeidlich sind, wenn der Austausch sich ohne Störungen vollziehen soll. Wir könnten ja auch unsere Straßen und Landstraßen schlechter bauen und viel Kapital und Zinsen dabei ersparen. Wer wird Das verschlagen wollen? Wir könnten noch enge, winkelige Posthäuser, schmutzige, ungeräumige Bahnhöfe haben. Aber der Verkehr würde dann weniger rasch und weniger sicher sein. Schließlich würde die Ersparniß nicht entfernt heranreichen an das Minus nationaler Produktion, das von jeder Verlangsamung des Umsatzes unzertrennnlich sein müßte. Der riesengewaltige Austausch der menschlichen Erzeugnisse duldet keine knickerige Politik, im Münzwesen noch weniger als im Transportwesen. Wenn Lexis solche Ideen, wie die hier von Ricardo befürworteten, übernimmt und wenn sogar Goldwährungblätter seine hierauf bezüglichen Ausführungen ohne Widerspruch abdrucken, so kann ich ruhig sagen: Seht, wir Bimetallisten sind doch bessere Menschen.

Ich habe diese Polemik dazu benutzt, zugleich die Begründung, die ich im ersten Artikel in Aussicht stellte, einzuleiten. Die Abwehr des Angriffs eines anderen bedeutenden Nationalökonomen gegen den Bimetallismus wird mir in einem dritten Artikel Gelegenheit geben, meine Begründung zum Abschlusse zu bringen.

Für heute möchte ich nur noch eine Meinung bekämpfen, die von dem englischen Schatzkanzler bei der jüngsten Währungdebatte im Unterhause ausgesprochen wurde und wonach England seine Weltstellung im Handel der Goldwährung verdanke, diese Stellung gar mit Aufgabe der Goldwährung gefährden würde. Das post hoc ergo propter hoc in seiner kühnsten Anwendung. Weil England 1816 bei Aufhebung des Zwangskurses Gold als alleinigen standard wählte — nebenbei bemerkt, verdankte das Gold diese Auszeichnung dem Umstande, daß es damals das verhältnißmäßig billigere Metall war — und weil die Engländer die erste Handelsnation der Welt geworden sind, muß solche Weltstellung auf der Goldwährung beruhen. Die Römer haben keine Hosen getragen, die Römer sind die mächtigste Nation des Alterthums gewesen, folglich lag in der Toga eine völkerbesiegende Kraft, und wehe Rom, wenn es sie aufgegeben hätte, um gallischen Barbaren den Gebrauch der Hosen zu entlehnen. Der englische Schatzkanzler ist gewiß ein guter Patriot; er hat zweifellos nicht bedacht, daß es doch eigentlich die Tüchtigkeit des britischen Volkes verkleinern heißt, wenn man seine Weltbedeutung auf eine verhältnißmäßig so geringfügige Ursache wie die Wahl des Münzmetalles zurückführt. Ich dachte immer, Clive und Hastings hätten Indien erobert, lange bevor die Goldwährung in England eingeführt wurde. Ich glaubte, Trafalgar sei durch das Genie Nelsons und die Tapferkeit

seiner Seeleute gewonnen worden, mit Sovereigns hätten sie wohl auch zur Zeit der Papierwährung nicht schießen können. Auch meinte ich, Stephenson habe seine erste Lokomotive schon 1814 gebaut, er habe sogar als Vorgänger einen gewissen James Watt gehabt, und auch Arkwrights spinning Jenny sei etwas älteren Datums als die englische Goldwährung. Mit Alledem, so hatte mir geschienen, sei eigentlich die Grundlage für Englands Stellung, auch im Handel, schon gegeben gewesen. Aber vielleicht ist, was dann später zu ihrer Entwickelung geschah, nur mit Gold erreicht worden. Vielleicht konnten die kühnen Pioniere, die England in alle Welttheile entsandte, nicht vordringen ohne Goldwährung, vielleicht haben die afrikanischen Häuptlinge erst das Londoner Kursblatt zu Rathe gezogen, bevor sie sich mit einem Engländer einließen, und vielleicht hätte die Penny-Post ihre verkehrfördernden Segnungen nicht entfaltet, wenn der Penny sich auf ein Silberpfund bezog. Mag sein; aber ich kann das Vorurtheil nicht los werden, daß es die Kraft, die Energie, die Intelligenz des Volkes und die insulare Lage des Landes, wie der dadurch bedingte Gang der nationalen Entwickelung gewesen sind, die England so hoch emporgebracht haben. Auch den Umstand, daß die europäischen Fürsten der Bank von England ihr Geld anvertrauten, kann ich auf keine andere Ursache zurückführen als darauf, daß sie es dort am Sichersten vor den Folgen äußerer und innerer politischen Stürme gewahrt glauben durften. Der Schatzkanzler Sir William Harcourt ist ein weitblickender Staatsmann. Mit seiner Reform der Erbschaftsteuer, so kühn entworfen, so glänzend vertheidigt und gegen alle Opposition siegreich in den Hafen gebracht, hat er seinen Namen ruhmvoll und unvergänglich in die Geschichte Englands eingeschrieben. Gerade hierbei hat er gezeigt, wie er im Stande ist, sich von überkommenen, falschen ökonomischen Doktrinen zu befreien. Ich hoffe, Das wird ihm auch noch mit den Lehren gelingen, die der Vertheidigung der Goldwährung zu Grunde liegen. Wenn nicht, dann wird sich in England auch ohne ihn und gegen ihn vollziehen, was nun einmal die Zeit erfordert. Aber es wäre schade um Sir William, wenn gerade er in den Reihen der Vorkämpfer eines so großen sozialen Fortschrittes, wie es die Abschüttelung des Goldmonopoles wäre, fehlen würde.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

# Deutschlands Anspruch in Ostasien.

Zu welchem Ergebniß die Verhandlungen führen werden, die zwischen den europäischen Mächten in der ostasiatischen Frage schweben, läßt sich noch kaum übersehen; nur so viel scheint bereits festzustehen: die deutsche Regirung wird höchstens zu erreichen suchen, daß ihre bisherige handelspolitische Stellung in Ostasien keine Verschlechterung erfährt, und sie wird außerdem vielleicht noch ihre europäische Machtstellung mit ihrer bekannten, von allen Gegnern Deutschlands so hochgeschätzten Uneigennützigkeit zu Gunsten befreundeter Staaten, in diesem Falle wahrscheinlich Rußlands, in die Waagschale werfen. Hoffentlich täuscht diese Annahme; jedenfalls erscheint es mir als die Pflicht der Freunde einer größtdeutschen Politik, mit Energie darauf hinzuweisen, daß die mit China und Japan behufs Revision des Friedens von Shimonoseki einzuleitenden Verhandlungen vielleicht zum letzten Male eine günstige Gelegenheit darbieten, um eine Erweiterung der deutschen Machtsphäre in Ostasien ohne jedes Blutvergießen zu erlangen.

Japan ist beim Abschluß der Friedensverhandlungen mit China offenbar darüber nicht im Unklaren gewesen, daß es alle seine Forderungen gegenüber den europäischen Großmächten nicht wird aufrecht erhalten können, und es hat darum von vorn herein wohl mehr gefordert, als es für unbedingt wünschenswerth hielt. Die Abtretung der Halbinsel Liau-tung und der Insel Formosa zugleich würde eine politische Beherrschung Chinas durch Japan — wenn nicht in sich schließen so doch — in wirksamster Weise vorbereiten; etwa folgende oder schon bestehende handelspolitische Abmachungen würden, in Anbetracht der billigen Arbeitlöhne in Ostasien sowie des Unternehmungsgeistes und der Geschicklichkeit der Japaner und nicht zum Mindesten in Folge der Währungverhältnisse, die wirthschaftliche Beherrschung Chinas durch Japan im Gefolge haben und beide Momente würden, wenn etwa auf Grund eines offenen oder geheimen Bündnisses Japaner auch in den chinesischen Militär- und Verwaltungdienst eindrängen, der gelben Rasse einen derartigen Aufschwung geben, daß die ostasiatische Frage in der Zukunft nicht mehr dahin lauten würde, in welchem Grade es den europäischen Mächten gelingen wird, in China und Japan einzudringen, sondern, ob sie im Stande sein werden, dem Andrängen einer mächtigen chinesisch-japanischen Fluth-

welle nach Westen genügenden Widerstand zu leisten. Angesichts solcher Gefahren für die Zukunft erscheint es ausgeschlossen, daß die Großmächte die Annexion beider Gebiete dulden dürfen. Dagegen würden wir vom Standpunkt der deutschen Interessen gegen eine Besetzung von Liau-tung allein nichts einzuwenden haben, da Japan uns als Bundesgenosse bei einem etwa nothwendigen Kriege mit Rußland sicher bessere Dienste zu leisten vermag als das militärisch einstweilen unfähige China. Dabei ist zu bedenken, daß wir Japan, wenn wir ihm die Erfüllung dieser Forderung durchsetzen helfen, den denkbar größten Dienst leisten würden: einmal, weil gerade diese Forderung auf den stärksten Widerstand bei den anderen Großmächten stößt, und dann, weil Japan selbst, das um jeden Preis eine asiatische Festlandsmacht zu werden trachtet, auf die Erlangung Liau-tungs einen ungleich größeren Werth legt als auf Formosa, das es uns dann als Gegenleistung für diesen Dienst freiwillig abzutreten sich gewiß bereit finden lassen würde.

Es versteht sich von selbst, daß diese Regelung der Gebietsabtretungen die Zustimmung entweder Rußlands und Frankreichs oder aber Englands voraussetzen würde. Wir ständen also hier wieder einmal an einem Scheidewege in unserer überseeischen Politik, an dem wir zu wählen hätten, ob wir auch fernerhin, aus reiner verwandtschaftlicher Liebe für unseren englischen Vetter, uns von diesem bei jeder passenden Gelegenheit freundschaftlich übers Ohr hauen lassen oder ob wir endlich die von Bismarck bei Gelegenheit der Kongokonferenz betriebene Realpolitik wieder aufnehmen und in allen überseeischen Fragen mit Frankreich zusammengehen wollen. Was wir Frankreich als Entschädigung für die Besetzung Formosas mit den Fischerinseln bieten können, ist klar: wir haben uns mit ihm zu vereinen, um von China die Abtretung der Insel Hainan an Frankreich zu erzwingen. Die Kompensation, die Rußland zu fordern berechtigt wäre, würde in der Abtretung des nördlichsten Theils von Korea mit dem eisfreien Hafen Port Lazarus zu suchen sein, während die Abtrennung eines Theiles der Mandschurei doch schon als ein sehr bedenkliches Zugeständniß zu betrachten wäre.

Und England? England hat seinen Antheil an der Beute schon im Voraus erhalten: es hat Hongkong und hat den größten Theil des ostasiatischen Handels in seinen Händen. Daß die Engländer, wenn sie sehen, daß auch andere Völker endlich einmal die von ihnen selbst seit undenklichen iten mit solchem Erfolg betriebene Praxis in der überseeischen Politik anvenden sich unterfangen, ein lautes Entrüstungsgeschrei erheben werden, auf dürfen wir uns wohl gefaßt machen; aber eben so sicher ist es auch, ; sie gegenüber dem gemeinsamen Entschlusse Rußlands, Frankreichs und utschlands, denen auch Oesterreich und Italien ihre Zustimmung wohl t versagen werden, schließlich gerade so klein beigeben werden, wie sie es

schon seit Jahren allen europäischen Gegnern gegenüber gethan haben, die ihren Willen unter allen Umständen durchzusetzen sich entschlossen zeigten.

Für Deutschland wäre der Besitz Formosas von höchster Bedeutung. Es hätte damit endlich einmal eine Kolonie erlangt, deren Klima sowohl die dauernde Besiedelung mit deutschen Auswanderern wie auch den Betrieb des Ackerbaues ohne künstliche Bewässerung gestatten würde. Es hätte ferner damit ein Reservoir von Arbeitskräften für seine Plantagenkolonien in der Südsee und in Afrika erlangt, von wo es die für gewisse Plantagenkulturen, wie die Tabak- und die Theekultur, fast durch keine andere Rasse zu ersetzenden chinesischen Kulis ungehindert durch die Einflüsse einer fremden Macht beziehen könnte und dessen Besitz auch die volkswirthschaftlichen Nachtheile des Kuliimportes aus fremden Ländern, nämlich die Bereicherung fremder Volkswirthschaften mit den von uns gezahlten Arbeitlöhnen, verschwinden machen würde. Dem deutschen Handel würde der politische Besitz Formosas dagegen nur dann wirklich erheblichen Nutzen bringen, wenn wir uns bei den Abmachungen mit den übrigen Mächten das Zugeständniß sicherten, daß wir deutsche Waaren bei der Einfuhr nach dort günstiger behandeln dürfen als fremde, — ein Zugeständniß, das in der selben Weise auch den Franzosen für die Insel Hainan gemacht werden könnte.

Sollte es aber nun etwa Leute geben, die so naiv wären, zu fragen, welchen Rechtstitel wir denn für die Erwerbung Formosas haben, so könnte man sie einfach auf die Thatsache verweisen, daß diese Insel im Anfang der sechziger Jahre bereits Preußen als Protektoratsland angeboten worden ist und daß, wie unzählige Beispiele der englischen Kolonialgeschichte zeigen, solche älteren Anerbietungen auch später noch im internationalen Verkehr als genügende Rechtsgründe für die Annexion gelten. Allein wir wollen offen sein und gestehen, daß der stärkste Rechtstitel für diese Erwerbung einfach das politische Interesse des Deutschen Reiches ist, ein Rechtstitel, dem in der geschichtlichen Entwickelung der Völker kein anderer an Stärke gleichkommt. Wenn Deutschland dahin wirken würde, daß die Besetzung Liau-tungs durch die Japaner unterbleibt, ohne sich selbst irgend welche Kompensationen dafür zu sichern, so würde dieser gegen sein eigenes Interesse dem russischen Nachbar geleistete Dienst es aus seiner gebietenden Stellung innerhalb der europäischen Großmächte mit einem Schlage verdrängen und es würde mit Oesterreich und Italien eine Gruppe von Großmächten zweiter Klasse bilden. Will Deutschland seine jetzige Stellung wahren, so bleibt ihm gar nichts übrig, als Weltmachtpolitik zu treiben. Die Möglichkeit aber, Dies jemals wieder thun zu können, würde es unweigerlich verlieren, wenn es bei der ersten Etappe auf dem Wege der Machtvertheilung in Ostasien die Rolle des gutmüthigen Zuschauers oder die des Kastanienholers spielen wollte. Ein

Volk, das sich den Anschein giebt, gar nichts mehr zu wollen, und dessen offensichtliches Streben nur dahin geht, mit allen Völkern der Erde in Frieden zu leben, verfällt im Innern dem senilen Marasmus und geht nach außen hin allen Respektes verlustig, mag es auch eine noch so imponirende Geschichte und ein noch so starkes Heer hinter sich haben.

Ein Volk, das nach allen Ländern der Erde einen lebhaften Handel treibt und treiben muß, wenn es für die Erzeugnisse seiner gewerblichen Thätigkeit den genügenden Absatz finden will, ein Volk, das alljährlich seine Landsleute zu Hunderttausenden als Ackerbauer, Kaufleute, Handwerker und geistige Arbeiter nach allen Theilen der Erde entsendet und entsenden muß, wenn es nicht an Hyperämie zu Grunde gehen will, fällt unweigerlich der allgemeinen Verachtung anheim, wenn es eine Gelegenheit, die andere Völker zur Erweiterung ihrer überseeischen Machtsphäre benutzen, vorübergehen läßt, ohne sich selbst dabei seinen Antheil zu sichern. Wenn irgendwo, so gilt im politischen Leben der Völker der Satz, daß Stillstand mit Rückschritt gleichbedeutend ist; er gilt in ganz besonders hohem Grade für die Gegenwart, in der die mit Sicherheit zu erwartende Bildung riesengroßer wirthschaftlicher und damit schließlich auch politischer Weltreiche jede Macht, die die Expansionkraft nach außen verloren hat, zu politischer Bedeutungslosigkeit verdammen wird. Die jetzt so stolze Stellung eines Deutschen Kaisers wird, wenn die Deutschen es verabsäumen, sich zur rechten Zeit in Südamerika, Afrika, im ganzen Orient, einen starken wirthschaftlichen und politischen Einfluß zu verschaffen, in absehbarer Zeit auf ungefähr das gleiche Niveau hinabsinken, auf dem die Autorität der Deutschen Kaiser in den letzten Jahrhunderten des Bestehens des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation sich befand. Sie verloren die Achtung bei den europäischen Herrschern, weil sie es nicht verstanden hatten, zur rechten Zeit eine auf ein stehendes Heer gegründete Centralgewalt zu schaffen. Mögen jetzt die Zeichen der Zeit besser verstanden werden. Ueberseeische Machtentfaltung: Das ist das Zeichen, unter dem allein in dem Riesenkampfe, den die Völker im nächsten Jahrhundert um ihre Weltmachtstellung auszukämpfen haben werden, auch wir Deutschen siegen können.

Dr. Karl Kaerger.

# Die Hessische Ludwigsbahn.

Die wichtigste deutsche Privatbahn ringt jetzt um gute Verstaatlichungbedingungen. Das Netz der Hessischen Ludwigsbahn — um diese handelt es sich hier — berührt Hessen-Darmstadt, Preußen, Bayern, Baden und Elsaß-Lothringen; aber all Das ist zusammen nicht so schwierig wie die engen Verhältnisse des Großherzogthums Hessen. Wenn also die (wie gewöhnlich) empörten Aktionäre einer antikapitalistischen Strömung zum Opfer zu fallen glauben, so verwechseln sie jenes Vaterländchen mit der Habsburgischen Monarchie. Hessen-Darmstadt ist klein und relativ dürftig; es wird ihm recht schwer, einen sehr guten Ablösungpreis zu bewilligen, falls der Regirung ein unternehmender Kopf fehlt, der nicht nach trockenen Ziffern geht. Während Preußen für eine solche Bahn mit Vergnügen wohl 120 Prozent zahlen würde, kann Hessen vielleicht etwa nur 103 Prozent bieten; Das hängt keineswegs mit dem Werthe des Objektes zusammen, sondern mit der Wohlhabenheit oder der Armuth ihres Käufers. Das ist freilich für den Besitzer von Ludwigsbahnaktien nur ein magerer Trost.

Da nun der kaufende Staat so klein dasteht, so genirt er sich auch nicht, von der Gunst der ursprünglichen Konzessionen einen etwas harten Gebrauch zu machen. Während die preußischen Bahnen nach dem Wortlaut der Konzession durch eine Rente abzulösen sind, hatte sich nämlich Hessen umgekehrt die Kapitalisirung der Dividende ausbedungen. Die Bahn hat für eine Anzahl der letzten Jahre fünf Prozent erbracht. Dies zwanzigfach vermehrt, ergiebt pari, und Das ist ungefähr der Preis, den man jetzt zahlen will. Nun ist aber der Geldwerth sehr gesunken, so daß der Aktionär für ein Jahreserträgniß von 100 Mark nicht mehr 2000 Mark nominal in $4\frac{1}{2}$- oder 4prozentiger hessischer Rente erhalten würde, sondern die selbe Summe nur in 3prozentiger Rente. Es kommt gar nicht darauf an, daß dieses Papier nicht 100, sondern 98 Prozent steht; jedenfalls bekäme der Aktionär für seine bisherigen 100 Mark Jahreserträgniß nunmehr einen Zins von 60 Mark, der bei einer 4prozentigen Rente 80, bei einer $4\frac{1}{2}$prozentigen 90 Mark ausmachen würde. Dieses Sinken des allgemeinen Zinsfußes kann sich die Regirung zu Nutze machen, denn sie braucht eben 100 Mark Rente nur mit 2000 Mark

nominal zu kapitalisiren. Nun kann man einwenden: der Aktionär sei ja in der Lage, seine hessische Rente, wenn sie ihm zu wenig abwirft, zu verkaufen; allein, abgesehen von der kleinen Mühe und von den Unkosten, würden doch auch Massenverkäufe diese Rente im Kurs herunterdrücken und es läge dann ein weiterer Verlust darauf. Die preußische Regirung brauchte bei der Verstaatlichung für die Bahnen umgekehrt nur eine Jahresrente zu geben. Selbst wenn damals Geld schon so niedrig gestanden hätte, wie jetzt, blieb es doch zunächst ganz gleich, ob man 2000 Mark in 5prozentigen oder 3333 Mark in 3prozentigen Konsols ausgiebt. Anders wäre es bei einer weiteren Konversion. Denn dann könnten die Inhaber ihr Baargeld fordern und würden bei einer 3prozentigen Rente eben die größere Nominalsumme erhalten, für die sie sich ja ganz nach Belieben auch Chinesen kaufen könnten.

Wie ersichtlich ist, kommt die Form der Ablösung dem hessischen Staate zu Gute und es scheint einstweilen keine Aussicht, daß die zufällige Härte dabei vermieden wird. Im Grunde hat ja auch Preußen damals erkannt, daß bei der Ablösung mehr als konzessionmäßig gezahlt werden müsse, da die Bahnen weit über ihre Konzessionverpflichtungen geleistet hatten. Genau die selben sehr großen und unbuchstabenmäßigen Leistungen liegen bei der Hessischen Ludwigsbahn vor. Man hat nicht einmal das Recht, den Wortlaut der Konzession für unvorsichtig abgefaßt zu erklären. Als im Jahre 1844 einige mainzer Bürger zusammengetreten waren, um eine Eisenbahn von Mainz über Oppenheim und Worms bis zur großherzoglichen Landesgrenze zu erbauen, freute sich die Regirung und dachte sicher nicht im Mindesten daran, durch stille Kautelen sich Vortheile zu sichern . . .

Die Geschichte der Bahn ist auch eine so wechselvolle, alle Schwankungen unserer wirthschaftlichen Zustände wiederspiegelnde, daß die Aktionäre keineswegs stets auf Rosen gebettet waren. Vier Jahre nach Ertheilung der ersten Konzession kam das Unheilsjahr 1848, und als eine weitere Einzahlung auf die Aktien ausgeschrieben wurde, konnten zahlreiche Inhaber sie nicht leisten und verloren, da Aktien und Abzahlungsgegenstände leider noch immer dem gleich strengen Verhängniß unterliegen, einfach ihre ganze Anlage. Ohne die Börse wären die ersten Aktien der Bahn überhaupt nicht über Wasser zu halten gewesen. Als dann die zweite Konzession für die Rheinstrecke von Mainz nach Bingen kam, schrieb man bereits 1856 und die Darmstädter Bank war da. Daß diese sich des so wichtigen Unternehmens für lange Jahre und mit nachhaltiger Umsicht annahm, hing doch nur mit zwei Zufällen zusammen: mit der Gründung der Bank gerade in Darmstadt, weil Frankfurt für eine mit einem Noteninstitut verbundene Bank keine Licenz ertheilen konnte, und damit, daß der Direktor Parkus ein leidenschaftlicher Eisenbahnmann war. Wäre namentlich eser letzte Umstand nicht gewesen, so wäre die Bahn in den siebziger Jahren, den Zeiten des Krachs, wohl in arge Verlegenheiten gekommen. Die Regirung nte natürlich nichts thun, während die Aktionäre gute und schlechte Zeiten t ihrem Kapitalsbesitz theilten. Vierzehn Jahre vergingen, bis überhaupt Dividende über 5 Prozent hinauskam. Von 1861 bis 1872 stiegen dann Erträgnisse auf 7, 9, 11 und $11^3/_5$ Prozent und von da an, also seit nunhr dreiundzwanzig Jahren, ging es abwärts bis zu 4 und $3^1/_4$ Prozent.

Das Aktienkapital wuchs nicht allein im Verhältniß zu den größeren Zwecken, sondern auch im Verhältniß zu den Prioritäten. Es ist noch nicht allzu lange her, daß der Staat eine neue Prioritätenausgabe erst dann gestattete, wenn auch das Aktienkapital entsprechend erhöht wurde. In Deutschland, wo die Prioritäten Pupillengelder sind, sorgt man eben für Sicherheit und es geht nicht wie in Amerika, wo die Mortgagebonds emittirt werden, sobald die Shares nur fixirt, aber durchaus nicht einbezahlt sind.

Die Aktionäre der Hessischen Ludwigsbahn haben also auch viel Ungemach erlebt und man kann ruhig sagen, daß der größte Theil des heutigen Besitzes ein alter ist. Rheinhessen mit seiner Wohlhabenheit und Ausdauer hat die Bahn tragen helfen. Die Börse hat natürlich die Placirung vermittelt, nachdem sie eine Zeit lang als Spekulantin dabei thätig war. Das ist der alte Weg, und wer einen besseren kennt, aber einen solchen, wo man sich jeden Augenblick von seiner Anlage wieder frei machen kann, Der mag ihn nennen. Von einer regen Hausse und Baisse in diesem Papier zu reden, wäre Unsinn; es ist ein Kassawerth. Mehr als in Frankfurt haben sich in Berlin und auch in Hamburg einige große Spekulanten mit diesem Papier beschäftigt. Es ist auch richtig, daß, seitdem die Verstaatlichung in Fluß gekommen war, ab und zu große Käufe in Ludwigsbahn vorgenommen wurden. Allein, will man etwa unter Hinweis auf diese Bankierkäufe den Ablösungpreis niedriger setzen? Man kann doch unmöglich, um sich an den Verlusten Einzelner gütlich zu thun, zahllose Andere mittreffen. Bisher hat, wie ich schon erwähnte, eine eigentlich antikapitalistische Strömung nicht mitgespielt, sondern lediglich das im Ganzen gewiß richtige Gewohnheitgefühl, daß Darmhessen ein kleines Land ist und daß, wenn man in der Kammer um Ausgaben von 1600 Mark ernste Debatten beginnt, man auch bei Mehrausgaben von Millionen nachdenklich werden müsse.

Wie soll man sich nun die weitere Entwickelung des ganzen Kampfes vorstellen? Entweder Staat und Verwaltungrath werden einig, was bei einem weiter blickenden Geist schon möglich wäre. Oder die Kontrahenten bleiben uneinig. Dann erscheint es heute ziemlich sicher, daß Hessen von seinem konzessionmäßigen Rechte Gebrauch macht und die fällige Linie Mainz-Ludwigshafen ohne Weiteres zu den vorgesehenen Bedingungen übernimmt. Es war ein Irrthum, Das als Gewalt auszulegen, denn den Aktionären bleibt in diesem Falle das Anrufen der Gerichte übrig. Als unbedingt gewiß wird nun in erfahrenen und unterrichteten Kreisen angenommen, daß das Gericht unter keinen Umständen das Angebot der hessischen Regirung als der Billigkeit entsprechend ansehen wird. Es käme nur darauf an, ob die betreffende Entscheidung so durchaus zu Gunsten der Aktionäre ausfallen würde, daß eine zu stattliche Erhöhung der Ablösungsumme einzutreten hätte. Dann nämlich wäre es ganz sicher, daß das ganze Verstaatlichungprojekt ins Wasser fiele, denn Hessen glaubt eben, nicht theuer kaufen zu können, oder vielmehr, billig kaufen zu müssen. Fraglich wäre es übrigens noch, ob die einfache Aneignung der Strecke Mainz-Ludwigshafen auf dem Wege der Macht so ganz gefahrlos ist, denn die anderen noch selbständigen Linien könnten mit Hilfe der rheinischen Bahnen auch den Verkehr von jener alten Strecke ablenken. Die preußische Verwaltung ist solchen Vereinbarungen wohl nicht ganz unzugänglich, während andererseits

das hessische Ministerium sicher zu sein scheint, daß ihm Preußen mit Kaufanträgen nicht dazwischen fährt. Das wäre die größte Unbequemlichkeit. Nehmen wir z. B. die so überaus wichtige Linie Frankfurt-Mainz, die zum Theil preußisch ist, so hat diese doch alle Aussicht, schließlich nicht von Darmstadt, sondern von Berlin aus erworben zu werden.

Interessant ist die freilich nicht maßgebende Thatsache, daß Leute, die die Bahnverhältnisse studirt haben, die Aktien für ca. 112 Prozent werth halten. 103 Prozent, so meinen sie, würde Hessen schließlich bezahlen, mit Betriebsmaterial vielleicht 105 Prozent; und dann sind doch noch die verschiedenen anderen Linien zu rechnen. Bayern kann z. B. seine Strecken gegen Zahlung des Anlagekapitals erwerben. Da aber ein vermögender Staat wie Preußen für eine solche Bahn gewiß auch 120 Prozent gegeben hätte, so erleiden die Aktionäre der Hessischen Ludwigsbahn im mildesten Falle einen Verlust von 8 Prozent. Das ist ein geringer Satz nur für Den, der selbst keine Aktien hat.

Ist es klug, so vorzugehen? Die Frage läßt sich schwer beantworten. Gerechtigkeit hat heutzutage eine weitere Deutung als früher und so braucht der Staat nur zu erwägen, ob er das Sparerpublikum, das seinen umfangreichen Garantien lange Vertrauen schenkte, noch einmal ernstlich nöthig hat. Eine solche Eventualität würde allerdings ein herabgemindertes Vertrauen finden.

Eine einzige Körperschaft würde sich auf alle Fälle über die Verstaatlichung freuen: die Beamten der Bahn. Diese wurden bisher nämlich so schlecht bezahlt, daß die Bosheit sogar behauptete, es geschähe absichtlich, um im Lande zahlreiche Agitatoren für die Ablösung erstehen zu lassen. Pluto.

# Die Zuckerkrisis.

Jedermann ist seines Glückes Schmied: ich glaube, es ist der — wir werden heute wohl sagen —: ehrlich-philiströs-suffisante Franklin, der diesen Satz als amerikanischer Diplomat in die Politik eingeführt hat; Adam Smith brachte ihn in die volkswirthschaftliche Theorie und Cobden in die volkswirthschaftliche und handelspolitische Praxis. Es ist der Individualismus —: Jeder für sich (und Gott für uns Alle). Wenn ich unsere Zeit recht verstehe, erleidet das politische und volkswirthschaftliche System, das auf diesem Grundsatz, d. h. dem reinen Egoismus, aufgebaut wurde, jetzt einen Stoß nach dem anderen. Für die staatsmännische Praxis folgt aus dem System, daß jeder Staat seine wirthschaftlichen und auch politischen Einrichtungen so gestalten darf und kluger Weise wird, wie es für ihn am Vortheilhaftesten zu sein scheint. Das geht die anderen Staaten gar nicht an, denn mit ihnen besteht keinerlei Solidarität. Jeder Staat ist seines eigenen Glückes Schmied. Danach ist man auch verfahren, es hat sich aber sofort gezeigt, daß, wenn ein wichtiger Staat eine wichtige Aenderung in seiner Volkswirthschaftpolitik traf, diese Aenderung gewisse Wirkungen auf andere Staaten übte und diese zwangen, ähnliche Aenderungen bei sich vorzunehmen; es zeigte sich, daß thatsächlich eine Solidarität bestand, wenn sie auch von den Staatsmännern ignorirt wurde. Ein paar Beispiele werden Das beweisen.

Deutschland sieht sich 1871/73 in Besitz von so viel Gold, daß es glaubt, zur Goldwährung übergehen zu können, wie England 1816/19 auf Grund vielen Goldes, das es seinem Handel verdankte. Deutschland thut es, ohne sich zu fragen, wie Dies auf andere Staaten wirken wird. Deutschland kauft nicht nur kein Silber mehr für Münzzwecke, es verkauft sogar gemünztes Silber, wodurch der Silberpreis fällt. Jetzt müssen die anderen Staaten, voran Frankreich, die freie Silberprägung einstellen und andere gehen sogar auch zur Goldwährung über. Die Solidarität der Staaten hat sich glänzend geltend gemacht.

Deutschland geht 1879 von der Praxis der Handelsverträge ab und mach

einen autonomen Tarif, weil es glaubt, dabei seinen Vortheil besser zu wahren als durch Verträge; man behauptet, das Ausland werde die Agrarzölle zahlen, d. h. werde Produkte seiner Arbeit uns unter dem Werth verkaufen müssen. Allein die meisten Staaten des Auslandes machen die Sache eben so, und das System gipfelt in der berüchtigten MacKinley-Bill, die faktisch die europäische Industrie zwingt, den Amerikanern ihre Erzeugnisse unter dem Werth zu verkaufen, wenn es an sie überhaupt absetzen will. Das System führt schließlich zum Handelskrieg mit Rußland, aber es war allgemein geworden; auch im wirthschaftlichen Kriege Aller gegen Alle machte sich die Solidarität der Staaten geltend.

In den neunziger Jahren ändert Deutschland seine Politik, es kehrt zum System der Handelsverträge zurück, es „bindet" gewisse Tarife, d. h. begiebt sich für gewisse Jahre des Rechtes, sie zu erhöhen, ohne Erlaubniß des anderen Kontrahenten. Andere Staaten folgen dem Beispiel. Nachdem Deutschland Dies gethan hat, erhebt sich eine starke Opposition auf dem Lande, und um sie zu beschwichtigen, führt Deutschland eine längst vergessene Maßregel ein, die vor mehr als zweihundert Jahren in England getroffen und nach etwa hundertjähriger Wirksamkeit wieder aufgehoben wurde, eine Vergütung für auszuführendes Getreide, was die Engländer Bounty nannten. Ich habe damals, z. B. in dem Buche: „Das Sinken der Grundrente", davor gewarnt, weil dieser Vorgang andere Staaten veranlassen könnte, Deutschland auch diesmal auf dem von ihm zuerst betretenen Wege zu folgen. Wenn Das geschehe, werde der Weltmarktpreis des Getreides (d. h. der londoner Preis) noch mehr fallen, und der Fall des Weltmarktpreises werde einen neuen Fall des Getreidepreises in Deutschland verursachen. Die Warnung nützte nicht, und nun lese ich in einer Zeitung aus New-York vom sechsten Dezember 1894, daß der Vertreter der California-Grange, d. h. Farmerkorporation, Herr Lubin, in Amerika herum reist, um die Landwirthe zu veranlassen, daß sie von der Regirung eine Exportbounty für Getreide fordern. Die amerikanische Regirung hat seit dreißig Jahren für die Industrie durch sehr hohe Schutzzölle gesorgt. Das Prinzip angenommen, die Regirung habe für die nationale Produktion zu sorgen, damit sie sich entwickele — wie die Industrie — oder nicht zu Grunde gehe — wie es jetzt der kapitalistischen Landwirthschaft droht —, so hat die größte Produktion der Vereinigten Staaten, die landwirthschaftliche, gewiß Anspruch auf Unterstützung. Durch Schutzzölle kann sie diese nicht erhalten, weil sie exportiren muß, also bleibt nur die Bounty übrig. Vielleicht wäre man in Kalifornien darauf nicht verfallen; aber da man sieht, daß eine europäische Großmacht sie eingeführt hat und sie in Deutschland wirklich den Getreidepreis erhöhte, so ist es überaus natürlich, daß man sie in Amerika auch verlangt, besonders, da die amerikanische Landwirthschaft noch viel mehr leidet als die deutsche, wofür ich ein paar Zahlen bringen will. Wenn im Westen Landwirthschaft mit gelöhnten Arbeitern betrieben wird, so fällt weder Grundrente noch Zins für Betriebs- und stehendes Kapital ab, sobald der Meter-Centner Weizen 8 Mark kostet. Fällt er darunter, deckt er Lohn und Steuer nicht mehr. Nun hat in diesem Jahre der Metercentner Weizen im Westen der Vereinigten Staaten und Kanadas nur zwischen 6 und 7 Mark gebracht, und in Theilen von Oregon sogar nur 3 Mark. Dabei müssen alle großen Betriebe zu Grunde gehen, auch wenn sie nicht verschuldet sind.

Der amerikanische Bauer hält sich noch, wenn er keine Zinsen zu zahlen hat, und muß weiter produziren, weil er, verließe er die Farm, keine Arbeit finden würde, da die Industrie auch leidet und von Arbeitern überfüllt ist. Der verschuldete Farmer kann zwar keine oder nur einen Theil der schuldigen Zinsen zahlen, bleibt aber doch meist auf der Farm, denn die Gläubiger stunden die Zinsen, weil sie bei Subhastationen ausfallen würden oder die Farmen selbst annehmen müßten. Somit ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten dem Beispiel Deutschlands folgen und auch eine Exportprämie für Getreide zahlen werden. Und wird Rußland nicht vielleicht das Selbe thun müssen und Kanada und Australien auch? Und werden sie Das nicht länger aushalten können als Deutschland, dessen Finanzen schlechter werden?

Die Besteuerung, sollte man meinen, sei doch wenigstens eigenste Sache eines Staates, wenn es auch Zoll oder Monopol oder Exportprämie nicht sind. Allein es zeigt sich jetzt, daß auch Dies unrichtig ist. Preußen hat die Staatsgrundsteuer erlassen. Offenbar geht Das keinen Staat an. Aber schon werden Anfänge einer agrarischen Bewegung in Oesterreich sichtbar und man stößt auf ganz eigenthümliche Argumente. Deutlich bemerkbar ist die Sache während der jetzigen Zuckerkrisis geworden, und deshalb empfiehlt es sich, einen Blick auf die Zuckerindustrie zu werfen. Es ist bekannt, daß sie noch immer hohe Reinerträge abwarf, als bereits der Reinertrag aus der Getreideproduktion abnahm, was vor ungefähr zwanzig Jahren begann. Auf dem Kontinent wurden die Rüben nach dem Gewicht besteuert und beim Export wurde pro Meter-Centner Zucker die für die darin aufgearbeiteten Rüben entrichtete Steuer rückvergütet. Die Industrie strebte nun, mehr Zucker aus dem selben Quantum Rüben zu fabriziren, als das Steuergesetz annahm, — und Das gelang. So wurde aus der Steuerrückvergütung eine Exportbonifikation. Wiederholt wurde die Besteuerung erhöht, immer wieder überholte der technische Fortschritt die Absicht des Gesetzes. Schließlich wurde vor einigen Jahren in Deutschland das Steuersystem geändert. Der Staat besteuerte nicht mehr die Rübe, sondern den fertigen Zucker. Da aber die an die Exportprämie gewöhnte Industrie ihren sofortigen Verlust schwer ertragen haben würde, sollte die Prämie pro Meter-Centner Rohzucker bis August 1895 noch 1,25 Mark, von da bis August 1897 1 Mark betragen und dann ganz entfallen. Man hatte gehofft, 1: daß die deutsche Produktion sich nun vermindern werde, 2: daß andere Staaten, namentlich Oesterreich, Rußland und Frankreich, die Hauptkonkurrenten, die Exportbonifikation auch vermindern und schließlich aufheben würden. In beiden Annahmen täuschte man sich. Es zeigte sich, daß, als sich in einem Staat eine Exportprämie herausgestellt hatte, die anderen Staaten auch eine gewährt hatten; aber sie waren keineswegs gewillt, die ihrige aufzuheben, als Deutschland es that. Und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: so lange eine Industrie mit überlegenen Industrien anderer Länder auf neutralen ausländischen Märkten oder auf dem inländischen Markt zu kämpfen hat, verlangt und erlangt sie meist Schutz, durch Zoll oder Prämie. Sobald sie allen anderen auf neutralen (Auslands-) Märkten überlegen ist, verzichtet sie auf diese Krücken und sucht die anderen Länder auch zum Freihandel zu bewegen. Ich bitte, einen Blick auf die Produktiontabelle zu werfen.

Rübenzuckerproduktion in Europa in 1000 Tonnen à 1000 Kilo:

| | 1875/76 | nach Licht 1894/95*) | Zunahme absolut | Prozent | Produktion 1888/89 |
|---|---|---|---|---|---|
| Frankreich | 462 | 830 | 368 | 179 | 462 |
| Deutschland | 358 | 1800 | 1442 | 503 | 991 |
| Oesterreich-Ungarn | 322 | 1050 | 728 | 326 | 519 |
| Rußland | 247 | 620 | 373 | 251 | 474 |
| Belgien und Holland | 136 | 360 | 224 | 264 | 166 |
| Andere Länder | 4 | 140 | 136 | — | 24 |
| | 1529 | 4800 | 3271 | 313 | 2636 |
| Nach Paasche Rohrzuckerproduktion | 1902 | 3300 | 1398 | 173 | 2678 |
| | 3431 | 8100 | 4669 | 236 | 5314 |

Vor zwanzig Jahren wurde um ein Viertel mehr tropischer Zucker als Rübenzucker erzeugt, jetzt um die Hälfte mehr Rüben- als Rohrzucker. Wenn also jetzt eine Ueberproduktion herrscht, so trägt die schnelle Entwickelung der Rübenzuckerindustrie die Schuld daran. Nun zeigt die Tabelle, daß vor zwanzig Jahren Frankreich mehr Rübenzucker produzirte als irgend ein Staat, ein Drittel allen Rübenzuckers, Deutschland nur ein Viertel. Jetzt produzirt Frankreich drei Viertel mal so viel als vor zwanzig Jahren, aber nur ein Sechstel allen Rübenzuckers, Deutschland aber produzirt fünf mal so viel als vor zwanzig Jahren und zwei Fünftel allen Rübenzuckers. Oesterreich weist fast einen ähnlichen Fortschritt auf wie Deutschland; beide produziren die enorme Masse von 2 200 000 Tonnen *mehr* als vor zwanzig Jahren, d. h. die *ganze* Ueberproduktion, an der die Industrie dieses Jahr leidet.

Die deutsche Rübenzuckerfabrikation ist also jener der fünf Konkurrenzstaaten an Masse des Produktes überlegen, und auch, was mir der Raummangel auszuführen verbietet, an Qualität der Rüben und an Masse der auf dem Hektar gebauten Rüben. Somit begreift man, daß die deutschen Zuckerfabrikanten wünschen müssen, mit allen anderen frei konkurriren zu können, — weil sie sicher sind, die anderen Zuckerfabriken dann zum Stillstand zu zwingen. Sie stellen jetzt jene freihändlerische Forderung, die zu Cobdens und Brights Zeit die englischen Industriellen stellten; es ist nur naiv, daß sie hoffen, damit die Rübenzuckerindustriellen anderer Staaten mehr zu überzeugen, als es ihrer Zeit Cobden und Bright gelang, die französischen und deutschen Industriellen zu überzeugen. Kurz und bündig, es fiel den fünf anderen Staaten gar nicht ein, durch Aufhebung der Exportprämien ihre schwächeren Rübenzuckerindustrien der überlegenen deutschen zur Vernichtung preiszugeben.

Auch in der zweiten Hoffnung, die deutsche Produktion werde sich vermindern, täuschte man sich. Noch vor etwa sechs Jahren deckten sich Konsum und Produktion; jetzt beträgt der Bedarf rund sechs Millionen Tonnen, die

*) Die Zahlen für 1894/95 beruhen auf Schätzungen; Licht in Magdeburg giebt die deutsche Produktion auf 1800, Dr. Paasche auf 1750 und Graf Posadowsky auf 1700 Tausend Tonnen an. Der Bedarf wird auf 6 Millionen Tonnen geschätzt.

Produktion acht, macht fast so viel Ueberschuß wie die deutsch-österreichische Produktion. Wir sehen, daß die Ueberproduktion ein Drittel des Bedarfs beträgt, oder daß jede Familie, die heute drei Kilo Zucker gebraucht, vier verbrauchen müßte, damit die Ueberproduktion verschwinde. Daran ist nicht zu denken. In Folge der gedrückten Geschäftslage hat in den letzten drei Jahren sogar in den Vereinigten Staaten der Zuckerkonsum pro Kopf um vier Pfund abgenommen und wird wahrscheinlich noch mehr abnehmen, weil der Zucker durch den neu wieder eingeführten Zoll um 40 Prozent vertheuert wird. Die Absatzchancen verschlechtern sich auch sonst noch: 1889 importirten Schweden und Dänemark noch, jetzt exportiren sie. Die Vereinigten Staaten haben ihre Produktion um ca. 300 000 Tonnen gesteigert. Argentinien importirte noch ca. 45 000 Tonnen und wird bald exportiren. Deutschland produzirt jetzt in 405 Fabriken und im Sommer wurden einige 50 neue Fabriken geplant. In Oesterreich auch etwa ein Dutzend. Die Rübenernte war 1894 sehr gut an Quantität und Qualität der Rüben; schlechtere Ernten werden kommen, aber die in der Tabelle genannten sechs Staaten werden wahrscheinlich doch mehr Rüben bauen als jetzt, weil sie jährlich die Anbaufläche vergrößern. Da sich nun Zucker nicht lange magaziniren läßt und die Rohrzuckerproduktion ihrer Natur nach stetig, wenn auch langsam, zunimmt, so muß ein tötlicher Konkurrenzkampf unter den in der Tabelle genannten sechs Reichen entstehen. Daß also irgend eins der fünf außerdeutschen Reiche die Exportprämie verringere, erscheint nicht nur ausgeschlossen, sondern das Gegentheil ist wahrscheinlich. Nach dem deutschen Gesetz muß sie in Deutschland 1897 ganz aufhören. Die deutschen Zuckerfabrikanten verlangen nun, daß Dies nicht nur nicht geschehe, sondern daß sie erhöht werde, auf 1,50 Mark, Einige verlangen sogar auf 3 Mark pro Meter-Centner. Das wird nicht ohne verzweifelten Widerstand der süd- und westdeutschen Abgeordneten durchzusetzen sein, denn: im Jahre 1891/92 wurden überhaupt in Deutschland produzirt 1 144 000 Tonnen Rohzucker, davon in den acht östlichen Provinzen Preußens, Hannover, Mecklenburg, Braunschweig und Anhalt mit ca. 21 Millionen Einwohnern 1 021 000 Tonnen oder 90 Prozent der Gesammtproduktion, während der Rest Deutschlands mit ca. 30 Millionen Einwohnern nur 10 Prozent des Zuckers produzirte; da die Exportbonifikation aus der Zuckerkonsumsteuer genommen wird, also als Kopfsteuer wirkt, so ist klar, daß die Vertreter der 30 Millionen Südwestdeutschen auf Aufhebung der Bonifikation bestehen werden. Schon jetzt, wenn die in meiner Tabelle für 1894/95 angegebene Zuckerproduktion Deutschlands richtig ist, muß Deutschland von den 1 800 000 Tonnen 1,3 Millionen exportiren, was bei der jetzigen Exportprämie von 12,5 Mark pro Tonne 16 Millionen Mark macht. Würde die Prämie auf 30 Mark pro Tonne erhöht, so würde Das, wenn die Produktion nicht zunähme, ca. 39 Millionen Mark ausmachen. Davon würden die Staaten un Provinzen mit 21 Millionen Einwohnern ca. 35 Millonen Mark erhalten un nur ca. 15 bis 16 Millionen Konsumsteuer aufbringen. Die neuen, im Jahre 1894 projektirten Fabriken fallen aber fast alle in den Bereich der 21 Millionen Einwohner. Entstehen nur einige davon, so wird das Mißverhältniß noch größer. Können, ja dürfen die überwiegend norddeutschen Zuckerproduzenten es unternehmen, dem Südwesten diesen Tribut aufzuerlegen?

Gelänge es indessen, ein Kompromiß zu Stande zu bringen und die jetzige Exportprämie aufrecht zu erhalten, so würden die österreichischen Zuckerfabrikanten zu ihrer Regirung sagen: da die Preußen keine Grundsteuer zahlen, auch eine geringere Fracht nach London und New-York haben, so müssen wir, obschon unsere Exportprämie höher ist als die preußische, doch eine Erhöhung der unserigen fordern, denn bei den jetzigen Verkaufspreisen — 18,6 Mark in Magdeburg und 11,60 Gulden in Aussig pro 100 Kilo — haben die preußischen Fabrikanten, Fracht, Steuer und Prämie kompensirt, eine Summe von 28,50 Gulden und wir nur von 13 Gulden pro Hektar Zuschuß vom Staat. Sollte nun noch gar die deutsche Exportbonifikation über den jetzigen Betrag von 1,25 Mark erhöht werden, so würden die Zuckerproduzenten der fünf Staaten der Tabelle sofort auch eine Erhöhung ihrer Exportprämie fordern und wahrscheinlich erhalten; um so mehr, als Deutschland viel mehr Zucker exportiren muß als jeder einzelne dieser Staaten. So würde sich auch hier sofort wieder zeigen, daß die Staaten solidarisch sind.

Wenn die Sache nun so liegt, wenn 100 Kilo Zucker jetzt in Aussig 11,50 Gulden stehen und die Fabriken erst Vortheil haben, sobald sie den Preis dort über 14,50 Gulden bringen; wenn sie in Magdeburg nur 18,50 Mark kosten, wo sie 1892 noch 36,50 und 1889 sogar noch 40 Mark kosteten, so fragt es sich, warum doch noch neue Fabriken entstehen? So lange die Rüben versteuert wurden und 1883 in Sachsen 9,28 Kilo Rüben 1 Kilo Zucker gaben, in Posen erst 9,58, in Ost- und Westpreußen sogar erst 10,17 Kilo Rüben, war die Konkurrenz des Ostens gegen Mitteldeutschland schwer, zumal auch die Rübenproduktion pro Hektar damals in Sachsen 297, in Ost- und Westpreußen 252, in Posen nur 203 Meter-Centner war. Inzwischen produzirt auch der Osten mehr Rüben pro Hektar. Berechnet man, wie viel Kilo Rohzucker von den auf 1 Hektar gebauten Rüben erzeugt wurden, so erhält man folgendes Resultat:

| | 1883/84 | 1891/92 |
|---|---|---|
| Sachsen | 3200 | 3636 |
| Hannover | 3733 | 2862 |
| Posen | 2120 | 3000 |

In Hannover mag 1891 eine schlechte Rübenernte gewesen sein. Doch sieht man, daß Ost- und Mitteldeutschland sich in der Zuckerproduktion vom Hektar Rübenboden fast ausgeglichen haben. Die Fabriken Mitteldeutschlands sind meist alte und jetzt kostet die Anlage einer Fabrik, die damals eine Million Mark erforderte, der Materialpreisverminderung wegen, etwa nur noch 700 000 Mark. Damals mußte man 5 Prozent Zins rechnen, jetzt ist man mit $3^1/_2$ Prozent zufrieden. Damals kostete die Fabrik jährlich 50 000 Mark, jetzt nur 25 000 Mark Jahreszinsen. In Sachsen war man gewöhnt, 1 Mark bis 1,20 Mark pro tner Rüben zu erhalten, und bewerthete danach Pacht und Grundpreis des ens. In Posen und Ostpreußen steigen beide, sofern bisher Getreide gebaut de, auch noch, wenn selbst 1895 nur 0,6 Mark für Rüben gezahlt werden n. Darum baut man noch neue Fabriken im Osten, trotz der Zuckerkrisis.

Es wiederholt sich hier in Deutschland, was wir in der Welt seit fünfzig n schon öfter erlebt haben. Nach Aufhebung der englischen Kornzölle steigt Grundrente in Norddeutschland, das Getreide nach England exportirt, auf

Kosten der englischen, dann entwickelt sich und steigt die nordamerikanische auf Kosten der europäischen, seit drei Jahren entwickelt sich eine argentinische auf Kosten der nordamerikanischen und europäischen, und in Deutschland steigt die Grundrente auf neu adoptirten Rübengütern Posens und Ostpreußens auf Kosten der Grundrente von Rübengütern in Sachsen und Schlesien. Das Selbe geschieht in Oesterreich. Die Rübenzuckerfabriken gaben 1894 1,20 bis 1,40 Gulden für 100 Kilo Rüben und wollen für 1895 nur 70 bis 80 Kreuzer bewilligen, trotzdem hat sich vor wenigen Monaten in Galizien ein Konsortium mit dem Grafen Potocki und dem Fürsten Lubomirski an der Spitze zum Bau von sechs großen Zuckerfabriken gebildet, weil für Galizien ein Rübenpreis von 60 bis 70 Kreuzern eine Verdoppelung der bisherigen Grundrente bedeutet.

Ich frage nun, ob bei der letzten Aenderung des Zuckersteuergesetzes wirklich ernsthaft bezweckt wurde, daß die Produktion von Zucker in Deutschland eingeschränkt werde. Aus der Rede des Grafen Posadowsky vom vierzehnten Dezember geht vielmehr hervor, daß man dem Osten es ermöglichen wollte, sich mehr Fabriken anzuschaffen. Dann mußte natürlich auch mehr Zucker in Deutschland produzirt werden, — und Das geschieht. In Oesterreich und in Rußland wird es wahrscheinlich auch geschehen. Diese zwei Länder und Frankreich werden nun mit Deutschland um den Absatz auf den zwei großen Märkten von England und den Vereinigten Staaten zu kämpfen haben, aber nimmermehr wird der ganze in ihnen erzeugte Zucker dort verkauft und verzehrt werden können, und da man ihn nicht lange magaziniren kann, wird wohl viel davon verderben müssen. Wie der Existenzkrieg der Zuckerindustrie der sechs Reiche enden soll, weiß ich nicht. Ein Theil der in ihnen bestehenden und im Bau begriffenen Fabriken scheint mir nothwendiger Weise zum Untergang bestimmt zu sein; ob in allen Ländern oder in einzelnen und in welchen, ist nicht vorauszusehen. Man wird aber sagen müssen, daß das Schicksal ein verdientes war, denn vor sechs Jahren warnte Herr von Juraschek schon in seiner „Uebersicht des Welthandels" vor Ueberproduktion und auch sonst hat es ihnen an Warnungen nicht gefehlt. Ueber die Zuckerindustrie existirt eine ganze Literatur. Dr. Paasche rühmte ihr am vierzehnten Dezember im Reichstage nach, daß sie 400 000 Menschen beschäftige. Richtig! Aber fragt mich nur nicht, wie?! Der unterrichtete und zuverlässige Professor Knapp behauptet, sie habe die ländlichen Arbeiterverhältnisse desorganisirt, da sie die Saisonarbeit und die Sachsengängerei schuf. Graf Posadowsky lobt, daß sie die Landwirthschaft verbessere. Andere tadeln, daß sie die Landwirthe verführe, anstatt Getreide Rüben zu bauen, wodurch Hungersnoth im Kriegsfalle entstehen könne. Wie Dem auch sei, so scheint mir Graf Posadowsky im Namen der Regirung den Standpunkt zu vertreten, daß im Osten neue Fabriken entstehen sollen, wodurch das zum Export nothwendig bestimmte Quantum von jetzt schon 1,2 bis 1,3 Millionen Tonnen Zucker noch zunehmen muß. Der Export soll erzwungen werden durch Erhöhung der Exportprämie. Das Geld dazu soll durch Erhöhung der Konsumsteuer aufgebracht werden. Also wird deutscher Zucker im Auslande unter seinem Werth, im Inlande über seinem Werth verkauft werden. Die Erhöhung der Konsumsteuer wird den Konsum pro Kopf in Deutschland vermindern. Dadurch wird das für den Export bestimmte Quantum Zucker abermals größer. Um es abzusetzen und um die Ausländer, Oesterreicher,

Franzosen, Russen, in London und New-York zu unterbieten, muß die Exportprämie weiter erhöht werden, eben so die Konsumsteuer; Das schränkt abermals den Konsum in Deutschland ein. . . . Mir scheint, wir stecken hier in der höheren Zwickmühle! Schließlich kommen wir dazu, dem Auslande den Zucker zu schenken und ihn gleichzeitig in Deutschland so zu vertheuern, daß ihn nur noch ganz reiche Leute bezahlen können. Und wenn uns nun das Ausland durch noch höhere Exportprämien überbietet! Was dann? Graf Posadowsky belehrt uns darüber leider nicht, ob die Regirung weiß, was sie dann thun will.

Im Ganzen scheint es mir, daß Landwirthschaft, so lange sie Bruttoertrag hat, immer, kapitalistische Landwirthschaft mit Lohnarbeitern und Geldlohnsystem jedoch nur, so lange sie produit net hat, bestehen kann. Als man sie in Preußen vor fast neunzig Jahren auf den produit net basirte (Stein, Hardenberg, Thaer), hat ein konservativer Schriftsteller, Adam Müller, gewarnt. Jetzt scheint diese kapitalistische Landwirthschaft zusammenzubrechen. In den Vereinigten Staaten existirt der produit net fast nicht mehr. Ihr Haupterportartikel, Baumwolle, ist seit zwanzig Jahren in London um 70 Prozent gefallen, Zucker doch nur um 50; doch exportiren sie Baumwolle ohne Exportprämie, unsere Zuckerindustriellen aber klagen, sie können bei ca. 7 Prozent Exportprämie nicht mehr existiren.

Alle Preise, alle Profite sind gesunken. Englische Konsols bringen — nach dem Kurse — nur $2^1/_2$ Prozent, und glücklich, wer sie hat! Auf dem „offenen Markt" von London wurden in der letzten Dezemberwoche 1894 nur 0,6 Prozent pro anno für Geld gegeben. Oesterreichische Notenrente, ein sehr konservatives Papier, brachte vor zwanzig Jahren über 6 und bringt jetzt 4 Prozent. Ganz sicher sind alle Profite seitdem um mindestens ein Drittel gefallen, wie der Zinsertrag der österreichischen Rente. Besitzt nun ein ostelbischer Rittergutsbesitzer ein Gut, das vor zwanzig Jahren erworben wurde und worauf er nur ein Drittel oder weniger anzahlte, so ist er heute thatsächlich insolvent, wenn auch der Konkurs noch nicht erklärt ist. Die Regirung will solche Besitzer gern retten, und wüßte ich ein Mittel, wie Dies bei Beibehaltung der „Freiheit des Grundeigenthums" möglich ist, dessen Beseitigung die preußische Regirung ja nicht plant, so würde ich es nennen, — aber mir fällt keins ein. In dieser Lage sind aber höchst wahrscheinlich drei Viertel aller Rittergutsbesitzer. Will die Regirung ihnen helfen, so würde sie gut thun, sich erst zu überzeugen, ob das in Anwendung zu bringende Mittel nicht „Retorsionen" anderer Staaten hervorrufen wird, die es nicht nur illusorisch machen, sondern auch fortdauern, wenn eigene Armuth oder die der deutschen Konsumenten die deutsche oder preußische Regirung einmal zwingen sollte, das Mittel wieder außer Wirkung zu setzen, — wie es mit der Zuckerexportprämie jetzt auf der Hand liegt. Die wirthschaftliche Solidarität der Staaten ist nun einmal eine Thatsache.

Dr. Rudolf Meyer.

# Begräbniß-Nese.

Bei der Leichenfeier ihrer Namensschwester, der sozialdemokratischen Agitatorin Agnes Wabnitz, sah ich Agnes Noll wieder, nachdem ich sie längere Zeit aus den Augen verloren hatte. Eine schmächtige Gestalt, schwarz gekleidet, in ein Schwarz, das nicht, wie bei vielen anderen Leidtragenden, ein aus der Mottenkiste hervorgeholtes, nach Kampher riechendes Festgewand war, sondern ein im Wetter erprobtes fleckiges Kleid, das sie morgens anzog und abends ablegte, — eine zweite Haut.

Wir standen vor der Thür des Friedhofes, in den sich schon eine Schaar männlicher und weiblicher Genossen hineingedrängt hatte, Alle mit rothen Schleifen, Kokarden und Blumen geschmückt.

„Also bei so Etwas lassen Sie sich auch mal sehen?“ Damit begrüßte mich Agnes Noll, während ihre kleinen schwarzen Augen in dem verwelkten blassen Gesichte mich scharf musterten.

„Nun ja, mich interessirte die Unglückliche.“

„Unglückliche! Glückliche, wollen Sie sagen. Sie hatte doch Etwas, wofür sie lebte, eine Idee, einen Lebenszweck. Sie wirkte auf die Menschen, — und wie sie wirkte! Athemlos hörten sie ihr zu, wenn sie von dem Jammer der Enterbten sprach, mit leuchtenden Blicken, wenn sie die Zukunft schilderte, wie sie sein müsse. O! sie lebte sich aus, — wie ich sie beneide!“

„Also gehören Sie jetzt der Partei an?“

„Wo denken Sie hin“, sagte sie schroff. „Fällt mir nicht ein, mich der Tyrannei zu fügen. Sie wissen ja, daß ich Philosophin bin und Dies hier gerade Lebensgenuß für mich ist. Freilich eine Höhe, zu der sich nicht Alle aufzuschwingen vermögen“, schloß sie bitter.

Dies, die Beerdigungfeier, war ihr Lebensgenuß, ich wußte es schon; hat man Agnes Noll doch, ihrer sonderbaren Passion wegen, in Berlin den Namen Begräbniß-Nese gegeben.

Ihre kleinen schwarzen Augen verloren den düsteren, feindseligen Ausdruck, ihr Gesicht nahm einen geschäftsmäßigen, ja, man möchte sagen: beamtlichen Zug an, als sei sie hier zu Hause und müsse auf Ordnung und Sitte sehen, als sei der Tod ein Fürst und sie seine Haushofmeisterin, die hier die Honneurs zu machen habe.

„Ohne mich kommen Sie nicht hinein“, sagte sie mit stolzer Wichtigkeit, „aber ich werde Ihnen schon Platz verschaffen. Man kennt mich.“

In der That — man kannte sie. Die Genossen wichen zurück, und wenn auch einige spöttisch oder mitleidig lächelten und: „Ach, die Begräbniß-Nese!“ riefen, man ließ sie doch ungehindert voran gehen.

In Göttingen übte man vor Kurzem noch eine uralte Sitte, die an heidnische Zeiten, an griechische Thränenkrüglein und Klageweiber, gemahnte. Bei feierlichen akademischen Leichenzügen folgte dem Sarge ein Klageweib — eine Frau, die berufsmäßig dieses traurige Amt versah. An solch ein Klageweib erinnerte mich Agnes Noll. Man fand sie nicht nur bei den Totenfeiern der Genossen, durchaus nicht. Sie stand über den Parteien, über den Klassenunterschieden. Heute war sie bei der Beerdigung eines Gelehrten hochkonservativer Gesinnung zu sehen, morgen bei der eines anarchistischen Brandredners, übermorgen bei der einer berühmten Bühnenkünstlerin. Gesinnung- und Standesunterschiede berührten sie also nicht; auch ließ der alte Gleichmacher Tod sie überall Zutritt finden, wo er eingezogen war. Wer hätte auf dem Friedhofe das Herz gehabt, das kleine, schmächtige, unscheinbare schwarzgekleidete Wesen von der Trauergesellschaft fortzuweisen? Die Totengräber und Kirchhofsinspektoren kannten sie und respektirten das Gewohnheitrecht der Begräbniß-Nese. Geduldet hätte man sie überall, wohl aber ließ sie sich nicht zu jeder Feier herab. Sie folgte nur dem Sarge berühmter Leute. Das war die einzige Bedingung, die sie stellte; diese aber hielt sie mit unerbittlicher Strenge aufrecht. Unberühmt — unbeweint. Und daß sie wählerisch sein konnte, dafür sorgte die Millionenstadt Berlin.

Wie sie zu der seltsamen Leidenschaft gekommen war?

Es giebt Menschen, die man sich nicht jung vorstellen kann und die in der That auch nie jung waren oder aussahen. Fast als sollten sie dafür entschädigt werden, halten sie sich im Alter um so besser, Das heißt: sie behalten das Konservenaussehen, das sie schon in der Jugend hatten. Nur noch wenige Leute in Berlin werden die Begräbniß-Nese von achtzehn Jahren gekannt haben. Jetzt kennt man sie nur bei ihrem Spitznamen; und auf den Polizei- und Steuerlisten steht sie als die unverehelichte Noll, Dissidentin, verzeichnet. Dissidentin wurde sie, als ihre streng orthodoxen Eltern starben, die sie mit Religion sozusagen überfüttert hatten. Agnes Noll kam früh zur Selbständigkeit und Einsamkeit. Ein kleines Vermögen, winzig zwar, aber für ihre bescheidenen Ansprüche genügend, half ihr über die tägliche Noth des Lebens hinweg. Damals standen den Mädchen noch nicht Erwerbs- und Berufsarten offen wie heute. Man wurde entweder wissenschaftliche Lehrerin oder versuchte es — mit oder ohne Talent — mit der Musik. Doch noch ein Drittes gab es: Schriftstellerin zu werden. Das war standesgemäß und machte nicht viel Unkosten.

Agnes Noll dachte, wie auch heute noch manche und selbst kluge Leute: ich habe viel Zeit und ich kann ja schreiben, Tinte kann ich mir auch kaufen, — also warum soll ich nicht Schriftstellerin werden? Und sie schrieb.

Die alten Redakteure einiger berliner Zeitungen werden sich noch entsinnen, wie sie, zwar kein frisches, aber doch ein junges Mädchen, die Redaktionen unsicher machte. Hin und wieder nahm ihr einer der Herren ein Manuskript ab, meist, um die ewige Quälerei loszuwerden, zuweilen auch, weil es nicht viel schlechter war als manches andere. Diese Auffassung war der Aermsten

Verderben. Sie nämlich dachte, es sei eine Anerkennung ihres Talentes und dichtete frisch drauf los weiter. Als die Romane immer länger und Agnes immer älter wurde, nahm man ihr nichts mehr ab; ein Grauen überfiel selbst die Gutmüthigsten bei dem Anblick der wohlbeleibten, an den Ecken schmutzig gelesenen Manuskripte.

„Aber, Fräulein, haben Sie denn Niemanden auf der Welt, für den Sie etwas thun könnten?“ schrie sie endlich einer der jungen Redakteure ungeduldig an. „Denn Talent haben Sie, weiß der Teufel, gar nicht. Lassen Sie mich wenigstens künftig mit Ihren Bandwürmern in Ruhe.“

„Ich lebe mich selber aus, wenn ich meinen Geist schaffen lasse, was brauche ich für Andere zu leben?“ entgegnete ihm die Nietzsche-Schülerin stolz. „Und ein Urtheil über mein Talent erkenne ich grundsätzlich nicht an.“

Sie hätte vielleicht noch immer weiter gedichtet, wenn nicht ein sehr äußerlicher Grund dem unheilvollen Treiben ein Ziel gesetzt hätte. Die Wirthin, bei der Fräulein Noll ein kleines möblirtes Zimmer bewohnte, wehrte sich gegen die Papieransammlung; sie behauptete, die Sache sei feuergefährlich, und wenn das Fräulein so weiter Stoß auf Stoß häufe, müsse sie ihm kündigen. Nun war die unverehelichte Noll ein Gewohnheitmensch; dazu kam, daß sie sich nicht verhehlte, wie schwer es sein würde, ein anderes passendes und anständiges Unterkommen zu finden. Die meisten Leute, die möblirte Zimmer vermiethen, geben sie nur an Herren ab oder an eine gewisse Sorte von Damen, die hohe Preise zahlt. Die Kündigung drohte dem armen alten einsamen Wesen wie ein Schreckgespenst. Auch die ungezogene Aeußerung des Redakteurs fiel der verkannten Dichterin wieder ein, — und sie hielt wirklich mit ihrer Papiervergeudung inne. Das ging einen, zwei Monate. Jedem, den nicht ein starkes Talent über solche Pause hinwegträgt, wird sie leicht verhängnißvoll. Menschen, denen Schreiben und Schaffen nur eine Gewohnheit war, gewöhnen es sich auch wieder ab.

Agnes Noll hatte die Literatur, wie viele weibliche Schriftsteller es thun, als Betäubungmittel gebraucht, um über sich selbst und ihr trostloses Lebenslos nicht mehr grübeln zu müssen. Jetzt, da sie fühlte, daß ihr die Kraft dazu, ihr Bischen angelerntes Können, mehr und mehr unter den Händen entschwand, jetzt trauerte sie auch nicht sehr; sie schaute nur verwundert in die Welt, was nun wohl kommen, was das Schicksal ihr wohl bringen werde.

Eine Liebe? Nein; der erste Blick in den Spiegel belehrte sie darüber.

Aber sie brauchte Aufregung, mußte Etwas vorhaben. Für ihre körperlichen Bedürfnisse war nothdürftig gesorgt. Auf den Einfall, für Andere zu arbeiten, kam sie bei ihrer Ich-Philosophie nicht.

Da führte sie der Zufall eines Tages auf einen Friedhof, als gerade eine Beerdigung stattfand. Agnes Noll war hingegangen, weil das Wetter gut war und weil kein anderer Garten in der Nähe war als der Gottesacker. Wie goldig die Sonne schien, wie blau der Himmel war, wie berauschend die weißen und blauen Fliederdolden über den Gräbern dufteten! Dazu die feierliche, wunschlose Stille, die vollkommene Ruhe. Und nun kam der Zug herbei, der mit Blüthen bedeckte, schwankende Sarg voran, und die Musik spielte einen mächtigen Choral, der die Nerven der Einsamen erzittern ließ. Nicht ihr religiöses Empfinden wurde berührt, das besaß sie ja nicht; — es war etwas Anderes, schwer zu

Erklärendes. Sie fühlte sich so seltsam glücklich, so harmonisch gestimmt. Da war ja auch Alles zu Ende. Was gab es nun für einen Unterschied zwischen dem erloschenen Leben dort und ihrem eigenen? Gewiß war es ein reiches gewesen, — viele Menschen geleiteten die Tote, eine junge geliebte Frau, zur Gruft, der Sarg verschwand fast unter den kostbaren Blüthenspenden, die man ihr als letzte Huldigung mitgegeben hatte. Ein junger kräftiger Mann, der Wittwer, stand an dem Grabe, weinende Kinder umgaben ihn.

Alle, Alle eilen wir dem selben Ziele zu. Klopft noch so stark, Ihr Herzen, walle noch so heiß und roth, stürmendes Blut —: Dies ist ja doch der Schluß. Und um so schmerzlicher ist er, je größer das Genießen, die Lebensfreude, war. Hier liegt der Ausgleich, hier die Gerechtigkeit. Alles eins, Alles eins. Der Gleichmacher Tod lauert auf jedes Wanderers Wege.

Das stürmte durch ihre Seele. Sie ging den Tag umher wie berauscht. Der Tod erfüllte sie mit diesem Rausche, der süß war wie von starkem Weine.

Einem Menschen gleich, der die Taumelwonne eines Opiats kennen gelernt hat, haschte sie mit lüsterner Gier wieder nach dem ersehnten Genusse, wieder und wieder, bis sie vergaß, was sie zu ihm geführt hatte, bis er ihre Lebensaufgabe wurde. Was in vielen einsamen, müssigen Frauen nur als Liebe zum Grauen, als Vergnügen an Mordgeschichten und Unglücksfällen, schlummert, Das hatte sie zur Virtuosität entfaltet, darin entwickelte sie förmlich eine Feinschmeckerei, Das hatte sie zu einem Amte für sich gestaltet. Anfangs war es wohl schriftstellerisches Interesse, das sie veranlaßte, nur die Beerdigungen berühmter Leute zu besuchen. Die Ceremonien waren glänzender, die verkannte Dichterin sah da in dem Trauerzuge Menschen, von denen sie bisher nur gehört hatte; ein poetischer Nimbus umgab die Feier, ein gesteigertes Pathos durchdrang sie. Nach und nach machte Agnes Noll aus dieser Vorliebe ein System, ein Gesetz.

Die Menschen sehen nur die lächerliche Außenseite ihrer sonderbaren Passion und zucken die Achseln über sie und spotten. Das aber ficht die Begräbniß-Reise in ihrem Lebensgenusse nicht an.

So geht sie einsam durch die Millionenstadt, glücklich in ihrer Weise, — eine Epikuräerin des Schmerzes.

G. von Beaulieu.

### V. Warnung für Furchtsame.

Bedenks, daß Leute guter Art,
Sobald sie schwer betrunken sind,
Zum Zorn gereizt, gefährlicher
Nicht selten als Hallunken sind.
Auch wisse, daß an wüthigster
Unduldsamkeit der Geister schuld
Berauschung ist an Afterkunst
Und Götzendienst im Meisterkult.

Weh Dem, der nicht als Genius
Ihn preist, als Gottgesandten gar!
Drum halte Dich am Besten fern
Von solcher Korybantenschaar,
Und kannst Dus nicht, so hüte Dich
Zum Wenigsten vor Offenheit,
Sonst stellst Du Dich als Stichblatt hin
Mänadischer Besoffenheit.

---

### VI. Meisterschaft.

Sei noch so sehr ein Wunderleister,
Du wirst in Wahrheit niemals Meister,
Wenn Eines die Natur vergaß,
Dir zu bescheeren: Sinn für Maß.

---

### VII. Das rechte Wort.

Als jüngst in Zank zwei Freunde kamen,
Ob unsre Modemelodramen
Gehört mehr würden oder mehr gesehn,
Und ungeeinigt lange stritten,
Da bat man mich, den stummen Dritten,
Auch meine Meinung zu gestehn.
Das rechte Wort, versetzt' ich, ist: erlitten.

---

### VIII. Musikdrama.

Ein Singspiel, das fünf Stunden lang ist,
Doch weder Spiel noch recht Gesang ist,
Dieweil es vorzieht, auch die Kehlen
Mit Instrumentendienst zu quälen,
Hingegen mit Motivelkniffen
Musik verödigt zu Begriffen —:
Obs Tausende versessen macht,
Von Sieben bis nach Mitternacht
Verzückt zu lauschen und zu gaffen,
Bis Nerven, Sinne matt erschlaffen —:
Mir bleibts ein Wirrsinn-Ungeheuer,
Wie kochend Eis, gefror'nes Feuer.

---

## IX. Nibelungen-Tetralogie.

Auf endlose Oeden folgen Oasen
Von prächtiger mehr und prahlender freilich
Denn süßer Musik. Doch unsäglich albern
Ist das stümperhafte Gestotter im Stabvers.
Die hohen Helden verhunzt es kläglich
Zu täppischen Tölpeln; das tiefe Gleichniß
Von der Nachtgenossen neidischem Kampfe
Mit den Sonnensöhnen versudelt es kindisch
Zum Räubergeschichtchen, zu rohen Rüpeln
Den gewaltigen Wodan und Walhalls Asen;
Zu markloſen Puppen der Minneromantik
Verfratzt es die Fraun. Wie freventlich vollends
Verfälscht es die Mär vom furchtbaren Muthe,
Der Signi durch Sünde sichern lehrte
Das den Wölsungen einst geweissagte Wachsthum!
Wofür sie zur Sühne Selbstmord zu schulden
Ueberzeugt, unverzagt auch zu zahlen bereit war:
Daß dem Bruder vermählt sie Mutter geworden,
Um ihrem Stamme die Stärke zu steigern —:
Verlüderlicht wird es zu lüsternem Loblied
Der vor keiner Schuld noch Schande scheuen,
Sich Alles verzeihenden zuchtlosen Brunst.
Und Mißtonmarter der Muttersprache,
Die so sträflich den Ernst und die sittliche Strenge
Der Sage versodomt — soll Poesie sein!

---

## X. Genesungzeichen.

Es ist schier unglaublich, wie leicht man Glimmer
Und gleißendes Katzengold heuer in Kauf nimmt
Als echtes Metall und täuschendes Tombak
Als den Hort aus dem Rhein. Wer die Rassel zu rühren,
Verschmitzt zu schmeicheln verdorbnem Geschmacke
Versteht, auf Stelzen der staunenden Menge
Als ragenden Riesen sich vor zu recken,
Bis auf Knieen sie liegt vor seinen Kniffchen
Und mit ihm schwört: was seiner Schwäche
Unerzeugbar blieb, sei zopfig veraltet —:
Der erzielt sich Zulauf und kann eine Zeit lang
Als Genius gelten und göttlicher Meister.

Doch wie sehr sie gesäumt, die ersehnte Bekehrung
Zu gesunder Kost von der Sudelküche,
Sie kommt, ob auch spät, und wird schon spürbar.
Man bleibt nicht so blöde, sich blenden zu lassen
Von prächtigem Prunk, vom prahlenden Schimmer,
Vom funkelnden Firniß des Färbvirtuosen,
Der seichtem, nicht selten sinnlosem Texte
Den Schein von Tiefsinn mit Tönen anschminkt.

Wie schlugen sie durch, die schlichten Liedchen,
Uns Allen bekannt aus der Kinderstube,
Wo der Amme Mund uns das uralte Märchen
Vom Hexenhäuschen aus Honigkuchen
So häufig erzählt! Wie hold bezaubernd
Ersiegten sie sich im Sturm die Seelen
Der längst nach Melodik lechzenden Lauscher!

So schwenkt man schon ab vom Schwelgen im Schwulste.
Nicht lange mehr währt es, und leidig verwundert,
Vom nervenzerrüttenden Rausch ernüchtert,
Verwünscht mans, erwacht, mit edelm Weine
Verwechselt zu haben das überwürzte
Und markverzehrende Mohnsaftgemisch.

Frankfurt a. M. Wilhelm Jordan.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Mai 1895.

# Die Flohdame.

Gustav Freytag, der tüchtige Mann, dessen Lebenswerk man nicht hastig unter papierne Totenkränze bestatten, sondern in guter Stunde ernstlich prüfend betrachten sollte, hat einmal das klingende Wort Julians Schmidt wiederholt: der Dichter müsse das Volk bei der Arbeit aufsuchen, wenn er es völlig verstehen wolle. Das Denkmal Julians, an dessen niederem Sockel Lassalle sich einst witzig erleichterte, steht heute vereinsamt und die geschäftigen Scheuerfrauen konnten die Flecken nicht tilgen, die damals die Besprenzung zurückließ; dem Wort aber hat Freytag die Berühmtheit verschafft und es wird, wie alles Berühmte, auf seinen Werthgehalt seitdem gar nicht mehr untersucht. Der Dichter, der Sitten schildern und in epischen Fresken die Betriebsformen einer bestimmten Zeit festhalten will, mag bei arbeitendem Volk manche Anregung finden, einen Hintergrund, in den er die Hauptgestalten wirksam hineinpinseln kann. Die Persönlichkeit aber, die den Erdenkindern und ihrem Dichter doch das höchste Glück immer gewährt, wird in der Mechanik der Arbeit nicht frei; den arbeitenden Menschen, der sich, im Bann orientalisch-biblischer Vorstellungen, als einen vom Verhängniß der Erbsünde Belasteten fühlt, beherrscht eine suggestive Macht, die von seinen übersinnlichen Kräften die feinsten lähmt und sein ganzes Vermögen auf ein sinnlich greifbares Ziel konzentrirt. Dem Dichter, der für sein Bild nur einen Wesens-

zug braucht, kann ein Körper genügen, von dem er nur eine Seite sieht, und er wird durch die Häufung des einen Zuges vielleicht die stärkste Wirkung gewinnen; Eines aber wird man auf solchen Fresken vergebens suchen: das Temperament der Einzelnen und der Völker. Schmidt und Freytag waren in den Tendenzen des Jungen Deutschlands erwachsen, sie spähten nach einem Schlachtruf, der die Bürgerlichkeit zum Sturm auf die bröckelnden Trümmer feudaler Gewalten begeistern könnte, und sie griffen das Schlagwort vom poetischen Werth der Arbeit, weil es geeignet schien, den für ihre Zwecke wirksamen Gegensatz zwischen einem verhaßten Drohnenadel und dem bienenemsigen Bürgerfleiß grell zu bestrahlen. Heute leben solche Tendenzen höchstens noch in Bezirksvereinen und in den Phrasierversammlungen entrüsteter Kommunalkörperschaften; heute ist der Adel längst zur rein gesellschaftlichen Institution geworden und unter alten Wappenschildern wird man das dichteste Drohnengewimmel nun nicht mehr finden. Um das jungdeutsche Schlagwort hat sich röthlicher Rost gelegt und die Neugierigen, die von der herrschenden Stimmung einen Hauch haschen möchten, suchen das Volk beim Vergnügen lieber deshalb als bei der Arbeit auf. Sind sie Poeten, dann entsteht ihnen wohl ein Gedicht; sind sie nur simple Beobachter, dann mehrt sich doch ihre Erfahrung: des Volkes wahrer Himmel öffnet sich ihrem Blick und sie können, wenn sie geduldig sind, bald erleben, wie herrlich die Bestialität sich offenbart.

Woran hat die Intelligenzstadt Berlin und die Menge der Zugereisten in diesem Jahr sich vergnügt? Zuerst kam der Webererfolg; das feine Melodrama wurde nicht wie ein Kunstwerk empfunden — Kunstwerke erreichen nicht so rasch hundert Aufführungen —, sondern wie eine scharf paprizirte Speise gierig verschlungen; Kunstdiagnostiker vom Range des Herrn von Köller meinten, das Gericht sei furchtbar gefährlich, und nach verbotener Frucht ist das Gelüsten immer leicht aufgeregt; die selben Leute, die einst für Herrn Leonor Reichenheim und gegen die schlesischen Weber Partei ergriffen hatten, lüfteten nun die battistenen Thränentüchlein, schnupperten wonnig den fremden Duft eines Hundebratens und fühlten ein prickelndes Behagen bei dem Gedanken, daß es auch ihnen vielleicht einmal wie dem braven Herrn Dreißiger ergehen könnte. Von ernstem, zum Helfen bereiten Mitleiden war keine Spur zu bemerken; das konträre Klassenempfinden der Bourgeoisie, ihre ungesunde Freude am Spiel mit dem Feuer, schuf

diesen ersten Jahreserfolg. Den nächsten bescherte ein kränkelndes Sexualempfinden, das die frohe Kraft lange schon verloren hat und von künstlichen Reizungen sich gern rütteln läßt: die Geschwister Barrison wurden die Heldinnen der sogenannten Saison. Halbwüchsige — oder doch halbwüchsig scheinende — Mädchen, von der Art, der die pariser Perversität den Namen der petites agenouillées giebt, krächzten abscheuliche Lieder und wirbelten die schlotternden Gebeine in ungraziösem Reigen umher; ein widriger Anblick, — aber recht ein Fressen für die Müden, denen das Unterzeug unreifer Scheinjüngferchen den Kitzel weckt und die bei einer Katzenproduktion, vor der alte Affen erröthen würden, sich in angenehm erotischen Vorstellungen wiegen. Das ganze kernhafte Bürgerthum pilgerte, nebst einem hohen Adel, in den Wintergarten, die Bilder der geschminkten, gefärbten und schlau ausgezogenen Frauenzimmer gingen reißend ab, ihre galanten Abenteuer füllten die Spalten bürgerlicher Blätter und im ganzen Thiergarten wurde die Haartracht der Barrisons sorgfältig nachgeahmt. Als der Rausch endlich verflogen war und die Decadencemischung von Kindischem, Künstlichem und Kitzelndem die weitere Wirkung versagte, sorgte ein anderer Spekulant geschwind für eine neue Sensation. In Paris, wo die besondere Art der bourgeoisen Vergnügungbedürfnisse ihren vorläufig reinsten Ausdruck gefunden hat, ist es Mode geworden, beliebte Luftmädchen auf die Bühne zu bringen; unter Eugenies Szepter schon war Cora Pearl der Amor und Blanche d'Antigny die öffentliche Meinung in Offenbachs Orpheus; und seitdem hat man Fortschritte gemacht: heute brauchen die Huldinnen nicht mehr zu singen, auch nicht zu sprechen, sie brauchen sich nur, möglichst hüllenlos, der Kundschaft zu zeigen. Erst ließ man sie, in prallem Tricot, Hunde und Hühner vorführen; Das zog nicht lange, weil man ähnliche Schaustellungen in jedem Cirkus sieht und die Zahl der eigentlichen Klienten doch immer beschränkt bleiben muß. Dann wurde eine gut gewachsene Maid gedungen, die sich im Rampenlicht auskleiden und, ganz wie zu Hause, ins Bett legen mußte; Das war ein clou: Jeder wollte für ein paar Franken sehen, was sonst nur sehr Zahlungfähigen aufgetischt wird, und die Botschaft flog rasch durch die Lüfte, ein ganz neuer und ganz sicherer Massenerfolg sei gefunden. Nur, — in Deutschland würde die Polizei die anregende Vorstellung nicht erlauben, wenn es nicht gelänge, sie der Landessitte gemäß abzuschwächen. Sie wurde abgeschwächt; ein pfiffiger Mann fand den Ausweg, die Spitze ins

Moralische umzubiegen. Jetzt kann man in Berlin allabendlich sehen, wie eine schlanke Schöne in ihrer bauschigen Gewandung einen Floh sucht und fängt. Das Fräulein mimt eine Strohwittwe, deren Mann seit Monaten auf dem Meere ist; die Vereinsamte sehnt sich nach Zärtlichkeiten, und da sie eben zum illegitimen Stelldichein hüpfen will, meldet sich der bissige Gast; die Flöhhatz beginnt und dauert so lange, daß die verabredete Stunde darüber versäumt wird; die Schmachtende bleibt — diesmal — tugendhaft und belohnt mit dankbarem Lächeln den unholden Retter aus arger Versuchung. Höchst moralisch, nicht wahr? Man sieht auch gar nicht so viel, wie nach den Ueberschwänglichkeiten der Reporter die Gier hoffen durfte; die Sache ist nur ganz außerordentlich ekelhaft. Aber das Haus, das nach zehn die konzessionirten Dirnen bestreichen, um ihr armsäliges Leben für einen Tag fortzufristen, ist, trotz dem Maienzauber, sehr stattlich besucht und der vierte große Erfolg volksthümlicher Vergnüglichkeiten kündigt sich an. Den dritten nämlich, der nicht vergessen sein darf, gewann eine Posse, die eine halbnackte Schöne und einen Herrn in Unterhosen zeigt.

Das sind Kleinigkeiten, die der flüchtige Blick kaum beachtet. Wir wollen doch nicht prüde Puritaner werden, heißt es, und den englischen cant anstimmen. Gewiß nicht; immer waren Ventile nöthig, um in den Stickraum der Sitte den Sinnen Luft einzulassen, und bei den Borgias, den Louis und dem dicken Wilhelm ging es noch ganz anders zu als im Wintergarten und im Apollo-Theater. Der Unterschied ist nur, daß man damals nicht mit der kernhaften Kraft des Bürgerthumes renommirte und in gesalbten Tönen über die Unsittlichkeit der Klassen zeterte, die sich die Lust nicht in Atlashosen und mit allem Komfort der Neuzeit bezahlen können. Heute ist Alles möglich, auch, daß die Umsturzvorlage in irgend einer Form doch noch Gesetz wird, wenn beim Pferdehandel hohe Preise geboten werden. Dann wird die Zeit anbrechen, wo man, im Stande der Nothwehr, die Pürschgänger und Wilddiebe öffentlich brandmarken wird, die bis jetzt rücksichtvolle Schonung fanden. Die Herren, die ein ernsthaftes Kunstwerk in die muffige Sphäre des Pikanten drängten, die überall, wo frisches Fleisch und grünes Gemüse zu kaufen ist, die dreistesten Bieter sind und im abgelegenen Nordwesten mit der Pflege netter Theatermädchen müssige Stunden vertrödeln, dürfen sich nicht einbilden, daß sie auch fernerhin ungerupft durchschlüpfen werden; ein großes

Kesseltreiben wird dann beginnen und ein heller Tusch wird geblasen, wenn der erste Geheimsünder zur Strecke geschleift worden ist.

Noch sind wir nicht ganz so weit, noch wird gefeilscht und geschachert und eine Greisenregirung tastet nach stützenden Stäben. Noch kann der liebenswürdige und gutherzige Prinz, den seine Standesgenossen boshaft den Butterheinrich nennen und der von den in modernen Volksorganismen treibenden Kräften nicht das Geringste zu ahnen scheint, auf die kernhafte Kraft des Bürgerthumes verweisen, die ganz sicher Alles zum Besten wenden werde, und er kann sich an dem Beifallsgebrüll, dem „nicht enden wollenden", der versammelten Phrasier berauschen. Vielleicht aber sucht er, wenn es ihm die Geschäfte gestatten, das kernhafte Bürgerthum da öfter auf, wo es all in seiner Herrlichkeit sich zeigt: beim Vergnügen. Und vielleicht können auch seine Frühstückskollegen, ehe sie ins Hofbräu oder in den Coursaal gehen, sich eine kurze Viertelstunde abstehlen, um die Flohsucherin anzusehen, die den alten Fischartzwist auf die Bühne bringt. Die Sache ist sehr ekelhaft, aber für den Nachdenklichen auch sehr lehrreich. In der geputzten Dame nämlich, die sich vereinsamt fühlt und von unbestimmten Wünschen ängstlich und ruhelos umgetrieben wird, kann er die geschminkte Karikatur einer Gesellschaft erkennen, die immerfort auf die neckenden Nager Jagd macht und gar nicht merkt, daß nur die Zwicker und Zwacker sie vor dem Fall in jähe Tiefen bewahren. Die Flohdame spreizt sich sehr stolz, weil sie diesmal tugendhaft geblieben ist, und sie wähnt, nun werde auch die Unruhe weichen, da doch der kecke Geselle aufgespießt ward. Die liebe Dame täuscht sich: gerade der Flohbiß verscheuchte den sündigen Trieb; und die Reizung, die im ungesunden Geblüte liegt, wird wiederkehren, wenn auch alle Flöhe gefangen und zwischen spitzigen Nägeln geknickt worden sind.

# Cobden und die Manchesterschule.

II.*)

Cobden hat nicht nur, wie ich neulich gezeigt habe, die Motive seiner politischen Gegner, sondern auch ihre politische Stellung falsch beurtheilt. Als er die Kornzollgesetze als Beispiele verderblicher Klassengesetzgebung hinstellte, die Großbritannien gleich Kriegen und Rüstungen der Thatsache verdankte, daß es sich so lange von einer „feudalen Aristokratie" habe regiren lassen, da brauchte er Ausdrücke, die sich prachtvoll dazu eigneten, seine Agitation zu fördern, aber ganz und gar nicht, in ihm selbst oder in seinen Zuhörern eine richtige Auffassung der Thatsachen zu schaffen.

Erstlich ist es so sicher, wie nur überhaupt Etwas in hypothetischer Geschichte sein kann, daß die Kornzölle in England existirt haben würden, wie immer auch das Eigenthum am Boden hätte vertheilt sein mögen. Hätte der Kleinbesitz am Boden vorgeherrscht, dann wäre der Schutzzoll eben so sicher gefordert und gewährt worden wie unter den wirklichen Verhältnissen. Aber er wäre dann nicht so leicht zu beseitigen gewesen. Cobden theilte, wie wir gesehen haben, im vollen Maße den Haß seiner Schule gegen den Großgrundbesitz. Darin war er undankbar. Denn gerade das Vorhandensein des Großgrundbesitzes hat den großen Triumph seines Lebens ermöglicht und beschleunigt. Kann sich wohl Jemand vorstellen, daß sich eine starke Minderheit von kleinen Landbesitzern zur Freihandelslehre hätte bekehren lassen? Oder daß überhaupt eine Minderheit eine Bill unterstützt haben würde, die darauf berechnet war, sie zu Tausenden an den Bettelstab und ins Verderben zu bringen? Da es aber eine solche „feudale Aristokratie" gab, so waren Diejenigen, die dauernd und vielleicht am Stärksten an dem Fortbestehen einer Steuer aufs Brot interessirt waren, gering an Zahl. Sie waren nicht einig. Und für sie war die Frage keine Frage auf Leben oder Tod. Wäre der Boden unter Kleinbesitzer vertheilt gewesen, so würden alle diese Bedingungen gerade umgekehrt gelegen haben. Machtvoll, vielleicht überwältigend an Zahl, völlig eines Sinnes, ungestört durch irgend welche Kenntniß der „exakten Wissenschaften", und durch die harte Noth gezwungen, bis aufs Blut zu kämpfen, wären sie aufgetreten und hätten das Land gegen die Städte aufgerufen. Wie würde der Kampf dann geendet haben, — und nach welchen Opfern?

Zweitens ist es nicht zu bezweifeln, daß die schutzzöllnerischen Landbesitzer nicht nur nicht einzig, wie Cobden sagen würde, für ihren Stand fochten, sondern daß sie auch die Mittelklassen ihrer Landbezirke eben so aufrichtig vertraten wie Cobden und die Leiter des Antikornzollbundes die Mittelklassen der Städte. Daß die Landbesitzer je in der englischen Geschichte, in dem genauen

*) S. „Zukunft" vom 4. Mai 1895.

Sinne des Ausdrucks, eine politische Aristokratie gebildet haben, ist thatsächlich nur eine reine Einbildung. Eine Aristokratie ist eine Klasse, die unabhängig von der öffentlichen Meinung regirt, und wenn es sein muß, auch im Gegensatz zu ihr. In Großbritannien hat es niemals eine derartige Regirung gegeben. Natürlich soll damit nicht geleugnet werden, daß in England die Landbesitzer stets eine machtvolle Körperschaft bildeten. Eben so wenig will ich damit die Thatsache bestreiten, daß die selbe öffentliche Meinung, von der sie in der Hauptsache ihre Macht ableiteten, vielleicht in einigen Fällen gestattet habe, daß diese Macht bewußt oder unbewußt zu Zwecken, die mehr zum Nutzen der Landbesitzer als des ganzen Gemeinwesens waren, gebraucht wurde. Es kann kaum anders sein. Die Regirung, die nicht gelegentlich den laut ausgesprochenen Wünschen einer mächtigen Klasse einen schwach betonten Vortheil des Ganzen opfert, soll erst noch gefunden werden. Aber dieser Fehler haftet allen Regirungen an, die als Bevollmächtigte der öffentlichen Meinung das Ruder führen. Welche nominelle Form eine solche Regirung auch haben möge, ob sie nun republikanisch oder monarchisch heiße, ob sie ein allgemeines oder ein eingeschränktes Stimmrecht habe: es wird immer Klassen geben, deren Mitglieder größere Macht besitzen als eine gleiche Anzahl der anderen Bürger. Diese Klassen können aus Landbesitzern oder Fabrikbesitzern, aus Journalisten oder aus Winkelpolitikern bestehen. Ihre Macht kann im Ganzen zum Guten oder zum Bösen wirken. Sie können durch ein geschichtliches Unglück, durch Intrigue, durch ihr Verdienst, durch ihre Nützlichkeit für eine Partei oder durch ihre Willfährigkeit gegen den Pöbel, diese Macht erreichen. Aber wie sie auch erworben sein mag oder zur Anwendung komme, sicher ist solche Macht stets vorhanden. Allerdings ist zu beachten, daß diese Klassenmacht sehr verschiedene Formen annimmt. Sie kann einer Klasse gehören, die als einheitlicher Körper handelt. Dieser Art ist die Macht des Eisenbahn-„Interesses“ oder der „Stimme Irlands“. Sie kann einer Klasse gehören, weil die Einzelnen, die diese Klasse bilden, oder doch Viele von ihnen, besondere Quellen besitzen, aus denen sie ihren Einfluß ableiten, wie z. B. die Herausgeber von Zeitungen oder die großen Arbeitgeber. Oder sie kann auch einer Klasse gehören, weil deren Glieder, da sie Muße, lokalen Einfluß oder eine andere Eigenschaft besitzen, die sie den Wahlbezirken als geeignete Kandidaten empfiehlt, besonders häufig zu Trägern der öffentlichen Meinung erwählt werden. Cobden hat nur zu oft vergessen, in welcher Ausdehnung die Klasse, die er mit dem Worte „Aristokratie“ zu bezeichnen beliebte, ihre Macht auf diese dritte Art erhalten hatte. Durch diesen Fehler wurde er beharrlich zu Urtheilsfehlern über die Natur der politischen Mächte verleitet, mit denen er zu thun hatte. Während der Dauer des Kampfes gegen die Kornzölle hatte Das nur ge-

ringe Bedeutung. Daß er das verhaßte „Monopol" als geschaffen von der Macht einer kleinen, selbstsüchtigen und reichen Minderheit und aufrecht erhalten in ihrem Interesse hinstellte, gab seiner Rhetorik im hohem Grade Nachdruck und Schärfe. Obgleich sie absurd war, führte diese Anschauung hier doch zu keinem praktischen Nachtheil. Als aber diese Frage aus der Welt geschafft war, da verführte ihn seine Theorie manchmal zu seltsamen Mißgriffen. Im Jahre 1848 fürchtete er einen Krieg mit Frankreich wegen „der natürlichen Abneigung der britischen Regirung, die in ihrer Gesammtheit aus Aristokraten bestand, mit einer Republik in gutem Einvernehmen zu bleiben". Im folgenden Jahre schreibt er an Bright: „Ich möchte die Macht der Aristokratie in ihren Festen brechen. Unser Feind ist schlau und mächtig" u. s. w. Um das Jahr 1852 aber, bei Gelegenheit des Milizgesetzes, begann er, sich etwas klarer darüber zu werden, daß Schlechtigkeit und Thorheit sich nicht völlig auf hohe Stellen beschränken. „Alle aristokratischen Parteien", sagt er, „sind für stärkere Rüstungen. Unsere Aufgabe ist es, zu versuchen, die Leute anderer Meinung werden zu lassen. Ich überzeuge mich mehr und mehr, daß wir noch viel mit der Oeffentlichkeit zu thun haben werden, ehe wir mit irgend welcher Aussicht auf Nutzen mit dieser oder jener aristokratischen Partei den Kampf aufnehmen können."

Im folgenden Jahr scheint ihm diese nicht sehr schwer zu erkennende Thatsache völlig klar geworden zu sein. Da schreibt er: „Ehe Sie und ich mit den Häuptern der Whigs anbinden, wollen wir uns selbst aufrichtig fragen, ob das Land im Ganzen wirklich für eine andere Politik als die in den letzten anderthalb Jahrhunderten von der Aristokratie, den Whigs und den Tories, vertretene ist." Und doch ist 1857, als der Krach kam, die kaum gelernte Wahrheit schon wieder vergessen. Cobden vermochte einfach nicht einzusehen, wie die Mittelklassen und die „Aristokratie" in ihrer von ihm abweichenden Meinung ehrlich übereinstimmen konnten. Für den völligen Zusammenbruch der Manchesterschule mußte es eine andere Erklärung geben, — und er fand diese Erklärung in der Entartung der Klasse, auf die er so lange sein Vertrauen gesetzt hatte. Angetrieben von dem selben Geiste aufgeklärter Liebe, die ihm den Satz eingab, daß die Verwerflichkeit und Thorheit unnöthiger Kriege nicht zu vermeiden seien, weil ohne den Aufwand für „Kriege und Rüstungen" „die Aristokratie nicht bestehen könne", giebt er einen eben so niedrigen, ja noch verächtlicheren Grund für die Anhängerschaft der „Mittelklassen" an die Politik der „oberen Klassen" an. Wie diese nach Cobdens Theorie von der Geldgier beeinflußt sind, so jene durch Unterwürfigkeit vor Stand und Rang. Die Fabrikanten von Manchester, die sich herausnahmen, Bright durchfallen zu lassen, sind „gemeine Knoten", die „die Leiter wegstoßen", auf der sie zu Wohlstand aufgestiegen sind, und ihre Handlungweise

charakterisirt sich als „der Ausfluß von Knotenhaftigkeit und Undankbarkeit.“ Es ist noch ein Trost, sich daran zu erinnern, daß sich in diesem dunklen Bilde von der Gemeinheit der „einzigen Klasse, von deren Handeln (wie Cobden sagte) in seiner Zeit ein Wechsel zum Besseren zu erwarten war“, doch auch ein paar hellere Lichter finden. Sind die Mittelklassen auch noch so sehr zur „Furcht und Unterwürfigkeit“ vor der „feudalen herrschenden Klasse“ geneigt, so zeigen sich doch an einer begünstigten Stelle unter ihnen noch männlichere Eigenschaften. Im August 1857, kurz nach seinem Durchfall in Manchester, wurde Bright in Birmingham erwählt. Es ist ordentlich ermuthigend, zu erfahren, daß die Einwohner von Birmingham „ehrlich und unabhängig“ sind und „frei von aristokratischer Knotigkeit“.

Es kann wohl kein schlagenderes Beispiel geben, bis zu welcher Ausdehnung Cobdens Urtheil über Menschen durch die eingewurzelte Gewohnheit, jede Frage vom Gesichtspunkt der Klassenscheidungen aus zu betrachten, verschoben wurde. Selbst wenn man dem Zorn über die nicht gerade philosophisch getragene zermalmende Niederlage Allerlei zu Gute hält, bleibt es da nicht doch etwas sehr Thörichtes — ich hätte beinahe gesagt: etwas Gemeines —, die Katastrophe dem übergewaltigen Einfluß der gemeinsten und niedrigsten Motive zuzuschreiben? Angenommen, Lord Palmerston sei mit dem chinesischen Kriege ganz im Unrecht gewesen; angenommen, das Zusammenhalten der Parteien, das ihn zwang, das Parlament aufzulösen, sei ganz berechtigt gewesen —: ist wohl die Theorie, die politischen Gewalten, die ihn nach den allgemeinen Wahlen wieder in sein Amt einsetzten, als die ehrlose Gier eines Theiles der Wähler und die verächtliche Gemeinheit eines anderen Theiles zu kennzeichnen, glaublich oder einleuchtend? Ist es denn unmöglich, daß für manche, ja für die meisten politischen Zwecke soziale Spaltungen bedeutunglos bleiben können? Ist es denn unmöglich, daß die allgemeine Anschauung aller Klassen von einer einzigen Motivgruppe beherrscht werde? Ist es denn unmöglich, daß diese Motive achtbar sein können? In all diesen Dingen ist der Einfluß der Thatsache, daß Cobdens erste politische Kämpfe in Wirklichkeit Klassenkämpfe waren, deutlich genug zu erkennen. Der andere Umstand, den ich zeigte, nämlich, daß diese Kämpfe zu Handelszwecken aus ökonomischen Gründen ausgefochten wurden, hatte sogar eine noch stärkere Wirkung auf die Art und die Wirkung der Anschauungen, die Cobden in dem letzten Theile seines Lebens vertrat. 1852 hat eine Dame einmal die Bemerkung gemacht, Cobdens Politik habe sich nie über das „Paradies eines Handlungreisenden“ erhoben. Dieser privatim und in der Ungebundenheit der Unterhaltung gethane Ausspruch war selbst für ein Epigramm nur zu wahr und zugleich gerechter und barmherziger als manches (keineswegs epigrammatische) Urtheil, das Morley in seinen beiden Bänden niedergelegt hat.

Cobdens Bewunderer reden manchmal, als ob er der Entdecker der Thatsache wäre, daß Kriege viel Geld kosten, daß sie, wenn unnöthig, besonders vom Uebel sind und daß ein Volk, das Dinge thut, die Geld kosten und schlecht sind, sicherlich an seinem Beutel und an seiner Moral Schaden nehmen muß. Andererseits stellen es seine Gegner manchmal dar, als hätte er dem Frieden unter allen Umständen das Wort geredet, trotz jeder Herausforderung, oder, wie man Das nennt, „dem Frieden um jeden Preis". Thatsächlich hat er weder eine so banale noch eine so ungereimte und würdelose Lehre verkündet. Allerdings scheint die allgemeine Mißbilligung, mit der Cobden Alles betrachtete, was etwa nach seiner Ausdrucksart „den militärischen Geist" fördern konnte, diese Anschauung fast zu rechtfertigen. Er meinte nicht nur, keiner der modernen Kriege, in die Großbritannien je verwickelt worden ist, sei irgendwie zu vertheidigen gewesen, sondern er betrachtete auch jedes Instrument, mit dem ein Krieg, sei es nun ein Angriffs- oder ein Vertheidigungskrieg, hätte geführt werden können, mit dem schwärzesten Mißtrauen. Er wollte das britische Heer und die britische Flotte vermindern; er war gegen die Miliz; er bekämpfte die Freiwilligenschaaren; und er hat jeden Befestigungvorschlag, der eingebracht wurde, entschieden verworfen. Aber hinter all dieser Kritik von Krieg und Kriegsausgaben lag eine Theorie des britischen Reiches, die das englische Volk weder zu Cobdens Lebzeiten angenommen hat noch heute annimmt. Diese grundlegende Meinungverschiedenheit machte es unvermeidlich, daß seine wiederholten Angriffe auf die militärische Politik mehrerer auf einander folgenden Ministerien ohne Erfolg blieben und seine bestbegründeten Einwände dem natürlichen Verdacht aussetzten, sie möchten auf Voraussetzungen ruhen, in denen seine Hörer mit ihm nicht übereinstimmen konnten. Cobdens Ansicht über die auswärtigen Beziehungen des britischen Reiches war eine rein kommerzielle und ökonomische; in der Sprache der „Selbstsüchtigen und Anmaßenden" war es die Anschauung des Handlungreisenden. In etwa dem gleichen Geiste schätzte er auch den Werth der fremden Besitzungen Großbritanniens ab. Um der Erhaltung werth zu sein, müssen sie sich bezahlt machen, meinte er, und zwar in einer eben so leicht darlegbaren Weise bezahlt machen wie der Gewinn einer Bank oder der Ertrag eines Bergwerkes. Und sie müssen sich nicht nur bezahlt machen, sondern es muß außerdem auch erst noch nachgewiesen werden, daß sie sich nicht eben so gut bezahlt machen würden, wenn sie einer anderen Macht gehörten. Und in diesem Punkte war Cobden durchaus nicht leicht zu überzeugen. Der Verfasser des Handelsvertrages mit Frankreich war der Meinung, daß die Fabrikanten von Manchester eine traurige Unwissenheit der Freihandelsgrundsätze zeigten, als sie die Möglichkeit, Indien könnte in andere Hände übergehen, und zwar in die Hände einer schutzzöllnerischen Macht, mit Unruhe ins Auge faßten. „Jetzt, wo der Handel Hindostans", sagt er,

„der ganzen Welt zu den gleichen Bedingungen offen steht, — welcher ausschließliche Vortheil kann Großbritannien da noch all die Mühe, die Kosten und die Gefahr vergüten, über solch ein Volk zu herrschen?“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Unter dem Regime des Freihandels gehört Kanada nicht um einen Heller mehr Großbritannien als den Vereinigten Staaten.“ Von diesen Anschauungen beseelt, hätte er Indien mit Vergnügen, die britischen Kolonien ohne großes Bedauern verloren gehen sehen. Ihre Vertheidigung kostete Geld, und Großbritannien bekam für die Pflicht der Vertheidigung nur Handelsvortheile, die es ganz eben so erhalten würde, wenn diese Kolonien sich selbst zu vertheidigen hätten.

Nun will ich jetzt keineswegs die Wirkung erörtern, die der Verlust der britischen Besitzungen in Indien und anderswo auf den britischen Handel haben würde, — obgleich meiner Meinung nach Cobden sie erheblich unterschätzt hat. Und eben so wenig die schlimmen Folgen, die eine Lostrennung von England für diese abhängigen Staaten selbst haben müßte; Cobden leugnete diese Folgen oder beachtete sie gar nicht. Der bemerkenswerthe Punkt zeigt, wie geneigt er war, jede nicht ausschließlich kommerzielle Anschauung über das britische Reich zu ignoriren und bei Anderen falsch zu deuten. Ihm erschienen die ungeheuren und verstreuten britischen Kolonien wie ein schlecht gebautes Haus, erbaut auf Kosten unschuldigen Blutes und schlecht verwendeten Geldes, entworfen auf Grund einer falschen Handelstheorie; deshalb schien das Gebäude ihm der Mühe der Reparatur nicht mehr werth, nachdem diese Theorie völlig in die Luft geflogen war. Die selbe mangelhafte Theilnahme und Einsicht, die ihn verhinderte, einen anderen Grund für die napoleonischen Kriege zu entdecken als den selbstsüchtigen Ehrgeiz der „herrschenden Klasse“ und irgend welche anderen Folgen dieser Kriege zu sehen als Verwickelungen auf dem Festlande und eine erdrückende Schuldenlast, ließ ihn die Motive, die gewöhnliche Briten dazu bringen, hartnäckig an den Pflichten gegen das britische Reich festzuhalten, betrachten, als ob sie aus unbelehrter Gewinnsucht und gemeiner Ländergier beständen. Sein Gedanke, daß die Last der Verantwortlichkeit für das Reich einst zu schwer werden würde, mag richtig gewesen sein. Vielleicht ist es auch wahr, daß das Herrschaftszepter in nicht allzu ferner Zeit der geschwächten Hand Britannias entgleiten müsse. Großbritannien mag dazu bestimmt sein, sich zwischen seinen vier Meeren einzuschließen; und es ist nicht unbedingt unmöglich, obgleich im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß selbst unter diesen Bedingungen die Einnahmen unseres Handelsdepartements derartig sein werden, daß sie dem britischen Finanzminister das Herz im Leibe lachen machen. Wer aber die Folgen eines solchen Umschwunges einzig und ausschließlich nach Zahlen zu messen versucht, Der ist nicht der rechte Mann, sie überhaupt abzuschätzen. Die Gefühle,

mit denen der Engländer das britische Weltreich betrachtet, sind weder ein kleiner noch ein unedler Theil der Gefühle, die ihm als einem Mitglied dieses Staates überhaupt eigen sind. Wenn es daher diesem Reiche bestimmt ist, sich aufzulösen, wenn der Brite auf seinen Inseln künftig seinen Blick einzig nach innen, auf sich selbst und auf seine Lokalangelegenheiten, richten soll; wenn England zu Ausländern oder zu Abkömmlingen seiner eigenen Rasse, die auf anderen Festländern leben, nur noch solche Beziehungen haben soll, die sich in doppelter Buchführung ausdrücken und ins Hauptbuch eintragen lassen, — so mag Großbritannien in Folge dieses Umschwunges reicher oder ärmer werden: jedenfalls ist es Thorheit, behaupten zu wollen, damit sei nur über Reichthum oder Armuth des Landes entschieden. Damit wäre vielmehr dem nationalen Leben ein Element entzogen, das vielleicht nicht ganz frei ist von schlechtem Gehalt, das England aber doch nicht so leicht missen möchte und das man zuerst verstehen muß, wenn man es kritisch zergliedern will.

Wenn Cobdens Ansichten über Fragen der auswärtigen und Kolonialpolitik durch seine zu streng ökonomische Auffassungweise der äußeren Beziehungen Großbritanniens etwas eng begrenzt waren, so war es nur natürlich, daß seine Ansichten über alle Fragen, die mit dem Boden zusammenhingen, von seiner Abneigung gegen die Klasse, die einen so großen Theil davon besaß, verzerrt werden mußten. Eines der heitersten Beispiele dafür ist ein Vorschlag, den er zur Beseitigung der irischen Bodenschwierigkeiten macht, nämlich: auf den dortigen Grundbesitz das Erbfolgerecht anzuwenden, wie es in Frankreich besteht. Manches seltsame Heilmittel ist schon für die agrarischen Uebel dieses unglücklichen Landes vorgeschlagen, ein paar dieser seltsamen Mittel sind sogar zur Anwendung gebracht worden; aber Das ist sicher, daß weder vorher noch nachher eins davon die Rettung Irlands in der langsamen, aber unbegrenzten Vermehrung der kleinen Junker gesehen hat. Cobden hatte jedoch keineswegs nur gegen die Großgrundbesitzer in Irland Allerlei einzuwenden. Er hat offen als seine Meinung ausgesprochen, daß eine „feudale regirende Klasse (wie er sie mit kühnem Mißbrauch der Worte zu bezeichnen pflegte) nur durch eine Verletzung der gesunden Grundsätze der Nationalökonomie existiren kann". Er hat uns jedoch keine Rechenschaft darüber hinterlassen, was er mit diesem Satze meinte. Wenn er, wie man annehmen könnte, auf die (meist nur imaginären) Einschränkungen hinsichtlich des Verkaufes und der Uebertragung von Grund und Boden anspielte, die auf Rechnung der gesetzlichen Erbfolge und des Fideikommißrechtes fallen, so genügt es, zu bemerken, daß keine Klasse ihr Dasein oder ihre Macht der Aufrechterhaltung dieser Einschränkungen verdankt; wenn er aber damit etwas Anderes meinte, dann ist schwer einzusehen, was die Nationalökonomie mit der Sache zu thun hat. Das Eindringen in diesen Punkt ist jedoch nicht

sehr wichtig. Cobden war weder der erste Staatsmann, noch wird er der letzte sein, der durch Zugeständnisse an seine politischen oder sozialen Abneigungen der Nationalökonomie Ehre zu erweisen glaubt.

So viel demnach auch an seinem Helden zu bewundern ist, so vernichtet doch die Durchsicht des neuen Materials, das Morley in seinem Werke zugänglich gemacht hat, kaum den Eindruck, daß die Lobreden mitunter über das richtige Maß hinausgehen und zu hoch gestimmt sind. Cobden war ein ehrsamer, fähiger und nützlicher Mann des öffentlichen Lebens, aber wohl schwerlich, wie seine Bewunderer für ihn in Anspruch nehmen, ein großer Politiker oder wohl gar ein großer Sozialphilosoph. Daß er kein großer Politiker ward, daran ist die geistige Eigenheit schuld, die ihn nur dann zu einem brauchbaren Bundesgenossen werden ließ, wenn er (wie er selbst sagt) für „einen klaren und einfachen Grundsatz" Propaganda machte. Diese Beschränkung mag ihre Vortheile haben, die Mancherlei wieder gut machen; aber in einer Laufbahn, die von Denen, die sie einschlagen, die Fähigkeit verlangt, nicht nur mit Grundsätzen, sondern eben so mit einer unendlichen Zahl praktischer Probleme, die weder „klar" noch „einfach" sind, umgehen zu können, läßt sie ihren Träger sicherlich nicht zur höchsten Stufe des Erfolges gelangen. Er konnte aber auch kein großer Sozialphilosoph werden, — wenn nicht aus anderen Gründen, so doch sicher schon nicht wegen der Verhältnisse seiner Jugendzeit. Die Bildung, die er sich mit bewundernswerther Thatkraft aneignete, während er bis an den Hals in den Geschäftsarbeiten eines Commis und Handlungreisenden saß, war nicht so, daß sie den einengenden Einflüssen hätte entgegenwirken können, die, wie ich gezeigt habe, seine politische Laufbahn anfangs bestimmten. Sein Radikalismus war vom Anfang an ein Klassenradikalismus und ist es in allem Wesentlichen bis zum Schlusse geblieben. Sein Mangel an historischem Sinn wurde durch keine große naturwissenschaftliche oder spekulative Fähigkeit wettgemacht. So viel er auch an den vorhandenen Zuständen in England auszusetzen hatte, so hat er doch niemals eine umfassende und widerspruchslose Theorie über die Art aufgestellt, in der sie sich verbessern ließen. Außerhalb der engen Grenzen der Handelsökonomie hatte er zwar politische Projekte, aber kein zusammenhängendes politisches System. War er so auf der einen Seite zu sehr Theoretiker, um einen guten Staatsminister abgeben zu können, so war er andererseits doch zu bruchstückhaft und widerspruchsvoll in seinem Denken, um ein wirklich bedeutender Theoretiker zu werden. Die liebenswürdige Erwartung, die er mit der zähesten Zuversicht hegte, war, daß der Freihandel zum Weltfrieden führen werde, und zwar in kürzester Zeit. Trotzdem war die praktische Reform, die er gegen das Ende seines Lebens am Lebhaftesten wünschte, die Aenderung des internationalen Rechtes dahin, daß das Privateigenthum auf der See nicht mehr

der Wegnahme ausgesetzt sein solle. Dieser Forderung stemmte sich seiner Meinung nach natürlich nur „die selbstsüchtige Aristokratie“ entgegen. Und doch hätte der Freihandel, wäre diese Aenderung angenommen worden, mindestens in Großbritannien seine friedenfördernden Eigenschaften verloren. Diese bestehen in der Thatsache, daß der Freihandel die indirekten Kosten von Feindseligkeiten ins Ungemessene vermehrt. Und wenn die vorgeschlagene Aenderung des Seekriegsrechtes überhaupt zu empfehlen ist, so ist sie es sicher aus dem Grunde, daß sie für eine Seemacht die indirekten Kosten auf Null reduzirt. Ferner entsetzte Cobden sich darüber, daß der englische Bauer, wie die Phrase lautet, „vom Boden geschieden“ sei, oder, in einfachem Deutsch, daß er den Boden um Wochenlohn bebaue. Aber die nicht weniger schmerzliche Thatsache, daß der Bergmann von dem Bergwerk und der Arbeiter von der Fabrik eben so „geschieden“ ist, ertrug Cobden mit der größten Gelassenheit. Um die Großgrundbesitzer zu beseitigen, hatte er Vorschläge genug zur Hand; zur Beschränkung des Einflusses der Großindustriellen aber, so weit mir bekannt ist, keinen. Gegenüber den mehr oder weniger eingebildeten sozialen Unterschieden, die nach seiner Meinung den Grundbesitzer vom Kapitalisten trennten, war er sehr empfindlich, ja krankhaft empfindlich; die sehr thatsächlichen und wesentlichen Unterschiede, die den Arbeiter vom Kapitalisten trennen, scheint er niemals beobachtet zu haben. Wir können diese theoretischen Unvollkommenheiten in einem System, das wahrscheinlich nicht besser gewesen wäre, selbst wenn es mehr Logik gehabt hätte, kaum bedauern. Auf jeden Fall ist der einzige Vorwurf, den man Cobden mit Fug machen könnte, daß er sich nicht über den gewöhnlichen Radikalismus seiner Tage erhoben hat. Mögen aber die Leute, die geneigt sind, seine Beschränktheit, seine Befangenheit in Vorurtheilen, seine Unklarheit, die in gewissem Grade ihm seine ganze Laufbahn verkümmert haben, härter zu beurtheilen, sich nicht nur die großen Eigenschaften gegenwärtig halten, die diese Unvollkommenheiten begleiteten, sondern sich auch daran erinnern, wie glücklich seine Mängel mit seinen Vorzügen zusammenwirkten, um ihn zum geeigneten Werkzeug für die Ausführung des unvermeidlichen Umschwunges in der britischen Finanzpolitik zu machen, des Umschwunges, der die wichtigste Leistung seines öffentlichen Wirkens ist und mit dem sein Name immer verknüpft bleiben wird.

London. Arthur James Balfour.

# Ein Brief an den Freiherrn von Marschall.

Sr. Excellenz
dem Herrn Staatssekretär Freiherrn Marschall von Bieberstein
Berlin.

Euer Excellenz haben am vierzehnten Januar 1895 den Deutschen Reichstag, der wieder einmal sehr zur Heiterkeit geneigt war, überzeugt, daß unsere Klagen, die Klagen der Deutschen im Auslande, grundlos sind und ohne Sammelstellen in Deutschland keinen Wiederhall gefunden hätten. Wo Sie auf dem festen Boden des Rechtes stehen, da pflegen Sie mit dem Nachdruck aufzutreten, der des Deutschen Reiches würdig ist. Sie erkennen als leitenden Grundsatz an, daß jeder Deutsche überall nach dem Völkerrecht und den Verträgen, also nach dem Gesetz, behandelt werden müsse.

Das ist das Ziel unserer Wünsche und wir müßten Sie als Bundesgenossen feiern, wenn Sie nicht am Schluß Ihrer Rede mehr Kriegsschiffe forderten, also indirekt eigentlich zugäben, daß Sie nicht immer zur Durchführung Ihrer Prinzipien in der Lage gewesen sind. In der That ist seit 1890 kein Fall eines energischen Vorgehens bekannt geworden. Auch scheint es nach Ihrer Rede beinahe, als dürfe eine streng gesetzliche Behandlung nicht für alle Deutschen in der Fremde verlangt werden, sondern nur für die besonders gut bei den Gesandten angeschriebenen. Selbst für diese soll vielleicht nicht allzu nachdrücklich eingetreten werden, weil Das die Auswanderung befördern hieße. Und Sie bleiben bei Ihrer von früher bekannten Absicht, allen Regirungen Amerikas, die Sie als der deutschen ebenbürtig zu betrachten scheinen, mit zarter kollegialer-Rücksicht zu begegnen.

Ob Sie nun zugeben, den Vertretern Deutschlands diese Einschränkungen der allgemeinen Regel als Instruktion übermittelt zu haben, oder ob Sie glauben, in den Fußtapfen des Fürsten Bismarck zu wandeln: Das ändert an der Thatsache nichts, daß Sie eine Politik des freundlichen Entgegenkommens für nothwendig und nützlich halten und jedes Einschreiten gegen einen fremden Staat beinahe als ein nationales Unglück betrachten. Sie finden wohl gar, Der sei ein Mustergesandter, der nie reklamirt, wie ja der Hauptmann für den besten gilt, dessen Compagnie die wenigsten Strafen aufweist. Diesem Hauptmann giebt aber der Oberst nicht Unrecht, wenn er einmal vierzehn Tage Arrest verhängt, und schreibt ihm deshalb keine abschätzige Bemerkung in die Konduitenliste. Dagegen weiß jeder Gesandte, daß ein internationaler Streitfall seiner Laufbahn heute sehr leicht schaden kann. Auch ist die Meinung des ritterlichen Grafen Caprivi, Deutschland solle nicht sagen: „Ich bin groß und Du bist klein“, dem Auslande nicht verborgen geblieben und es hat den Kanzler dankbar gepriesen, der in dieser schnöden Welt allein gut und fromm

regiren wollte. Auch Ihre Vertheidigung des merkwürdigen Vertrages mit Kolumbia und Ihre jüngsten Auslassungen sind freilich nicht wie ein Laufeuer durch Amerika geflogen, wie Sie ganz richtig annehmen, aber doch langsam durchgesickert und selbst von der hiesigen Presse warm gelobt worden. Ihre Kollegen in Süd- und Mittel-Amerika wissen also, daß die deutschen Gesandten nicht reklamiren sollen, und Das erschwert diesen die Behandlung der einfachsten Frage und zwingt sie, jeder Schwierigkeit auszuweichen. Denn mit zahmen Noten und vertraulichen Vorstellungen können sie nur Etwas erreichen, wenn sie auch fordern und drohen dürfen und wenn ihre Regirung den Worten die That folgen läßt. Auch den Einfluß eines Gesandten auf uns überschätzen Sie. Herrn Peyer geben Sie auf, nicht wegen seiner Amtshandlungen, die, mit einer Ausnahme, die „Centralstelle" ja auch wohl stets gebilligt hat, sondern weil er uns beschränkte Unterthanen mit seiner höheren Weisheit nicht auf dem rechten Wege erhalten habe. Mit dem größeren Theil seiner Landsleute hat aber ein richtiger Diplomat nicht die geringste Fühlung, da er nur amtlich mit ihnen verkehrt. Die paar Leute, die er seines Umganges würdigt, sind ihm an Landeskenntniß überlegen. Seine europäische Auffassung exotischer Dinge, seine Bureauweisheit und sein Kanzleistil imponiren nicht. Ein solcher Beamter wird nicht der geistige Führer der Kolonie; aber auch zum Richter darüber, ob ein Deutscher des Schutzes überhaupt würdig sei, ist er nicht geeignet, da er mit seinen Vorgesetzten ja die Ansicht vertritt, das Schicksal der Auswanderer in seinem Amtsbereich sei Deutschland gleichgiltig und höchstens als Gnadenakt könne gelegentlich Etwas für sie geschehen.

Nun kenne ich, außer im Süden Brasiliens und Chiles, in Mittel- und Süd-Amerika keinen Deutschen, der seine Nationalität aufgegeben hätte. Jeder hilft, nach seinen Kräften, unter fremder Staatshoheit stehende Gebiete für Deutschland wirthschaftlich erobern, sein Eigenthum fließt in letzter Linie dem Nationalvermögen zu und er ist als Konsument und Vertreiber deutscher Waaren und als Vertreter deutschen Kapitals also kein Verlust, sondern ein werthvoller Besitz für die Heimath. Ihre rein logisch unanfechtbare Scheidung zwischen Interessen von Deutschen und deutschen Interessen hat somit hier keinen praktischen Werth. An dem Geschick jedes Deutschen in diesen Ländern sind sehr viele Deutsche zu Hause betheiligt. Die zum Gedeihen nöthige Unveränderlichkeit gewisser Bedingungen kann nun das Reich uns sehr wohl geben. Sobald über Nacht aus einer mäßig gut verwalteten Republik irgend ein Emporkömmling eine Autokratie im Stile des Königs Behanzin von Dahomey geschaffen hat, muß über den vom Tyrannen nach Laune kommandirten Gerichten als oberste Instanz für Deutsche die Gesandtschaft walten. Der deutsche Verbrecher verlangt nicht, daß er straflos bleibe, wohl aber, daß er nicht gefoltert oder in Untersuchunghaft vergessen werde. Der nach Aben-

teuern lüsterne Heißsporn, der sich an Bürgerkriegen betheiligt, fordert nicht, daß ihn die Gegner nicht erschießen, wohl aber, daß sie Das nicht ohne ein kriegsgerichtliches Verfahren thun, wie es das Gesetz vorschreibt. Der ruhige Privatmann weiß sehr wohl, daß er die Gerichte zunächst anrufen muß, aber er möchte an eine höchste Instanz sich mit Vortheil wenden können, wenn er Justizverweigerung oder Verschleppung nachweisen kann.

Das Deutsche Reich könnte mit Gewinn für sein Ansehen diese Rechtswohlthat jedem seiner Söhne, dem unwürdigen und dem würdigen, in gleicher Weise gewähren. Sie aber wollen den Weltverbesserern und Nörglern, deren es hier so viele geben soll, den Schutz des Reiches nicht gewähren und gönnen ihn nur Denen, die ihn voraussichtlich nie brauchen werden, den Pionieren deutschen Handels, deutscher Industrie und Wissenschaft, die Sie mit warmen Worten preisen, weil Ruhe ihnen die erste Bürgerpflicht sei. Eine Neutralität aber, wie Sie von uns sie zu fordern scheinen, könnten nur Einsiedler beobachten. Wir spielen in diesen kleinen Verhältnissen, ohne es zu beabsichtigen, eine Rolle und können den Beziehungen zu den Einheimischen nicht ausweichen. Der Nachbar oder Kunde, mit dem wir befreundet sind, ist morgen vielleicht Minister und soll übermorgen erschossen werden. Sollen wir die Freundschaft aus Neutralität kündigen, bis der Mann aus dem Amte scheidet, oder ihm gar in Todesnöthen den Rücken kehren? Wo es gegenüber einem Tyrannen der Fürsprache bedarf, da wird der Fremde aufgesucht; wenn die öffentliche Sicherheit aufgehoben ist, dient des Fremden Haus als Zufluchtort; wenn die Anhänger zweier Männer sich bekriegen, dann heftet sich der Fremde das rothe Kreuz an den Arm und sucht den Verwundeten Hilfe zu bringen. Sollen wir menschliche und durch das Herkommen geheiligte Pflichten versäumen, um unsere Neutralität nicht zu verletzen?

Ein immer gleiches Maß, nach dem die Haltung des Ausländers beurtheilt würde, fehlt vollkommen. Was eine Regirung schwarz nennt, findet die nächste weiß. Soll nun die Vertretung des Deutschen Reiches diesen jähen Meinungwechsel mitmachen oder soll sie bis zum Gegenbeweis immer die Ansicht verfechten, die Deutschen seien im Rechte?

Die kühnsten Erwartungen hiesiger Gewalthaber werden übertroffen, wenn ihnen selbst für schnöde Unthaten gegen Deutsche von den Juristen des Auswärtigen Amtes mildernde Umstände zugebilligt werden und wenn bei jeder Klage eines Deutschen gegen eine Regirung ein Aber gefunden wird. Wo die Spitzfindigkeit nicht ausreicht, da wird die Gallertmasse von nie beobachteten und noch weniger kodifizirten Regeln, die man Völkerrecht nennt, hervorgesucht. Und wo auch das Völkerrecht im Stiche läßt, da heißt es im Orakelton: „Das kann niemals Gegenstand einer Reklamation sein.“ Das führt zu einer Rechtsunsicherheit. Der Fall des Herrn Matthies ist dafür

sehr belehrend. Er soll ein zur diplomatischen Verwendung ganz ungeeignetes Objekt sein, trotzdem aber soll der Konsul recht gehandelt haben, als er für den Todeskandidaten eintrat. Er hat Das, da Bitten nicht nützte, in schroffer Weise gethan, und wenn er dafür nach der Hauptstadt geschleift und dort mißhandelt worden wäre, so hätten die Juristen des Auswärtigen Amtes wahrscheinlich herausgefunden, daß er seine Befugnisse überschritten habe. Da aber Alles noch mit knapper Noth gut ablief, so wird er gelobt und hat die Befriedigung, das Leben des Herrn Matthies gerettet zu haben, der zweifellos erschossen worden wäre, wenn das Konsulat nicht von der Gesandtschaft abgeschnitten gewesen wäre und erst hätte anfragen und berichten und Bescheid abwarten müssen. Auf Grund des vom Konsul beschafften Materials hat Herr von Bergen später der Regirung Ezetas mit einer amtlichen Reklamation gedroht, falls sie nicht sofort Herr Matthies entschädigte.

Eure Excellenz meinten im Reichstage, Sie hätten die „Lecture der Proweschen Broschüre in dem Augenblick eingestellt", wo ich Das berichte. Ich könnte Ihnen jetzt auch die sehr unverschämten Aeußerungen wörtlich anführen, mit denen der Minister Gallegos das Verlangen des Herrn von Bergen abgelehnt hat. Und warum ist der Fall Matthies trotzdem nicht weiter verhandelt worden? Weil Herr Matthies, während der Belagerungzustand nicht erklärt war, also Preßfreiheit bestand, in seiner Tasche einige Proklamationen trug, die in der offiziellen Zeitung bereits vor mehreren Tagen abgedruckt und lächerlich gemacht worden waren.

Auch meine Beschwerde wurde, wie ich endlich durch Ihre Rede erfahren habe, abgewiesen, weil ein Vorgang, für den sich Jemand private Genugthuung im Wege des Duells sucht, nicht zugleich auch Gegenstand einer internationalen Verhandlung sein kann. Zunächst bin ich des Vergehens, das mir zugeschrieben wird, wie aus meiner Flugschrift hervorgeht, gar nicht schuldig. Ich muß Sie auf meine Veröffentlichungen verweisen, die Sie bisher nicht gelesen zu haben scheinen, da Sie meinen Stil glühend finden und mich Superlative der Verachtung auf Salvador, seine Machthaber und Bewohner häufen lassen. Ich bin bereit, vor Gericht zu vertreten, daß, entgegen Ihrer Darstellung, ich Herrn Ruhncke nicht veranlaßte, zu verlangen, er solle der einzige Instrukteur sein, sondern ihm mit andern Leuten diesen gar nicht übeln Rath gab; daß ich ihm — nicht nach einem Jahre, sondern nach Wochen — sein Entlassungsgesuch nicht schrieb, sondern ins Spanische übersetzte; daß der so wörtlich genommene „General" Pastor mit den spanischen Instrukteuren nichts zu thun hatte; daß er, wohlweislich nur von „klassischen Zeugen", von seinem Adjutanten und von Polizisten, aber nicht von einer großen Menschenmenge begleitet, mich überfiel; daß er nie im Entferntesten daran dachte, sich zu duelliren; daß nach der Habeas-Corpus-

Akte Salvadors nur auf schriftlichen Befehl eines Richters ich in meinem Hause verhaftet werden darf; daß ich die Rache Ezetas nicht fürchtete; daß der Minister Gallegos nie an Herrn von Bergen geschrieben hat, er sei zu einer gerichtlichen Untersuchung bereit, die könne aber nicht stattfinden, weil ich das Land verlassen habe; und daß der Tod Pastors nicht „inzwischen" eingetreten ist, sondern erst nach einem Jahre. Trotzdem Sie meinen Rath an Herrn Ruhncke für die Quelle alles Unheils halten und mit Ihrem Spott verfolgen, und trotzdem Sie das Verbrechen, einem Landsmanne in schwieriger Lage behilflich gewesen zu sein, in den Vordergrund rücken, neben dem famosen Duell, das hier Niemand ernst genommen hat, bleiben doch in meinem Falle als ausreichend bewiesene Hauptsachen bestehen: die ungesetzliche Verhaftung und die Justizverweigerung. Diese Thatsachen haben Herrn von Bergen veranlaßt, „mit dem Säbel zu klirren", worauf Herr Peyer und die „Centralstelle" „kurz getreten sind". Sollte es sich aber künftig nicht mehr empfehlen, an der Hand der Klagen das System auf seine Güte zu prüfen, als zu trachten, den Kläger los zu werden? Das System steht zur Besprechung. Wir — sämmtliche Deutschen in Central-Amerika sind bereit, mir Das mit ihrer Unterschrift zu bekräftigen — wir halten das System nicht für rühmlich, auch nicht für nothwendig und erst recht nicht für nützlich.

In Salvador hat es geschadet. Wären die Fälle Matthies und Prowe für Ezeta nicht so gegen das eigene schuldbewußte Erwarten günstig abgelaufen, so hätte er später keinem Deutschen ein Haar gekrümmt. In Guatemala hat das System die amerikanische Industrie durch den Gegenseitigkeitvertrag einen Vorsprung erreichen lassen, und schließlich wird Deutschland jetzt endlich wieder als meist begünstigte Nation behandelt, nicht, weil die „Reichsregirung" gegen den Vertrag protestirt hat, wie ein ganz besonders dreistes Blatt gelogen hat, sondern weil die Demokraten den Blaineschen Werken durch eine Aenderung des Zolltarifs ein Ende bereitet haben. In beiden Fällen starb der Mortimer dem Auswärtigen Amte sehr gelegen.

Den Vätern des angegriffenen Systems, das in der That einen neuen Kurs dargestellt hat, bestreite ich nicht die Hingabe und Aufopferung, die alle Welt ihnen gern anerkennt, aber ich vermag auch nicht, für das eng begrenzte Feld, das ich übersehe, ihre Sachkenntniß zu rühmen.

Sie werden entschuldigen, wenn ich Das freimüthig und in einem offenen Briefe Ihnen bemerke. Central-Amerika ist weit abgelegen; hoffentlich überzeugen Sie Ihre Gegner bald davon, daß Sie mit den Verhältnissen der Deutschland näher liegenden Länder gründlich vertraut sind.

Eurer Excellenz

ergebenster

San Salvador, im März 1895. Dr. Herman Prowe.

# Vor der internationalen Münzkonferenz.

III.*)

Im Vorwort zum dritten Bande des „Kapital“ von Karl Marx stellt Friedrich Engels die Frage, „wie es möglich war, daß zu einer gewissen Zeit ein so gescheiter Mann, wie Lexis es unzweifelhaft ist, auch einmal einen solchen Blödsinn wie den Bimetallismus vertheidigen konnte“. Dem Patriarchen der Sozialdemokratie steht es schlecht an, gleich einem jungen Fant schnell fertig mit dem Worte zu sein. Womit mag Herr Engels ein solches Kraftwort rechtfertigen wollen? Der Fußnote im ersten Bande des „Kapital“ (S. 67 der dritten Auflage) habe ich einmal früher schon gedacht. Enthält sie, wie man annehmen darf, die Quintessenz der Marx-Engelsschen Einwendungen gegen den Bimetallismus, dann ist die Kraft der Begründung der maßlosen Schärfe jenes Ausspruches ganz sicher nicht adäquat. Es heißt da:

> „Von der Regirung Eduards des Dritten bis zur Zeit von Georg dem Zweiten verläuft sich die Geschichte des englischen Geldwesens in eine fortlaufende Reihe von Störungen, hervorgehend aus der Kollision zwischen der gesetzlichen Festsetzung des Werthverhältnisses von Gold und Silber und ihren wirklichen Werthschwankungen. Bald war Gold zu hoch geschätzt, bald Silber. Das zu niedrig geschätzte Metall wurde der Cirkulation entzogen, umgeschmolzen und exportirt. Das Werthverhältniß beider Metalle wurde dann wieder gesetzlich verändert, aber der neue Nominalwerth trat bald mit dem wirklichen Werthverhältniß in den selben Konflikt wie der alte.“

Aehnlich hat sich auch Ricardo über den selben Gegenstand ausgesprochen. Es ist gewiß nicht die Art von Karl Marx, prüfunglos nachzubeten; aber hier, wo es sich ihm um eine Frage von sehr untergeordnetem Interesse zu handeln schien, dürfte er die Meinung eines bedeutenden Vorgängers ohne ernstliche Prüfung übernommen haben. Sonst wäre es kaum denkbar, daß ihm die zwiefache Inkongruenz der scheinbaren geschichtlichen Analogien, die er anruft, und Dessen, was er danach beurtheilen will, entgangen sein sollte. Wenn Goldmünzen und Silbermünzen durch private Kipper und Wipper, oft auch durch die unehrliche Politik des Souverains, unter ihren gesetzlichen Gehalt, aber mit ungleicher Abweichung davon, gebracht wurden, so war es wohl selbstverständlich, daß für Zahlungen an das Ausland diejenigen Münzen in Sendung kamen, die weniger Fehlgewicht hatten. Noch zu der Zeit, als Adam Smith schrieb, hatten die Silbermünzen ein durchschnittliches Manko von acht Prozent, während die Goldmünzen nur zwei Prozent verloren.

*) S. „Zukunft“ vom 16. März und 4. Mai 1895.

Natürlich wurden da Zahlungen ans Ausland nur in Gold geleistet. Mit einer relativen Werthverminderung des Silbers als Metall gegenüber dem Golde hatte Das nichts zu thun. Wären aber auch diese Münzverschlechterungen nicht gewesen, so mußte doch, und hier kommen wir zur zweiten Inkongruenz, das angenommene Werthverhältniß immer von Zeit zu Zeit schon darum unhaltbar werden, weil es überall ganz ohne Rücksicht auf die Relationen, die in anderen Ländern galten, bestimmt worden war. Marx fährt fort:

„In unserer eigenen Zeit hat der sehr schwache und vorübergehende Fall im Werth von Gold gegen Silber, in Folge der indisch-chinesischen Silbernachfrage, das selbe Phänomen auf der größten Stufenleiter in Frankreich erzeugt, Ausfuhr von Silber und seine Vertreibung aus der Cirkulation durch Gold. Während der Jahre 1855, 1856, 1857 betrug der Ueberschuß der Goldeinfuhr in Frankreich über die Goldausfuhr aus Frankreich 41 580 000 Pfund Sterling, während der Ueberschuß der Silberausfuhr über die Silbereinfuhr 14 740 000 Pfund Sterling betrug."

Der sehr schwache und vorübergehende Fall, — hätte Marx nicht stutzig werden sollen, schon als er diese Worte schrieb? Ursache jener Edelmetallbewegung war ja nicht nur die indisch-chinesische Silbernachfrage, sondern (und zwar in noch höherem Maße) der gleichzeitig hereinfluthende Goldstrom aus Kalifornien. Also ein Zusammentreffen zweier so gewaltigen Anläße einer Werthverschiebung — die ersten kalifornischen Eingänge mochten kaum die halbe Arbeit kosten, als das früher geförderte Gold gekostet hatte — und dennoch nur „der sehr schwache und vorübergehende Fall im Werth von Gold gegen Silber"! Wies Das nicht geradezu darauf hin, daß ein regulirendes Prinzip mit voller Wirksamkeit in Kraft sein mußte, das einen größeren Fall, einen Fall über ganz bestimmte Grenzen hinaus, unmöglich machte? Dies regulirende Prinzip lag in der französischen Münzgesetzgebung, und es ist gar nicht zu schätzen, welchen Segen diese Gesetzgebung damals gebracht hat. Es war die Zeit der großen Eisenbahnbauten und eines mächtigen industriellen Aufschwunges. Eine Vermehrung der baaren Umlaufsmittel war dringend nothwendig geworden und eine allgemeine Krise ohne Gleichen würde entstanden sein, wenn sich Frankreich gesperrt hätte sowohl gegen den Abfluß von Silber nach Ostasien als gegen das Zuströmen von Gold, weil man doch ein so viel billiger produzirtes und reichlicher angebotenes Metall sich um Gotteswillen vom Halse halten müsse. Die Fußnote schließt folgendermaßen:

„In der That, in Ländern, wo beide Metalle gesetzliche Werthmaße sind, daher beide in Zahlung angenommen werden müssen, Jeder aber beliebig in Silber oder Gold zahlen kann, trägt das im Werth steigende Metall ein Agio und mißt wie jede andere Waare seinen Preis in dem überschätzten Metall, während Letzteres allein als Werthmaß dient. Alle geschäftliche Erfahrung reduzirt sich darauf, daß, wo gesetzlich zwei

Waaren die Funktion des Werthmaßes versehen, faktisch immer nur eine als solches den Platz behauptet."

Hier spricht der pedantische Mathematiker, nicht der Nationalökonom von tiefer Einsicht in die realen Bedingungen des Güteraustausches, als den uns gerade der dritte Band des „Kapital" Karl Marx ganz besonders erkennen läßt. Daß Gold und Silber nicht unveränderliche Werthmaßstäbe sein können, in dem Sinne, wie wir Längenmaß und Hohlmaß haben, braucht Marx gegenüber nicht hervorgehoben zu werden; er hat darüber selbst keinen Zweifel gelassen. Aber daß der schwankende eigene Werth eines der beiden Metalle zu keiner Zeit, auch nur für diese Zeit, ein mathematisch genau bestimmbarer sein kann, ist nicht minder gewiß. Nur die Fixirung eines Münzpreises hält die erkennbare Abweichung von einem angenommenen mathematischen Mittel in bestimmten Grenzen, und zwar gilt Dies eben so für Länder, in denen nur ein Metall die Währung bildet, wie für solche, in denen Doppelwährung herrscht. Auch die Grenze der Waarenwerthe ist fließend genug, daß es keinen wesentlichen Unterschied machen kann, ob sie ihren Preisausdruck in einer Geldwaare finden, deren Marktwerth mit einer Spannung von zwei Prozent um einen angenommenen Nominalpreis schwankt, oder in der Kombination zweier Geldwaaren. Die Spannung im letzten Falle würde drei Prozent betragen, also die Bewegung der Wechselkurse auf oder ab um ein halbes Prozent stärker sein können. Vermuthlich würde sie jedoch auch mit Doppelwährung, deren weiten Geltungbereich vorausgesetzt, nur überaus selten die Goldgrenze überschreiten. Das Schlagwort, das uns so oft entgegentritt, daß Doppelwährung eigentlich Alternativ-Währung sei, beruht auf einer Verwechselung der Begriffe Währung und Cirkulation.*)

*) Dies Schlagwort findet sich wieder in Ausführungen des Herrn Léon Say im „Journal des Débats", die die „Frankfurter Zeitung" als besonders gewichtige Aeußerungen wiedergiebt. Weiß denn die „Frankfurter Zeitung" nicht, daß Herr Léon Say als Nationalökonom ein Petrefakt ist und daß in Frankreich auch nicht der bescheidenste soziale Fortschritt, wie beispielsweise eine Reform der Einkommensteuer, zur Debatte stehen kann, ohne sofort diesen abgestandenen Politiker als Gegner auf den Plan zu bringen? Doch ich will nur an eine Stelle in den Erörterungen Says anknüpfen, um einer auch hier — wie jetzt so vielfach — sich äußernden abergläubischen Furcht entgegenzutreten. Man sagt, keine Konvention könne einen oder auch mehrere der betheiligten Staaten davor behüten, einmal in Zwangskurs zu gerathen. Sehr richtig. Aber was dann? Wo steckt da das Unglück für die anderen Konventionstaaten? Wenn ein Staat zur Papiervaluta gelangt, so wird doch in erster Linie das beweglichere Metall, das Gold, aus seiner Cirkulation verschwinden und in die anderen Länder wandern, dann erst das Silber. Die Zusammensetzung der metallischen Cirkulation der Baarwährung-Länder kann dadurch keine ungünstigere werden.

Setze ich nun noch den Eingang der Fußnote hierher, so habe ich sie vollinhaltlich citirt:

> „Wo Gold und Silber gesetzlich als Geld, d. h. als Werthmaß, neben einander bestehen, ist stets der vergebliche Versuch gemacht worden, sie als eine und die selbe Materie zu behandeln. Unterstellt man, daß die selbe Arbeitzeit sich unveränderlich in der selben Proportion von Silber und Gold vergegenständlichen muß, so unterstellt man in der That, daß Silber und Gold die selbe Materie sind und daß eine bestimmte Masse des minder werthvollen Metalles, des Silbers, den unveränderlichen Bruchtheil einer bestimmten Goldmasse bildet."

Das unterstellt man allerdings, und man darf es insofern, als die Waarenwerthe Gold und Silber, gleichwie andere Waarenwerthe, nach dem eigenen Ausdrucke von Karl Marx Materiatur gleicher menschlicher Arbeit sind. Es fragt sich nur, ob thatsächlich immer ein Quantum Gold die n-fache, für den Marktwerth in Betracht kommende, menschliche Arbeit vergegenständlichen wird wie das gleiche Quantum Silber, wenn gesetzlich bestimmt ist, daß ein Quantum Gold = n Quanta Silber gelten soll. Ich antworte auf diese Frage: Ja, vorausgesetzt, daß das Gebiet, wo diese Relation in Kraft tritt, genügend konsumfähig ist, um einmal das letzte Quantum Gold, das zum n-fachen Produktionpreise des Silbers hergestellt werden kann, ein andermal das letzte Quantum Silber, das zu 1/n des Produktionpreises von Gold hergestellt werden kann, aufzunehmen. Begründen will ich diese Antwort auf keiner anderen Unterlage als dem dritten Bande des „Kapital". Aus dem ersten und zweiten Bande mochte ihre Begründung nicht ohne Weiteres zu geben sein. Aber daß der Werth, wie ihn der erste und zweite Band lehren, nicht den Marktpreis der Edelmetalle reguliren kann, wußte Marx selbst. Wenn er es nicht sonst gewußt hätte, mußte die schon berührte Erfahrung mit dem kalifornischen Golde es ihm sagen, wo eine gewaltige Reduktion der durchschnittlich erforderlichen Arbeitzeit nur jenen „sehr schwachen und vorübergehenden Fall im Werthe" verursacht hatte.

Die Bestimmung des Werthes durch die Arbeit schien mir nirgends so klar entwickelt wie bei Marx. Ich habe deshalb in meinem Vortrage „Ueber die Möglichkeit der Fixirung einer Werthrelation zwischen Gold und Silber" gesucht, thunlichst die Basis der marxischen Werththeorie nicht zu verlassen; aber ich fand im Fortgange meiner Untersuchung, daß die Formel $c + v + m$, wie immer es sich auch mit ihrer Geltung für das Gesammtprodukt der Gesellschaft verhalten möchte, für den Marktwerth einer bestimmten Waare nicht anwendbar ist. Ich sah, daß bei manchen Waaren im maßgebenden Marktkostenpreise eine höhere Bodenrente mitbezahlt werden muß als bei anderen. Mit der durchschnittlichen Arbeit war hier also nur auszukommen, wenn man doch auch die durchschnittliche Bodenrente dem

Marktkostenpreise hinzurechnete. Ich erwähnte dann, bei Ricardo sei die Grundrente kein Theil des Preises. „Er sieht nur", so führte ich aus, „daß der Preis des Produktes aus der wenigst begünstigten Parzelle dem Preise für das Gesammtprodukt gleich ist. Was gegen diesen Preis bei anderen Parzellen an Arbeitkosten erspart wird, rechnet er jeder einzelnen als Bodenrente zu. Da wir aber den Arbeitwerth einer bestimmten Waare im Durchschnitt nehmen, so bleibt uns, um den Marktwerth zu ergänzen, auch ein Durchschnitt an Bodenrente. In der Sache kommt Beides auf das Selbe heraus. So oder so liegt die Bodenrente im Marktwerth, wie ich an einem Beispiele zeigen will. Nehmen wir sechs Goldminen: A, B, C, D, E und F. Mine A produzire ein bestimmtes Quantum Gold mit 100 Einheiten Arbeitkosten, B mit 80, C mit 70, D mit 50, E mit 40, F mit 20 Einheiten.

I. Nach Ricardo würde sich die Sache folgendermaßen darstellen:

| | Mine A. | B. | C. | D. | E. | F. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Preis . . . . . | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |
| Minus Arbeitkosten . | 100 | 80 | 70 | 50 | 40 | 20 |
| Die Besitzer erhalten Bodenrente . . . | — | 20 | 30 | 50 | 60 | 80 |

II. Nach unserer Auffassung so:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Arbeitwerth . . . | 100 | 80 | 70 | 50 | 40 | 20 | Durchschn. d. Arbeitwerths $\frac{360}{6}$ | = 60 |
| Bodenrente . . . | — | 20 | 30 | 50 | 60 | 80 | Durchschn. d. Bodenrente. $\frac{240}{6}$ | = 40 |
| Marktwerth . . . | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | | 100 |

Die eine wie die andere Tabelle zeigt uns den Preis bezw. Marktwerth mit 100. Nach Tabelle I nicht weniger wie nach Tabelle II wird aus diesem Marktwerthe eine Bodenrente von durchschnittlich 40 bezahlt, muß also darin enthalten sein."

Allein, wenn es sich denn doch ergab, daß in der Sache Beides auf das Selbe herauskam, warum, so sagte ich mir später, nicht gleich bei der Bestimmung des Marktwerthes nach dem Produktionpreise aus der wenigst begünstigten Parzelle bleiben! Ich hatte in zwei Fällen durch die Wirkung auf ein Auditorium praktisch erprobt, wie viel gemeinverständlicher eine hierauf beruhende Darstellung wird als die frühere. So habe ich sie von da an gewählt und schon im Anti-Bamberger angewandt. Aber auf eine Stelle jenes Vortrages muß ich behufs völliger Klarstellung noch zurückkommen.

„Karl Marx giebt im dritten Kapitel des zweiten Buches seines ‚Kapital' für den Werth die Formel c + v + m — konstantes Kapital, variables Kapital und Mehrwerth —, wobei die Bodenrente als besondere Kategorie verschwindet, der Unternehmer gewissermaßen als der General-Einnehmer für die ganze Kapitalistenklasse erscheint, der jenen (einer Unterbezahlung der Arbeitkraft entsprechenden) Mehrwerth unter die

einzelnen Glieder dieser Klasse — Unternehmer, Geldkapitalisten, Bodenbesitzer — als deren Einkommen vertheilt. Ob diese Art der Gruppirung und Zusammenfassung sozialer Kategorien dem Erkennen des großen sozialen Problems förderlich oder abträglich oder ob sie gleichgiltig dafür ist, müßte ich hier ununtersucht lassen, auch wenn es nicht geboten wäre, das Erscheinen des dritten Buches abzuwarten, das die erforderliche Scheidung doch noch in befriedigender Weise geben könnte. Das aber muß ich konstatiren, weil es zu unserer Frage gehört, daß, wenn es sich darum handelt, das Geheimniß des Marktpreises einer bestimmten Waare zu entschleiern, die marxische Theorie — so weit sie bis jetzt bekannt ist — uns vollständig im Stiche läßt."

Seitdem ist der dritte Band des „Kapital" erschienen und sein Inhalt rechtfertigt jenen Vorbehalt. In diesem Bande unterscheidet Marx zwischen dem Werthe $c + v + m$ und dem, den Marktwerth regulirenden, Produktionpreise $c + v + p$ (konstantes Kapital, variables Kapital und Durchschnittsprofit auf das vorgeschossene Gesammtkapital). Für die Kapitale von mittlerer Zusammensetzung (Verhältniß von konstantem zu variablem Kapital) fällt nach einer Stelle im zehnten Kapitel „der Produktionpreis mit dem Werth ganz oder annähernd zusammen, und der Profit mit dem von ihnen erzeugten Mehrwerth. Alle anderen Kapitale, welches immer ihre Zusammensetzung, streben unter dem Drucke der Konkurrenz, sich mit diesen auszugleichen. Da aber die Kapitale mittlerer Zusammensetzung gleich oder annähernd gleich dem gesellschaftlichen Durchschnittskapital sind, so streben alle Kapitale, welches immer der von ihnen selbst erzeugte Mehrwerth, an Stelle dieses Mehrwerthes den Durchschnittsprofit durch die Preise ihrer Waaren zu realisiren, d. h. also, die Produktionpreise zu realisiren." Aber am Schlusse des selben Kapitels ist dann bereits auf Das hingewiesen, was später im Abschnitt über die Grundrente ausgeführt wird. Es ist da bemerkt, daß eine besondere Art von Surplusprofit entstehen könne, „wenn gewisse Produktionsphären in der Lage sind, sich der Verwandlung ihrer Waarenwerthe in Produktionpreise, und daher der Reduktion ihrer Profite auf den Durchschnittsprofit, zu entziehen".

Wenn ich nun aus dem Abschnitt über die Grundrente die Stellen hervorheben soll, in denen ich eine volle Bestätigung meiner Auffassung finden darf, so bin ich in Verlegenheit, wohin ich zuerst greifen soll. Ich darf mich einstweilen auf einige Citate ohne Kommentar beschränken. Aus Kapitel 39.

„Unterstelle 4 Bodenarten A, B, C, D. Unterstelle ferner den Preis eines Quarters Weizen = 3 Pfund Sterling oder 60 Shilling. Da die Rente bloße Differentialrente ist*), ist dieser Preis von 60 Shilling per

*) Marx unterscheidet die Differentialrente I, die durch die Differenz der Produktionkosten aus einer begünstigteren und der am Wenigsten begünstigten Parzelle entsteht, und die Differentialrente II, die der ungleichen Produktivität zweier Kapitale, angewandt auf der selben Parzelle, verdankt wird.

Quarter für den schlechtesten Boden gleich den Produktionkosten, d. h. gleich Kapital plus Durchschnittsprofit. A sei dieser schlechteste Boden und gebe für 50 Shilling Auslage 1 Quarter = 60 Shilling; also 10 Shilling Profit oder 20 Prozent. B gebe für die selbe Auslage 2 Quarters = 120 Shilling. Es wäre Dies 70 Shilling Profit oder ein Surplusprofit von 60 Shilling. C gebe bei gleicher Auslage 3 Quarters = 180 Shilling; Gesammtprofit = 130 Shilling. Surplusprofit = 120 Shilling. D gebe 4 Quarters = 240 Shilling = 180 Shilling Surplusprofit. Wir hätten dann folgende Reihenfolge:

Tabelle I.

| Bodenart | Produkt | | Kapitalvorschuß | Profit | | Rente | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Quarters | Shillinge | | Quarters | Shillinge | Quarters | Shillinge |
| A | 1 | 60 | 50 | $^1/_6$ | 10 | — | — |
| B | 2 | 120 | 50 | $1^1/_6$ | 70 | 1 | 60 |
| C | 3 | 180 | 50 | $2^1/_6$ | 130 | 2 | 120 |
| D | 4 | 240 | 50 | $3^1/_6$ | 190 | 3 | 180 |
| Total | 10 qrs | 600 sh | | | | 6 qrs | 360 sh |

Die respektiven Renten waren für D = 190 Shilling — 10 Shilling oder die Differenz zwischen D und A; für C = 130 — 10 Shilling oder die Differenz zwischen C und A; für B = 70 Shilling — 10 Shilling oder die Differenz zwischen B und A; und die Gesammtrente für B, C, D = 6 Quarters = 360 Shilling gleich der Summe der Differenzen von D und A, C und A und B und A. Diese Reihenfolge, die ein gegebenes Produkt in einem gegebenen Zustand darstellt, kann eben sowohl, abstrakt betrachtet (und wir haben schon die Gründe angegeben, warum Dies auch in der Wirklichkeit der Fall sein kann) in absteigender Reihenfolge (von D bis A herabsteigend, von fruchtbarem zu stets unfruchtbarerem Boden) wie in aufsteigender Stufenfolge (von A nach D hinaufsteigend, von relativ unfruchtbarem zu immer fruchtbarerem Boden), endlich wechselnd, bald ab-, bald aufsteigend, z. B. von D auf C, von C auf A, von A auf B hervorgebracht sein. Der Prozeß bei der absteigenden Folge war der: der Preis des Quarters steigt allmählich von sage 15 Shilling auf 60. Sobald die von D produzirten 4 Quarters, worunter man sich Millionen denken kann, nicht mehr ausreichten, stieg der Weizenpreis so weit, daß die fehlende Zufuhr von C geschafft werden konnte,*) d. h. der Preis mußte auf 20 Shilling per Quarter gestiegen sein. Sobald der Weizenpreis auf 30 Shilling per Quarter stieg, konnte B, sobald er auf 60 stieg, konnte A in Bebauung genommen werden, ohne daß das darauf verwandte Kapital sich mit einer geringeren Profitrate als 20 Prozent zu begnügen hatte.

*) Ich bitte, namentlich mit dieser Stelle Das zu vergleichen, was ich in meinem zweiten Artikel (siehe „Zukunft" vom vierten Mai 1895) und früher schon vom Weitergreifen der Goldproduktion gesagt habe.

Es bildete sich so eine Rente für D, zuerst von 5 Shilling per Quarter = 20 Shilling für die 4 Quarters, die es produzirt; dann von 15 Shilling per Quarter = 60 Shilling, dann von 45 Shilling per Quarter = 180 Shilling für 4 Quarters."

Ferner sagt Marx einige Seiten später:

„Der Produktionpreis des schlechtesten, keine Rente tragenden Bodens ist stets der regulirende Marktpreis, obgleich letzterer bei Tabelle I, wenn sie sich in aufsteigender Reihe bildete, nur dadurch stationär bliebe, daß immer besserer Boden bebaut würde. In diesem Falle ist der Preis des auf dem besten Boden produzirten Kornes insoweit regulirend, als es von dem davon produzirten Quantum abhängt, wie weit der Boden A regulirend bleibt. Würden B, C, D über den Bedarf produziren, so hörte A auf, regulirend zu sein."*)

Wir schlagen noch zwei Seiten um und finden:

„Es ist bei der Differentialrente überhaupt zu bemerken, daß der Marktwerth immer über dem Gesammtproduktionpreis der Produktenmasse steht. Nehmen wir z. B. Tabelle I. Die 10 Quarters Gesammtprodukt werden verkauft zu 600 Shilling, weil der Marktpreis durch den Produktionpreis von A bestimmt ist, der 60 Shilling per Quarter beträgt. Der wirkliche Produktionpreis aber ist:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | 1 Quarter | = | 60 Shilling | | 1 Quarter | = | 60 Shilling |
| B | 2 „ | = | 60 „ | | 1 „ | = | 30 „ |
| C | 3 „ | = | 60 „ | | 1 „ | = | 20 „ |
| D | 4 „ | = | 60 „ | | 1 „ | = | 15 „ |
| | 10 Quarters | = | 240 Shilling. | Durchschnitt | 1 Quarter | = | 24 Shilling |

Der wirkliche Produktionpreis der 10 Quarters ist 240 Shilling; sie werden verkauft zu 600, 250 Prozent zu theuer. Der wirkliche Durchschnittspreis für 1 Quarter ist 24 Shilling; der Marktpreis 60 Shilling, ebenfalls 250 Prozent zu theuer. Es ist Dies die Bestimmung durch den Marktwerth, wie er sich auf Basis der kapitalistischen Produktionweise vermittelst der Konkurrenz durchsetzt; diese erzeugt einen falschen sozialen Werth."

Ich bin nun freilich der Ansicht, daß dieser „falsche soziale Werth" nicht gerade an die kapitalistische Produktionweise gebunden ist, daß er sich bei dieser nur konsequenter entwickelt und reiner hervortritt als unter früheren Produktionformen. Ja, ich glaube, daß selbst in einem sozialdemokratischen Zukunftstaate, der sich doch nicht wohl als Universalrepublik über den ganzen Erdball erstrecken könnte, der „falsche soziale Werth" nicht vollständig verschwinden würde. Allein ich kann dies Alles hier dahingestellt sein lassen. Denn gewiß ist, daß wir in Staaten leben, die auf dem Individual-Eigenthum und der Individual-Produktion beruhen. Gewiß ist, daß es sich bei einer Währungskonvention um die Einigung eben solcher Staaten handelt und daß

*) A würde, wenn es weiter produzirt, mit geringerem Profit oder mit Verlust arbeiten, ein Fall, der in meinem Vortrage schon behandelt ist.

die Regirungen dieser Staaten die hierbei entscheidende Frage nach der Möglichkeit, die Marktwerthe von Gold und Silber in einem bestimmten Verhältnisse zu erhalten, nicht beurtheilen können und nicht beurtheilen werden danach, wie diese Marktwerthe sich in einer zukünftigen Gesellschaftordnung bilden könnten, sondern danach, wie sie sich heute bilden.

Herr Engels ist ja jetzt um eine Riesenarbeit erleichtert. Die Sichtung und Herausgabe des großen Werkes seines Freundes nimmt ihn nicht länger in Anspruch. Vielleicht findet er da die Zeit, mir eine Frage zu beantworten, die ich in aller Bescheidenheit an ihn richte, nämlich ob und wie er nun auf Grund der marxischen Theorie, nach ihrem Ausbau im dritten Bande, mir die Richtigkeit der folgenden Sätze bestreiten könnte:

1. Der Marktpreis der Waaren pendelt um ihren Marktwerth.

2. Bei der Geldwaare, die einen festen nominellen Preis in gemünztem Gelde hat, scheint umgekehrt der Marktwerth sich um das Centrum des Marktpreises zu bewegen.

3. Der Marktwerth entspricht dem Produktionpreis desjenigen Quantums, das zuletzt gefördert und zu Markt gebracht werden muß, um der zahlungfähigen Nachfrage zu genügen.

4. Wenn Gold allein Währungmetall, also im eigentlichen Sinne Geldwaare ist, muß die Nachfrage danach eine größere und häufiger dringend auftretende sein, als wenn ein erhöhter Cirkulationbedarf bald mit Gold bald mit Silber befriedigt werden könnte.

5. Bei gleichbleibender Produktivität der Arbeit erhöht die größere Nachfrage den Produktionpreis; bei erhöhter Produktivität der Arbeit paralysirt sie deren senkende Wirkung auf den Produktionpreis, der also auf alle Fälle bei größerer Nachfrage höher ist, als er unter sonst gleichen Bedingungen bei geringerer Nachfrage sein würde.

6. Wenn durch die Gesetzgebung genügend kaufkräftiger Staaten eine, nur durch den Gesammtbedarf an baaren Cirkulationmitteln begrenzte Nachfrage nach Gold zum n-fachen Preise des Silbers und nach Silber zu 1/n vom Preise des Goldes hergestellt ist, so wird sich die Produktion des Goldes extensiv oder intensiv so weit erstrecken, daß das theuerst geförderte Quantum Gold einen Produktionpreis gleich dem n-fachen Münzpreise des Silbers hat; die Produktion des Silbers wird sich extensiv oder intensiv so weit erstrecken, daß das theuerst geförderte Quantum Silber einen Produktionpreis gleich 1/n des Münzpreises des Goldes hat, — Alles natürlich nur mit der Annäherung, wie sie überhaupt für wirthschaftliche Gesetze gilt.

7. Mit Doppelwährung wird die Mehrwerthsrate in der Produktionsphäre der Goldgewinnung eine geringere, die Mehrwerthsrate in der Produktionsphäre der Silbergewinnung eine höhere sein als mit Goldwährung.

Die durchschnittliche Mehrwerthsrate in beiden Produktionsphären wird unter der Herrschaft der Doppelwährung eine geringere sein, als sie heute ist.*)

Mit dem letzten Satze will ich zugleich die Bekämpfung einer Anschauung einleiten, die der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Schippel in seiner Polemik gegen Arendt vertritt, nämlich, daß die Doppelwährung den Interessen der Arbeiterklasse zuwider sei. Wenn im Goldpreise eine hohe und immer steigende Mehrwerthsrate mitbezahlt werden muß, so bedeutet zunächst ein Theil dieser Mehrwerthsrate einen Mehraufwand an nationaler Arbeit für diejenigen Quantitäten von Gold, die jährlich zur Deckung des Bedarfs an Cirkulationmitteln ins Land hereingebracht werden. Ferner bedeutet, was von unvergleichlich höherer Wichtigkeit ist, der erhöhte Goldwerth eine virtuelle Vermehrung jenes großen Theiles der auf der Arbeit ruhenden Rentenlasten, der heute in festen Geldlasten besteht. Das Renteneinkommen aber wird vorweg aus dem gesammten Arbeitprodukte gezahlt, dann erst entscheiden die Konkurrenz und die sozialen Bedingungen, unter denen die verschiedenen Klassen und Schichten stehen, nach welchen Proportionen der Rest — das Arbeiteinkommen — sich auf Unternehmer, Arbeiter, Kaufleute, Beamte u. s. w. vertheilt. Und somit haben die Arbeiter offenbar ein gleiches Interesse mit den anderen erwerbenden Klassen, daß dieser Rest nicht durch erhöhten Goldwerth eine weitere Einschränkung erfahre, sondern daß er einigermaßen wieder vergrößert werde durch eine Ermäßigung des Goldwerthes, die man Geldentwerthung zu nennen beliebt, die aber kaum die Zurückführung des relativen Goldwerthes auf seine frühere Höhe bedeuten würde. Wenn der nominelle Arbeitlohn eine feste, unabänderliche Größe wäre, so möchte Herr Schippel Recht haben. Aber dieser Lohn ist mit bestimmt durch das gesammte Arbeiteinkommen, und er ist Schwankungen je nach dem Gange der industriellen Entwickelung unterworfen. Der Vergleich mit der Erfahrung bei Zollerhöhungen und Verbrauchsabgaben paßt hier wie die Faust aufs Auge. Im Uebrigen kann ich mich auf Das berufen, was ich im Anti-Bamberger über diese Lohnfrage gesagt habe:

> „Es liegen neuerdings verläßliche Daten vor (London Economist, 30. September 1893), wonach in Indien gegen den Durchschnitt der Jahre 1876/80 der Monatslohn des gewöhnlichen Maurers, Zimmer-

*) Wie hoch unter dem Einflusse des ausschließlichen Goldmonopols die Mehrwerthsrate in der Goldproduktion gestiegen ist, davon wird Herr Engels, der in London Gelegenheit hat, das Treiben auf dem Goldshares-Markte aus nächster Nähe zu beobachten, sehr leicht ein Bild gewinnen können. Diese Bewegung in Goldshares, übertrieben wie sie heute schon sein mag, hat doch in der Hauptsache eine solide Unterlage an der mit Intervallen beständig steigenden Bodenrente der Goldminen.

mann's und Schmiedes von 14 Rupees, 5 Anas und 11 Ficul's auf 17 Rupees, 13 Anas und 3 Ficul's in 1892 gestiegen war, der Lohn eines kräftigen Landarbeiters von 5 Rupees 9,2 auf 6 Rupees 9,4, also um 25 Prozent bei der ersten, um 20 Prozent bei der zweiten Kategorie. In der gleichen Zeit ist Silber in London von 52 Pence auf 40 Pence gefallen, eine Werthdifferenz gegen Gold von 30 Prozent und eine Werthverminderung von etwas geringerer Höhe, falls Gold nicht stabil geblieben wäre, sondern seinen Werth etwas erhöht hätte, was wir ja genau nicht wissen können. Jedenfalls zeigt sich eine mit derjenigen des Geldwerthes annähernd korrespondirende Bewegung der Löhne. Und Dies in einem Lande, wo die Arbeiterschaft aus armen, gedrückten, unwissenden und sklavisch empfindenden Hindus besteht. Wie will man da glauben, daß es unseren aufgeklärten und selbstbewußten Arbeitern gegenüber möglich wäre, die Löhne in irgend einem geringeren Maße zu erhöhen, als der durch Einführung der Doppelwährung bewirkten Aenderung des Geldwerthes entspräche? Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß Werthänderungen, wie sie das Papiergeld Rußlands und anderer Staaten erleidet, erst nur allmählich zum Bewußtsein der Einwohner der betreffenden Länder kommen, so daß natürlich Preise und Löhne dort nur langsamer nachrücken, wogegen es sich bei der vorgeschlagenen Doppelwährung um eine vorbedachte Werthänderung oder Werthrektifikation handelt, die vor ihrem Eintreten wenigstens Monate lang der öffentlichen Diskussion unterliegen würde. Die Arbeiter werden die nominelle Lohnerhöhung bei Zeiten verlangen, und man wird sie ihnen nicht verweigern können."

Hinzufügen möchte ich heute: gesetzt selbst, es würden, was ich nicht glaube, zwischen der Steigerung der Waarenpreise und der nominellen Aufbesserung der Löhne einige Monate verstreichen, so würden damit die Arbeiter noch lange nicht solche Opfer bringen, wie sie sich bei Strikes sie freiwillig auferlegen. Und diese Strikes gelten oft der Erlangung weit geringerer Vortheile, als den Arbeitern, einer der erwerbenden Klassen, aus einer Erhöhung des Gesammteinkommens dieser Klassen endgiltig erwachsen müßten. Daß die Arbeiter mißtrauisch gegenüber den Bestrebungen von Parteien sind, die ihnen die Koalitionfreiheit beschränken wollen, verdenke ich ihnen freilich nicht. Aus den Reihen der selben Partei, der Schippel diesen Vorwurf macht, ist, wenn ich nicht irre, der bedauerliche Vorstoß gegen den Reichsbankpräsidenten erfolgt, bedauerlich deshalb, weil er, seinen Urhebern gewiß unbewußt, dem Versuche einer Beamtenkorruption nicht unähnlich sieht. Denn man kann durch Einschüchterung eben so korrumpiren wie durch Bestechung. Wenn der Reichsbankpräsident eine bestimmte Meinung für die Goldwährung hat, so ist es sein gutes Recht und seine Pflicht, als Beamter wie als Bürger, diese Meinung zu vertreten. Der Fehler liegt an Denen, die glauben, dieser Meinung ein besonderes Gewicht darum beimessen zu sollen, weil sie die des Bankpräsidenten ist.

Herr Dr. Koch hat vielleicht in seinen Mußestunden sehr gründliche Studien über die Währungfrage gemacht und nach Maßgabe dieser Studien wäre er dann auch als kompetent dafür zu erachten. Aber der Reichsbankpräsident als solcher kann nicht kompetenter dafür sein als jeder Andere. In seinen amtlichen Obliegenheiten ist nichts, schlechterdings nichts, was ihn in den Stand setzen könnte, über die hier Alles entscheidende Frage, ob es möglich ist, ein Werthverhältniß zwischen Gold und Silber dauernd zu fixiren, ein maßgebenderes Urtheil zu fällen als andere Leute.

Ich habe meine Ausführungen so knapp wie möglich gehalten und sehe doch, daß ich nun schon einen dritten Artikel geschrieben habe, während noch so Vieles zu sagen bliebe. Ich wollte die Aussichten eines selbständigen Vorgehens der Vereinigten Staaten in der Währungfrage und deren Konsequenzen für Europa erörtern. Auch hätte ich gewünscht, noch Einiges über die Stellungnahme des Handelsstandes gegen die Doppelwährung und über die Bedeutung zu sagen, die dieser Stellungnahme beizumessen ist. Dies Alles muß ich nun für eine spätere Zeit vorbehalten; denn mit den Lesern der „Zukunft" möchte ich es nicht verderben, und ihnen mehr als drei Währungartikel aus der selben Feder in kurzer Folge zuzumuthen, würde mir als ein zu großes Wagniß erscheinen. Dagegen würde ich — wäre nicht ein noch zu erwähnender Umstand — es für angezeigt finden, ein anderes Thema gerade hier zu behandeln. Herr Professor Julius Wolf hat sich in diesen Blättern als den Arzt zu erkennen gegeben, der unserer Gesellschaft sagt, ihr fehle gar nichts Ernstes, kaum eine leichte Indisposition sei an ihr zu bemerken. Eine gefährliche Auskunft, um so gefährlicher, als der Patient gern auf solche Aerzte hört, die keinen Fehler an ihm finden können, bis sie eines Tages gezwungen sind, zu sagen: Hier kann nur noch Gott helfen. Jene Auskunft erscheint mir deshalb eine energische Zurückweisung zu verdienen; allein ich denke, daß ich die Aufgabe Denen zu überlassen habe und getrost überlassen darf, die die „Nächsten dortau" sind, nämlich den direkt angegriffenen Katheder-Sozialisten. Eines nur möchte ich erwähnen, weil es gerade zu Dem paßt, was ich in meinem zweiten Artikel über das Argumentiren mit Zahlen gesagt habe. Herr Julius Wolf bestreitet die fortschreitende Differenzirung der Einkommen, und zwar hauptsächlich auf Grund von Einkommensteuer-Tabellen aus den Jahren 1848 und 1891, die er einander gegenüberstellt. Allen Ernstes vergleicht er Einkommensteuer-Rubriken von 1848 mit solchen von 1891 und zieht Schlüsse daraus, als ob sich in dem Umfange der Gütererzeugung und damit in der Lebenshaltung aller Klassen in den 43 Jahren gar nichts geändert hätte. Aber Das nennt man dann einen statistischen Beweis. Fehlt leider nur das geistige Band.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

# Die Zukunft der deutschen Oper.

Wiederholt fragte man mich, welche Wege ich für die deutschen Opernkomponisten nach den großen Siegen Wagners und nach den scheinbar noch größeren Erfolgen der Neu-Italiener als die vortheilhaftesten halte. Auf derartige Fragen sollte man eigentlich als anständiger Künstler gar keine ernsthaften Antworten geben, da sie einer Quelle entspringen, die mit den Grundbedingungen künstlerischen Schaffens nicht einen Tropfen gemein hat. Der Gedanke an Ruhm, Geld und ähnliche dem künstlerischen Wesen fernen Ziele ist meist der einzige, der solchen Fragen zu Grunde liegt. Und doch sind wahrhaft bedeutende Kunstprodukte nie aus derartigen Motiven, sondern stets aus innerer Noth, aus einem zum Ausdrucke drängenden Bedürfniß, entstanden, das mit äußeren Vortheilen nicht im geringsten Zusammenhange steht. Versuche ich es also, hier eine Art von Beantwortung der an mich gerichteten Fragen zu liefern, so thue ich es, weil diese Fragen angethan waren, mich in tieferer, aber anderartiger Weise anzuregen, als es im Sinne der meisten Frager gelegen war. Die kürzeste Antwort darauf wäre: jeder Künstler schaffe dramatisch-musikalische Kunstwerke nach *seiner* Weise, er singe, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Es liegt mir aber hier fern, dieses Selbstverständliche im Schaffen jedes wahren Künstlers zum Gegenstande umständlicher und überflüssiger Ausführungen zu machen. Ich möchte die hier zu behandelnde Frage lieber so formuliren: Was haben wir von der deutschen Opernproduktion der nächsten Zeit zu erwarten und zu hoffen?

Da wir immer auf den Errungenschaften unserer großen Vorgänger weiter bauen müssen, wenn wir Lebensfähiges schaffen wollen, ist ein Produziren auf musikalisch-dramatischem Gebiete ohne intensive Beachtung des wagnerischen Kunstwerkes und der ihm zu Grunde liegenden Idee nicht möglich. Es fragt sich nur: in welchem Sinne sollen wir weiter bauen? Und Dies ist der Punkt, der bei unserem Publikum, unserer Kritik und unseren Künstlern so große Mißverständnisse hervorgerufen hat. Es handelt sich hier nämlich nicht um die spezifisch persönliche künstlerische Ausdrucksweise Wagners, sondern um das Wesen seines Kunstwerkes. Wie gering wäre die Bedeutung dieses großen Mannes, wenn seine Werke nur interessante Unica, nur an und für sich zu betrachten, wären und nicht auf die zeitgenössische und nachfolgende Generation einen segensreichen, fruchtbaren Einfluß ausübten, wenn sie — präziser gesagt — nicht in die Entwickelung der Kunst fördernd eingriffen! Durchaus nicht unbegreiflich ist mir das ablehnende Verhalten des Publikums und der Kritik gegen die sklavisch im wagnerischen Stile (besser: in Wagners Manier) dichtenden und musizirenden jung-deutschen Opernkomponisten. Man will sich eben nicht — wenn auch in noch so talentvoller Weise — Dinge ein zweites Mal sagen lassen, die ein Größerer vorher bereits viel besser, ja ganz unübertrefflich, ausgedrückt hat. Anders als bei diesen Künstlern ist es bei Solchen, die, vom Geiste des großen Reformators durchdrungen, ihre Werke selbständig gestalten, wohl im Sinne des bahnbrechenden Meisters, aber in ihrer eigenen Art. Manche Künstler haben Wagners Ausdrucksweise (ich sage absichtlich nicht: Idee) als die

allein seligmachende erkannt und opfern ihr nun ihr Leben, wie Märtyrer, die ihre — wenn auch vielleicht kleine — Individualität völlig in den Dienst einer schwärmerisch verehrten Persönlichkeit stellen. Diesen geradezu rührend unpersönlichen Künstlern stehen jene praktischen Köpfe gegenüber, deren Wesen ich schon zu Beginn dieser Betrachtungen bezeichnete. Unter ihnen sagen Einige: Man muß mit der Zeit gehen; nur so wirkt man auf die Masse, erringt Beifall, Ruhm und Gold; Das sind die deutschen Mascagniter (eigentlich Cavallerianer). Andere sagen: wir müssen zur Einfachheit zurückkehren von allem Wust, der bleischwer auf das ermüdete Publikum drückt; die Leute wollen sich wieder erholen von den Qualen, Thränen und dem Kopfzerbrechen, das ihnen das musikalische Drama bereitet hat; man soll sich wieder an leicht faßlichen, harmlosen Melodien erfreuen und lächelnd genießen. Es lebe das „Nachtlager von Granada", „Stradella" und Genossen!

Allerdings darf dabei nicht verkannt werden, daß sich jedes Talent nach seiner Decke strecken muß, wenn es nicht Gefahr laufen will, Füße oder Schultern zu erfrieren. Auch kann man kleine, liebenswürdige Talente nicht für den Mangel an großem Zug verantwortlich machen, der ihrem Wesen nun einmal nicht eigen ist; ja, es ist sogar viel löblicher, wenn solche Talente nicht mehr sagen wollen, als sie eben zu sagen haben, und sich nicht zu Etwas aufblähen, was sie nicht sind. Aber in der Entwickelung einer großen, bedeutsamen Kunst darf von ihnen nicht die Rede sein.

Das Wort, das Richard Wagner 1879 zu mir sagte, machte einen starken Eindruck auf mich: „Ich will nicht, daß man nach mir aufhören soll, Opern zu komponiren. Es wäre traurig, wenn meine Lebensarbeit ein solches Resultat zu Tage gefördert hätte!" Nicht minder beherzigenswerth sind die Worte, die er in seinem schönen Aufsatze über das „Opernkomponiren" niedergeschrieben hat. Aber eben so gewichtig mußte es mir erscheinen, als ich ihn eines Tages energisch Protest erheben hörte gegen die Insinuation, er habe eine „Schule" gegründet. Einschneidende Reformen, die einem heißen inneren Drange und tiefster künstlerischer Einsicht ihre Entstehung verdanken, haben wohl mit der Weiterentwickelung einer Kunst, nichts aber mit einer „Schule" zu schaffen.

Was also werden wir zu thun haben, wenn wir wahrhaft im Geiste dieses Großen handeln wollen?

Wir werden uns erstens einen Stoff wählen, der aus irgend welchem Motive bedeutsam genug ist, um den großen Apparat des musikalischen Dramas zu rechtfertigen und der unserer individuellen Begabung vollkommen entspricht. Ein Stoff, dem diese Eigenschaften fehlen, kann uns nie so ganz ausfüllen, daß dessen Bearbeitung wahrhaft sittlichen Werth haben würde. Dies also müßte das entscheidende Moment sein. Ein Stoff, der uns ganz gefangen nimmt und seine Behandlung von uns gleichsam mit Ungestüm fordert, muß aber von uns auch dichterisch gestaltet werden. Wer solcher Gestaltung sich nicht gewachsen fühlt, Der lasse die Hand ganz vom musikalischen Drama, denn er kann höchstens einem Operntexte gegenüber die Rolle eines höheren Schneiders spielen.

Etwas noch Unausgesprochenes aber, das in uns nach Ausdruck ringt, wird in gewissem Sinne immer etwas Neues sein. Bemühen wir uns also nicht, krampfhaft Neues zu ersinnen; Dies wäre ein eben so fruchtloses Beginnen, wie die raffi-

nirte Benutzung bewährter Mittel, mit denen um jeden Preis ein äußerer Erfolg erzielt werden soll. Dieses unwürdige Spiel treiben jetzt die deutschen „Cavalleri-aner". Es ist mir schmerzlich, diese Schmach unseres deutschen Kunstlebens mit eigener Hand aufzudecken. Nicht nur unmoralisch ist aber dieses Treiben, sondern auch bornirt; denn es ist falsch spekulirt, wenn wir glauben, daß man mit der Nachahmung gewisser praktischer und wirksamer Momente eines Werkes auch dessen Erfolgsicherheit erreicht. Exempla docent. Wie gar manches Talent hat sich in der modernen italienischen Seuche selbst verloren! Ich brauche keine Beispiele anzuführen. Wohl aber muß ich mich hier ausdrücklich gegen eine mögliche Mißdeutung des eben Gesagten verwahren. Es liegt mir ganz fern, Mascagnis großes musikalisches Bühnentalent zu unterschätzen. Lenkt sein wildes Blut in edlere Bahnen ein und benimmt ihm sein beispielloser Erfolg beim Publikum nicht die Ruhe eines gewissenhaften, ernsten, dem Höchsten zustrebenden Schaffens, so kann er der Bühne noch sehr Werthvolles, wenn auch vielleicht minder Erfolgreiches, schenken. Das, was die eben erwähnten Aus-beuter seiner „Cavalleria" entnehmen, ist es aber nicht, was bei ihm so sehr wirkt. Diese Wirkung verdankt er seiner markanten Individualität, seiner künstlerischen Persönlichkeit.

Die Losung des großen Haufens wird freilich immer sein: Abwechselung! Das Publikum will in erster Linie unterhalten sein, und Unterhaltung gewährt nur die Abwechselung. Der Charakter des modernen Publikums spiegelt sich am Deutlichsten in dem Repertoire eines nicht subventionirten Stadttheaters. Wenn in diesem bunten Durcheinander von Stilen und Stillosigkeiten sich dennoch eine Richtung (welcher Art immer) langsam Bahn bricht und längere Zeit zu behaupten vermag, so ist es wohl unbestreitbar, daß ihr eine große Kraft inne-wohnt, der sich die Mehrheit unwillkürlich beugen muß. Die Richtung, die in den letzten Jahren beherrschend war, ist die sogenannte naturalistische. Ein Schlag-wort bedeutet allerdings wenig. Welches Unheil aber gerade dieses Schlagwort angerichtet hat, wissen Einsichtvolle nur zu gut. Es liegt in der Erscheinungform des Naturalismus, daß Werke dieser Art scheinbar auch ohne Talent gemacht werden können. „Man braucht ja nur zu photographiren," hört man vielfach, „die Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit ist die Hauptsache." Ja, freilich ist die Wahrhaftigkeit in der Kunst die Hauptsache, aber mit ihr allein ist noch kein Kunstwerk fertig gebracht worden.*) Daß sich das peinlich gewissenhafte Schildern der modernen Dramatiker und Novellisten bis zum höchsten Grade der Natur-treue emporgeschraubt hat, darin vermag ich mit bestem Willen keinen essentiellen Gewinn für die Kunst zu erblicken. Geschadet aber hat es ihr gewiß nicht. Jede neue Bewegung schießt bekanntlich übers Ziel hinaus. Es kann ja unmöglich die Aufgabe der Kunst sein, uns bei aller Wahrhaftigkeit gequält und un-befriedigt zu entlassen, wenn der Dichter das letzte Wort gesprochen hat. Sollten

*) Goethe sagt gelegentlich einer Kritik über Diderot: „Der Rath, das Leben zu studiren, wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen, wie er es zu künstlerischen Zwecken gebrauchen kann."

die Forderungen der reinigenden Wirkung des Tragischen nun ganz urplötzlich veraltet sein? Solche Grundgesetze gehören nicht zu den zufälligen Attributen eines oder des anderen Kunstwerkes, sie entspringen vielmehr dem innersten Wesen der Kunst. Der Künstler muß uns ein Ziel zeigen; er muß es verstehen, uns durch die Macht seines Geistes zu fesseln und uns für seine Idee mit allen ihm zu Gebote stehenden Kunstmitteln zu gewinnen. Um wie viel mehr als beim Wort-Drama muß Das aber erst vom Ton-Drama gefordert werden, da doch keine Kunst dem Gemeinen unzugänglicher ist als die Musik. Begleitet sie Vorgänge, wie sie der sogenannte „Verismus" der Neu-Italiener zum Hauptinhalte der Oper gemacht hat, so muß sie entweder lügen oder sich selbst schänden und ihre Würde der Befriedigung gemeiner Lüste hinopfern. Ohne Moralprediger zu sein, sehe ich dieser Zukunft mit tiefer Sorge entgegen. Aber ich hoffe, die gesunde Natur des deutschen Künstlers wird uns das Aeußerste ersparen. Er wird aus dem Wirrsal, das ihn jetzt umgiebt, reinen Herzens hervorgehen und wird, wie so oft schon, dem welschen Feinde mit einer neuen, edlen Kunst den Todesstoß versetzen. Wie aber kann er dieses Ziel erreichen?

Meiner Ansicht nach nur durch die Erstrebung der edelsten und höchsten Volksthümlichkeit. In der reinen Volksseele werden wir uns selbst wiederzufinden haben. Nutzlos soll für uns das kurze Intermezzo der italienischen Invasion dann nicht gewesen sein. Aus dieser Bewegung ist Manches zu lernen, vor Allem Praktisches: Knappheit des Ausdruckes, allerdings gepaart mit psychologischer Entwickelung, welche die Italiener fast ganz entbehren zu können glauben, und Darstellung echter und ganzer Menschen. Wir werden dadurch nicht gegen Wagners Grundsätze verstoßen, wenn wir uns nicht eigensinnig in den Kopf setzen, gerade Das nachzuahmen, was nur er und vor ihm die Größten zu bieten vermochten: das Typische. Typus und Symbol sind innigst verwandt. Nicht Jedem aber ist es gegeben, seine Kräfte an die Darstellung dieser höchsten Aufgaben ergiebig zu wenden. Schildern wir einzelne Menschen gut, so haben wir auch Bedeutsames geleistet. Die dramatische Behandlung der Schicksale, der Schuld und Sühne einzelner Menschen, wirkt auf unser modernes Publikum, für dessen Wesen die Erkenntniß des Allgemeinen immer schwieriger wird, viel intensiver. Schlägt der Dramatiker diesen Weg ein, so erreicht er bei der Anlage unseres Publikums viel leichter eine tiefe Wirkung als durch blasse und der Eigenart entbehrende Nachahmung eines persönlichen Stiles. Das Spezielle wirkt auf Jeden; dem höher organisirten Zuschauer bleibt deshalb noch immer die Uebertragung auf die allgemeine Moral unbenommen.

Der vorhin erwähnte Begriff der Volksthümlichkeit wird wohl kaum mißverstanden werden können. Es ist doch klar, daß es sich da nicht in erster Linie um jene Art von Opern handeln kann, deren Melodien sich am Meisten dazu eignen, nachgesungen und gepfiffen oder auf Drehorgeln gespielt zu werden, sondern um eine höhere Art von Popularität, um die des Kunstwerkes in seiner ganzen Erscheinung. Oder ist z. B. Wagners „Lohengrin" deshalb minder populär, weil seine Melodien die früher bezeichneten Qualitäten nicht in jenem Grade aufzuweisen haben wie z. B. die Opern „Martha" und „Troubadour"? Die Oper ist mit Wagners monumentalem Schaffen ganz sicher nicht abgethan. Viele Wege öffnen sich noch dem seherischen Auge des Künstlers. Konstruiren

und Theoretisiren hilft da freilich nicht. Wir müssen mit elementarer Nothwendigkeit schaffen, — dann ebnen sich die Pfade von selbst.

Wenn der deutsche Künstler sich auf sich selbst besinnt und nicht nur den Verstand, sondern vor Allem sein Herz sprechen läßt, dann wird es auch ihm wieder gelingen, den Erfolg zu erringen, der ihm augenblicklich nicht vergönnt zu sein scheint. Das Strohfeuer, das der künstlerische Süden entfacht hat, wird den Blick unseres Publikums nicht mehr lange zu blenden vermögen und in Bälde muß der Tag erscheinen, wo uns der berufene deutsche Künstler geschenkt wird, dessen Kunst in der Volksseele wurzelt.

Dr. Wilhelm Kienzl.

Der Verfasser, dessen musikalisches Schauspiel „Der Evangelimann" eben im Hofopernhause mit ungewöhnlich starkem Beifall begrüßt worden ist, hat dieses Glaubensbekenntniß niedergeschrieben, ehe Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Grethel" auf die Bühne kam, und er hat in dem großen Erfolge dieses volksthümlichen Werkes die Bestätigung seiner Ansichten gefunden.

# Technische Ursachen und soziale Wirkungen.

Ein amerikanischer Konsulatsbericht über „Electricity applied to St. Etienne Industries" enthält einige Zeilen über elektrische Kraftübertragung im Dienst der Hausindustrie, die sehr zum Nachdenken anregen. Es heißt da: „Von den 18 000 Webstühlen in St. Etienne ist der größte Theil Eigenthum der Weber und wird im Hause mit der Hand betrieben. Während die neuen Erfindungen für elektrische Kraftübertragung offenbar in kurzer Zeit eine Veränderung in der Arbeitmethode hervorbringen werden, denkt man nicht, daß sie einen wesentlichen Einfluß darauf haben, ob in der Fabrik oder hausindustriell gearbeitet wird . . . Bereits über sechzig Webstühle werden durch Elektrizität betrieben, die von der Edison Electric Company geliefert wird. Diese Compagnie hat bereits seit mehreren Jahren für eine große Anzahl Geschäfte, Hotels und Restaurants Licht geliefert und unternimmt es jetzt, für die zahlreichen Webstühle des Distriktes elektrische Kraft zu liefern. Zu diesem Zweck hat sie an der Loire bei dem Dorfe St. Victor-sur-Loire, sechzig Kilometer von St. Etienne, eine Station für Erzeugung der Elektrizität errichtet. Ein Wasserfall von 900 Pferdekräften bewegt drei Turbinen, und die elektrische Kraft wird durch vier Kabel von sieben Millimeter Dicke zu ihrem Bestimmungort geführt . . . . Die gegenwärtigen Installationkosten belaufen sich, Alles in Allem, auf 350 Francs per Webstuhl, die Betriebskosten auf zehn Francs monatlich. Ein Weber, der zwei Stühle besitzt, erzählte mir kürzlich, daß er bei Anwendung elektrischer Kraft fünfundzwanzig Prozent mehr Arbeit schaffen kann als früher." Unkluge Sozialpolitiker werden vermuthlich sehr gerührt sein über den neuen Fortschritt der Technik, der ja doch offenbar durch die Möglichkeit beliebiger Theilung der Kraft in kleinste Theile ohne Einfluß auf ihre Kosten mit einem Schlage den Kleinbetrieb wieder konkurrenzfähig mit dem Großbetrieb macht und außerdem bei

den geringen Installationkosten dem Arbeiter das Aufrücken zum selbständigen Produzenten ermöglicht. Der alte Einwurf, der bereits gegen die ähnlichen — kürzlich wieder vom Bundesrathstische verkündeten — Phantasien gelegentlich der Erfindung der kleinen Kraftmaschinen gemacht wurde, gilt auch hier: daß nämlich das Uebergewicht des Großbetriebes nicht allein auf dem technischen Gebiete zu suchen ist, sondern daß es zum großen Theil in den kaufmännischen Operationen liegt, wie sich bei einigem Nachdenken Jeder von selbst sagen kann.

Eine ganz andere Wirkung wird die Einführung der elektrischen Kraft und ihrer Uebertragung in die Industrie haben. Die Ueberführung der Arbeiter aus der Stube und der Werkstatt in den Fabriksaal beginnt mit der Manufakturperiode. Ihre Ursache ist die Theilung der Arbeit. Die Leute mußten in einem Raum zusammen sein, wenn sie sich in die Hand arbeiten sollten. Gleichzeitig bildet es sich heraus, daß die Triebkraft nicht mehr Produkt der Muskeln des Arbeiters ist, sondern mechanische Kraft, geliefert zunächst durch Wasser, dann durch Dampf. Allmählich wird der „skilled" Arbeiter der Manufakturperiode durch die Werkzeugmaschine abgelöst, in der einen Industrie früher, in der anderen später: während vordem der Arbeiter die eigentliche Arbeit liefert, zu der ihm die Kraftmaschine nur die mechanische, von ihm zu verwendende Kraft giebt, liefert die Arbeit jetzt die Werkzeugmaschine, die der Arbeiter nur noch zu bedienen hat. Jetzt sind die Gründe, aus denen die Arbeiter in Fabriksälen beschäftigt werden und nicht in ihren zerstreuten Wohnungen, folgende: erstens Oekonomie in Bezug auf Ausnutzung der Kraftmaschine; je größer die Zahl der Pferdekräfte einer Maschine, desto billiger kommt die Krafteinheit; Das gilt für alle Produktion; als Beispiel denken wir uns Weberei; zweitens, und Das gilt nur für gewisse Produktionen, die Größe der Maschinerie oder andere ähnliche Gründe, und die Nothwendigkeit, daß Mehrere an einer Maschine arbeiten; als Beispiel wollen wir ein Gußstahlwerk nehmen.

Es hat sich nun neben der Arbeit in der Fabrik auch noch, in Form der „Hausindustrie", die Arbeit im Heim des Arbeiters erhalten. Hier sind zwei Arten von Produktion zu unterscheiden: erstens solche, die gänzlich ohne Kraftmaschine vor sich geht und ohne Arbeitstheilung, oder doch nur mit solcher Arbeitstheilung, wie sie in der Familie möglich ist, z.B. die thüringische Spielwaarenindustrie; zweitens Arbeit, die eigentlich die Kraftmaschine erfordert, daher zu Hause nur in rückständiger Form ausgeübt werden kann, z. B. die schlesische Leinenhausindustrie. Diese zweite Art ist nur die Form des allmählichen Absterbens einer Kategorie von Arbeitern, die aus einer früheren Epoche noch in unsere Zeit hinüber gekommen sind.

In der Hausindustrie ist der Arbeiter Eigenthümer der Produktionmittel. Trotzdem nimmt er nicht etwa eine bessere Stellung ein als der Arbeiter in der Fabrik, der absolut gar nichts besitzt, sondern eine viel schlechtere. Bei der zweiten Art ist Das sofort verständlich, wenn man daran denkt, daß hier die Arbeiter die technische Rückständigkeit ihrer Produktion durch längere Arbeit und geringeren Verdienst ausgleichen müssen, um mit der Maschinenarbeit konkurriren zu können. Bei der ersten Art jedoch ist der Grund schwieriger einzusehen. Hier giebt es keine Maschinenkonkurrenz; Arbeiter und Unternehmer sind eine Person, — nur muß man Eins betrachten: die ökonomische Macht, die dem

proletarischen Fabrikarbeiter gegenüber der Unternehmer ausübt, übt dem nicht-proletarischen Unternehmer-Arbeiter der Hausindustrie gegenüber der „Verleger" aus, der Kapitalist, der ihm wöchentlich seine Waare abnimmt und mit ihr en gros handelt. Wie der Arbeiter wöchentlich einen Lohn haben muß, so muß auch der Hausindustrielle wöchentlich seinen Verdienst haben; wie die Arbeiter gezwungen sind, sich gegenseitig in ihren Lohnforderungen so weit zu unterbieten, bis ein durch Gewohnheit, geschichtliche Entwickelung, Vorurtheile 2c. bedingtes Minimum erreicht ist, so sind auch die Hausindustriellen gezwungen, sich in den Preisen ihrer Waaren zu unterbieten, bis ein Minimum erreicht ist: und dieses Minimum steht unter dem Durchschnittsminimum der Fabrikarbeiter. Aus verschiedenen Gründen. Die Hausindustrie pflegt ihren Sitz in rückständigen Gegenden, in Gebirgen u. s. w., zu haben mit einfacher, anspruchsloser Bevölkerung, die sehr viele Bedürfnisse der großstädtischen Arbeiter nicht kennt. Der Hausindustrielle hat etwas Garten, meist auch etwas Land, entweder zu eigen oder gepachtet; die Arbeit hier wird „nicht so gerechnet", sie wird nebenbei gemacht; oft auch wird die hausindustrielle Arbeit als die nebensächliche betrachtet; kurz: durch dieses Ineinandergreifen der verschiedenen Fähigkeiten ist es ihm möglich, billiger zu leben, als der städtische Arbeiter leben kann. Dazu kommt die große Wirthschaftlichkeit, die diese Bevölkerungskategorie aus früheren Epochen herüber gerettet hat, die aber die Fabrikarbeiter, als Kinder einer anderen Zeit, nicht kennen. Das Resultat ist, daß es keine elendere, gedrücktere Bevölkerungsklasse giebt als die Hausindustriellen; und da sie, im Gegensatz zu den Fabrikarbeitern, die den ganzen Tag in Gesellschaft von Ihresgleichen sind und hier Anregung, Solidaritätgefühl und Selbstbewußtsein empfangen, da sie im Gegensatz hierzu zu beständigem Hocken in der eigenen Stube und inmitten der eigenen Familie genöthigt sind, fehlt ihnen auch jede Energie und Kraft des Widerstandes gegen den Druck.

Die Tendenz der technischen Entwickelung geht nun darauf hin, diese Arbeiterkategorie in ungeahnter Weise zu vermehren. Es ist in der That nicht abzusehen, weshalb nicht die großen Webereien aufgelöst werden und an ihre Stelle Arbeiterhäuschen treten sollen wie in St. Etienne, mit einem Kabel nach jedem Häuschen, das die elektrische Betriebskraft überleitet, — und daß diese Entwickelung sozial sehr segensreich ist, dürfte Herrn Charles Whily, dem Verfasser jenes Konsulatsberichtes, nicht zuzugestehen sein; da befindet er sich in dem gewöhnlichen Irrthum, der bei derartigen Gelegenheiten sich einstellt und der für die besitzenden Klassen ja das utile, das man ja auch ohne brutale Nennung versteht, mit dem dulce der Arbeiterfreundlichkeit vereinigt. Indessen kommt es auf derartige philanthropische oder nicht philanthropische Wortschätzungen hier nicht an, nicht auf Das, was erstrebenswerth oder nicht erstrebenswerth erscheint, sondern auf Das, was wirklich sein wird, mögen wir es für erstrebenswerth halten oder nicht.

Allerdings kann nur ein Theil der Fabrikbetriebe in dieser Weise in Hausindustrie aufgelöst werden; ein Kruppsches Etablissement wird in seinen wesentlichen Theilen immer in seiner gegenwärtigen Form bestehen bleiben müssen. Aber der Theil, bei dem die Möglichkeit vorliegt, ist doch schon sehr groß. Nicht nur die ganze Weberei, auch der hauptsächlichste Theil des Spinnprozesses kann

aus den jetzigen Sälen in Cottages verlegt werden, und bei vielen anderen Industrien ist es eben so.*)

Als Marx sein „Kapital" schrieb, vor einem Menschenalter, stand die Produktion, sogar die landwirthschaftliche, im Zeichen zunehmender Kooperation. Hat sich seither in der Landwirthschaft, in Amerika durch Einführung der Feldmaschinen, in Europa unter dem Druck des Falles der Grundrente, eine Tendenz auf individualistische Arbeit geltend gemacht, die jetzt sogar in fast allen europäischen Staaten zur Zersplitterung des Großgrundbesitzes führt, so eröffnet die Uebertragung der elektrischen Kraft die Perspektive auf eine entsprechende Tendenz auch in der Industrie. Das würde aber das Bild der künftigen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, wie es uns Marx aufgerollt hat, wesentlich modifiziren. Die gewaltigen geistigen Fortschritte der Arbeiterklasse, die Marx zum Theil selbst mit erlebt hat, und die feste Ueberzeugung, daß die materiellen Voraussetzungen dieser Fortschritte nie umschlagen können, hatten jenen stolzen Optimismus erzeugt, daß die Arbeiterklasse in verhältnißmäßig kurzer Zeit die politische Macht erringen werde und dann das aktive Element bei der Umwandlung der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftverfassung in die sozialistische Zukunft abgebe. Auch andere Voraussetzungen, die Marx damals machen mußte, haben sich nach seinem Tode geändert. Es hat sich herausgestellt, daß die „anarchistische Produktionweise", um seinen Ausdruck zu gebrauchen, die Regelung der Produktion durch die blinde Mechanik von Angebot und Nachfrage, die nothwendig mit jeder neuen Staffel der Entwickelung immer lahmer werden muß, nicht nothwendig mit der kapitalistischen Gesellschaftordnung verbunden ist und daß die Kartelle und die moderne Form des Schutzzolles Mittel zu einer Regelung der Produktion auf Grund der gegenwärtigen Ordnung sind. In der kartellirten Industrie ist die facies hippocratica des Kapitalismus verschwunden. Die rückfluthende Entwickelung nun, die jetzt die Bedeutung der Kooperation abschwächt, muß offenbar schließlich zur Folge haben, daß die politischen Aussichten der Arbeiter sich verschlechtern; denn ihren politischen Auf-

*) In einem Arbeiterfachblatt, der „Graphischen Presse" vom 9. März d. J. finde ich folgende Bemerkung: „Auch die Lithographie und Steindruckerei hat sich in den letzten 25 Jahren zum Fabrikbetrieb herausgebildet, und zwar ebenfalls lediglich in Folge der Einführung der Maschinen, der Schnellpressen. Für die meisten und lohnendsten Erzeugnisse der Lithographie ist dem kleinen Druckereibesitzer jeder Mitbewerb unmöglich gemacht, die Hausindustrie ist vernichtet. Dem gegenüber sehen wir seit einigen Jahren sich in unserer Branche eine neue Hausindustrie entwickeln, und zwar die Hauslithographie. Und — sonderbar — während der Fabrikbetrieb die Hausindustrie tötet, schafft er hier eine neue Hausindustrie, aber durchaus nicht zu seinem Schaden, sondern zu seinem Nutzen. Während noch vor wenigen Jahren in größeren Fabriken bis zu 60—80 und mehr Lithographen beschäftigt wurden, sieht man heute in den selben Fabriken nur noch 6—8. Die weiten Räume der ehemaligen Lithographie dienen heute als Maschinensaal oder Lagerraum. Eine mit Dampf zu betreibende Maschine zum Lithographiren giebt es eben noch nicht und so hat auch das Kapital kein Interesse daran, die Lithographie in die Fabrik zu bannen."

schwung verdanken sie fast nur der Kooperation; die hat revolutionirend gewirkt. Es eröffnet sich jetzt eine andere Perspektive, die, als Marx starb, noch Niemand ahnen konnte und die damals als rein wahnsinnig erschienen wäre.

Denken wir uns den Arbeiter, der sein Häuschen mit Garten und Feld besitzt und in dem Häuschen seine Maschine, die durch Kabel mit dem Krafterzeuger verbunden ist; sagen wir, er sei einer von den Seidenwebern zu St. Etienne. Dieser Mann ist von zwei Kapitalisten abhängig: von der Edison-Company, die ihm die Elektrizität liefert, und von dem Verleger, dem er seinen Seidenstoff abliefert. Er selbst ist, als Eigenthümer des Häuschens, des Gartens, der ganzen maschinellen Einrichtung, an die Scholle gebunden. Drückt ihn der Eine seiner Kapitalisten oder drücken ihn Beide, so kann er nicht die Arbeit aufgeben, denn wo würde er Jemanden finden, der ihm sein Wesen abnähme? Wir müssen gleichzeitig uns vorstellen, daß die Seidenindustrie in Frankreich kartellirt und durch hohe Schutzzölle von außen geschützt ist. Sein Verleger handelt dann nicht als Einzelner, sondern im Auftrag des Kartells. Alle Arbeitgenossen des Mannes sind aber in der selben Lage wie er. Ein Strike nützt nicht, da unter den Unternehmern ja kein Outsider ist, der verkauft, während die Anderen Feierabend haben und so diese zum Nachgeben gegen die Arbeiter zwingt. Die Unternehmer würden ruhig striken lassen; die Bestellungen würden sich in der Zeit häufen und, wenn dann die Arbeiter den Strike nicht mehr aushalten können, ruhig erledigt werden. Außerdem würde die Lage der Arbeiter auch sonst noch anders gestaltet. Das Kartell hat die Produktion geregelt, eine Ueberproduktion und Krise mit folgender Entlassung von Arbeitern kommt nicht mehr vor. Die Arbeit des Seidenwebers ist also eine absolut sichere.

Diese drei Momente: die — vorerst ökonomische — Fesselung des Arbeiters an die Scholle, die Unmöglichkeit eines ökonomischen Widerstandes gegen die Verleger, und die sichere und gleichmäßige Arbeit, — wozu als viertes noch kommt die Unmöglichkeit einer Verständigung, die politische und geistige Rückentwickelung der Arbeiter durch die Isolirung bei der Arbeit, können mit der Zeit eine neue Hörigkeit konstituiren: alle Bedingungen dazu umfassen sie.

Es sind nur Tendenzen, die sich hier bemerkbar machen. Historische Tendenz ist nicht historische Wirklichkeit, die Wirklichkeit ist das Resultat sich kreuzender und sich entgegen arbeitender Tendenzen. Mit einem gewissen Recht kann man sogar sagen, daß in der Geschichte die eigentlich lebendigen Tendenzen der Zeit fast nie durchdringen, — es sind fast immer Revenants von Tendenzen, die politischen Erfolg haben. Oekonomische Mächte müssen erst politische Mächte werden, ehe sie sich durchsetzen können. Aus letzte sie müssen erst durch das Bewußtsein der handelnden Menschen hindurchgehen. Der Mensch kommt aber nicht zum Bewußtsein Dessen, was ist, sondern Dessen, was scheint, — und in diesen Schein gehen Gedanken und Vorstellungen disparatester Art, den verschiedensten Perioden der Menschheitgeschichte entstammend, ein.

Nordhausen. Dr. Paul Ernst.

# Der Reviſor.

Mit dem Herbſt zog 1829 ein junger Burſch in Petersburg ein. Er zählte kaum zwanzig Jahre, war klein und unſcheinbar, mit kurzen Beinen und langem Rumpf und einem Geſicht, in dem auf den erſten Blick nur die große Naſe und eine dicke Haarſträhne merkwürdig erſchienen; die ungeberdige Strähne verdeckte faſt immer die Stirn und ſpäter erſt, bei genauer Betrachtung, ſah man in den kleinen bräunlichen Augen einen unruhigen Feuerſchein blinken, den Reflex nagender Neugier und ſehnſüchtiger Schwärmerei, der das Fuchsgeſichtchen des Kleinen gar ſeltſam beſtrahlte; dazu eine unappetitliche Kleidung und die linkiſche Leuteſcheu des ängſtlichen Provinzialen, der nach der Hauptſtadt gekommen iſt, um Bekanntſchaften anzuknüpfen und ſein Glück zu machen, und der nun ſchüchtern doch vor jeder Berührung mit Fremden erzittert. Kein Held alſo für galante Händel, kein Hätſchelhündchen für müſſige Damen, nur ein armer, blöder Junge, der in der Reſidenz des ſchrecklich großen Nikolaus einen Tſchin, irgend ein Aemtchen, erhaſchen wollte. Er kam vom Süden, aus der Ukraine, dem Wunderlande, das Türken und Polen beherrſcht und verhauſt haben und das die Spuren orientaliſch lärmender Prunkherrlichkeit bis heute bewahrt hat. Da war, in der Gegend von Poltawa, unſer Nikolaus Waſſiljewitſch Gogol geboren worden, da hatte er, ein Kind kriegeriſcher Koſakenhorden, die Jugendjahre verlebt: im Sommer auf der duftenden Steppe, die der Blick weithin überſieht, im Winter im armſäligen Häuschen, hinter verkitteten Fenſtern. Nun ſuchte er ſtaunend ſich in der künſtlichen Schöpfung Peters zurecht. Alles war ihm fremd: das Klima, die Stadt, die Menſchen und Sitten. Nur die Einheit im orthodoxen Griechenglauben hält Kleinruſſen und Moskowiter zuſammen, — und allzu viel Frömmigkeit brachte der Enkel der wilden Saporoger aus der Heimath nicht mit. Er war nicht heiter, eher für die Nachtſeite des Lebens beſtimmt; aber aus der ſüßen Melancholie, in der ihm am Wohlſten war, flackerte mitunter doch eine flüchtige Ausgelaſſenheit auf, eine Luſt an boshaftem Spaß und grinſender Vergnüglichkeit. Der Großruſſe, der von Europens Kultur nicht betünchte, iſt ſchwerfällig und bedächtig und ſeine zähe Bauernſchlauheit weicht nur in den langen Räuſchen und wüſten Wolllüſten der Feſttage, die der Kirchenkalender oder der Branntweindurſt ihm bezeichnet; der Kleinruſſe iſt ſüdländiſch leichtſinnig und launenhaft, immer zu jähen Entſchlüſſen bereit, um den nächſten Morgen ſtets unbekümmert, ein Phantaſt, dem in das letzte Kichern ſchon die erſte Thräne rollt, nicht ein ruhig rechnender Geſchäftsmann. Nikolaus Gogol hatte ſich den jungen Kopf mit glänzenden Soldatengeſchichten und romantiſchen Koſakenabenteuern vollgepfropft, mit Familienſagen, die ihm die einbildneriſche Kraft mächtig erregten, — und er ſollte nun Akten ſchreiben und

im Verwaltungdienst langsam die Leiter erklimmen; er war unter frohen Menschen am Asowmeer ein freier Bursche gewesen und sollte im Großrußland des Schreckenspatriarchen nun ein kümmerlicher Tschinownik sein.

Das ging nicht lange. In das eintönige Federgekratze der Schreibstube summten die Volksweisen der Steppenrhapsoden lockend hinein und schmeichelten den Gefesselten aus dem engen Gefängniß. Die bunte Bühnenwelt schien auch diesem Lechzenden zuerst eine Stätte phantastischer Freiheit: Erscheinung und Stimme reichten zum Schauspieler nicht aus. Er wollte Erzieher werden: in den Häusern des Adels wurde der Scheue nicht heimisch; der Suchende konnte kein Führer sein. Vom Katheder, so dachte er, kann Jugend auf Jugend wirken: nach der Antrittsvorlesung war sein Feuer verflackert. Was nun? Ein Nothhafen nur winkte dem Schiffbrüchigen, ein Beruf, der die Freiheit des Geistes und die Möglichkeit weiter Wirkung vereinigen konnte: die Literatur; sie ist immer das letzte Asyl, die Zufluchtstätte der Verzweifelnden; sie nährt, redlich oder auch unredlich, Schaaren von Deklassirten und krönt aus der Masse den Einen, der für die Sendung auserwählt ist. Eines schönen Tages war Nikolaus Gogol ein bei den Zeitunglesern beliebter Geschichtenerzähler geworden, Shukowsky und Puschkin nahmen sich des Kosakensprossen an, — und nun ging es in raschen Sprüngen berauf: er war nach Petersburg gekommen, um ein kleiner Beamter zu werden, und wurde ein großer Dichter.

Ein Dichter war damals, in den dreißiger Jahren, ein wüster, ein höchst genialischer Herr, der die Weiber am Narrenseil führte, die Nächte am Spieltisch verschlemmte und bei Tage neben dem Absynthglas rasch ein paar rasselnde Verse hinkritzelte. Byron und Musset waren die großen Muster, denen die Kleinen nacheifern mochten und von denen auch die Ausgewachsenen sich in allen Landen bethören ließen. Ein Dichter von 1830 mußte den romantischen Helmbusch tragen, mit Göttern und Helden auf Du und Du stehen und die Sittengrenzen der Bürgerlichkeit herrenmoralisch verachten, sonst wurde er nicht für voll angesehen. Es war die Zeit des Kainszeichens und des Künstlermartyriums: der vom düster drohenden Verhängniß Betroffene trieb sich als Seher und Künder traurig umher und die besten Weine und die schönsten Mädchen waren gerade gut und schmackhaft genug, um dem unter der Genielast Keuchenden die Erdenwanderung zu erleichtern. Nationale Verschiedenheiten wurden, da man von der Geburt Rousseaus und des Liberalismus eine neue Aera für die beglückte Menschheit datirte, nicht anerkannt und die Romantikeruniform verbarg wirklich dem an der Oberfläche haftenden Blick die Unterschiede im Wuchs und im Wesen. Die nationalen Merkmale verschwimmen jedesmal, wenn ein großes, ein, wie man früher gern sagte, allgemein menschliches Ziel die Geister verlockt, ein politisches oder soziales; wir suchen sie heute, im Zeitalter der internationalen Klassenkämpfe, wieder vergebens

und die Franzosen lächeln leise, da sie in dem Dichter der Weber einen unter dem Germinalzeichen gezeugten Landsmann erkennen. In den dreißiger Jahren hatten Chateaubriand, die Sand und Heine der Romantik noch nicht die Wendung ins Sozialreformatorische gegeben; um politische Ideale, die wir heute kühl belächeln, tobten damals noch hitzige Kämpfe und die Gedankenwelt der Encyklopädisten und Robespierristen wirkte durch ganz Europa als große Gleichmacherin. Alten Vorurtheilen und entsittlichter Sitte wurde der Krieg erklärt, auf feudale Verschanzungen der Sturm gewagt und die neue Botschaft vom herrlichen Leben in Freiheit und Gleichheit verkündet. Die Poeten schritten in schillernder Pracht den Kämpfern voran' und zeigten in bunten Bildern die gewandelte Welt, — eine Welt, die selbst in der Dichtung nur nach Bonaparte möglich erschien; Lakaien freiten da Prinzessinnen, blasirte Lords höhnten Gott und den Teufel und lüstern welkenden Dirnen wurde eine neue Jungfernschaft angeliebt. Die europäische Dichtung sah aus wie eine Stube beim Großreinmachen: kunterbunt war der Hausrath durcheinandergethürmt, an den Fenstern fehlten die Gardinen und der Fußboden verschwand fast in lauem Thränengewässer. Die Dichter aber lachten der Verwirrung und meinten, sie fänden sich schon zurecht, viel besser sogar als in der ordentlichen Korrektheit, und die Anderen, die Nichtgenialen, sollten eben sehen, wo sie blieben. Als sie Das vernahmen, wurden diese Anderen doch ein Bischen unruhig, weil sie merkten, daß es mit der Gleichheit wieder einmal nichts war, daß seit den Tagen der Feudalherrschaft und der Klassiker nur der Kleiderschnitt sich verändert hatte und daß statt des Rechtes der Legitimität nun das Recht des Genies und der Leidenschaft gelten sollte.

Da begann, ganz leise zuerst, die Abkehr von der Romantik. Victor Hugo merkte in seiner Gottähnlichkeit nichts davon, als er Cromwell und Hernani schrieb und in pathetischen Vorreden dem Erdkreis meldete, die einzig wahre, einzig beglückende Dichtung sei jetzt erst erfunden. Ihn trug der Zaubermantel des lyrischen Magus noch bis zum höchsten Ruhmesthron in den Wolken empor; unten aber, im nächtigen Reich der Schwarzalben, rüsteten schon die Erben und zwangen, nicht sehr viel später, auch den Prunksüchtigen, von Maria Tudor und Don Carlos den stilleren Pfad zu den Travailleurs de la mer und den Misérables zu suchen. Man war mit romantischen Abenteuerlichkeiten überfüttert worden: nun wollte dem müden Gaumen die gepfefferte Kost nicht mehr munden; von den Großen und Genialen hatte man lange genug Ueberschwängliches gehört: nun heischten die Kleinen und Mittelmäßigen ihr Recht; eine geputzte Menschheit war durch die Dichtung stolzirt: nun sollte der wattirte Romantikerrock in die Rumpelkammer wandern und die Volksindividualität in natürlichem Wuchs sich enthüllen. Die Großindustrie und die Bourgeoisie waren, in frühen Formen vorläufig, entstanden,

die Hörigen mußten, um brauchbar zu sein, jetzt Etwas lernen und das demokratisirte Gewimmel mochte von Helden und Fürsten und Geniemärtyrern einstweilen nun nichts mehr hören. Dickens und Balzac wurden die Deuter der neuen Zeit in Europa; und in Rußland erwuchs der erste russische Dichter. Rußland hatte bis dahin die literarische Mode Europas mitgemacht; unter Katharina war der Encyklopädistengeist in die dünne Oberschicht des Zarenreiches eingedrungen, Wisins leichte Lustspielsatiren fanden rasche Erfolge und Derschawin hatte auf Kommando eine Hofodendichtung geschaffen; dann waren zwei starke und feine Lyriker erstanden, Puschkin und Lermontow, die sich romantisch vermummten und zu früh starben, um aus den Banden des europäischen Liberalismus ihre russische Seele retten zu können. Jetzt erst, als in Europa das Sehnen nach schlichter Wahrhaftigkeit und deutlich bestimmten Zuständen die parfumirte Literatur einer Fabelwelt über den Haufen wehte, jetzt erst erwachte auch der slavische Genius aus seinem Schlummer und neben dem großen Kritiker Bjelinsky reckte der große Dichter Gogol sich auf.

Es roch in Rußland damals gar nicht nach neuer Literatur. Zwar, ganz so schlimm war der erste Nikolaus nicht, wie er jetzt durch die Legende schreitet: er schwang nicht nur das Stöckchen, sondern liebte auch die Ilias, die in manchem modernen Lande manchem Minister wohl ein Buch mit sieben Siegeln ist, und es geschah ihm, daß er im Kreise der homerischen Helden den Beginn eines Hofballes verträumte. Behaglich war aber die Atmosphäre nach dem Dekabristenaufstand und dem Türkenkrieg im Zarenreich gerade nicht; die feineren Geister kränkelten in der Wurzel und über den Höhen der Gesellschaft zogen sich dräuende Ungewitter zusammen. Die geistig nach Westländermode Gekleideten, die Sapadniki, schämten sich, Russen zu sein; sie hatten den Duft der europäischen Kultur gierig eingesogen und die Mischung aus Juchten, Schafpelz und Wodka stieg ihnen nun unangenehm in die Nase; sie hatten in Frankreich, während der Invasion, die Wonnen eines frohen Lebens in Freiheit kennen gelernt, der enge Zwang ward ihnen nun, als sie von der Loire an die Newa heimkehren mußten, doppelt lästig und ihr Sehnen ging, wie einer der Dekabristen später schrieb, darauf aus, Frankreich nach Rußland zu importiren. Diesem Versuch war das nikolaitische Zeitalter nicht günstig und deshalb geschah, was immer geschieht, wenn zwischen dem Willen der Herrschenden und dem Anspruch der Gebildeten eine Kluft sich aufthut: es gab eine Entfremdung, eine leise Lösung von allem vaterländischen Wesen. In einem Volk von Analphabeten konnte der harte Druck auf vorwärts drängende Geister nicht eine Massenerkrankung bewirken; in der Oberschicht aber, die seit Iwans und Peters Tagen zu Gunsten der Selbstherrlichkeit immer mehr erniedert und atomisirt worden war, nistete die Unzufriedenheit sich ein, die Unlust am trägen Beharren im

Sumpf und die bohrende Sehnsucht nach den neuen Heilsgütern der Freiheit und Gleichheit. Lyrisch gestimmte Seelen, wie Puschkin, suchten in hitzigen Leidenschaften den Trost, betteten sich, wenn sie müde waren, dann in die wärmende Decke des Byronismus und belächelten vornehm die altmodische Mummerei, die von den Söhnen Ruriks bei strenger Strafe amtlich noch immer gefordert wurde. Andere, denen politischer Groll die Galle überlaufen ließ, sagten in schriller Rede sich von der Heimath los und verkündeten lärmend, dem Russenvolk sei in der Menschheitgeschichte keine Zukunft beschieden. Von dieser Art war Peter Tschaadajew, der Verfasser des berühmten Philosophischen Briefes, der die Russen den unehelichen Kindern verglich, weil ihnen mit ihren Nebenmenschen jede Verbindung fehle; Tschaadajew war als Persönlichkeit unbeträchtlich und seine Urtheile sind heute werthlos, aber er ist als der früheste Träger einer Zeitstimmung interessant, die für die unterirdische Arbeit der Nihilisten damals die ersten Maulwurfshügel aufwarf.

Im Jahre 1836, als Tschaadajews Brief im Teleskop erschien und zum Kriegsmanifest der frondirenden Jugend wurde, hatte Gogol eben die Kette abgestreift, die ihn noch an das längst nicht mehr geliebte akademische Aemtchen band, und war, jauchzend rief ers durch die Straßen, wieder ein freier Kosak geworden. Ein Kosak und ein Dichter, aber nicht ein Politiker. Unkluge Leute, die aus staubigen Literaturgeschichten um Mitternacht eilig Bazarweisheit sammeln, haben ihn zu einem Genossen Tschaadajews gemacht und sein ragendes Werk zu einer politischen Satire heruntergeputzt, die das System des schlimmen Nikolaus mit tötlichem Streich treffen sollte. Das klingt immer gut, ist billig und schmeichelt dem freien Bürgerstolz sich sehr freundlich ins Ohr; leider ists nur nicht wahr. Gogol war immer ein Dichter, der Menschliches menschlich sah, und die satirische Grundstimmung seines Wesens ließ sich niemals in maulheldischen Radikalismus locken; er hat, wie jeder rüstig Schaffende, auch politisch gewirkt, aber nicht in der Richtung des Nihilismus; Tolstoi, nicht Turgenjew, hat sein Werk fortgeführt und mit besserem Recht als Tschaadajew kann selbst Katkow sich seinen Verwandten nennen. Es war ein Glück für das Land, daß in dem Augenblick gerade, wo dumpfe Verzweiflung die Besten ergriff und alle Leuchtfeuer der Hoffnung ausgelöscht schienen, ein Dichter erstand, der aus dem Volk kam, an das Volk glaubte und selbst empfundene Lust und selbst erlittenes Weh in wundersam summende Weisen zu lösen vermochte.

Die Weise war neu und sie brachte bald, trotz der dünnen und zarten Instrumentirung, alle anderen Töne zum Schweigen. Orgiastische Wonnen und Weltenekel, Mondscheinschwärmerei und Menschenverachtung, heiße Leidenschaft und tückischer Verrath: die Saiten der glitzernden Lyra waren allgemach abgespielt und ein neues Stück wollte sich nicht gestalten. Die Maskenfeste, bei denen eine

schwarzäugige Schöne entführt und ein Herzensbund hastig, in einer Syringenlaube, geschlossen wurde, waren ja herrlich gewesen und den Dichter, der zur Laute die pomphaften Abenteuerlichkeiten sang, hatte lange reicher Beifall belohnt. Nun aber war es damit genug; die Nachahmer verstümperten die Serenaden und Trauermärsche, die Maskenanzüge erschienen beim Sonnenaufgang fahl und verschlissen. Die Welt war bürgerlich geworden, blanke Schwerter und Bojarenkoller sah man nicht mehr und das Gekribbel im dunkelen Kleid heischte in der Poesie nun das Heimathrecht. Die Aelteren suchten vergebens den volksthümlichen Ton; sie wurden den romantischen und rhetorischen Ueberschwang nicht mehr los und das Bemühen Puschkins, vom Parnaß in die russische Ebene herunterzuklettern, erlahmte auf halbem Wege. Auch Gogol brachte aus der bunten Steppe und aus den Erinnerungen an kriegerische Familiensagen einen balladesken Ton mit, der deutlich das Epos von Taraß Bulba durchklingt, das Heldenlied vom Roland der Ukraine. Es war nicht mehr der Romantikerton, eher ein Echo aus der fernen Welt alter Heroengedichte; aber dieses erste große Werk, dessen homerische Fülle und rabelaisische Derbheit den Feinschmecker Mérimée entzückten, war zugleich auch ein Abschied, eine Trennung von den Träumen der Jugend. Wie um die Kosakensteppe Süden und Norden streiten, wie da dem prangenden Orientsommer rasch ein eisiger Winter folgt, so hatten um die Dichterseele Gogols auch zwei Welten gestritten, so war in den lachenden Lenz seines frohen Schaffens der erste nordische Reif gefallen. Der unter den Polenstreichen hinsterbende Taraß sieht prophetisch die Zeit, wo der großrussische Islam die erwürgte Kosakenfreiheit rächen wird, und der Dichter sendet der Heldenmär und der Heimath den letzten, klagenden Gruß. Jetzt ists mit der Abenteuerlichkeit vorbei, vorbei mit dem wilden Leichtsinn des Saporogers: eine Feiertagsstimmung lagert sich um ihn, eine evangelische Frömmigkeit, und der Kleinrusse zieht aus, dem großrussischen Menschen poetische Tröstung zu bringen.

Er findet zwei gute Führer: Cervantes weitet ihm die Weltanschauung, Puschkin schenkt ihm den für seine Eigenart passendsten Stoff. Der große Lyriker, der selbst die neue Weise nicht vermochte, wußte doch ganz genau, wie sie klingen sollte, und er erkannte das merkwürdige Genie des jungen Genossen sogleich; er sah, daß in Gogol der Messias der unendlich Kleinen erstanden war, der Dichter der Kümmerlichen aus dem Durchschnitt, die der Poetenhochmuth bisher vernachlässigt hatte, weil sie trivial waren, Warzen hatten und fleckige Röcke trugen. Schon waren dem Novelliſten in dieser engen Welt, die ihm fremd war und die er deshalb neugieriger als der Eingeborene durchforschte, Prachtgestalten gelungen, wie der traurige Held des „Mantels“; jetzt sollte er den Rahmen weiter spannen und Puschkin, der immer hilfreiche, gab ihm den Stoff zum „Revisor“ und zu den „Toten Seelen.“ An beiden Werken

hat Cervantes, den schon der zwanzigjährige Tschinownik leidenschaftlich liebte, unsichtbar mitgearbeitet; die tiefsinnige Menschlichkeit, die wir im Don Quijote mit immer erneuter Freude bewundern, regt sich auch hier, nicht richtend, nur suchend, und in einer phantastisch verzerrten Welt mischt ein blitzblanker Spott sich mit wehem Schluchzen zu einem nie versagenden Zauber.

Als der „Revisor" neulich auf der Hofbühne erschien, wurde er mit hellem Jubel begrüßt, wie eine lustige Posse, die gegen die Beamtenkorruption im Zarenreich klatschende Streiche führt, und eine wohlweise Kritik hatte diesem Urtheil kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen. So ganz einfach liegt die Sache nun doch vielleicht nicht. Als Theaterstück wiegt Gogols Komoedie nicht schwer und als satirische Darstellung öffentlicher Sitten kann sie den Vergleich mit Figaros Hochzeit nicht vertragen; die Fabel ist arm und ohne Bewegung und die politische Satire dringt nicht bis zu den Wurzeln der Schäden. Zar Nikolaus hätte den Dichter auch gewiß nicht mit Geld unterstützt — heimlich sogar, damit der Beschenkte die sichere Selbständigkeit nicht verliere —, wenn das Stück so furchtbar gefährlich gewesen wäre. Das erste Schriftdenkmal der russischen Sprache, eine bischöfliche Verordnung aus dem Jahre 1036, warnt die geistlichen und weltlichen Beamten schon vor der Bestechung und seitdem ist diese Warnung niemals verstummt; genützt hat sie freilich nicht. Vielleicht trägt die halborientalische Natur des Russen an der schweren Erkrankung des Staatsorganismus die Schuld, vielleicht muß der Despotismus in einem Riesenreiche durch Korruption gemildert werden: jedenfalls stimmt der Anblick der Beamten, die durch Trinkgelder ihre kargen Einkünfte vermehren, die Russen eher zur Heiterkeit als zur Empörung. Gogol aber war auch hier kein zürnender Richter, sondern ein mitleidiger Dichter, und er zeigt uns nicht verfratzte Possenungeheuer, sondern lebendige, schwache und in ihrer Schwäche verseuchte Menschen. Herr Chlestakow, der Petersburger der dreißiger Jahre, der ganz in Romanillusionen lebt und auf seinen erborgten Europäeraufputz sehr stolz ist, lacht über diese armsälige Menschheit und nimmt lachend ihr Geld; aber der Dichter stimmt in dieses Lachen nicht ein und sein letzter, mitleidiger Seufzer gilt den schmählich Enttäuschten, die den Falschen bestochen haben. Die Leidensgeschichte des edlen Junkers aus La Mancha ist nicht eine Schnurre von dem geprellten Narren, Gogols Tragikomoedie ist nicht ein derber politischer Schwank: sie ist das Bild einer Zeitstimmung, ein Panorama, das Menzel gemalt haben könnte und hinter dessen feinem Gestrichel ein unendlicher Horizont sich dehnt. Auf der Suche nach dem großrussischen Menschen war der Revisor die erste Etappe: so lebte, so verkam, so verängstete sich der Tschinownik, so bedrückte er den Schwachen und wedelte vor dem nur scheinbar Starken. Der Dichter hatte, nach eigenem Geständniß, das frohe Lachen schon damals verlernt, und als

er sein Werk auf der Bühne sah, mochte sein Eindruck dem wohl sehr ähnlich sein, der Puschkin, nach der Lecture der Toten Seelen, ausrufen ließ: „Gott, wie namenlos traurig ist doch unser Rußland!“

Nikolaus Gogol hat das verlorene Lachen nicht wiedergefunden. Er sah den russischen Menschen, sah ihn in jeder Gestalt, und überall vernahm er das Stöhnen und Aechzen eines verlöschenden Lebens. Der russische Mensch schien ihm gut, für ein friedliches Glück ganz geschaffen, und doch zermorscht unter dem lastenden Druck der Verhältnisse, der unabänderlichen. Das Allheilmittel der Liberalen hatte der zärtliche Steppensohn nicht in der Tasche und sein gebrochener Wille bewahrte kaum noch ein schwaches Erinnern an den gewaltthätigen Räubergeist der Ahnen vom fernen Dnjepr. Er war ausgezogen, um einer Menschheit poetische Tröstung zu bringen, und mußte mit leeren Händen nun an dem Strohlager der Leidenden stehen und erkennen, daß ihnen vor dem Dämmern eines neuen Morgens keine Hilfe zu bringen war. Die Nutzlosigkeit seines Thuns, das bange Gefühl, nur tote Literatur zu schaffen, zehrte an dem schwächlichen Manne, der mit seiner Arbeit auch künstlerisch niemals zufrieden wurde und der sich an dem Mühen um Frische und Fülle des Ausdruckes zerrieb. Der Gedankenkreis der Evangelien bot ihm den einzigen Trost: er ging den Weg, den nach ihm Dostojewsky und Tolstoi beschritten, und wurde der Stifter der slavischen Mitleidensreligion. Als er von der Pilgerfahrt nach Jerusalem ins Vaterland heimgekehrt war und von den Rationalisten als halbirrer Mystiker verspottet wurde, schrieb er in seine Bekenntnisse den Satz: „Ich habe das Leben aufmerksam verfolgt, das Leben in seiner grausamen Wirklichkeit, nicht in Träumen der Einbildung, und ich bin so zu Dem gelangt, der allein die Quelle des Lebens ist.“ Die ganze Geschichte der russischen Dichtung ist in diese paar Worte zusammengedrängt, — und vielleicht die Geschichte aller modernen Dichtung, die vom Promethidentrotz immer zu Faustens Puppenstand führt und vom Venusberg zum Charfreitagszauber. In der Romantikerzeit gehts allenfalls noch mit der frechen Losung ni dieu ni maître; aus der Betrachtung der grauen Wirklichkeit aber sehnt sich das vom Jammer verstörte Auge in höhere Lüfte und das alte Menschenbedürfniß nach himmlischem Trost wird wieder wach. Der arme Enkel der Saporoger verlor im traurigen Dunkel des Zarenreiches das Lachen und lernte dafür das christliche Lieben; Großrußland erdrückte ihn, — und dem Typhus, der den Dreiundvierzigjährigen hinwegnahm, blieb nicht mehr viel Arbeit. Er selbst aber, der sich zerquälte, weil er dem Nächsten nicht wirksamen Trost finden konnte, starb nicht ungetröstet und den letzten Blick, der im Gewölk den Erlöser suchte, durfte die Hoffnung verklären, daß er in seinem Volk als der Erste unter den Mitleidigen fortleben werde, als der Revisor des weltgeschichtlichen Dichterprozesses, der die Großen entthronte und den Kleinen den Eingang in das poetische Himmelreich nicht mehr verschloß. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Mai 1895.

# Die Donnerlegion.

Sonnabend, am elften Mai, bald nach fünf Uhr, entstand im Reichstagspalast ein seltsames Summen und Raunen. Der unholde Knöterich, dem die maßgebenden Männer, in einer Stunde ahnungloser Selbstverspottung, den Namen der Umsturzvorlage beigelegt hatten, war mit Stumpf und Stiel eben ausgejätet worden und das schillernde Wuchergewächs flog, unter rüdem Hohngelächter, nun auf den Kehricht. Unter Hohngelächter, an dem durchaus nicht nur Feinde des Staates und der Ordnung sich betheiligten: die festesten Stützen der Gesellschaft sah man von der Lachreizwirkung erschüttert, fromme Seelenhirten schnappten in Heiterkeitkrämpfen nach Luft und hohe und ehemals höchste Staatsbeamte mischten des Basses Grundgewalt in den wiehernden Chor. Diese echt und widrig berlinische Ulkstimmung war leider nicht ganz unbegreiflich; beinahe ein halbes Jahr hindurch hatte ein Gesetzentwurf alle Geister im deutschen Lande beschäftigt und die Zeit der Vertreter des deutschen Volkes fast völlig in Anspruch genommen; beinahe ein halbes Jahr hindurch waren die drängendsten Aufgaben vernachlässigt worden, weil Eifer und Mühe nur darauf verwendet wurden, der Umsturzvorlage Gesetzeskraft zu verschaffen, — und nun fiel von dieser höchst wichtigen, von dieser geradezu unentbehrlichen Vorlage ein Paragraph nach dem anderen, nun fand kein einziger eine auch nur annähernd ausreichende Mehrheit, kein einziger ein wirksames Wort der

Vertheidigung. Am Bundesrathstische, wo abermals, wie einst bei der ersten Lesung, nur preußische Vertreter erschienen waren, hatte man kurz vorher noch geschäftige Bewegung bemerkt, ein Gehen und Kommen, eine hastige Zwiesprache mit Herrn Lieber oder den Herren von Bennigsen und von Levetzow; jetzt wars auch damit vorbei, seit Herr Richter, während im Saal das elektrische Licht aufflammte, ein rasches Nothbegräbniß beantragt und durchgesetzt hatte, und müssig sahen die ohnmächtigen Schöpfer ihre Werke ruhmlosem Untergang nun geweiht. Keiner sprach, Keiner brachte mit ernstem Wort das Banausengelächter zum Schweigen, Keiner schien zu empfinden, daß in dem heiteren Spiel das Ansehen der Regirung und der bürgerlichen Gesellschaft des Deutschen Reiches verloren werden konnte. Stumm und verlegen saßen die Herren auf ihren Prunksesseln und der Beobachter konnte die Temperamente genau unterscheiden: Herr Bronsart von Schellendorff blickte nervös und verärgert drein, als ekelte ihn das wüste Jahrmarktsgetriebe; der Justizminister sah aus wie ein selbstbewußter und sonst sicherer Schütze, der in der Hitze diesmal nicht nur das Ziel, nein, die ganze Scheibe verfehlt hat und dem eigenen Uebereifer deshalb grollt; Herr von Köller bemühte sich, die behagliche Miene seelenruhigen Gleichmuthes zu markiren. Einer nur, der Nestor in diesem Kreise, hatte das müde Haupt tief auf die eingesunkene Brust herniedergebeugt und entzog das Gesicht dem spähenden Blick; deutlich konnte man sehen, wie er — einmal, zweimal, dreimal — das Taschentuch an die Augen drückte, wie die Anderen aufmerksam wurden und dem stillen Greis näher traten, — und nun entstand auf den Tribünen das seltsame Summen und Raunen: der Reichskanzler weint! Draußen schien hell die Sonne, Flieder und Rothdorn und zarte Kastanienblüthe putzten den grünen Park, in Gruppen wurde das frohe Ereigniß besprochen und emsig darüber geschwatzt, welche Männer wohl gehen und welche dann kommen würden; drinnen drängte Alles zum Aufbruch und in den Thüren noch, beim Uebergang aus dem Kunstlicht in die schwüle Sonnenluft, hörte man in den Reihen der Blinzelnden das Geflüster: der alte Fürst hat geweint!

Ein Spaßvogel hatte das Wort spottend gezirpt, es war in der allgemeinen Heiterethei dann rasch weiter geflogen und ein paar Minuten lang ganz ernsthaft geglaubt worden. Warum auch nicht? Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat die Bedeutung der Umsturzvorlage nie-

mals sehr hoch geschätzt; private Aeußerungen, die von ungeschickten Kollegen vorzeitig ausgeplaudert wurden, haben daran keinen Zweifel gelassen; aber er hatte den Entwurf auf seinem Wege gefunden und sich verpflichtet gefühlt, ihn nach Kräften zu fördern. Zweierlei hatte er dabei vergessen; erstens: daß, wie schon Ibsens grübelnder Thronprätendent erkannt hat, kein Mann für das Geisteskind eines Anderen den äußersten Opfermuth aufbringen kann, und zweitens, daß sein Pflegekind eigentlich gar keinen rechtmäßig legitimirten Vater hatte, da es nicht durch einen natürlichen Zeugungakt, sondern durch eine Art von generatio aequivoca in die Welt gesetzt worden war. Die Ermordung Carnots — ein Ereigniß, das zu allen Zeiten möglich war und unter jeder Gesetzgebung möglich wäre — bot dem Theil der Großkapitalisten, der am Liebsten die ganze Arbeiterbewegung aus der Geschichte radiren möchte, die erwünschte Gelegenheit, mit der Aussicht auf einen Erfolg nach Strafverschärfungen zu schreien; während eines Diners beim Herrn Miquel, der die Kinderkrankheiten des Atheismus und Kommunismus längst glücklich überstanden hat, soll von einem an Geld und an Einfluß reichen Herrn die Beängstigung zum ersten Male eindringlich dem Kaiser vorgestellt worden sein, dem man ja sagen konnte, ihn habe ein rühmlicher Idealismus getäuscht und er müsse in eine Politik gewaltsamer Unterdrückung den Kurs zurücklenken. Es war die alte Geschichte aus den Tagen Follens und Sands; nur handelte sichs diesmal mehr um den Schutz der Schlote als um die Sicherheit der Throne und die neuen Metternichs konnten mit den feinen Rechnerkünsten des großen Musters die Kräfte nicht messen. Dennoch kam wiederum eine Heilige Alliance zu Stande: die Leute, die ganz mit Recht fanden, daß die wirthschaftlichen Tendenzen des Caprivismus früher oder später der Sozialdemokratie zu Gute kommen müßten, erlauerten lange schon den günstigen Augenblick, wo es endlich glücken könnte, den arglosen Grafen zu stürzen. Ein Sozialistengesetz, so rechneten sie jetzt, kann er nicht vertreten, denn sein schwarz-roth-goldener Anhang würde dabei die Fahnenfolge verlagen; er muß also gehen, wenn es gelingt, den Kaiser von der Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes zu überzeugen. Die Herren hatten die Rechnung ohne die außerordentliche Behendigkeit des Grafen Caprivi gemacht; er brachte ein Gesetz, wie man es wünschte, er wußte es so zu gestalten, daß es geeignet war, jede ihm unbequeme Regung zu unterdrücken, und er hätte es, mit geringfügigen Aenderungen, durchgesetzt,

wenn der Tag von Liebenberg nicht hereingebrochen wäre. Nun war das Produkt eines zähen Klassenegoismus und einer schlauen Intrigue in der Welt und der Mann, der an dem Kinde Vatersstelle vertreten hatte, war verschwunden. Und nun bröckelte auch gleich die Alliance: die zu nützlichem Zweck Intriguirenden hatten an der Sache das Interesse verloren und die Klassenegoisten hofften, jetzt könne viel mehr, vielleicht die Vernichtung der ganzen Arbeiterorganisation, zu erreichen sein. Dieser Genesis muß man sich erinnern, wenn man begreifen will, wie ein juristisch und politisch so ungeheuerlich schlecht gearbeitetes Gesetz überhaupt vorgelegt werden konnte. Fürst Hohenlohe nahm sich des Verwaisten an, — nicht gerade mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, aber mit dem kühlen Pflichtgefühl eines gewissenhaften Stiefvaters, der entschlossen ist, für die Erziehung des ihm anvertrauten Kindes immerhin Opfer zu bringen. In den Sitzungen des Staatsministeriums war sehr ernsthaft von der Aufhebung des Jesuitengesetzes die Rede und der Versuch eines Ministers, für die Zurückziehung der Vorlage eine Mehrheit der Kollegen zu werben, fand nicht die Unterstützung des Vorsitzenden. Dabei wurden die Herren aber nicht müde, Jedem, der es hören wollte, zu erzählen, daß ihnen die ganze Sache im Grunde gleichgiltig sei. Die Folge war eine Unklarheit, die bis in die allerletzten Stunden der Berathung währte: der Kanzler nannte die Ausscheidung gewisser Paragraphen bedauerlich, der Justizminister meinte, diese Ausscheidung mache die Annahme der Vorlage unmöglich; Herr von Bronsart erklärte, er könne nur als preußischer Kriegsminister sprechen — wohl ein kleines Versehen, denn im Reichstag hat er doch nur als Mitglied des Bundesrathes Sitz und Stimme —, da ein Beschluß der verbündeten Regirungen über die Fassung der Kommission noch nicht vorliege, Herr Schönstedt dagegen behauptete, „namens der Reichsregirung" sprechen zu können. Keine Partei wußte mehr, woran sie war, was gefordert und was beabsichtigt wurde, und der Zuschauer sah das traurige Bild völliger Zerfahrenheit. Da saß nun der alte Herr, dem die Gabe der Beredsamkeit versagt ist und der gewiß gehofft hatte, unter den Kollegen wirksame Helfer zu finden; da saß er, mußte vernehmen, wie von den Kollegen Jeder die Sache nur immer mehr kompromittirte, wie Keiner ein kluges Wort, einen höher gestimmten Ton, fand, und fühlte allein wohl, daß hier mehr als eine überflüssige Vorlage verloren wurde. Ein alter Politiker mußte die Bitterkeit dieser

ruhmlosen Niederlage sehr stark empfinden und das brennende Bewußtsein, selbst nichts, gar nichts, zur Rettung der Situation thun zu können, mochte ihm die Nerven schmerzlich rütteln. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hat sicher nicht geweint, aber er zeigte die Haltung eines feinen und müden Mannes, dem bei einer derben Spektakelei sehr unbehaglich zu Muthe ist und der zum ersten Male vielleicht bereut, daß er sich in eine gemischte und mit seinen Lebensgewohnheiten nicht stimmende Gesellschaft locken ließ, der er nicht wehren, die er bessere Sitte nicht lehren kann.

Als Fürst Hohenlohe zum Kanzler ernannt worden war, wurde hier seiner ehrenvollen Vergangenheit gedacht, seine liebenswürdige Routine und weltmännische Bildung gerühmt und nur das Bedenken geäußert, er möchte zu alt und in seiner Stellung als mediatisirter Reichsfürst der sozialen Gemeinschaft zu weit entrückt sein, um die Bedürfnisse des modernen Lebens am eigenen Leibe empfunden zu haben und aus der Summe seiner Erfahrungen das für eine gedeihliche Entwickelung Nothwendige finden zu können. Leider hat diese Befürchtung sich nicht als falsch erwiesen. Ein Mann, der in unruhigen Zeiten an der Spitze einer Regirung steht, muß Etwas von der bezwingenden Kraft eines Hypnotiseurs haben: er muß es verstehen, im entscheidenden Augenblick die disparaten Elemente seines Ministeriums zu einer festen Einheit zusammenzuschmieden und Schädlinge auszuscheiden; er muß der Volksvertretung durch die Macht seines Willens imponiren und fähig sein, wenn es nöthig wird, auch das Wort zu finden, das, über die Geschäftchen machende Vertretung hinaus, bis ins Innerste des Volksempfindens dringt; er kann irren, aber er darf nicht schwanken, nicht zaudern, nicht mit seinen Fädchen ein im Sturm umgetriebenes Schiff verankern wollen. Der jetzige Kanzler ist kein Redner, kein Hypnotiseur, vielleicht auch kein Politiker; jedenfalls ist die Politik ihm nicht Lebensbedürfniß und der rohe Lärm der Oeffentlichkeit scheint ihn zu schrecken. Er ist Diplomat und möchte, nach Diplomatengewohnheit, die Geschäfte wie eine halblaute Konversation in einem geschmackvoll ausgestatteten Salon führen. Da duldet man, wenn er einmal geladen ist, nothgedrungen manchen Flegel: die Zurechtweisung ginge nicht ganz geräuschlos ab und Geräusch muß unter allen Umständen vermieden werden; da glaubt Jeder dem Wort eines vornehmen Herrn, der leise haucht: Dies und Das will ich gar nicht; da verkehren nur Leute aus einer bestimmten Gesellschaftschicht, die einander sehr leicht

verstehen, weil sie in dem selben Milieu erwachsen, von dem selben Sittenklima gebräunt worden sind. In der Politik ist es anders; ihr Leben spielt sich auf dem Marktplatze ab, auf der Agora, und die Stimme, die da wirken will, muß weithin hallen. Fürst Hohenlohe leitet eine wichtige Debatte mit ein paar gleichgiltigen und prinzipiell inhaltlosen Bemerkungen ein, die ohne jeden Eindruck vorübergehen, — und die Sache ist gleich zur Hälfte verloren; er verliest, bei einem Antrag, der die ganze Landbevölkerung aufwühlt, einen Spruch, der nicht nur dürftig und in seinem sachlichen Theil höchst anfechtbar ist, nein, der auch die ganze neuere Wirthschaftpolitik des Deutschen Reiches der Verurtheilung preisgeben muß; und er glaubt, mit der Umsturzvorlage fertig zu sein, wenn er verkündet hat, er wolle nicht „den weltbewegenden Kampf der Geister" hemmen, sondern nur „beschimpfende Aeußerungen" unter strengere Strafen stellen. Tausendfach lehrt die Erfahrung, daß solche Begrenzung nicht den allergeringsten Schutz gewährt: Luther und Friedrich, Hutten und Bruno, Fichte und Nietzsche haben sich sehr oft beschimpfender Aeußerungen schuldig gemacht und waren im weltbewegenden Kampf der Geister doch die berufenen Führer; der Justizminister nennt es schon eine Beschimpfung, daß ein Abgeordneter die Vermuthung ausspricht, ein Staatsanwalt könne aus „höheren Rücksichten" mit der Verfolgung eines Duellanten zögern, und täglich sieht man, wie die Frage, ob eine Beschimpfung vorliegt, nur von dem subjektiven Ermessen der Richter beantwortet wird. Der Kanzler weiß davon nichts; er hat, nach eigenem Geständniß, immer einen schwarzen Rock angehabt und den Mund gehalten; in den weltbewegenden Kampf der Geister hat er sich nicht gemischt, und wenn er, als Kläger oder als Zeuge, wirklich einmal mit den Gerichten in Berührung kam, dann wurde er, der vornehme Grandseigneur, natürlich mit ganz besonderer Rücksicht behandelt. Er will das soziale Verbrecherthum treffen, weiter nichts, und da er in einer Sphäre aufgewachsen ist, wo man die geistige Bedeutung nicht sehr hoch einschätzt, können auch die Proteste der geistigen Führer des Volkes ihn von der vorgefaßten Meinung nicht abbringen. Freytag, Haeckel, Liszt, Menzel, Paulsen, Schaeffle und alle die Anderen —: Theoretiker, „die das Gesetz vielleicht gar nicht einmal gelesen haben." Nichts von Alledem, was gesagt und gedruckt worden ist, macht ihm irgend welchen Eindruck und die Frage entsteht ihm nicht, ob solche Männer wirklich so leichtfertig sein können, ihren

angesehenen Namen unter Erklärungen zu setzen, ohne deren Inhalt und Tragweite ganz klar zu übersehen, oder so unverständig, daß sie nicht wüßten, was dem Vaterland nützen kann und was ihm schaden muß. Er hat unser Leben niemals gelebt, er kennt unser Bedürfniß nicht, nicht die Fährlichkeiten, die den auf die eigene Kraft gestellten Menschen heute umdrohen. Er möchte eine leise Salonstimmung schaffen und vergißt, daß die Leisen und Milden und Zimperlichen die Menschheit noch niemals auch nur um eines Fußes Breite vorwärts gebracht haben. Er berechnet, als Diplomat, alle Möglichkeiten, — und verrechnet sich schließlich, weil plumpe Hände ihm ins fein ersonnene Spiel tappen und die sorgsame Schachstrategie mit derben Griffen zerstören.

Diese Strategie wollte dem Kampf auf offenem Felde ausbiegen und auf Seitenpfaden das Ziel zu erreichen suchen. Keine strikte Erklärung, die nach irgend einer Richtung lästig bindend werden könnte, kein scharfes, verletzendes Wort; im hoch gewölbten Bundesrathszimmer konnte man ungestört Schauri halten, mit den Parteiführern eine Kompromißbrücke bauen und dann, wenn irgend Etwas zu Stande gebracht war, darüber wachen, daß die Ausführung fein sänftiglich blieb. Die Leute draußen beschwichtigen, die Leute drinnen durch Ueberredung gewinnen: Das war die Aufgabe; und sie wäre, mit der Hilfe geschickter Herren von der Boettichernuance, wahrscheinlich bewältigt worden. Aber die Helfer fehlten. Es macht immer einen guten Eindruck, wenn bei so wichtigem Anlaß die Vertreter der größten Bundesstaaten vereint aufmarschiren; sie kamen nicht. Die geschmeidigsten Männer, Graf Posadowsky und die Herren von Marschall und Miquel, waren für diesen Kampf nicht mobil zu machen und Herr von Boettticher kann den Gipsverband nicht mehr dem Kugelregen einer Sozialistendebatte aussetzen. Preußen allein erschien auf dem Plan und die preußischen Minister sind für die feinere Parlamentsarbeit nicht besonders geeignet. Da ist Herr Bronsart von Schellendorff, ein vortrefflicher Mann, der nur zwei kleine Fehler hat: er ist witzig und er ist empfindlich. Weil er witzig ist, läßt er sich zu dem Ausspruch verleiten, für die Pflicht, „unbotmäßige Pöbelmassen zu Paaren zu treiben", genüge die Polizei und die Feuerwehr; das Wort, das mit manchen Reden des Kaisers nicht recht stimmen will, wirkt für den Augenblick, aber es köpft den militärischen Theil der Umsturzvorlage, — und vielleicht die ganze Gedankenrichtung dieser Vorlage, die den Gebrauch

von Streichhölzern verbieten möchte, damit ja kein Feuer entsteht. Herr von Bronsart hat sicher sehr bald bemerkt, welche handliche Waffe er den Gegnern geliefert hatte; aber nun wurde er empfindlich, weckte ungünstige Erinnerungen an die Stiefelspitzenszene vom Januar und reagirte auf jedes Geplänkel, anstatt den Gummimantel fest um die Schultern zu ziehen. Da ist Herr Schönstedt, der bisher noch keine allzu dankbare Rolle gespielt und durch die Art, wie er im Herrenhause dem Professor Dernburg entgegentrat, ringsum Befremden erregt hat. Sein erster Versuch als Staatsmann endete schlimm. Er wollte das Centrum streicheln und verurtheilte sehr streng den Kulturkampf, „der Niemand genützt und nur die Gemüther gegen einander verbittert hat"; neben ihm saß der Fürst zu Hohenlohe, der mit seinem Rundschreiben vom neunten April 1869 einst das erste Signal zum Kulturkampf gab; daran dachte Herr Schönstedt wohl nicht und es fiel ihm auch nicht ein, daß es dem Ressortminister eines Bundesstaates schlecht ansteht, die vom Reich und vom Kaiser betriebene Politik in Bausch und Bogen zu verdammen. Aber er machte einen noch ärgeren Fehler, denn er verkündete, das Centrum lasse sich nur von Kulturkampferinnerungen leiten; Das aber darf öffentlich niemals zugestanden werden und darum, weil es öffentlich enthüllt worden war, wurde Herr Gröber beinahe grob und jede Möglichkeit einer Verständigung schwand. Vorher hatte freilich schon Herr von Köller gesprochen, der Dritte im Bunde, der wirksamste Agitator gegen jedes Gesetz, das er vertheidigt. Die beiden anderen Herren sind gewiß sehr gute Verwaltungchefs und finden sich nur auf dem Jahrmarkt der parlamentarischen Eitelkeiten noch nicht immer zurecht; wenn Herr von Köller spricht, muß man mit Bangen stets bedenken, daß er täglich, ohne durch die Oeffentlichkeit kontrolirt zu werden, die wichtigsten Entscheidungen fällen kann. Diesmal sprach er leider nicht über das Theater — Erinnerungen an Frankfurt und Baden-Baden, über die sogar Briefe umlaufen sollen, wären sehr interessant gewesen —, auch nicht über die Literatur, sondern über Sozialdemokraten und Anarchisten, und Das war viel weniger interessant, obwohl von „unerhörtem Blödsinn", „niederträchtigem Geschreibsel" und „infamen Lügen" die Rede war und im Hohen Hause sitzenden Herren „kindische Ungezogenheit" vorgeworfen wurde. Der Herr, den man sehen und hören muß, um ihn für möglich zu halten, wird seine Parteigenossen am Meisten schädigen,

weil er den Gegnern die ersehnte Gelegenheit giebt, einen Fabeltypus des Junkerthumes vorzuführen. Er wurde auch diesmal wieder so übel zugerichtet wie vor ihm noch nie ein preußischer Minister; aber Das störte ihn gar nicht und er trat Herrn Sigl, der ihm in der Höflichkeit der Sitten eine derbe und lustige Lektion ertheilt hatte, mit kreuzvergnügtem Bravorufen entgegen. Der Vater des Bayerischen Vaterlandes wandte sich ärgerlich ab, die Zuschauer gedachten der fernen Schulzeit und sannen der merkwürdigen Erscheinung nach, daß manche Menschen nicht einmal orthographisch empfinden können. In diesem Augenblick mag Fürst Chlodwig zu Hohenlohe mehr noch als später, da für die Paragraphen 130 und 131 nicht ein einziger Mann sich erhob, von dem Gefühl einer traurigen Niederlage gepackt worden sein.

Soll man dieser Niederlage sich freuen? Die Eintagsschreiber sind mit der Antwort schnell fertig: sie jubeln über den Sieg des liberalen Bürgerthumes in Stadt und Land oder jammern über ein böses Bündniß von Schwarzen und Rothen. Dabei vergeht nutzlos die Zeit. Das liberale Bürgerthum hat gar nichts erreicht und auch der Protest der Berufensten ist ins Leere verhallt. In jedem anderen Lande hätte man solche Kundgebungen, die allzu selten sind, ernstlich beachtet; die im Deutschen Reich maßgebenden Männer bekümmern sie nicht und der nationalliberale Herr Osann, Rechtsanwalt seines Zeichens, kann die dreiste Behauptung wagen, die Gelehrten hätten „das Gesetz wohl nicht verstanden". Es wird nöthig sein, sich die Lage jetzt ganz klar zu machen und nicht blind auf schwarze Männer loszuprügeln, — auch auf die schwarzen Centrumsmänner nicht, die den Kampf für die römische Weltanschauung klug und mit allen Ehren durchgefochten haben. Die Umsturzvorlage ist gescheitert, weil der Kuhhandel durch Ungeschicklichkeit gestört wurde; sonst hätten wir eine Kompromißgeburt erlebt, die wahrscheinlich — und ganz sicher, wenn das Centrum für den Grundgedanken des Antrages Kanitz eingetreten wäre — mehr katholische als protestantische Züge gezeigt hätte. Die Ablehnung bedeutet noch keine Niederlage; kein Verständiger zweifelt daran, daß jedes Verbrechen und Vergehen auch heute in Deutschland bestraft werden kann, und sehr Vielen dämmert allgemach schon die Ahnung auf, daß in der Häufung der Strafen das Heil nicht zu finden ist. Die Niederlage, die beschämende, besteht vielmehr darin, daß die Regirung und die parlamentarische Vertretung der bürgerlichen Gesellschaft „mit

geistigen Waffen" besiegt worden sind und daß Beide sich unfähig gezeigt haben, dem Ansturm der Gegner zu stehen. Die Freude über eine solche Niederlage sollte sich nicht allzu geräuschvoll äußern.

Die sozialdemokratische Partei wird wieder, wie im Januar, die Reichstagsberichte in Massenausgaben vertreiben. Eine Partei, die sich gestatten darf, die Reden ihrer Gegner in hunderttausenden Exemplaren unter die Menge zu werfen, muß ihrer Sache sehr sicher sein. Leider ist diese stolze Sicherheit nicht unberechtigt, heute noch weniger als vor vier Monaten. Im Januar sprachen die Herren von Stumm, von Bennigsen und Graf Limburg-Stirum; mit ihnen konnte man rechten und es konnte sogar lohnend erscheinen, sich mit Herrn Gröber auseinanderzusetzen. Diesmal sieht man in eine Wüste: nichts, kein Gedanke, nicht einmal ein glückliches Wort. Die Rollen waren vertauscht und die Angeklagten hielten den Gerichtstag, während die Kläger verlegen schwiegen oder durch Schreien ihren Unmuth kühlten. Das angesammelte Material wurde vernichtet, die Argumente der Staatserhalter wurden mit spitzem Messer zertrennt. Das soll man nicht offen sagen; aber es ist ganz gleichgiltig, ob wir es ängstlich vertuschen, da es Jedem doch, der die Berichte liest, in die Augen springt und nicht unser Urtheil, sondern der Eindruck der Massen entscheidend ist. Die werden den Inhalt des Heftes verschlingen, die werden sehen, wie ihr August Bebel den ganzen Aktenhaufen zerfetzt und zerstampft hat und wie kein Einziger ihm auch nur ein armes Wörtchen entgegnen konnte. Auch außerhalb der sozialdemokratischen Partei sollte man die Broschüre fleißig kaufen und lesen, damit man auch da noch bei Zeiten erkennt, wie die bürgerliche Gesellschaft von der Regirung und dem Parlament vertreten wird. Aus dem dichten Papiergestöber blieb kaum ein Blättchen unversehrt, die Minister rührten keinen Finger, um ihr Material zu retten, und Herr Bebel konnte, ohne auf irgend einer Seite des Hauses Widerspruch zu finden, von der Leichtfertigkeit sprechen, mit der dieses Material zusammengestellt worden sei. Ists da ein Wunder, wenn in den Tiefen des Volkes das Mißtrauen gegen Alles, was offiziell mitgetheilt wird, beständig wächst und die Hetzer dann bequeme Arbeit haben? Ists ein Wunder, wenn auch in dem gebildeten Leser, der die Rede des Ministers des Innern der des Drechslermeisters vergleicht, der Eindruck entsteht, daß da eine neue Weltanschauung einen alten Wahn kräftig zu Boden ringt?

In den Debatten ist mehrmals an die Zeiten der ersten Christen erinnert worden. Herr Bebel hatte behauptet, die Christen hätten sich anfangs geweigert, unter den römischen Kaisern Kriegsdienste zu thun, und Herr Schall hatte darauf erwidert: „Woher der Herr Abgeordnete Bebel diese Kenntniß genommen hat, ist mir nicht bewußt. Ich weiß nur, daß unter den römischen Legionen sich eine Legion befand, welche man die legio fulminatrix nannte, weil sie ganz besonders tapfer und siegreich gegen den Feind focht, und diese Legion war eine Legion von Christen." Der Sitzungbericht verzeichnet hier: „Hört! Hört! rechts." Die Rufer werden ungern vernehmen, daß Herr Schall, dessen frommer Eifer gewiß Ehrfurcht verdient, ihnen eine längst widerlegte Legende vorgetragen hat. Schon Bossuet wußte, daß die Donnerlegion den Namen nicht wegen ihrer besonderen Tapferkeit trug, aber er glaubte noch, daß sie ausschließlich von Christen gebildet war. In Wirklichkeit bestand sie aus wenigen Christen und vielen Heiden und hieß nicht legio fulminatrix, sondern legio fulminata, nicht die Trägerin des Donners und Blitzes, sondern die vom Ungewitter Betroffene. Während des Feldzuges gegen die Quaden, so erzählt Renan, war den Römertruppen der Wasservorrath ausgegangen. Das Heer lag dürstend in einem Engpaß und Alles schien verloren, da die Barbaren ungestüm auf die Ermattenden eindrangen. Plötzlich, aus heiterem Himmel, brach ein Gewitter los und reicher Regen labte die fast verschmachtenden Truppen. Das mußte ein Wunder sein und dem Jupiter Pluvius wurde deshalb eine Säule errichtet. Jeder Ort, den der Blitz getroffen hatte, war den Römern heilig, also mußte auch die Legion, die das Gewitter berührt hatte, eine besondere Auszeichnung erhalten, einen Ehrentitel, den sie freilich mit einer anderen Legion zu theilen hatte. Der Titel war nicht neu, die zwölfte Legion führte ihn schon seit zweihundert Jahren, aber die christliche Kirche sorgte dafür, daß er jetzt eine neue, erhöhte Bedeutung empfing. Kein Heidengott konnte das Wunder gewirkt haben, das konnte vom Herrn und Heiland nur dem brünstigen Flehen der Christen gewährt worden ein. Noch wurden, selbst unter dem weisen Marc Aurel, die Christen verfolgt, noch schalt man sie wegen ihrer militärischen Untüchtigkeit. Jetzt bot sich die Gelegenheit, dem Kaiser zu zeigen, was frommer Glaube erreichen konnte. Die Christen, so hieß es fortan, haben durch ihr Gebet das Römerheer vor dem Untergange bewahrt, sie haben

durch gläubige Einfalt das Reich vor dem nahe drohenden Verderben gerettet. Damals hat die holde Legende nicht viel genützt: die Verfolgung ging weiter und es währte noch lange, bis der milde Mann von Nazareth über den finster blickenden Jupiter den Sieg gewann. Heute aber sollte man sie richtig, und nicht in entstellter Form, wiederholen. Daß die ersten Christen keine guten und keine willigen Soldaten waren, lehrt uns die Geschichte; warum aber sollen wir nicht glauben, daß ihnen, weil sie aufrichtigen und mitleidigen Herzens waren, ein Wunder gelang, das der Tapferste nicht vom Himmel herabreißen konnte? Der begnadete Haufe wird in deutschen Berichten die Donnerlegion genannt und die Sage, die auch Herr Pastor Schall nachspricht, macht ihn zum Träger eines vernichtenden Ungewitters. Wir wollen es lieber mit der legio fulminata halten, mit der gläubigen Schaar, die in äußerster Noth ein Wunder erbat und empfing.

Der Sozialismus kann sich an reinigender und heiligender Kraft nicht mit dem Christenthum messen; er beurtheilt und verurtheilt nur die Anderen und setzt die Seelenreinheit der eigenen Anhänger als selbstverständlich voraus; er ruft zu reichlicherem Genuß, das Christenthum mahnte zur Entsagung; er will das Diesseits erobern, während das Christenthum sich mit dem Jenseits beschied. Aber der große und stille Krieg, den der Sozialismus heute gegen die moderne Gesellschaft führt, wird dem Feldzuge der ersten Christen gegen das sinkende Römerreich von Tag zu Tag ähnlicher, — im Angriff und in der Abwehr, und Herr Bebel hat nicht ganz Unrecht, wenn er auf diesen Vergleich immer wieder zurückkommt. Im zweiten Jahrhundert, zur Zeit der Donnerlegion, waren die Christen gefährliche Feinde des römischen Staates, besonders gefährlich, weil sie, wie Tertullian sagen konnte, an einen gewaltsamen Umsturz der Rechtsordnung nicht zu denken brauchten und Alles der Zeit und der Macht ihrer Propaganda überlassen durften. Sie waren nicht mehr Bürger einer Stadt, eines Landes: ihr Glaube war ihnen die Heimath, die ganze Christenheit war ihr Vaterland, und deshalb, weil sie international waren und einen Staat im Staate bildeten, verfolgte sie Marc Aurel. An den Siegen des Kaiserreiches hatten sie keine Freude und der Imperator haßte die scheu abseits stehenden Feinde der Kultur, die zwar ihre Pflicht erfüllten, aber immer zeigten, daß sie in einer höheren Welt heimisch sein wollten. Und der schon damals wichtigsten Bürger-

pflicht, dem Waffendienst, entzogen sie sich fast völlig. Renan schreibt: Ce service impliquait, outre la nécessité de verser le sang, qui paraissait criminelle aux exaltés, des actes que les consciences timorées trouvaient idôlatriques. L'antipathie était absolue; en se faisant chrétien, on quittait l'armée. Allmählich wurde das Heer geschwächt und entvölkert, denn immer größere Schaaren liefen der neuen Lehre zu und wollten lieber Märtyrer des neuen Glaubens als Kriegsknechte Caesars sein. Und zugleich vollzog sich ganz in der Stille die wirthschaftliche Revolution; die Letzten, so rief die Botschaft, werden die Ersten sein, der Reichthum schien des Hasses und der Verachtung werth und der arme Arbeiter, der operarius, wurde das christliche Ideal. Die Reichen leisteten hartnäckigen Widerstand, aber den Armen blieb doch endlich der Sieg. Langsam hatte der Gedanke sich in die Geister gebohrt und nach und nach die Besten gewonnen. Der römische Staat war umgarnt und umklammert, seinem Lebenssaft fehlte die Erneuerung und die Wurzeln verdorrten. Keine Revolution, keine Zusammenrottung unbotmäßiger Pöbelmassen; sogar dem Aufstand des Avidius Cassius blieben die Christen fern: sie harrten still ihrer Zeit und hofften auf die Bekehrung der Geister.

Vielleicht sind die Sozialisten jetzt bei der selben Methode angelangt. Man darf ihnen glauben, daß sie sich von gewaltsamen Mitteln nichts mehr versprechen und daß es da oder dort ganz sicher vorhandenen Wünschen nicht gelingen wird, sie zu Straßenkämpfen zu locken. Herr Auer, der kühlste und klügste Politiker in der Partei, hat neulich gesagt: „Sie werden an unserer Gesetzlichkeit zu Grunde gehen; so komisch es klingt, so wahr ist es." Dieses Wort, das auch von Tertullian stammen könnte, sollte man sich merken. Noch wird an Umsturzvorlagen und an Pläne zu neuen Sozialistengesetzen kostbare Zeit verzettelt, die unendlich viel besser ausgenützt werden könnte; kein Gesetz, auch das strengste nicht, wird die Bewegung aufhalten können, die heute schon in allen Schichten gläubige Anhänger hat, so lange sie mit dem mächtigen Zauber eines neuen und gefährlichen Ideals wirken kann. Die Tage der groben Polizeiarbeit sind vorbei und die Staatserhalter werden gut thun, anstatt des Büttels den ernsten Berather zur Hilfe zu rufen. Die Thatsache erst, daß sie sich darüber noch immer täuschen, stempelt das Ereigniß vom elften Mai zu einer beklagenswerthen und schmählichen Niederlage. Was während des Viertagewerkes gegen den an-

drängenden Feind vorgebracht wurde, war so armsälig, daß es getrost von den Gegnern in Massenbroschüren verbreitet werden kann. Von den Anfängen der Christenlehre wurde viel gesprochen, aber Niemand schien zu bedenken, wie das Christenthum sich wandeln mußte, um aus einem Sektenglauben eine Weltreligion zu werden, und wie manchen kostbaren Besitz es abthun mußte, ehe es mit dem Bestande eines Staates vereinbar werden konnte. Es war bezeichnend, daß am Ende des Redekampfes die Legende von der Donnerlegion wie eine wundervolle Neuigkeit begrüßt wurde; die Herren fanden darin das geheiligte Symbol ihres innersten Strebens: mit Donner und Blitz die Widerspenstigen zu zerschmettern. Leider ist es auch damit nichts; ein Ungewitter kann zerstören, aber nicht Lebenskräftiges schaffen; eine legio fulminatrix könnte die Barbaren für den Augenblick allenfalls zurückdrängen, aber sie würde ihre Wuth nur schüren und, als der schlimmste Kulturkampf, die Gemüther verbittern. Die Schlacht ist dann erst verloren, wenn der Schein entsteht, daß für Kultur, für Bildung und soziale Gerechtigkeit nur im Lager der Barbaren noch ehrlich und ernsthaft gestritten wird und daß die Angegriffenen in durchlöcherten Panzern mit altersschwachen Geberden sich nur müde noch wehren, um endlich zum letzten, verzweifelten Streich auszuholen, — der den Feind dann verfehlt. Und wenn der Feind sich zur Schlacht gar nicht stellt, wenn er in seiner Gesetzlichkeit verharrt und sich begnügt, langsam und leise die Geister zu sich hinüberzuziehen? Dann wiederholt sich, was vor achtzehnhundert Jahren geschah, dann wird ein Staatswesen, das nur von glorreichen Erinnerungen noch lebt, ohne daß die leitenden Männer es ahnen, von der Basis aus still unterhöhlt, dann strömen der neuen Lehre, die allein mit der Zauberkraft des Ideals wirkt und im Wechsel der Zeit sich wandelt, die Massen der Verirrten und Deklassirten zu und kein Zwang und kein harter Druck kann sie halten.

* * *

Von den beamteten und gewählten Vertretern ist, Das lehrt jede neue Erfahrung, kein Heil zu erhoffen; die hocken, vergnügt oder melancholisch, beim Ewig-Gestrigen, zetern über die Noth der Zeit und die Zeit der Noth, lachen auch wohl ein paar Stunden und spüren nicht das Geringste von dem Bedürfniß nach einer neuen Weltanschauung; die Armee, die Schutzmannschaft und die Feuerspritzen sind

ja in beſter Ordnnng, alſo kann der Bürger ganz ruhig ſchlafen. Aber die letzten Monate haben gelehrt, daß es auch in der bürgerlichen Geſellſchaft noch Männer giebt, die in ſolchem Dahindämmern nicht ihre Seligkeit finden. Ihre Aufgabe wird ſein, Denen, die zweifelnd jetzt noch an der Scheide zweier Weltanſchaungen ſtehen, zum Bewußtſein zu bringen, daß die alte Geſellſchaft nicht nur auf Polizeimittel angewieſen iſt, daß ſie auch mit den geiſtigen Waffen, von denen man ſo gern ſpricht und die doch Jeder vermißt, den Kampf wagen kann und daß ſie dem Ideal der Sozialdemokratie das Ideal der Sozialreform entgegenzuſetzen hat, dem lockenden Trugbild die ſichere Straße zum hellen Ziel einer erneuerten Chriſtenlehre. Es iſt das ſchönſte, das einzig beruhigende Ergebniß der letzten Monate, daß uns, fern von den amtlichen Kreiſen, ſolche Männer erwachſen ſind. Die Geſchichte der Umſturzvorlage wird denkwürdig bleiben, weil ſie uns gezeigt hat, wie weit, trotz Regirung und Reichstag, das ſoziale Verſtändniß im deutſchen Land vorgedrungen iſt. Noch ſind es nur verſtreute Vorpoſten und die Kommandirenden werden ſie ſicher niemals in den Generalſtab berufen; aber ſie können in der Stunde der Bedrängniß, wenn das dürſtende Volk im dunklen Engpaß verſchmachtet, ſich zu einer legio fulminata zuſammenſchließen, zu der Schaar aufrichtiger und mitleidiger Menſchen, deren feſter und froher Glaube das erquickende Wunder vom Himmel erwirkt.

# Geldwerth und Quantitätstheorie.

Wie bestimmt sich der Werth des Geldes gegenüber den Waaren? Meine Ansicht über diese Frage habe ich seit mehr als zehn Jahren oft genug dargelegt; gleichwohl möge mir gestattet sein, sie zur Erwiderung auf die hier gegen mich gerichtete Kritik des Herrn Karl Hecht nochmals in Kürze zusammenzufassen. Es handelt sich zunächst und im Besonderen um den Werth des *Goldes*, der ja, trotz dem bedeutenden Verbrauch der Industrie, unzweifelhaft in überwiegendem Maße von der monetären Verwendung dieses Metalles abhängig ist. Herr Hecht meint nun, ich stände unter dem Banne Ricardos und der Quantitätstheorie, und um mich auf den richtigen Weg zu führen, erinnert er an andere Aeußerungen des scharfsinnigen Engländers, nach denen Gold und Silber wie alle anderen Waaren Werth haben „nur im Verhältniß zu der Größe der Arbeit, die erforderlich sei, um sie zu fördern und auf den Markt zu bringen". Diese Citate sind freilich unglücklich gewählt, da sie eine Behauptung enthalten, die gerade vom Standpunkt der Ricardoschen Werth- und Preistheorie handgreiflich falsch ist. Ricardo hat eben hier wieder einmal seinen Satz über die Proportionalität von Werth und Arbeitgehalt der Güter in einer ungenauen Weise verallgemeinert und dabei seine eigene Grundrentenlehre außer Acht gelassen, nach der bei den nur mit zunehmendem Arbeit- und Kapitalaufwand vermehrbaren Gütern der Werth sich nach den Kosten der unter den ungünstigsten Bedingungen erzeugten letzten, zur Befriedigung der Nachfrage noch nöthigen, Menge bestimmt. Gold gehört bekanntlich zu den Dingen, die mit den allerverschiedensten Produktionkosten gewonnen werden. Die chinesischen Goldwäscher halten Nachlese auf den von den Europäern bereits aufgegebenen Feldern und sind mit einem Tagesertrag von einigen Centigramm zufrieden, der nothdürftig für ihren knappen Lebensunterhalt ausreicht; und daneben sehen wir Gruben, die ihre Entdecker mit einem Schlage zu Millionären machen. Auch die *durchschnittlichen* Produktionkosten können für den Werth des Goldes nicht entscheidend sein, denn in diesem Falle würde nur die eine Abtheilung der Betriebe mit Nutzen, die andere aber dauernd mit Schaden arbeiten, was wenigstens theoretisch nicht vorausgesetzt werden kann. Ricardos wirkliche Meinung ist nun auch ohne Zweifel die, daß das unter den ungünstigsten Bedingungen gewonnene Gold den Werth dieses Metalles regele, und Dies ist auch die vom Herrn Hecht vertretene Anschauung. Sie würde richtig sein, wenn das Gold kein Geldmetall wäre, sondern, wie Eisen, Kupfer u. s. w., zu den Gütern gehörte, deren Preis hauptsächlich von der laufenden Produktion abhängt, weil die auf den Markt kommenden Mengen fortwährend endgiltig

in die Konsumtion abfließen und nur verhältnißmäßig geringe Quantitäten später als altes Material wieder einmal mit der neuen Produktion in Konkurrenz treten. Natürlich sind die genannten Metalle auch dadurch in ihrer wirthschaftlichen Stellung vom Golde wesentlich verschieden, daß sie praktisch als beliebig vermehrbar angesehen werden dürfen; hier aber kommt es nur auf den Unterschied an, daß jede neue Jahreszufuhr auf dem Markte nur noch etwa einen Rest aus dem Vorjahr vorfindet, der Preis sich also immer im Ganzen nach den zeitweiligen Produktionverhältnissen bildet, während das Gold in seiner Eigenschaft als Geldmetall unter ganz anderen Bedingungen der Werthbildung steht: es verschwindet nicht aus dem ständigen Verkehr, es sammelt sich als Geld auf dem Markte, d. h. eben im Verkehr, immer mehr an und das neue Jahresprodukt findet eine kolossale Geldmasse und einen bestehenden Goldwerth vor, auf den es wegen seiner verhältnißmäßig geringen Menge auch nur einen geringen Einfluß ausüben kann. Es mögen gegenwärtig in der Kulturwelt etwa 15 Milliarden Mark in Goldmünzen und Bankbarren vorhanden sein, während die jährliche Vermehrung dieses monetären Vorrathes auch bei der jetzt so bedeutend gestiegenen Goldproduktion nur auf etwa 400 Millionen Mark zu veranschlagen ist, also weniger als $^1/_{37}$ des Bestandes ausmacht. Demnach haben die Produktionbedingungen beim Golde, als einem Geldmetall, überhaupt nicht die Bedeutung für die Werthbestimmung, die sie bei gewöhnlichen Waaren besitzen, mögen diese nun unter gleichmäßigen oder unter vielfach abgestuften Bedingungen vermehrbar sein. Das Gold hat in jedem gegebenen Zeitpunkt einen gewissen historisch entwickelten Werth und die neue Zufuhr tritt auf diesem Werthniveau in den Verkehr ein, ohne daß sie es für sich allein erheblich verschieben kann. Daher kehrt sich für das Gold vermöge seiner Eigenschaft als Geldmetall der Ricardosche Satz einfach um: der Werth des Goldes bestimmt sich nicht nach den Produktionkosten unter den ungünstigsten Bedingungen, sondern umgekehrt bestimmt der jedesmal gegebene, nicht von der laufenden Produktion, sondern von einer seit Jahrhunderten fortgesetzten Ansammlung getragene Werth des Goldes, bis zu welcher Stufe der Ungunst der Bedingungen die Produktion vorgeschoben werden kann. Selbst Diamanten und Perlen, die ja auch nicht vernichtet werden, hängen in weit höherem Grade von der laufenden Produktion ab als das Gold, weil sie sich nicht auf dem Markte anhäufen und höchstens in langen Zwischenräumen aus dem Privatbesitz wieder einmal in den Verkehr kommen.

Mit dieser Erwägung steht eine andere in engem Zusammenhange, aus der sich ebenfalls ein wesentlicher Unterschied in der Werthbildung eines als Geldstoff dienenden Edelmetalles und einer gewöhnlichen Waare ergiebt. Die für diese geltenden Anschauungen über Angebot und Nachfrage können

auf das Gold als Geldmetall nicht angewendet werden. Das Gold unterliegt niemals einem Nothangebot (abgesehen von ganz lokalen Ausnahmefällen); mag sich seine Jahresproduktion auch verdoppeln, es fließt mit gleicher Leichtigkeit in die Adern des Weltverkehrs, ohne daß unmittelbar eine merkliche Schwächung seiner allgemeinen Kaufkraft stattfindet. Die Nachfrage nach Gold als Geld ist eben praktisch unbegrenzt und wird durch die Gesammtheit der Besitzer aller zum Verkaufe ausstehenden Waaren repräsentirt. Umgekehrt kann die Produktion von neuem Golde auf die Hälfte oder noch tiefer sinken, ohne daß deshalb selbst in längerer Zeit eine Erhöhung des Goldwerthes, d. h. ein Sinken des allgemeinen Preisniveaus, bemerkbar zu werden braucht. Denn nicht nur wäre ein solcher Ausfall im Vergleich mit dem gesammten Goldvorrath der Welt sehr gering, sondern er würde unter normalen wirthschaftlichen Verhältnissen mit Leichtigkeit durch andere, das baare Geld vertretende Hilfsmittel des Umlaufes ersetzt werden. Nachfrage nach Geld bedeutet ja nichts Anderes als das Bedürfniß, konkrete Waarenwerthe in abstrakte Kaufkraft umzuwandeln, und diese Kaufkraft kann nicht nur durch Metallgeld, sondern auch durch liquide, auf Geld lautende Forderungen in mancherlei Formen dargestellt werden. Das Metallgeld hat im modernen Verkehr hauptsächlich und vorzugsweise die Funktion des Werthmaßes zu erfüllen, während seine Bedeutung als Umlaufsmittel verhältnißmäßig immer mehr beschränkt wird.

Daher hat auch nicht, wie Herr Hecht glaubt, die steigende Nachfrage nach Gold die Vermehrung der Produktion dieses Metalles verursacht. Wo nur irgendwo das Vorhandensein von Gold vermuthet wurde, hat man zu jeder Zeit mit größtem Eifer Nachforschungen angestellt; seit dreißig Jahren hat man Transvaal und die Nachbargebiete durchsucht und erst vor neun Jahren wollte es das Glück, daß man wirklich ergiebige Fundstätten entdeckte. In Transvaal sind die Produktionbedingungen, wenn auch nicht geologisch, so doch wirthschaftlich, im Wesentlichen gleichartig wie in Kalifornien und Australien: auch dort werden neben einander Gruben betrieben, die Zubuße verlangen, und solche, die Dividenden von einigen hundert Prozent des wirklich angelegten — wenn auch nicht des den „vendors" bezahlten — Kapitals abwerfen. Wäre der Goldwerth gegen alle Waaren erheblich gestiegen, also der Preis der Produktion- und Lebensmittel beträchtlich gesunken, so könnte ja allerdings die Grenze, bei der der Betrieb der geringwerthigen Goldgruben nicht mehr lohnend wird, einigermaßen hinausgeschoben werden; aber auf den Goldwerth hätte Dies keinen Einfluß, weil thatsächlich die Hauptmasse des Goldes stets von den unter relativ günstigen Bedingungen stehenden Minen geliefert wird, und diejenigen Gruben, die unter den ungünstigsten Umständen arbeiten, nur einen geringen Bruchtheil des ganzen Goldertrages beitragen, dessen Hinzu-

treten oder Ausfallen für den Goldwerth und die Preisbildung der Waaren völlig gleichgiltig ist.

Wenn nun aber der Werth des Goldes weder durch die durchschnittlichen Produktionkosten (in Lebens- und Produktionmitteln) noch durch die Produktionkosten unter den ungünstigsten Bedingungen bestimmt werden, vielmehr umgekehrt der gegebene Goldwerth über die Grenze der wirthschaftlichen Produktionmöglichkeit entscheidet, — scheint da nicht jeder andere Ausweg versperrt als die Annahme der Quantitätstheorie? Es fragt sich nur, was man unter Quantitätstheorie versteht. Herr Hecht scheint mir die Ansicht zuzuschreiben, daß der Werth des Geldes sich einfach umgekehrt proportional oder wenigstens in einem engen und bestimmten quantitativen Zusammenhange mit der Menge verändere. Wenn Herr Hecht aber auch nur meine „Erklärung" in den Druckfachen der Silberkommission gelesen hat, so ist es mir schwer begreiflich, wie er meinen Standpunkt in dieser Art verkennen konnte. Seit Jahren bekämpfe ich — und so auch in jener Erklärung — die Meinung, daß der Niedergang der Waarenpreise durch die Verminderung der Geldmenge verursacht sei, die sich als Folge der Ausschließung des Silbers aus der Geldfunktion ergeben habe.

Immer wieder habe ich auf die Aenderungen in den realen weltwirthschaftlichen Bedingungen der Produktion und des Transportes hingewiesen, die im Wesentlichen ausreichen, um die thatsächliche Preisbewegung zu erklären. Eben so habe ich hervorgehoben, daß der Rückgang des Preisniveaus nie stärker gewesen ist als in der Periode von 1890 bis 1894, also gerade in der Zeit, in der die Goldproduktion der Erde von Jahr zu Jahr mächtige Fortschritte machte und schließlich eine Höhe erreichte, die in der Geschichte niemals, auch nicht in der glänzendsten Zeit Australiens und Kaliforniens, dagewesen ist. Ich habe auch betont, daß selbst der allgemein durchgeführte Bimetallismus vielleicht noch längere Zeit nur eine noch größere Anhäufung von brach liegendem Metallgeld bei den Banken bewirken würde.

Die Quantitätstheorie in mechanischer Auffassung ist weit eher im bimetallistischen Lager zu finden. Was Anderes als diese Theorie kann denn der von fast allen Bimetallisten angenommenen Behauptung zu Grunde liegen, daß eine „Appreziation" des Goldes die Ursache des niedrigen Preisniveaus sei? Und auf welche andere Art rechtfertigen die meisten Bimetallisten re Hoffnung, daß nach Wiederaufnahme der Silberprägungen — die dann türlich sofort massenhaft stattfinden würden — eine allgemeine Hebung er Preise eintreten werde? Aber auch Herrn Hechts eigene Ansichten über ie Preisbildung erkennen der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes im Grunde die entscheidende Einwirkung zu. Er spricht davon, daß n den Ländern, die Gold an andere abgeben, Unzulänglichkeit des Geldes

für die eigene Cirkulation und schließlich in dem ganzen Goldwährungsgebiet Mangel an baaren Umlaufsmitteln fühlbar werde; mittlerweile sei eine stärkere Depression im Handel entstanden, es fänden erzwungene Verkäufe statt und die Waarenpreise würden um so mehr herabgedrückt, je länger die Krise dauere. Da muß denn doch wohl die Unzulänglichkeit der Baargeldmenge als die wenigstens mittelbare Ursache der Krisis und des Preissturzes anerkannt werden. Dem entsprechend habe ich denn auch in meiner Erklärung wie bei anderen Gelegenheiten gesagt, es besteht im Allgemeinen ein gewisser entfernter und indirekter Zusammenhang zwischen der Geldmenge und der Preisbildung, und dieser werde um so unbestimmter und lockerer, je größeren Raum die Kreditumlaufsmittel neben dem Metallgelde gewinnen. Meiner Ansicht nach ist der Geldwerth, wie bereits gesagt, zu jeder Zeit eine historisch entstandene Größe, die fortwährend in höchst verwickelter Weise beeinflußt wird sowohl durch Aenderungen in der Produktion und den Verkehrsbedingungen der Waaren, wie auch durch erhebliche und dauernde Aenderungen in der Menge des Metallgeldes. Irgend eine allgemeine Regel über die Wirkung dieser Umstände läßt sich aber nicht aufstellen, sondern es können je nach der sonstigen Lage der Dinge sehr verschiedene Erscheinungen auftreten. Es kann z. B., wie gerade in den letzten Jahren, eine bedeutende Vermehrung der Goldproduktion ohne alle merkliche Einwirkung auf die Preise bleiben, weil das in den Verkehr neu eingeführte Gold eine entsprechende Menge Kreditumlaufsmittel verdrängt, z. B. vorher ungedeckte Noten in gedeckte verwandelt hat, wie denn ja jetzt die Bank von England schon seit einem Jahre 200 bis 280 Millionen Mark und auch die Reichsbank schon seit einigen Monaten 100 Millionen Mark mehr Baarvorrath als umlaufende Noten aufweist. Diese zeitweilige Unwirksamkeit der Geldvermehrung aber erklärt sich daraus, daß die realen wirthschaftlichen Faktoren, die gegenwärtigen Verhältnisse von Produktion und Konsumtion in der Weltwirthschaft einen Aufschwung der Geschäfte und des Unternehmungsgeistes nicht zulassen und das Geld, als ein im Grunde nur formales Hilfsmittel des Verkehrs, nicht im Stande ist, aus eigener Kraft einen Umschwung zum Besseren herbeizuführen. Tritt aber ein Wechsel der Konjunktur und eine sachlich begründete Tendenz zu einem wirthschaftlichen Aufschwung ein, so wird auch die Vermehrung der Geldmenge, und zwar in verstärktem Maße, ihren Einfluß ausüben: denn je mehr sich die metallische Basis des Umlaufsmechanismus erweitert hat, um so ausgedehnter und fester wird das darauf gebaute Kreditsystem werden und die allgemeine Preissteigerung, die die natürliche Begleiterscheinung einer günstigen Entfaltung der Volkswirthschaft bildet, wird unter solchen Umständen ohne Gefahr eines Umschlags viel weiter getrieben werden können als bei einem

knapperen Bestande an Metallgeld. Schließlich freilich wird das Uebermaß der Spekulation und der Kreditanspannung einen Punkt erreichen, bei dem auch der vergrößerte Baarvorrath nicht mehr ausreicht, das ganze schwindelhaft aufgethürmte Gebäude noch zu tragen; es bricht dann zusammen, — und die Waarenpreise stürzen noch schneller, als sie vorher gestiegen sind. Nun aber thut wieder die Vermehrung der Metallgeldmenge ihre Wirkung: in Folge dieser Vermehrung erreichen die Preise ihre neue Gleichgewichtslage auf einem höheren Niveau, und es ergiebt sich also durch mannichfaltige Vermittelungen als schließliche Folge der Geldvermehrung nach einer vorübergehenden Uebertreibung eine nachhaltige allgemeine Preissteigerung. So brachte die Krisis von 1857 eine Periode übermäßiger Preistreiberei zum Abschluß, das Preisniveau wich zurück, blieb aber doch auf einem höheren Stande als in den letzten Jahren vor den kalifornischen und australischen Goldentdeckungen, — und Das war eben die Folge der Vermehrung des Metallgeldes. Wenn also die Quantitätstheorie nicht in dem gewöhnlichen, einfach mechanischen Sinne aufgefaßt wird, wenn sie vielmehr besagen will, daß durch eigenthümliche, in jedem Falle besonders nachzuweisende Vermittelungprozesse schließlich ein gewisser Zusammenhang zwischen Geldvermehrung und Preiserhöhung und zwischen Geldverminderung und Preiserniedrigung zu Stande komme, so ist sie wohl berechtigt und erfahrungmäßig vollkommen begründet. Herr Hecht wird sie in diesem Sinne auch wohl gar nicht bestreiten wollen. Wenn er aber weiter behauptet, der Rückgang der Waarenpreise habe eintreten müssen, um die Vermehrung der Goldproduktion zu ermöglichen, so habe ich Dies schon vorhin als unrichtig bezeichnet. Die Gruben von Transvaal würden ganz eben so wie jetzt bearbeitet werden, auch wenn noch die Waarenpreise von 1873 beständen. Außer dem bereits Gesagten sei zu Herrn Hechts Behauptung noch bemerkt, daß die wirthschaftlich zulässige Grenze im Goldbergbau in Folge von Spekulationen und optimistischen Glückshoffnungen stets überschritten wird, und ferner, daß sich in einem reichen Goldproduktiongebiet besondere lokale Preisverhältnisse bilden, die unabhängig von den Weltmarktpreisen der Waaren über die Rentabilitätgrenze entscheiden. Auch würde umgekehrt die Goldproduktion nicht abnehmen, wenn der Werth des Goldes gegen Waaren sänke, also die Preise stiegen, wie ja auch die Silberproduktion trotz der fortschreitenden Werthverminderung dieses Metalles seit zwanzig Jahren immer mehr gestiegen ist, und zwar nicht nur durch intensivere und verbesserte Ausbeutung der alten Gruben, sondern auch durch die Aufschließung neuer, wie namentlich der australischen.

Unter günstigen Umständen ist es möglich, daß die vermehrte Goldproduktion unmittelbar selbst den Anstoß zu einer weltwirthschaftlichen Aufwärtsbewegung der Preise giebt. Die Ausfuhr von Waaren verschiedenster

Art nach dem Goldlande nimmt vielleicht einen solchen Aufschwung, daß dadurch zunächst die Preise dieser Waaren steigen, daß deren Produzenten größere Gewinne erlangen und nun durch vergrößerte eigene Nachfrage nach anderen Gütern die Preisbewegung allmählich auf alle Zweige der Volkswirthschaft übertragen. Es müssen aber auch noch andere Bedingungen erfüllt sein, wenn ein solcher Verlauf eintreten soll; namentlich darf die Expansionfähigkeit der Produktion nicht so groß sein, daß die vermehrte Nachfrage des Goldlandes sofort befriedigt werden kann, ohne einen merklichen Einfluß auf die Preise auszuüben. Diesem ungünstigen Falle entsprechen die bisherigen Erfahrungen in Bezug auf Transvaal; und wenn unter den gegenwärtigen Umständen auf Grund einer bimetallistischen Vereinbarung die europäischen Münzstätten wieder dem Silber geöffnet würden, so wäre meines Erachtens von der vermehrten Nachfrage der nord- und südamerikanischen Silberproduktionländer ebenfalls nicht viel für die Besserung der europäischen Waarenpreise zu erwarten. Ohne Zweifel aber würde früher oder später auch wieder einmal eine günstige Konjunktur für eine allgemeine aufsteigende Preisbewegung auftreten und dann würde sich unter der Herrschaft des Bimetallismus der vorhin als Folge einer Vermehrung der Goldproduktion skizzirte Prozeß in noch weit größerer Ausdehnung und Intensität abspielen. Es würde dann ja alljährlich eine Vermehrung des Gold- und Silbergeldes um 11—1200 Millionen Mark stattfinden und in wenigen Jahren eine Inflation entstehen, die ich für höchst unheilvoll halten muß, wenn ich auch diese Anschauung hier nicht näher begründen kann. Auch will ich nicht weiter auf die Frage eingehen, ob das bimetallistische gesetzliche Werthverhältniß aufrecht erhalten werden könnte, sondern zum Schluß nur bemerken, daß es ein Irrthum ist, wenn Herr Hecht sagt, daß in Frankreich unter der Herrschaft der Doppelwährung kaum ein größeres Agio auf Gold oder Silber vorgekommen sei als die im Oktober 1892 in London hervorgetretene Prämie auf Barrengold von 4 pro Mille. Nebenbei gesagt, ist diese Prämie nur zu erklären durch die durchschnittliche Abnutzung des englischen Sovereigns, denn, wie Herr Hecht selbst sagt, eine Unze Gold ist eine Unze Gold, mag sie in geprägtem oder ungeprägtem Zustande sein. Aber wenn die Goldstücke etwas abgerieben sind, so geht auf ein bestimmtes Gewicht ein größerer Nominalwerth in solchen, als wenn das gesetzliche Schrot genau eingehalten wäre, und wenn also Barrengold für die Ausfuhr verlangt wird, so wird dieses sich etwas theurer stellen, als seinem gesetzliche Münzwerthe entspricht. Was nun aber die französischen Marktwerthe de Edelmetalle betrifft, so will ich hier nochmals konstatiren, daß in Paris di Prämie, nicht auf Barrengold, sondern auf Zwanzigfrancs-Stücke, im Jahr 1844 bis 13,5 pro Mille, 1845 bis 16 pro Mille stieg, dann nach eine

Rückgange auf 7,7 im Jahre 1846 wieder 13,5 und 1847 wieder 16 pro Mille erreichte, gar nicht zu reden von den ganz außergewöhnlichen Agiosätzen im Jahre 1848. Für Silber aber finden wir bald nach der Erschließung der australischen Goldfelder, nämlich schon 1852, in Paris eine Prämie von $12^1/_2$ pro Mille, 1857 war sie auf 35 gestiegen, in den folgenden Jahren ging sie auf 20—25 zurück, 1864 aber erreichte sie nochmals das Maximum von 35 pro Mille. Zieht man von diesem Betrage die Prägungsgebühr der Silbermünzen (von ein Prozent) ab, so bleibt noch eine reine Prämie von $2^1/_2$ Prozent, um die das Barrensilber 1857 und 1864 in Paris höher stand, als seinem gesetzlichen Werthverhältniß entsprach. Die ganze Verschiebung des wirklichen Marktwerthverhältnisses der beiden Edelmetalle von 1847 bis 1857 betrug 4 Prozent, — und diese Aenderung ist handgreiflich durch das große Anschwellen der Goldproduktion entstanden. Die französische Doppelwährung hat diese Werthbewegung ohne Zweifel bedeutend verlangsamt, aber sie war nicht im Stande, sie gänzlich zu verhindern, und ohne den gewaltigen Umschwung der Silberproduktion seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre würde die Silberprämie langsam immer mehr gestiegen sein, wie andererseits ohne die kalifornischen und australischen Entdeckungen das Goldaufgeld in Paris unaufhaltsam, wenn auch mit noch so kleinen Schritten, ohne absehbare obere Grenze vorgerückt sein würde.

Göttingen. Professor Dr. Wilhelm Lexis.

# Die Centralstelle für Arbeiterwohlfahrt.

Herrliche, aber auch anstrengende Tage waren es, die wir vom zweiundzwanzigsten bis zum vierundzwanzigsten April in Düsseldorf verleben durften. Die Centralstelle für Arbeiterwohlfahrt-Einrichtungen, deren Jahresversammlung wir dort beiwohnten, ist vor Allem auf Anregung zweier Männer gegründet worden: des Geheimen Regirungraths Dr. Post im Handelsministerium und des Stadtraths F. Kalle in Wiesbaden. Der Erste hat von Jugend auf für Arbeiter- und Volkswohl sich begeistert und wurde, nachdem er als Professor der technischen Hochschule in Hannover den ersten Band seines klassischen Werkes: „Musterstätten persönlicher Fürsorge für die Arbeiter" geschrieben hatte, von dem arbeiterfreundlichen Minister Berlepsch, der noch immer auf seinem Posten steht und hoffentlich — trotz Stumm und

Genossen — noch recht lange stehen wird, als Vortragender Rath in das Ministerium berufen. Stadtrath Kalle ist ebenfalls ein begeisterter Förderer des Volkswohles, der den Fabrikantenverein und die Zeitschrift „Konkordia" begründet hat und mit Oechelhäuser und Böhmert zusammen den arbeiterfreundlichsten Theil der nationalliberalen Partei vertritt. Zum Vorstand der Centralstelle gehören weiter Excellenz Dr. Herzog, früher Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, ein Charakterkopf mit blitzenden schwarzen Augen und schneeweißem Haar, der mit jugendlichem Feuer zu reden versteht und durch seine gewandte, sichere, liebenswürdige Leitung unserer Verhandlungen sich die Herzen seiner Mitarbeiter erobert hat. Es ist etwas Schönes, wenn pensionirte hohe Staatsbeamte, die in ihrem Leben sehr viel haben arbeiten müssen, die Jahre ihrer Muße noch dem Volkswohl in dieser Art zur Verfügung stellen. Als Stellvertreter Herzogs hat zuweilen schon der frühere Unterstaatssekretär Dr. von Jacobi funktionirt, der ebenfalls (so z. B. auf dem Gebiet der ostafrikanischen Missiongesellschaft) dem Gemeinwohl dient. Als zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden ist Professor Dr. Hitze bestellt, der sozialpolitische Vertreter des Centrums und langjährige Generalsekretär des katholischen Fabrikantenverbandes „Arbeiterwohl", ein Mann, mit dem ich in manchen sozialen und kirchlichen Punkten nicht übereinstimme, vor dessen sozialem Wissen, gewandter Darstellungsgabe und ehrlicher Arbeiterfreundlichkeit ich aber hohe Achtung habe. Neben ihm vertrat im Vorstand bisher das katholische Element der Domkapitular Schäffer in Köln, Präses des katholischen Gesellenvereins, der aber, da er den Sitzungen nie beiwohnen konnte, auf seinen Wunsch in der Person des Rektors Schlick in Köln einen Nachfolger erhalten hat. Als Vertreter des Bergischen Vereins für Gemeinwohl war früher im Vorstand Dr. jur. A. Frowein und jetzt Dr. Wittenstein. Als Vertreter des Gesammtverbandes der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands bin ich selbst bei der Begründung der Centralstelle mit thätig gewesen und in den Vorstand gewählt worden. Ferner gehören als kooptirte Mitglieder zu dem Vorstand der Kommerzienrath Röscke, einer der vernünftigsten und im Geist einer neuen Zeit am Weitesten fortgeschrittenen Industriellen, der Geheime Kommerzienrath Dr. Oechelhäuser und der Bankier Delbrück, ein vortrefflicher Schatzmeister für die ziemlich bedeutenden Einnahmen und Ausgaben der Centralstelle. Außerdem gehören zum Vorstande noch die aus den Ministerien und Reichsämtern entsandten Vertreter, so aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten früher der Geheime Ober-Regirungrath Ulrich, jetzt der Geheime Regirungrath Witte, der fünfundzwanzig Jahre bei der Eisenbahndirektion in Elberfeld war und das rheinische Land kennt und liebt; aus dem Handelsministerium auch ein Rheinländer, der Geheime Regirungrath Dr. Neuhaus, früher Landrath in Hattingen; aus dem Reichsmarineamt Korvettenkapitän Harms, Vorsteher der Kaiserlichen Torpedowerkstatt zu Friedrichsort, der dort musterhafte Anlagen in Bezug auf Volksküchen und Logirhäuser für jugendliche Arbeiter geschaffen hat, u. s. w. Diesmal waren als Vertreter von Behörden zu den Verhandlungen noch deputirt worden: aus dem Reichsamt des Innern der bekannte, für Gesetzesformulirung sehr bedeutend beanlagte Geheime Regirungrath von Woedtke, aus dem Kriegsministerium die Herren: Oberst Gisevius und Major Kranisch, aus dem Handelsministerium der Geheime Ober-Regirungrath Dr. Königs, Berlepschs

rechte Hand, ein Mann von ganz hervorragender Bedeutung und von wärmstem Herzen für das Volk. Ich nenne endlich den Geschäftsführer Dr. Albrecht, einen Mann, der es verstanden hat, unter den erdenklichsten Schwierigkeiten in Berlin einen Spar- und Bauverein von Arbeitern ins Leben zu rufen und in Moabit zwei große, nach den neusten hygienischen Erfahrungen gebaute Miethhäuser für Arbeiter zu bauen, und dem es auch zu verdanken ist, daß am letzten Palmsonntag und Charfreitag 6000 berliner Arbeiter und Arbeiterfrauen die herrliche Bachsche Matthäuspassion gegen ein Eintrittsgeld von nur 25 Pfennigen in der Garnisonkirche hören konnten.

Man sieht also, es war — da auch Vertreter der Arbeiter und eine Dame, Fräulein Förster aus Kassel, zugegen waren — eine so bunt gemischte Gesellschaft, wie sie wohl selten auf einer deutschen Versammlung zusammenkommt: alle denkbaren religiösen politischen und sozialen Standpunkte; aber das einigende Band für Alle war ein, wenn auch bei den Einzelnen mehr oder minder warmes, so doch bei Allen ehrliches Interesse für die Hebung der geistigen, sittlichen und materiellen Lage des deutschen Arbeiterstandes in Stadt und Land. Die Centralstelle will aufklären und anregen, sammeln und sichten. Sie will eine Auskunftstelle und zugleich ein Motor für alles auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge Mustergiltige sein. Diesem Zwecke dient zunächst die Zeitschrift der Centralstelle, die von den Herren Dr. Post, Dr. Albrecht und Professor Dr. Hartmann, Mitglied des Reichsversicherungamtes, herausgegeben wird. Daß in dieser Zeitschrift auch ein kräftiges arbeiterfreundliches Wörtlein, im Gegensatz zu Herrn von Stumm und den mit ihm verbündeten rheinischen Industriellen, geredet wird, möge folgender Satz von G. Königs (wohl dem Geheimen Ober-Regirungrath) beweisen: „Nichtorganisirte Arbeiter stehen in schlechten Zeiten den harten Schlägen dumpf und widerstandslos gegenüber, während sie bei unerwartetem wirthschaftlichen Aufschwung unerreichbare Forderungen aufstellen und sinnlose Ausstände machen. Sollen die Arbeiter für die Stürme des wirthschaftlichen Lebens gekräftigt werden, so müssen sie gemeinsames Zusammenhalten und Maßhalten in der Selbstverwaltung der Berufsvereine lernen. Gewiß ist bei solchen Vereinen die Gefahr des Mißbrauches vorhanden. Wer aber schwimmen lernen will, muß ins Wasser gehen, und die Gefahren eines stumpfen, unselbständigen, der Einsicht und des Vertrauens zur eigenen Selbsthilfe entbehrenden Arbeiterstandes sind weit größer als die Gefahren der Ausschreitungen, welche die Heranbildung der Arbeiter zur Selbständigkeit, zur Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen und zur Einsicht in den bestehenden Zusammenhang der wirthschaftlichen Verhältnisse mit sich bringt.“ Diese treffliche, arbeiterfreundliche Wochenschrift erscheint alle vierzehn Tage zum Preise von halbjährlich sechs Mark in C. Heymanns Verlag. Welche Bedeutung sie hat, geht auch aus ihrem Leserkreise hervor. Schon Anfang 1894 wurde die Zeitschrift u. A. an 210 preußische und 150 nichtpreußische Verwaltungbehörden, an 150 dem Herrn Minister der Eisenbahnen unterstellte Dienststellen, an 60 Bergbeamte und an 200 Gewerbeaufsichtbeamte versandt. An Schriften der Centralstelle sind zunächst die Protokolle über sämmtliche Konferenzverhandlungen bis einschließlich 1894 und die Vorberichte der letzten Konferenz erschienen, — wahre Fundgruben sozialer Weisheit und Erfahrung, die das Material geradezu erschöpfend behandeln.

In diesen Schriften ist der erste statutengemäße Zweck der Centralstelle erreicht werden: Sammlung, Sichtung, Ordnung und Katalogisirung von Beschreibungen, Statuten und Berichten über Einrichtungen, die zum Besten der unbemittelten Volksklassen getroffen sind. Aber die Centralstelle hat noch einen weiteren Zweck: Auskunftertheilung auf Anfragen über Arbeiter-Wohlfahrt-Einrichtungen zunächst an die betheiligten Vereine und, so weit es Zeit und Mittel gestatten, auch an Nichtbetheiligte. Diesem Zwecke dient das Bureau Berlin W., Linkstraße 27, an dem neben Dr. Albrecht jetzt noch zwei Hilfskräfte angestellt sind. Im letzten Jahr hat diese Auskunftertheilung namentlich die Errichtung von Arbeitnachweisestellen, diese immer brennendere Frage, betroffen. Außerdem wirkt die Centralstelle mit bei der Verwaltung des Spar- und Bauvereins in Berlin. Ihre nächsten, schon ziemlich abgeschlossenen Untersuchungen betreffen die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe und ihre rechte Ausfüllung, sowie die Verbreitung guten Lesestoffes im Volk. Endlich unterhält die Centralstelle im neuen Amtsgebäude des Reichsversicherungamtes ein Wohlfahrt-Museum. Die Centralstelle hat aber auch noch — last not least — durch die höchst erfolgreiche Anregung von Informationreisen gewirkt, die Gelegenheit geben sollen, mustergiltige Wohlfahrteinrichtungen an Ort und Stelle zu studiren. Daß davon sehr bedeutsame Anregungen ausgehen können, liegt auf der Hand. 1893 sind zwei solcher Informationreisen mit je siebenzehn bezw. zweiundzwanzig Theilnehmern gemacht worden und für Pfingsten dieses Jahres ist eine dritte Reise geplant, die von Kassel über Höchst, Frankfurt am Main, Worms bis nach Saarbrücken gehen soll. Auch im Anschluß an die diesjährigen Konferenzverhandlungen wurden an folgenden Orten Besichtigungen vorgenommen, die den rheinischen Fabrikanten, Kommunen und gemeinnützigen Vereinen Gelegenheit gaben, zu zeigen, daß sie in Bezug auf Wohlfahrteinrichtungen in Deutschland wohl an erster Stelle stehen: in München-Gladbach, Neviges, Herrnsheim, Düsseldorf, Lennep, Remscheid, Essen. Da wurden Wohnungskolonien, Mieth- und Eigenwohnhäuser der Arbeiter, Baumwollspinnereien und Webereien, Kammgarnspinnereien und Zanellawebereien, Arbeiterküchen und Kinderbewahranstalten, Logirhäuser für unverheirathete Arbeiter und Arbeiterinnenhospize, Glas- und Eisenfabriken, Arbeitnachweisestellen und Wanderarbeitstätten, Haushaltungschulen und Konsumvereine, Thalsperren und riesige Hochbrücken, Ausstellungen von Fabrikantenvereinen und Schlächtereien und Bäckereien der Konsumvereine, Industrieschulen und Fabrikfeuerwehren in buntem Wechsel besichtigt. Den Theilnehmern an diesen Ausflügen wird die Liebenswürdigkeit ihrer Gastgeber und die Höhe ihrer Leistungen sicher unvergeßlich bleiben. Namen wie F. Krupp (Essen), A. Korff (Neviges), H. & A. Hardt (Lennep), F. Heyl (Herrnsheim), M. Böcker (Remscheid), F. Brandes, H. Busch, C. O. Langen jun. und R. Everling (München Gladbach) bedeuten treue Fürsorge für die Arbeiter. Und daß solche Empfindungen noch vielfach lebendig sind, Das haben uns jetzt wieder die Verhandlungen der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrt-Einrichtungen bewiesen.

München-Gladbach. Licentiat Ludwig Weber.

# Karl Vogt.

Der Artikel über Karl Vogt im Brockhausschen Konversationlexikon (dreizehnte Auflage) schließt mit den Worten: „Neben Moleschott und Ludwig Büchner gilt Vogt als einer der eifrigsten Vorkämpfer des sogenannten Materialismus in Deutschland. Auch ist er entschiedener Anhänger des Darwinismus.“ Von dieser vervehmten Trias sind nun Zwei dahin gegangen, wo, „der Rest ist Schweigen“; und der Dritte hat nicht mehr weit dahin. Manche fromme Seele wird erleichtert aufathmen, wenn dieses Geschickes Kreise sich vollendet haben werden, ohne daß die Welt darüber zu Grunde gegangen oder wesentlich anders geworden ist. Ob freilich der daraus geschöpfte Trost ein dauernder oder nur ein vorübergehender sein wird, ist eine Frage, die hier nicht näher erörtert werden soll. Meinungen oder Ansichten in ihrer unabsehbaren Mannichfaltigkeit und Gegensätzlichkeit haben darüber nicht zu entscheiden, sondern lediglich die nach inneren Gesetzen stetig voranschreitende Wissenschaft, die immer und unter allen Umständen das letzte Wort haben wird und haben muß. Aber neben und außer Denen, die im Stillen an dem Ausbau ihrer speziellen Disziplin arbeiten, muß es auch Solche geben, die von Zeit zu Zeit einen orientirenden Blick auf das Ganze werfen und gewissermaßen als „Rufer im Streit“ aus der Stille der Laboratorien heraus auf den Markt des Lebens treten und sich berufen fühlen, die ganze Menschheit an den geistigen Wohlthaten des wissenschaftlichen Fortschrittes Theil nehmen zu lassen.

Ein solcher „Rufer im Streit“ war auch Karl Vogt. Er hat einen nicht geringen Einfluß auf den Geist seiner Zeit geübt. Er hat, obgleich er stets als Hauptrepräsentant des Materialismus angesehen und genannt wird, kein grundlegendes Werk dieser Richtung geschrieben, sondern nur durch gelegentliche Aeußerungen oder Einflechtungen seinen materialistischen Standpunkt verrathen. Auch ist er zur Anerkennung der Entwickelungtheorie, die dem Materialismus (vulgo Monismus) seine Hauptstärke verleiht, durch den Einfluß des Darwinismus erst in späteren Jahren gelangt, nachdem er vorher ein sehr entschiedener Anhänger der Beständigkeit der Art und ein Gegner der Metamorphosenlehre gewesen war. Da aber dieser Standpunkt zugleich derjenige der Schöpfunghypothese war, so mußte es ihm, dem grundsätzlichen Atheisten, wie eine Art Erlösung erscheinen, als dieser Standpunkt durch den Einfluß der darwinischen Theorie in seinen Grundfesten erschüttert wurde. In der That besann er sich, unähnlich so Vielen seiner gelehrten Kollegen, keinen Augenblick, die neue Wahrheit anzuerkennen und für seine früheren Irrthümer gewissermaßen Abbitte zu leisten. Er selbst zeigt uns diese Umwandlung im zweiten Bande seiner

„Vorlesungen über den Menschen" mit dürren Worten an: „Die Lehre von der allmählichen Entwickelung der Typen aus ursprünglichen gemeinschaftlichen Formen heraus hat in neuerer Zeit durch Darwin eine neue geistreiche Begründung gefunden, nachdem sie früher von einigen französischen Forschern, worunter namentlich Lamarck, und den deutschen Naturphilosophen ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, vorgetragen worden war. So, wie sie früher gefaßt wurde, war ich allerdings ein heftiger Gegner und aufrichtiger Bekämpfer derselben. In der heutigen Fassung dagegen u. s. w. u. s. w." Er schließt, indem er sich auf eine ähnliche Umwandlung der Ansichten von Buffon beruft, mit den Worten: „Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Größerem zu vergleichen, so darf ich wohl auch auf dieses Benefiz der fortdauernden Selbstbelehrung und dadurch bedingten Umwandlung der Ansicht ebenfalls einigen Anspruch erheben." Von da an blieb Vogt allerdings, wie im Brockhaus steht, „entschiedener Anhänger des Darwinismus", obgleich er sich so viel Selbständigkeit der Meinung vorbehielt, daß er nicht blinder Darwinianer würde, sondern außer den von Darwin geltend gemachten Ursachen der Umwandlung auch noch andere Einflüsse gelten ließ. „Es führen", so sagt er mit vollem Recht in einer Besprechung der darwinischen Theorie in der Kölnischen Zeitung, „viele Wege nach Rom", womit er sagen will, daß die Natur in ihrer unendlichen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit selten auf einem einzigen, sondern auf vielen verschiedenen Wegen zugleich ihr Ziel erreicht. Uebrigens hat Darwin selbst diesen Mangel seiner Theorie später vollkommen begriffen und offen eingestanden. Namentlich gesteht er zu, daß er den ändernden Einfluß der äußeren Lebensumstände und ihrer wechselnden Erscheinungen auf die Umwandlung der Naturwesen viel zu gering angeschlagen habe.

Seinen Ruf als „krasser Materialist" verdankt Vogt wohl hauptsächlich dem in seinen physiologischen Briefen enthaltenen Ausspruch: „Die Gedanken stehen in dem selben Verhältniß zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren", — einem Gedanken, der allerdings etwas geschmackvoller hätte ausgedrückt werden können. Hatte doch schon Vogts Vorläufer, der französische Arzt und Philosoph Cabanis (1757—1808), sich etwas feiner und vorsichtiger dahin ausgedrückt: „Das Gehirn ist zum Denken bestimmt, wie der Magen zur Verdauung oder die Leber zur Abscheidung der Galle aus dem Blut." Dennoch hatten bis auf Vogts Zeiten selbst unter den Aerzten und Physiologen über das Verhältniß des Gehirns zum Denken sehr unklare und zum Theil unwahre Vorstellungen geherrscht. Erst die minutiöse Gehirnforschung unserer Tage hat hierüber helleres Licht verbreitet. Seitdem namentlich experimentell nachgewiesen worden ist, daß das Denken eine Naturbewegung ist und sein muß, wie alle anderen Natur-

bewegungen, und daß es für die Substanz der centralen Nervenelemente eben so charakteristisch ist, wie die Bewegung der Zusammenziehung für die Muskelsubstanz oder die Bewegung des Lichtes für den Lichtäther oder die Erscheinungen des Magnetismus für den Magneten u. s. w., ist man in den Stand gesetzt worden, die allgemeine Wahrheit einzusehen, die dem Vogtschen Ausspruch zu Grunde liegt. Denken und Ausdehnung können heutzutage nur noch als zwei Seiten oder Erscheinungweisen des selben einheitlichen Wesens angesehen werden. Das Urelement alles psychischen Geschehens aber ist die Empfindung, aus der sich der ganze Gedankenreichthum von Mensch und Thier stufenweise in der selben Weise aufbaut, wie sich der körperliche Bau aller lebenden Wesen nach und nach aus dem Urelement der Zelle hervor entwickelt.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Karl Vogt datirt aus der Zeit, wo Vogt als Professor der Zoologie an der gießener Universität fungirte. Ueber Vogts Dozententhum kann ich nichts sagen, da ich um diese Zeit bereits dem Studium der vorbereitenden Wissenschaften entwachsen war und nahe vor dem medizinischen Examen stand. Dieses Examen aber war ein durch die politischen Ereignisse des achtundvierziger Revolutionjahres vielfach gestörtes. Die politische Aufregung hatte alle Gemüther so ergriffen, daß jede andere Beschäftigung mehr oder weniger darunter litt. Auch Vogt hatte sich mit jugendlichem Eifer (er zählte damals erst 31 Jahre) der Bewegung in die Arme geworfen und wurde in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Moriz Carriere von der Stadt Gießen als ihr Vertreter in das frankfurter Vorparlament entsandt. Zugleich machte man ihn zum Befehlshaber der städtischen Bürgerwehr, die freilich ihren höchst wichtigen Pflichten mehr in den Wirthshäusern als auf dem Schlachtfelde oblag und die öffentliche Ordnung durch das Mittel der öffentlichen Unordnung aufrecht erhielt. Trotzdem lief Alles glatt ab, mit Ausnahme eines Straßenskandals, bei dem ein Student von der Bürgerwehr dicht unter meinen Fenstern erschossen wurde.

Da ich selbst die Ehre hatte, Anführer einer der sogenannten „Rotten" zu sein, in welche die Bürgerwehr eingetheilt war (sie nannte sich wegen der radikalen Gesinnung ihrer Glieder die „Radikal-Rotte"), so hatte ich Gelegenheit, neben den freundschaftlichen Beziehungen zu Vogt auch in „dienstlichen" Verkehr mit ihm zu treten, kann mich aber nicht mehr erinnern, ob ich auch Gelegenheit fand, zu beobachten, ob und inwieweit die militärischen Talente des neugebackenen Herrn „Obersten" seinen sonstigen Talenten entsprachen. Jedenfalls konnten seine Lorbeern auf diesem Felde nur sehr spärliche sein, weil sein frankfurter Mandat ihn sehr bald diesem wichtigem Wirkungskreis entriß. Im Vorparlament nahmen unsere gießener Mandatare selbstverständlich ihren Sitz auf der linken Seite des Hauses,

konnten sich aber dennoch nicht entschließen, mit Hecker das Haus zu verlassen, als dieses den Antrag, sich zur konstituirenden Versammlung zu erheben und an die Organisirung der Centralgewalt zu gehen, abgelehnt und damit der Revolution die Spitze abgebrochen hatte. Die Reaktion hatte Zeit gewonnen und wußte diese so trefflich zu benutzen, daß die vielen schönen Reden, die in der auf das Parlament folgenden Nationalversammlung gehalten wurden, werthlos blieben. Nur der Antrag von Schulz auf Errichtung eines „Parlamentsheeres" hätte noch helfen können; aber auch er scheiterte an der Schwäche und dem Wankelmuth der zum Theil sehr unvolksthümlich gesinnten Volksvertreter. Daß sich Vogt dabei als gewandter, mit Schlagfertigkeit und Witz ausgerüsteter Redner der linken Seite des Hauses auszeichnete und seinen vollen Antheil an der damals den Koryphäen entgegengebrachten Begeisterung der großen Menge erhielt, ist bekannt. Als die Nationalversammlung und der Einheitstraum zu Ende war, siedelte Vogt mit dem „Rumpfparlament" nach Stuttgart über und wurde einer der fünf „Reichsregenten", die aber nichts zu regiren hatten, da das Rumpfparlament bald durch Militärgewalt aufgelöst wurde.

Vogt flüchtete nach der Schweiz, wo er bald, nachdem er noch in Nizza zoologische Studien gemacht hatte, an der genfer Universität eine dauernde Stellung als Professor der Naturgeschichte fand. Hier mischte er sich noch einmal als Mitglied des Großen und Stände-Rathes in die Politik eines kleinen Staates, fand aber bald einen solchen Ueberdruß daran, daß er sich ganz auf seine Studien und seine sehr fruchtbare Schriftstellerei zurückzog. Das größte Aufsehen unter den Schriften dieser Art dürfte wohl die gegen Rudolf Wagner und dessen im Interesse des Glaubens an eine persönliche Fortdauer gemachte Entdeckung der „Seelensubstanz" gerichtete Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft" erregt haben. Das mit beißender Ironie geschriebene Schriftchen erlebte in kürzester Frist mehrere Auflagen und hat wohl das Meiste dazu beigetragen, daß die Seelensubstanz-Theorie seitdem in Vergessenheit gerathen ist.

Persönlich bin ich Karl Vogt seit seiner Entfernung in die Schweiz nicht mehr nahe getreten; ich hatte seitdem nur einmal Gelegenheit zu flüchtiger Begrüßung in Darmstadt. Auch brieflich bestand keine weitere Beziehung. In der Sammlung von Briefen berühmter Leute an mich befindet sich nur ein Brief von Karl Vogt, der wahrscheinlich durch eine im Auftrage des Buchhändlers Meidinger in Frankfurt am Main an Vogt gerichtete Aufforderung zur Theilnahme an einem von Meidinger begründeten literarischen Unternehmen veranlaßt war. Der Brief ist datirt aus Genf „am Festtage, der die Heuchelei der Demuth in die Welt gesetzt hat", aber ohne wirkliches Datum. Da aber am durchgedrückten Poststempel die

Zahl 25 und der Buchstabe D zu erkennen ist, so vermuthe ich den 25. Dezember. Vogt sagt darin seine Betheiligung nach zwei Seiten mit den Worten zu: „1. Eine Besprechung der durch Volgers ‚Erde und Ewigkeit' mit großem Nachdruck eingeführten geologischen Neuerungen, denen ich theilweise zustimme, theilweise nicht. 2. Eine erneute Besprechung der im ‚Köhlerglauben' berührten Dinge ohne weitgehende persönliche Kritik und Angriff." Als Honorar beanspruchte er den „Maßstab seiner Physiologischen Briefe", die mit 44 Gulden pro Bogen von Cotta und Ricker honorirt wurden. Sehr bitter äußert sich Vogt in diesem Briefe über Volgers „Deutschthümelei" und dessen Versuche, alle wissenschaftlich eingeführten Benennungen durch Verdeutschungen zu ersetzen. Vogt erinnert sich dabei des ebenfalls deutschthümelnden alten Jahn. „Der Ekel vor dem alten Jahn, der in seinem widerlichen Stinkbarte stets die Reste seiner sämmtlichen Mahlzeiten umhertrug, steigt mir allemal bei Erneuerung seiner Hammen und Trummen als Magezog zu Magen."

Vogt war ein treuer und unerschrockener Wahrheitzeuge, wie sie jedes Jahrhundert nur in wenigen Exemplaren hervorzubringen pflegt. Was er geleistet hat, kann nicht mehr verloren gehen und wird ihm im Gedenken der Nachwelt nicht vergessen werden, wenn auch Manches heutzutage anders als in seinem Sinne aufgefaßt wird. Aber auch als Mensch wird er im Gedenken Derer, die ihn gekannt haben, fortleben, — als treuer und biederer Freund, als liebenswürdiger Gesellschafter, als witziger Anekdoten-Erzähler und geistvoller Plauderer. Seine zahlreichen Feuilleton-Artikel sprudeln von Witz und Laune und haben es meisterhaft verstanden, auch ernste Gegenstände der Wissenschaft durch geistvolle Behandlung dem Geschmack des großen Publikums angenehm zu machen. Dabei war seine Begabung eine mehr oder weniger universelle und sein geistiger Gesichtskreis ein ungemein ausgedehnter. Vielleicht war seine politische Begabung noch größer als seine wissenschaftliche. Man sagt oft, daß große Männer große Zeiten machen. Aber eben so oft ist auch das Umgekehrte wahr; wie manches Genie, das unter Umständen vielleicht die Welt bewegt hätte, mag unbekannt und unerkannt in der Stille verkümmert sein. Zwischen diesen beiden Extremen hat Vogt, der aus seinem Vaterland Verbannte und seinem wahren Wirkungskreis Entrissene, das Schifflein seines Lebens hindurch geführt und er mag wohl mit dem trüben Bewußtsein gestorben sein, daß sein Genius verdient hätte, einen höheren Aufschwung zu nehmen, als ihm die Verhältnisse zu erreichen gestattet haben.

Darmstadt. Professor Dr. Ludwig Büchner.

# Geld und Geiz.

## Eine Plauderei.

Leuten, die „unsterblich“ werden sollen, verzeiht man nicht, wenn sie — leben wollen. Die Deutschen werden ganz aufgeregt, wenn sie hören, daß z. B. ein Dichter für seine Werke auch bezahlt sein wolle. „Dichter dürfen nicht nach Geld streben, sie müssen Idealisten sein.“ Daß der Idealismus nicht sowohl in Verzichtleistung auf das Geld sich ausdrückt, sondern vielmehr in dessen richtiger Verwerthung, so weit denkt Niemand. Der Idealist allein vermag dem Gelde moralischen Werth und ideale Bedeutung beizulegen. Nur ein Beispiel. Das größte gesellschaftliche Gut des Dichters, des Schriftstellers, ist die Unabhängigkeit, und diese wird am Sichersten erreicht durch eigenen Erwerb. Von „Genies“ ist man gewöhnt, daß sie Verschwender seien, Das — meint man — gehöre zum hohen Schwunge ihrer Genialität. Laß es aber einmal darauf ankommen, o Genie! So lange Du das Geld zum Fenster hinausstreuest, bist Du ein großer, flotter Geist, sobald Du nachher betteln mußt, bist Du ein Lump. Wer das Recht, zu leben, beansprucht, Der hat die Pflicht, zu sparen. Sind seine Bedürfnisse einfach, und Das setze ich bei einem wirklich gebildeten Geiste voraus, und ist seine Haushaltung vernünftig, so wird es nicht schwer fallen, bei auch nur bescheidener materieller Verwerthung seiner Talente sich die Existenz zu sichern.

Von diesem Standpunkte aus sei das Folgende zu betrachten. Es handelt auch vom Idealismus, aber von was für einem!

Saßen eines Tages in einem Wiener Kaffeehause mehrere junge Idealisten. Sie sprachen von ihrem Ideal — dem Gelde. Einer von ihnen war Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresliterat, er schrieb für Journale, Wochenblätter, Monatsschriften und Kalender; für die Unsterblichkeit schrieb er nicht, weil die schlecht honorirt. Dieser Mann hatte die Bemerkung gemacht, am Liebsten schriebe er duftige Novellen: Düngerduft, Moderduft, armer Leute Dunst reize ihn, aber die dummen Leute nennten Das Gestank und kauften nichts. So schriebe er, was verlangt werde, über Alles, für Alle — denn er brauche Geld. Er sei an das Wohlleben der Großstadt gewöhnt, sei Willens, die Welt auszutrinken, so lange er noch Lebensdurst habe, und Das koste ihn jährlich sechzehntausend Gulden.

„Also Sie liefern auf Bestellung,“ versetzte ein Zweiter, „und wohl auch Parteistandpunkte, Weltanschauungen und Dergleichen.“

„Für Geld Weltanschauungen, meinen Sie?“ sagte der Eine und that einen guten Zug, denn sie tranken Sekt. „Parteistandpunkt! Das ist auch so eine moderne Phrase, die sehr schön klingt und nichts sagt. Weltanschauung! Schönen Dank. Das mag was sein für Diogenesse und Klosterbrüder, ich schaue die Welt nicht an, ich genieße sie.“ Sein Aussehen war übrigens nicht besonders genußlustig, eher abgespannt, blasirt.

In der kleinen Gesellschaft saß auch ein lyrischer Dichter, der bisher mit Hilfe aller Götter des Olymps Frühling, Mond, Sehnsucht und Liebe besungen hatte; der erklärte nun, er werde ein Theaterstück schreiben, das trage Geld. Ein Anderer, der ein mittelalterliches Epos geschrieben und einen antiken Weltweisen übersetzt hatte, gestand ein, daß seine bisherige Thätigkeit ihn nicht mehr befriedige, seine Freude sei vielmehr Leben und Verkehr und er habe vor, einen

möglichst schwunghaften Knoppernhandel zu eröffnen, an Knoppern sei schon Mancher reich geworden. Daneben saß ein berühmter Mime von der „Burg," der in ein Blatt Papier vertieft war. Studirte er etwa die Rolle eines grillparzerischen Stückes? Den Kurszettel studirte er. Der Mann spekulirte nicht mehr auf den Beifall des Publikums, sondern auf Hausse und Baisse. Und Jeder dieser Idealisten war von seinem Ideal durchdrungen.

An der Tafelrunde befand sich auch ein Poet aus der Provinz. Das war erst der Richtige. Statt Sekt trank er Chokolade, statt Havannas zu rauchen, knusperte er Butterkipflein. Und wurde dabei ganz vorlaut. „Meine Herren," sagte er, „in Geldsachen machen Sie! Aber von Geldsachen verstehen Sie nichts. Sie wollen Geld haben."

„Nein, nein, wir wollen nicht Geld haben, wir wollen Geld ausgeben!" So unterbrach ihn der Sechzehntausendsassa.

„Aber natürlich nicht einpökeln!" lachte der Provinzler. „Freilich ausgeben. Nur sind die Herren sehr schlechte Kaufleute, sie schaffen für gutes Geld lauter schlimme Sachen an, lauter imitirte Freuden, lauter Talmiglück — Oh, bitte! Sie kaufen sich um schweres Geld Nervosität, Unlust, Krankheit, Ekel. Ihre Schönheit kaufen Sie beim Schneider, Ihre Liebe im Bordell. Aus Ihrer Wohnung hat der Luxus die Bequemlichkeit vertrieben, der Prunk die Gemüthlichkeit. Vor lauter Weltgenüssen haben Sie keine Zeit, sich selbst zu genießen, die natürlichen Fähigkeiten zu bethätigen, die Harmonie des Lebens zu empfinden, ohne Hetze und Gier heitere Daseinsfreude zu fühlen."

Der knoppernlustige Epiker drehte sich eine Cigarette und sagte nur schmunzelnd: „Eine ganze niedliche Feuilletonplauderei für die Fastenzeit, die Zeile zu sechs Kreuzern."

„Ich gebe nichts dafür," sagte der theaterbeflissene Lyriker. „Solche Sachen waren einst genießbar, und zwar nur in fünffüßigen Jamben."

„Apropos, in Dresden ist ein neuer Verleger, der Gedichte druckt!"

„Honorar?"

„Gewiß. Er nimmt sein Honorar für die Druckkosten und den Vertrieb."

„Der Verleger nimmt?"

„Wer denn sonst?" fragte der Epiker. „Auch in Wien weiß ich einen Verleger, der vom Dichter Pfänder nimmt, die er erst zurückgiebt, wenn die ersten tausend Exemplare des Buches verkauft sind. Und dann giebt er ihm die Pfänder als — Honorar."

Der Sechzehnender wollte dem naseweisen Provinzler noch Eins versetzen: „Na und was kaufen denn Sie sich mit Ihrem Geld?"

„Nahrung, Kleider, Wohnung — "

„Au!" unterbrachen sie ihn, „Derlei bekommt man ja auf Pump!"

„Auch Bücher, Reisen," berichtete der Provinzler. „Und was etwa noch rig bleiben sollte — entschuldigen Sie, meine Herren, das triviale Wort — das lege ich in die Sparkasse."

„Wie? Wohin legen Sie es?" fragte der Sechzehner.

„In die Sparkasse," wiederholte der Provinzler.

Der Andere beugte sich vor, legte die Hand ans Ohr und näselte: „Ich rstehe immer: Sparkasse! Was ist denn Das?"

Der Provinzler war gerichtet. Der Mime fühlte noch ein menschlich Rühren, er wollte ihm aus dem Traume helfen. So rief er ganz erregt: „Die lumpigen vier Prozente der Sparkasse! So kaufen Sie sich doch Papiere, da gewinnen Sie das Drei- und Vierfache!“

Der Provinzler kam sich in diesem Augenblicke sehr klein vor. An Prozente hatte er eigentlich noch nie gedacht, war blos froh gewesen, sein Ersparniß in gutem Gewahrsam zu wissen.

„In die Sparkasse!“ lachten sie, „so sieht ein Poet aus der Provinz aus!“

„Ich habe mir,“ fuhr dieser ganz dreist fort, „auch etwas Besonderes angeschafft, die persönliche Freiheit, die Unabhängigkeit. Keines Menschen Knecht zu sein! Eine Wonne, nicht nach Gunst und Beifall streben zu müssen, als Schriftsteller ganz nur seine eigene Natur ausleben zu dürfen! Ein ganzer Mensch sein zu können. Endlich auch Garantie auf ein sorgloses Alter, wenns so weit kommt. Die Leute zollen uns Poeten Gunst und Beifall nur, so lange wir ihnen recht sind und nichts kosten. Da finden sie es sogar großartig, wenn der Poet das Geld auf die Straße wirft, — damit sie es aufheben können. Kommt jedoch die Zeit, da sie ihm Almosen geben müssen, dann hört die Begeisterung für seinen Idealismus auf. Er hätte sparen sollen! Er hätte sich bei seinen Fähigkeiten schon was zurücklegen können! Er hat für sich selbst nicht gedacht und nun sollen Andere für ihn denken! Jeder hat für sich zu sorgen und der Herr soll von seinem Idealismus jetzt nur etwas herabbeißen.“

„Wenn es mir einmal so schlecht geht,“ sagte der mit den sechzehntausend Gulden Jahreseinkommen, „dann halte ich mich eben an mein Ideal.“

„Und welches Ideal ist das?“

„Die Bleikugel.“

„Die Bleikugel ist vielleicht der richtige Schlußpunkt für verlorene Ehre oder Dergleichen, aber nicht für Armuth“, sagte der Provinzler. „Ich glaube nicht, daß es ungereimt ist, wenn der Poet so viel Stolz hat, daß er Niemandem zur Last fallen will. Dieser Stolz vermehrt die Poesie des Daseins. Die Unabhängigkeit des Dichters wird ohnehin selten genug erreicht. Es darf ihm nur passiren, sich zu verlieben — und bei Poeten ist Das gar nicht ausgeschlossen — und die Geliebte zu heirathen — mein Gott, Das kommt in den besten Häusern vor —, und die Sorge ist da. Nirgends kehrt der Storch lieber und häufiger ein als bei Poeten, nirgends findet er auch eine willigere Aufnahme.“

„Das ist Luxus“, rief der knoppernde Epiker, „den ich mir nicht leisten möchte. Zum Kukuk! Der Dichter muß die Liebe nur an ihrer Honigseite genießen, die andere soll er den Philistern überlassen, verstehen Sie mich? Es giebt Ehepaare, die der Poesie eine gewisse Loyalität entgegenbringen, verstehen Sie mich?“

„Auch wenn Sie weniger deutlich wären; es ist kinderleicht zu verstehen“ meinte darauf der Provinzler, „na, zu solcher Poesie braucht man freilich k Sparkasse. Aber, meine Herren ich bitte schon um Entschuldigung, ich bl beim alten Philisterbrauch. Ein einfaches Haus, ein treues Weib, recht r Kinder —: Das ist doch ein unschuldiges Vergnügen.“

„Und ein kostspieliges!“ lachte der Sechzehntausendsapperment.

„Kaum ein Drittheil so kostspielig als das Ihrige, von dem ich o nichts kenne als den hohen Preis.“

„Ja wohl," sprach der Mime mit seiner schönen Stimme, „die Preise sind hoch und Geld ist ein Unglück, wenn man keins hat."

„Und ein noch größeres für Den, der davon zu viel hat," entgegnete der allezeit einfältige Provinzler. „Bei den Armen sehe ich den Segen des Geldes, bei den Reichen dessen Fluch. Das Geld richtet sich ganz nach der Hand, in der es liegt, wirkt in dem Sinn des Besitzers Gutes oder Schlechtes. Nach der gegenwärtigen Welteinrichtung ist das Geld eben unser sechster Sinn geworden und unsere praktische Güte. Was nützt dem Menschen sein Mitleid, wenn er kein Geld hat, um es zu bethätigen? Was nützt dem Mann seine Genialität, wenn er keine Mittel hat, sie zu realisiren! Im Besitze des Strebenden wird das Geld zur Kraft, im Besitze des Edlen zur Tugend —."

„Und bei mir wird es blos rasch zum Eigenthum eines Anderen," lachte der Sechzehntausender, „mir macht es eben Spaß, das Geld unter die Leute zu werfen, Das ist so flott, so chevaleresk. Und es erwirbt sich spielend wieder."

„Natürlich, wer für Geld zu haben ist, für Den ist auch Geld zu haben."

„Altwaterslogik, Provinzlermoral!" warf der Epiker leicht hin, von seiner Cigarre die Asche an der Tischecke abstreifend.

„Sie ist sehr hinderlich, meine Herren, diese Provinzlermoral," sagte der einfältige Poet. „Man bringts damit zu nichts Erkleclichem. Was ein Mensch sich verdienen kann, Das führt durch langjährigen Fleiß höchstens zur bürgerlichen Wohlhabenheit. Reich macht nicht das Verdienen, sondern das Gewinnen. Gewinnen kann nur Einer, der spielt, das Spiel aber bringt in Gefahr, ein Bettler oder ein Lump zu werden."

„Geschenke!" warf der Lyriker ein.

„Geschenke? Sie verpflichten den Nehmer. Als der Bauer dem Teufel einen Sack voll Thaler schenkte, verlangte er nichts dafür, gar nichts, — als des Bauern Seele."

Nun sagte der Epiker zum Provinzler: „So viel ich mich erinnere, haben Sie vor einiger Zeit ein Ehrengeschenk erhalten, vom deutschen Volke, wie es hieß."

„Um offen zu sein," gestand der Provinzler, „ich habe bis heute noch nicht das richtige Verhältniß zu dieser Ehrengabe finden können. Ihre moralische Bedeutung hat mir wohlgethan, die sachliche hat mich ein Wenig aus dem gewohnten Gleise gebracht. Es kam wie ein Gefühl von Verpflichtungen über mich, und das drückt. Aeußerlich hat mich die große Ehrengabe zu einem freien Mann gemacht, innerlich könnte Das nur der Fall sein, wenn die Summe durch persönliche Arbeit erworben worden wäre. Der Besitz eines Menschen muß im Verhältnisse stehen zu seiner Persönlichkeit, sonst pflegt es schief zu
en. Was er durch persönliche Fähigkeit und Arbeit erwirbt oder erworben
Das ist ihm angemessen und ersprießlich. Das Weniger macht ihn lahm,
Mehr bringt ihn leicht aus dem Gleichgewicht. Ich halte es nicht für sittlich,
Das, was Einem gebührt, großmüthig zu verzichten, um dann auf Wohl-
ten Anderer angewiesen zu sein. Jeder bestehe stramm auf dem vollen Lohn
es Verdienstes und richte es sich so ein, damit auszukommen."

„Ganz schöne Grundsätze eigentlich," sagte nun der Sechzehntausender, her so fleischlos, so platonisch — und Derlei ist mir zuwider."

„Ich habe mir aus dem Erfolg dieser platonischen Grundsätze ein Haus gebaut," gestand der Provinzler.

„Was, ein Haus?" rief der Lyriker; „ja, kann man sich denn überhaupt so viel ersparen?"

„Dichterphantasie," warf der Sechzehntausender hin.

Zu diesem wendete sich nun der Provinzler: „Gestatten nun auch Sie mir eine Frage. Seit wie lange nehmen Sie schon Ihre Sechzehntausend ein?"

„Was weiß ich? Seit zehn oder fünfzehn Jahren. Früher hatte ich mehr. Bin nämlich der Sohn eines großen Handlunghauses. Umgeworfen. Mußte trachten, meinen Unterhalt kümmerlich zu verdienen. Zum Glück Protektion."

„Wenn Sie das Ueberflüssige Ihres kümmerlichen Verdienstes allemal in die Sparkasse gelegt hätten, so könnten Sie jetzt ein Ringstraßenpalais kaufen."

Der Sechzehntausender war auf einmal zerstreut geworden. „Der fatale Marqueur!" murmelte er, auf diesen hinlugend, „dieser argwöhnische Blick! Er scheint mich nicht zu kennen."

„Vielleicht das Gegentheil," scherzte der Mime.

„Faule Witze. Pumpen Sie mir lieber."

Der Provinzler war mittlerweile ganz niederträchtig geworden. „Pumpen möchte ich Ihnen nichts," sagte er, „aber etwas Charakter, — wenn Sie mir davon verkaufen wollten!"

„Wenn noch davon vorhanden, sehr gern."

„Da hier! Da liegen fünf Gulden. Eine horrende Summe. Sie gehört Ihnen, wenn Sie jetzt auf der Stelle Etwas behaupten, wovon Sie vielleicht nicht ganz überzeugt sind!"

„Pah, überzeugt sein!" rief der Sechzehntausender hitzig, „Ueberzeugung, Das ist auch so ein hohles Schlagwort. Meine Ueberzeugung ist, daß der befrackte Kerl dort einen Spektakel anrichtet, wenn ich die drei Flaschen Röderer und die Cigarren nicht bezahle. Die fünf Gulden des Bruders in Apollo dürften zu wenig sein, doch ich nehme sie."

„Diese fünf Gulden, lieber Meister," sagte der Provinzler, „sollen nur eine kleine Erkenntlichkeit sein für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, wenn Sie behaupten, daß Sie ein Lump sind."

Der Andere stutzte einen Augenblick, dann lächelte er gutmüthig und murmelte in den Tisch hinein: „Lump! Es dürfte stimmen. Auch Erzlump — aber dafür müssen Sie zehn Gulden geben."

„Lassen wir die Thorheiten, meine Herren," sagte nun der Mime mit der schönen Baßstimme. „Die Zeche ist bezahlt. Färben wir uns nicht noch schwärzer, wir sind schwarz genug. Der Herr Kollege aus der Provinz verzeihe schon: es ist in der Großstadt nicht Alles Korruption, was nach Lumpen riecht, und es ist in der Provinz nicht Alles Idylle, was zwischen Veilchen steht. Geld regirt und ziert und verführt die Welt dort wie hier. Geld ist Blut, und ohne Blut kann man nicht leben. Blutarm zu sein, ist kaum schlimmer, als blutarm zu sein. Gottlob, der Herzschlag der Börse ist frisch, Lombarden stehen auf hundertundvierzig."

„Sapperlot!" rief der Provinzler, „der Puls geht hoch. Fieber? Delirium!"

Dieſes Geſpräch hat mich damals nachdenklich gemacht. Wäre ich jener Provinzler geweſen, ich hätte mir wahrſcheinlich das Selbe gedacht wie er. Aber geſagt hätte ichs nicht. Zwiſchen den cyniſchen Großſtadtgeiſtern nahm es ſich doch gar zu altväteriſch aus. Jetzt, gegenüber dem ernſthaften Leſer, kann ich die Sache weiter ſpinnen. Das Geld ſelbſt, merke ich, iſt nicht ſo ſchlimm, wohl aber manche Folgen des Geldbeſitzes: den Verſchwender haben wir geſehen; wirft er den glänzenden Mantel ab, dann ſteht der Lump da. Doch iſt das Gegentheil von Verſchwendung beſſer? Iſt der Geiz nicht etwa noch ſchlimmer? Prüfen wir ein Wenig. In der Künſtlerwelt dürfte der Geiz ſchwerlich ſeinen richtigen Typus finden, da müſſen wir ſchon ins Allgemeinere ausſchauen.

Es giebt viele Erſcheinungen der menſchlichen Seele, die nicht zu verſtehen ſind, Laſter, an denen man keinen Grund und Zweck ſieht; ſie bringen nichts als Leiden, ſind die Urheber unendlicher Widerwärtigkeiten; wir haſſen ſie, und doch neigen wir zu ihnen hin, und doch geben wir uns ihnen gefangen und ſchauen gleichſam mit Wolluſt unſerem Unterliegen und Untergange zu.

Von den unbegreiflichen das unbegreiflichſte Laſter iſt der Geiz —: es iſt, wenn ſchon nicht das ſchlimmſte, ſo gewiß das dümmſte. Jedes andere bietet mehr oder minder einen ſinnlichen Genuß; ſelbſt den gierigen Haß, den heißen Zorn nehme ich nicht aus, ſie hitzen das Blut, ſie geben der Seele eine dramatiſche Bewegung. Der Geiz jedoch bringt nur temperamentloſes Hinbrüten, Entbehrung, Sorgen, Angſt, mehr, als die tiefſte Armuth es vermag. Es giebt Leute, die, ſo lange ſie nur wenig Geld haben, zum Genießen aufgelegt, ja Verſchwender ſind. Kommen ſie zu viel Geld, ſo werden ſie geizig und fangen an, ſich Alles zu verſagen. Das Erſte iſt zu verſtehen, Geldarmuth benimmt den Muth, zu ſparen; was der Tag bringt, ſoll des Tages eigen ſein, man lernt, nichts zu haben und doch zu leben. Warum aber will der Reiche noch reicher ſein? Warum wird es ihm ſo ſchwer, ein Weniges von ſeinem Gelde wegzunehmen? Warum fürchtet er ſich ſo ſehr vor der Armuth, da er doch ſo gründlich vor ihr geſichert iſt, oder vielmehr, da er als Geizkragen doch ohnehin ſo tief in Armuth lebt, keine Bedürfniſſe hat und ſich ſo kindiſch wohl fühlt in Entſagung? Iſt die wirkliche Armuth denn viel ſchlimmer? Seine größte Pein iſt gerade Das, was er am Leichteſten thun könnte —: das Geben. Aber nicht etwa, weil er Anderen die Gabe nicht gönnt, als vielmehr, weil er ſich von ihr nicht trennen kann. Man könnte in der That ſagen, der Groſchen Almoſen, den der reiche Geizige giebt, iſt verdienſtlicher als der, den der Arme reicht, denn der Geizige thut es mit weit größerer Selbſtüberwindung.

Ein alter kinderloſer Mann iſt Beſitzer von vielen hunderttauſend Gulden, er hütet das Geld wie ſeinen Augapfel, ja noch weit ſorgfältiger. Man kennt ja die Geſchichte von jenem Harpagon, der ſich den Staar nur an einem Auge ſtechen ließ, um bei dem zweiten, das ja reiner Luxus iſt, das Operationhonorar zu erſparen. Ein Spaßvogel ſagte: Der Geizige nimmt nichts und ſeine größte Freude iſt das Geben; er nimmt nichts von ſeinem Gelde und giebt immer nur dazu. Warum? Fürchtet er denn, daß er einmal könnte darben müſſen? Darben muß er ja aber jetzt ſchon, weil er ſich nichts gönnt. Will er ſein Gut im hohen Alter verzehren? Wie alt will er denn werden? Sieht er nicht jeden Tag die Leute dahinſterben zur Rechten und

zur Linken, und wie sie ihr Gut und Geld verlassen müssen, wie die Erben darum raufen, den Erblasser verlachen, vielleicht gar verfluchen? Will er denn eine Ausnahme machen und ewig leben und sein Geld ewig sich vermehren sehen? Kaum ertragen kann er den Gedanken, sein Geld könnte einmal zu irgend einem Zweck verwandt werden; es soll immer Geld bleiben und nichts als Geld, es soll immer sein bleiben und nichts als sein, es soll immer wachsen und nichts als wachsen. Wenn es noch Silberthaler oder Dukaten wären, wie in der guten alten Zeit, daß seine dürren Finger wühlen könnten im klingenden Metall, sein Auge sich freuen könnte an den Gebilden und dem Glanz, — Das wäre noch Sinnengenuß. Aber statt Dessen hat er heute in seinen Mappen lauter verknitterte, verschmierte Papiere, wovon tausend Stück thatsächlich nicht eine Stecknadel werth sind. Diese Wische sind gar kein Geld, sie sagen dem Besitzer nur, wie viel Geld er irgendwo gut hat, wie viel Vermögen ihm jederzeit zur Verfügung steht. Vermögen! Wozu! Nur um es zu haben, nur um sich vorstellen zu können: Dies und Das wäre ich im Stande, wenn ich wollte, Dies und Das könnte ich haben, wenn ich wollte, schaffen, wenn ich wollte! Er will aber nicht. Ihm ist das Habenkönnen lieber als das Haben selber. Der Geizige ist demnach ein ganz idealer Mensch. Für ihn hat das Geld keinen realen Werth, nur einen eingebildeten.

Ich aber frage im Ernst: wie kommt ein auch nur halbwegs vernünftiger Mensch dazu, so zu denken und zu fühlen, sich in ein so eminent unpraktisches Verhältniß zu setzen zum Gelde? Wie mag Das nur vor sich gehen in so einer armen Seele? Der Mann war arm; gut, er hatte nichts zu verlieren und lebte leidlich anständig; er theilte nur mit fast allen Staubgeborenen den Wunsch nach Geld, dem Bringer aller Genüsse. Ganz recht. Endlich ist das Geld da, natürlich macht ihm die Erfüllung seines Wunsches Freude. Nun kommen Leute, die Etwas von ihm haben wollen, geschenkt oder erworben. Ja zum Satan, wenn ers wieder hergeben soll, wozu hat ers denn bekommen? Dann ist wieder die alte Geschichte, ja eine schlimmere, denn ein arm gewordener Reicher ist weit schlechter dran als Einer, der den Reichthum nie gesehen hat. Darum muß der Armuth jetzt mit doppelter Vorsicht ausgewichen werden. Daß mit dem Besitze die Bedürfnisse zu wachsen pflegen, und zwar in rascherem Schritte als der Besitz selbst, Das hat er auch gehört, also Vorsicht, Vorsicht! Und fest hält er das erraffte Gut zusammen.

Geiz ist das Laster des Alters. Es wäre doch verständlicher, wenn die Jugend sparen wollte für die Zukunft, in der sie gewiß sehr viel brauchen wird. Aber nein, der Jüngling genießt, der Mann schafft, der Greis spart. Weil der Greis keine Thatkraft mehr hat, so muß er seine Stütze im Geld suchen. Wer Geld zusammenscharrt, Der fühlt sich seiner Tüchtigkeit nicht sicher. Darum ist das Genie im Gefühle seiner Ur- und Ueberkraft oft so verschwenderisch. Genie ist ja so reich, so mächtig, hat so viel Ueberfluß an Existenzbedingung daß ihm das Geld, das Krämermittel, nichtig und verächtlich erscheinen m

Oder ist beim Geizigen der bei so vielen Leuten mächtige entwic Sammelsinn mit im Spiele? Warum soll es nicht auch Münzen- und Ba notensammler geben? Es wäre gut, allein der moderne Geizhals sammelt w Münzen noch Banknoten; er erwirbt sie zwar, giebt sie aber fort, legt sie auf Zi-

an, sammelt Ziffern, nichts als Ziffern, um daraus eine möglichst hohe Ziffer zu gewinnen. Nach abwärts ist die Vielheit begrenzt, nach aufwärts geht sie ins Unendliche. Der Sparer wird nie fertig, der Geizige kann niemals genug haben. Eine Million! Das ist erst die Einheit der Millionen, es gibt Leute, die deren Hunderte haben! Und immer so fort, — armer Narr, der sich foppen läßt!

Großer Besitz bringt auch noch eine andere Qual: er mehrt die Furcht vor dem Tode. Niemand wünscht unter aller Gebrechlichkeit und Genußlosigkeit so sehr, zu leben, wie der Geizige, und Niemandes Tod wird heißer ersehnt als der seine. Wenn er bedächte, wie sehr er seinen lieben Verwandten im Wege steht, wie sehr alle Glückwünsche, die zu Neujahr, zum Wiegenfest und zum Namenstage ihm langes Leben zurufen, das Gegentheil bedeuten! Alles kauft der Geizhals sich um sein Geld, nur nichts Gutes; Alles erwirbt er damit seinen oft prozessirenden, öfter bösartigen Erben, nur nichts Gutes.

Vor dreißig Jahren lebte in einem Industrieorte Obersteiermarks ein Hammerschmied, der es zu großem Vermögen gebracht hatte. Seine Söhne wollten Etwas lernen, der Vater sagte, er hätte auch nicht studirt und wäre doch gut gefahren; sie wollten reisen, Das aber kostete Geld; sie mußten daheim bleiben und gleich anderen Schmiedegesellen arbeiten. Die Töchter waren Dienstmägde; die Mutter wars ja auch gewesen, was wollten sie denn Anderes? Sie wollten doch Anderes. Wissen, wie reich man ist und wie die Zeit genußlos vergeht, Das ertragen junge Leute nicht. Durch Finten und Vorstellungen, durch Bitten und Trotzen, suchten sie ihn zu bewegen, — vergebens. Der Alte saß auf seinem Geldsack wie angeschmiedet und gab nichts heraus. Ein roher Krieg wurde geführt zwischen Vater und Söhnen; diese ließen endlich die Arbeit liegen und stehen, lungerten herum und machten Schulden. Der Alte ließ sie mit Gewalt in die Schmiede führen und erklärte öffentlich, für seine Kinder keinen Groschen weiter zu zahlen. Auf einmal änderten sich die Söhne und der Vater glaubte schon, er habe es durchgesetzt. Sie murrten nicht mehr, sondern schwangen fleißig den Hammer, gegen den Vater waren sie nachgiebig, geschmeidig, und redeten herum, was sie eigentlich doch für einen guten Vater hätten, nur behandeln müsse man ihn können. Eines Tages wurde der alte Hammerschmied im Teiche gefunden. Ertrunken. Sie hatten ihn „behandelt", nun war er ein guter Mann. Von den Söhnen hat nur Einer die achtzehnjährige Kerkerhaft überlebt und der streicht noch heute gemieden und verkommen durch das Land. So viel Elend ist angeschafft worden mit dem Gelde, das der Alte so sorgfältig gespart hatte.

Besser glückte es jenem Bauer Fock. Der hatte um zweitausend Gulden Silbergeld, das that er in einen eisernen Topf und vergrub es unter den Ahornen in die Erde. Nach Jahren, als er den Topf aushob, um einmal nachhauen, wie es den lieben Schimmeln gehe, war das Silbergeld weg. Hinein lag im Topfe ein Sparkassenbuch auf zweitausend Gulden. Das hatte sein Schwiegersohn gethan und die also gewonnenen Zinsen heimlich für sich benützt. Derselbe Bauer Fock soll von seinen Knechten verlangt haben, bei der Weinlese stets zu pfeifen; wer pfeift, Der kann nicht Trauben naschen. Dafür stahlen ihm in der Nacht die vollen Fässer.

Der Geizige hat übrigens auch schöne Vorzüge, die schon der Volkswitz

gebührend zu würdigen weiß. Er wird z. B. nie in das Laster der Völlerei verfallen, außer als Gast bei einem Anderen. Er wird nie die Dienerschaft durch Trinkgelder demoralisiren. Er wird nie ein Gigerl sein, sondern in der ehrsamen Tracht seiner Väter würdig durch die Straßen wandeln. Er wird nie Schulden machen, außer es sind dort keine Zinsen zu zahlen, während das dann weiter verborgte Geld ihm Zinsen trägt. Er wird im Zorne sich stets weise bezähmen und nie einen Spiegel zerschlagen. Er wird sein Weibchen stets auf den Händen tragen, um ihm die Schuhe zu ersparen. Der Geizige ist ein Muster der Demuth: er mag noch so viel haben, immer wird er bescheiden sein, immer wird er von seinen „sauer erworbenen paar Groschen" sprechen, wenn er es nicht vorzieht, ein Bettler zu scheinen. Für Keinen ist es so süß, Bettler zu sein wie für Den, der heimlich seine vollen Truhen hat.

Manchmal wird Geiz mit dem Bestreben nach Gelderwerb verwechselt. Das ist falsch. Der Erwerbssinn kann sittlichen Gründen entspringen, wie schon eingangs angedeutet worden ist. Den Weisen macht das Geld frei, den Thoren bringt es in die Sklaverei. Man pflegt das Bestreben nach Ehre für edler zu halten als das Bestreben nach Geld. Es ist erst die Frage, ob Das immer seine Richtigkeit hat. Mit der erworbenen Ehre kannst Du nichts machen, als Deiner persönlichen Eitelkeit schmeicheln. Mit dem erworbenen Gelde kannst Du auch Anderen Gutes thun. Die Ehre kommt dann von selbst.

Schlimm ist es, wenn man Dich für reicher hält, als Du bist, denn dann kann die nothgedrungene Sparsamkeit für Geiz ausgelegt werden. Fruktifiziren kann das „für reich gehalten werden" nur der Geschäftsmann, denn Kredit giebt Kapital, trägt Zinsen, macht thatsächlich zum reichen Manne. Vom Geschäftsmann verlangt auch kein Mensch, daß er besonders wohlthätig sei, er kann ja „nichts aus dem Geschäfte ziehen". Die großen Wohlthaten werden nur von Dem verlangt, der kleine zu leisten vermag und geleistet hat. Von Einem, der fünf Gulden herschenkt, sieht man es schwer ein, warum er nicht zehn giebt. Nichts ist so sehr geeignet, Jemanden in den Geruch eines Knickers zu bringen, als wenn er im Wohlthun ungleichmäßig ist. Die Bittsteller, die weniger bekommen als Andere, oder einmal gar nichts, werden den Geruch schon besorgen.

Betrachte das Geld, das Du besitzest, nicht als Dein ausschließliches Eigenthum; in den meisten Fällen ist es Das nicht, am Wenigsten beim Geizhals. Denn dieser besitzt das Geld nicht, sondern wird vielmehr vom Gelde besessen. Es ist ihm wie angethan, er selbst muß in ödester Wüstendürre leben, muß Geld graben und scharren, und zwar für den Zweck, den er am Meisten haßt —: für Andere, für Verschwender, für lachende Erben.

* * *

Was nützt aber mein Sermon? Bist Du, lieber Leser, kein Geldsack, kein Geizhals — und Du bist keiner, denn Geizhälse halten sich die „Zukunft" nicht —, so bist Du in solchen Sachen ohnehin klug. Kommt aber dieses Blatt Papier zufällig in die Hände eines Harpagons, so wird er höchstens bedauern, daß eine überflüssige Rederei darauf gedruckt ist und nicht ein Tausendguldenschein.

Graz. Peter Rosegger.

# Eine klassische Umsturzvorlage.

Am fünften Tage des Monats, in dem einst der Heiland der Christenheit das Licht der sündigen Welt erblickte, ward — fünfmal hat seitdem der Mond gewechselt — den Erwählten des deutschen Volkes ein Gesetz unterbreitet, das, auf drei Seiten eng gedrängt, eine Reihe trefflicher Paragraphen enthielt, mit denen man endlich die frechen Lästerer knebeln zu können hoffte, die auf Grund ergrübelter Weisheit an den Fundamenten der bestehenden Gesellschaftordnung zu rütteln sich vermaßen. Alsbald begann in den längst entweihten Hallen des Parlamentes ein großer Schwatz, der sechsmal fünf Stunden dauerte und mit der Verweisung des prächtigen Entwurfes an eine Kommission endete, die in nicht weniger als zwei Dutzend Sitzungen aus den kostbaren Keimen segenbringendes Leben zu erbrüten versuchte. Und dann kam endlich der große Tag, an dem zum heilsamen Gesetz erhoben werden sollte, was die vereinigte Weisheit erkürt hatte, und stolz sah man den Kühnsten der Minister, Matthias Ernst von Köller, den Beginn des Turniers erwarten. Anfangs zwar, als mit sachlichen Gründen, mit scharfen Argumenten, man seinem Idol zu Leibe ging, da schob er die rundliche Fülle seiner Heldengestalt ungeduldig auf dem weichen Stuhl bald nach rechts, bald nach links und spähte ängstlich nach seinen Geheimen Räthen; bald aber glättete sich seine Stirn, heiterer Friede lag wieder über dem mildgütigen, durchgeistigten Antlitz, das ein in der Sorge um das Staatswohl früh ergrauter Bart sympathisch umrahmt, und lächelnd hörte er geduldig zu, wie ihm und seinen Kommissaren immer und immer wieder Mangel an Belesenheit, Mangel an literarischer Bildung, Mangel an Kenntniß der vaterländischen Dichtung, von schönrednerischen Phrasiern vorgeworfen wurde. Kichernd — aber natürlich mit jenem diskreten Kichern, das auf dem demminer Landrathsamt selbst der Büttel nicht unbotmäßig zu überschreiten wagte — stieß er seinen Nachbar an, den Staatssekretär mit dem hellen, freundlichen Gesicht, dem vom Aeltervater her der klangvolle Name Nieberding anhaftet, und zeigte auf ein Buch, in dem er immerfort eifrig blätterte. Ein neuer Witzbold sprang mit plumpen Späßen auf den Plan und wieder lächelten die Minister beseligt, als ihnen für deutsche Literaturgeschichte die Note 2B bis 3 ertheilt wurde. „O, wenn Ihr Thoren wüßtet", murmelte Ernst Matthias und blinzelte — aber natürlich nur so, wie er als frankfurter Polizeipräsident ehemals aus seiner Loge geblinzelt hatte — hinüber zu dem dünnen Büchlein, das ein Gewand trug, wie es den Klassikern in Cottas Ausgaben gewöhnlich eigen ist. Das machte mich stutzig und mit bewaffnetem Auge erspähte ich drum, von günstigem Ort, den Titel, — und mein Erstaunen kannte keine Grenze, denn in sauberem Golddruck sah man die Worte:

Christoph Martin Wieland.

„Göttergespräche."

Still faltete ich da die Hände und bewunderte ein Weilchen den großen, schlimm verkannten Mann, der zu seinem Brevier eine Schrift erkoren hatte, die in hundert mit literarischem Brei Aufgepäppelten kaum drei je zu Gesicht bekamen. Doch warum just die „Göttergespräche", warum nicht die „Abderiten", den jüngst verketzerten „Geprüften Abraham" oder die lehrsame Geschichte von

„Kokkox und Kikequetzel", jenen witzigen Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen? Bald ward es mir klar, als ich — warum es leugnen? — zum ersten Male den dreizehnten Theil las, der, hört es, Ihr dreisten Spötter, das Protokoll der Konferenz enthält, die vor hundert Jahren, da, gerade wie nach Caserios bübischer That, ganz Europa über das vom Königsblut bespritzte Frankreich sich entrüstete, Frau Juno einberufen hatte, die hehre Gattin des längst entthronten olympischen Jupiter, um „gemeinsame Maßregeln gegen die drohende Umsturzgefahr" zu berathen.

Eine erlauchte Gesellschaft fand sich damals ein: Semiramis, die unbesiegte Völkerbezwingerin, Aspasia, die von der Hetäre sich zur Gemahlin des Perikles aufgeschwungen hatte, Livia, die Gattin des Augustus, und Elisabeth, Englands jungfräuliche Königin. Viele kluge Reden wurden da gehalten und, o Wunder, die Vorschläge der assyrischen Königin, wie Wielands Protokoll sie überliefert, decken sich genau mit den Wünschen unseres Matthias von Köller, mit den Ideen des Herrn von Stumm und den Plänen des Herrn Rintelen. Sollte Das Zufall sein? Nein, nein und dreimal nein! Umsonst habt Ihr den trefflichen Minister geschmäht, er kennt die deutsche Literatur besser als Ihr Alle und aus den Klassikern, die Ihr durch ihn bedroht wähntet, hat er den unsterblichen Entwurf geschöpft, der da „Umsturzvorlage" geheißen ward. Und weil über den neuerlichen Schwatz im Reichstag die fixe Tagespresse schon ungeheuerlich viel geredet hat, mag es verstattet sein, einen Auszug aus Wielands Protokoll hier mitzutheilen . . . Ort: der Gipfel des Olymps. Zeit: 1795. Die Präsidentin Juno eröffnet die Sitzung mit folgender Ansprache:

„Meine Freundinnen, Ihr wisset bereits, warum ich Euch zu dieser geheimen Unterredung eingeladen habe. Die Monarchien, deren Beschützerin ich bin, sind von Gefahren umgeben, die mit jedem Tage besorglicher werden. Sie sind in ihren Grundfesten erschüttert worden und einige von ihnen drohen einen nahen Einsturz, wenn nicht Mittel gefunden werden, sie noch in Zeiten zu unterstützen. In diesen Umständen habe ich für nöthig gehalten, die Weisesten und Erfahrensten unter den Bewohnerinnen des Olymps zu Rathe zu ziehen. Eröffnet mir also Eure Gedanken ohne Zurückhaltung, was für Mittel und Wege einzuschlagen sein möchten, um den Umsturz der Monarchien zu verhüten, den alten Glanz des Thrones wieder herzustellen, das verlorene Zutrauen der Völker wieder zu gewinnen und Erschütterungen wie die, von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, in Zukunft unmöglich zu machen. Rede Du zuerst, Semiramis!"

Abg. Semiramis, giebt zunächst eine sehr weitschweifige Geschichte der Monarchie und geht endlich zur Sache verwiesen, auf ihre Vorschläge selbst ein: „Um die Krankheit in ihrem innersten Sitz angre[illegible] und von Grund aus heilen zu können, muß ihr vor Allem die Nahr[illegible] entzogen und die Quelle verstopft werden, aus welcher sie immer ne[illegible] Zufluß von bösen Säften erhalten hat. Ich sehe voraus, wie [illegible] das Mittel, welches ich hierzu vorzugeschlagen habe, gegen die herrsch[illegible] den Begriffe dieser Zeit anprallt, und kaum würde ichs wagen, es [illegible] nennen, wenn ich weniger überzeugt wäre, daß es eben so unschuld

und wohlthätig als unfehlbar in seiner Wirkung ist. (Bewegung im Auditorium.)

§ 1. Die Freiheit, über die öffentlichen Angelegenheiten der Völker, über die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte des Menschen, über Gesetzgebung und Staatsverwaltung der Regenten öffentlich Alles zu reden und zu schreiben, was ein Jeder aus einem oft sehr schiefen Gesichtspunkte mit sehr blöden, trüben oder vergällten Augen für wahr ansieht, muß für Das, was sie ist, für Störung der öffentlichen Ruhe erklärt und auf alle mögliche Weise unterdrückt werden.

§ 2. Die Wissenschaften überhaupt, und besonders diejenigen, die das Wort Philosophie umfaßt, müssen wieder mit dem heiligen Schleier des Geheimnisses, den ihnen die leichtfertigen Griechen abgezogen haben, bedeckt und einem nicht zahlreichen Orden von Weisen anvertraut werden, dessen Verfassung und Betragen die Regirung (von welcher er immer abhängig bleiben muß) übersehen, beleuchten und in den gehörigen Schranken halten kann.

§ 3. Das Volk hingegen, dem nichts schädlicher ist, als zu viel zu wissen und zu klar zu sehen, muß nach allen seinen Klassen in den Kreis der Thätigkeit, wozu jede Klasse angewiesen ist, eingeschränkt und in die Unmöglichkeit gesetzt werden, sich nach eigener Willkür Kenntnisse zu verschaffen, deren Gebrauch so leicht zum Mißbrauch, und deren Mißbrauch ihm selbst und dem ganzen Staate so leicht verderblich werden kann ..."

Abg. Aspasia (lebhaft einfallend): „Wie, Semiramis? Du wolltest dem großen Plane der Natur, der ewig steigenden Vervollkommnung der Menschheit, Deinen Königen zu Liebe einen solchen Riegel vorschieben? Du wolltest die Aufklärung —"

Abg. Semiramis: Verzeihe, Aspasia, ich will weiter nichts, als daß dem unvorsichtigen Gebrauch der Wissenschaften gesteuert und das Volk in die wohlthätige Unmöglichkeit gesetzt werde, Gift für Arzenei zu nehmen, oder auch wohl durch gute Arzeneien, deren es nicht bedarf, sich selbst vergiften zu können. Die Weisen sollen an Vermehrung des allgemeinen Schatzes der menschlichen Kenntnisse und womöglich selbst an Erweiterung der Grenzen des menschlichen Verstandes arbeiten dürfen, so viel sie wollen; es soll ihnen sogar zur Pflicht gemacht werden, dem Volke unter der Aufsicht der höchsten Obrigkeit alle Entdeckungen und Erfindungen mitzutheilen, von welchen man versichert sein kann, daß sie den Zustand desselben, ohne ihm auf der anderen Seite größeren Schaden zu thun, verbessern werden. Nur soll den Weisen nicht erlaubt sein, Alles ohne Unterschied gemein zu machen, was sie wissen und denken; viel weniger soll den Unweisen freie Hand gelassen werden, durch Verbreitung ihrer Thorheit das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft zu stören. Was die Aufklärung betrifft, so gilt, deucht mich, auch von ihr, wenn man sagt, daß entgegengesetzte Dinge mit ihren äußersten Punkten in einander fließen. Sie scheint in diesen Tagen ihre höchste Stufe erreicht zu haben und die allgemeine merkliche Folge davon ist, daß Alles sich wieder nach der Rückkehr jener goldenen Zeiten sehnt, da

die Menschheit noch im Genuß einer unverkünstelten Einfalt, Aufrichtigkeit, Wärme und Energie so glücklich war.

Abg. Aspasia: ... „Anstatt mit der großen Königin zu streiten, erkläre ich mich lieber mit Vorbehalt ihrer Meinung, daß die Regirung eines Einzigen die natürlichste und zuträglichste aller Formen sei, welche die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Volkes annehmen kann. Vielleicht hat sich dieser Satz von jeher nirgends auffallender bewährt als in den Freistaaten, wie z. B. Athen, Rom und Genua. Perikles regirte, ohne jemals einen anderen Titel als den eines Feldherrn geführt zu haben, unumschränkt über das freie Athen: er that Alles, was er wollte, weil er die Geschicklichkeit besaß, sich von den Athenern nichts, als was er selbst für gut fand, befehlen zu lassen, und die Klugheit, nichts eigenmächtig zu thun, als was ihnen rühmlich oder angenehm war. Dieses Beispiel, daß eine fast uneingeschränkte Macht eines Einzigen sogar mit einer demokratischen Verfassung verträglich sei, scheint mir zu beweisen, daß ein Monarch, der den Geist und die Talente eines Perikles besäße, seinem Volke einen hohen Grad von Freiheit zugestehen könnte, ohne seinem eigenen Ansehen und Einfluß etwas Beträchtliches zu vergeben. Der große Punkt ist nur, sich durch persönliche Ueberlegenheit Hochachtung und durch Popularität die Zuneigung des Volkes zu erwerben: mit diesen Vortheilen wird der eingeschränkteste König willkürlicher über die Gemüther freier Menschen herrschen als irgend ein asiatischer Despot über die Leiber mißvergnügter Sklaven. Freilich fordere ich damit von den Königen, was wohl die Wenigsten zu leisten fähig sind. Der Vorschlag, der Aufklärung Grenzen zu setzen und die Wissenschaft wieder zu einer geheimen Ordenssache zu machen, möchte unter unseren großen Nationen schwerlich ins Werk zu setzen sein; kurz, ich müßte mich sehr irren, oder, so wie die Sachen stehen, wäre ein Bündniß der Könige gegen die Aufklärung das sicherste Mittel, den Umsturz der Throne zu beschleunigen und unabsehbares Elend über die Völker zu bringen; ich bin überzeugt, das Beste, was die Monarchen zur Befestigung ihres Ansehens thun können, sei gerade, den Unterthanen den Gebrauch ihrer geistigen Kräfte völlig frei zu lassen und den Umlauf aller Arten von Kenntnissen und Erzeugnissen des menschlichen Geistes vielmehr auf alle mögliche Weise zu befördern als hemmen zu wollen. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regiren ist, je liberaler es regirt wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freiheit begiebt, wenn man seine persönliche Freiheit unangetastet läßt. Ueberhaupt ist nichts unbegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Bei Alledem besorge ich sehr, daß wir den Monarchen nicht viel rathen können. Der Weise hilft sich selbst, der Thörichte wird den besten Rath entweder nicht hören oder ihn thöricht befolgen; mit einem Wort: wehe Dem, der an der Spitze eines Volkes steht und nicht der verständigste und bravste Mann seines

Volkes ist! Indessen, um doch nicht davon zu gehen, ohne meinen kleinen Beitrag bezahlt zu haben, trage ich darauf an:

Die Regenten zu warnen, daß sie sich nicht von blödsinnigen Rathgebern verleiten lassen, der großen Revolution, die in dem menschlichen Verstande angefangen hat, in den Weg treten zu wollen. . . ."

Ort: der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Zeit: 1895. In der Hofloge wohnen Juno und die vorhin genannten Damen der Sitzung der deutschen Volksvertretung bei und sehen mit schmerzlichem Staunen, wie sehr der Göttervater, den sie wie früher am fürnehmsten Platze sehen, in der hohen Lohe der sozialen Bewegung zusammengeschrumpft ist und wie der Kriegsgott sinnend das Modell einer Feuerspritze studirt. Nicht minder bewegt sie der Anblick des Götterboten Merkur, der zwar noch immer, wie vor alten Zeiten, flink, bald hinauf zum Sitz der Götter, bald hinab zum Volk der Sterblichen, eilt, aber jetzt ein braunes Gewand, rosenrothe, sorgsam gefältelte Wäsche und einen weißen Shlips trägt, sich mit einem blauseidenen Tüchlein den prinzlichen Schweiß von der Stirn wischt und dabei murmelt: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl — Miquel sein, der still zu Hause sitzt und uns Alle auslacht". Auf erhabenem Thron sehen sie aber auch einen wuchtigen Herrn, der von Zeit zu Zeit bald von links, bald von rechts einen gelinden Rippenstoß erhält, dann eine Kuhglocke schwingt und in den unmöglichsten Quetschlauten, über die selbst die assyrische Semiramis erschrickt, Etwas verkündet, was kaum Einer von den Erleuchteten versteht. Da wird es plötzlich still und eine polternde Stimme gellt durch den Saal und verlangt in eckiger Rede Maßregeln gegen den drohenden Umsturz. Als er ein Weilchen unter wachsender Unruhe gesprochen hat, flüstert Semiramis der Göttermutter zu: „Sag, Juno, wie kommt Herkules, den ich zuletzt im Stall des Augias gesehen habe, dazu, hier das große Wort im Rathe zu führen und, als wäre es eigene Weisheit, die Maßregeln zu verlangen, die ich vor hundert Jahren vorgeschlagen habe?" Ruhe heischend, legte Juno die Hand an die Lippen, denn drunten hatte ein kleiner Graukopf mit blitzenden Augen zu reden begonnen und dem „plump auftretenden" Herkules Stich auf Stich versetzt.

Da, plötzlich, welch ein Sausen und Summen, — bricht schon die Götterdämmerung herein? Brausendes Lachen tönt an mein Ohr und unter stürmischer Heiterkeit höre ich die Stimme Eugens, des Richters: „Machen wir es nunmehr kurz. Nach dem Stande der Verhandlung scheint mir auf keiner Seite des Hauses ein praktisches Bedürfniß vorzuliegen, über die nachfolgenden Paragraphen zu diskutiren. Wir sind bereit, auf diese Diskussion zu verzichten, und wenn die anderen Parteien unserem Beispiele folgen, dann könnten in wenigen Minuten die ganze Vorlage und die auf einander folgenden Abstimmungen aus der Welt geschafft werden." Da rieb ich mir den Schlaf aus den Augen, der mich während einer Rede Arthurs Osann überwältigt hatte, und sah Ernst Matthias von Köller mit grimmigem Lächeln die Abstimmung über die Umsturzvorlage verfolgen. Und die Umsturzvorlage der Semiramis und das Konferenzgespräch der Göttinnen, — war Das auch nur ein Spiel der Träume? Oh, nein, das Alles steht im Wieland, dicht hinter der Geschichte der Abderiten, und glaubt es, Ihr Spötter und Zweifler, Matthias von Köller hatte es gelesen.

Hans Kraemer.

# Die Kapitalserhöhungen der Großbanken.

In der selben Woche, wo der Sturz der serbischen Werthe bewies, daß auch die gescheitesten Bankdirektoren gegen furchtbare Ueberraschungen keineswegs gefeit sind, wo der Bericht über die Northern-Pacificbahn noch einmal in leidvollen Ziffern übersichtlich gruppirte, wie ein Berliner von einem New-Yorker getäuscht worden war, — in der selben Woche wurden auch zum ersten Male Stimmen laut, die von Kapitalserhöhungen unserer Banken sprachen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn diese Gerüchte nicht einen festen Kern haben, und deshalb ist es vielleicht gut, den Gang einer bedeutenden Aktion im Voraus zu betrachten, die von der Spekulation mit Kursjubel aufgenommen werden dürfte und die dennoch höchst verhängnißvoll werden kann.

Es ist wahr: die Geschäfte der großen Institute haben sich bis ins Unübersehbare vervielfältigt, das Publikum ist nicht mehr mit der Börse, sondern mit den Banken verheirathet. Ob eine solche Trennung der Effektenkonsumenten vom offenen Markte einen wirthschaftlichen Fortschritt bedeutet, soll hier gar nicht untersucht werden. Thatsächlich stehen aber unsere leitenden Banken in einem so außerordentlichen und noch immer wachsenden Verkehr, daß dabei selbst eingefleischte Zahlenmenschen in einer Minute kühlen Nachdenkens schwindelig werden könnten. Zugleich ist es ganz sicher, daß die betreffenden Aktienkapitalien gegen etwa eintretende heftige Rückschläge, wie wir sie ja schon erlebt haben, keine starke Garantie bilden. So groß auch diese Aktienkapitalien sind, sie bilden in ihrer verhältnißmäßigen Schwäche doch eine Art von Gefahr. Was ist nun natürlicher, als daß man ernstlich berath, wie die gegenwärtige glänzende Konjunktur zur Unterbringung junger Aktien zu benutzen wäre? An einem Gelingen läßt sich kaum zweifeln und die Leute, die dann die neuen Papiere etwa zu 180 Prozent erwerben, werden auch vorläufig kein schlechtes Geschäft machen. Dann müssen eines Tages wieder die mageren Zeiten anheben und die Kurse werden langsam um 50 Prozent zurückgehen. So lange die Besitzenden Geld verdienen, schweigen sie; sobald sie verlieren, rufen sie durch ihr Geschrei die Täuschung hervor, sie seien Proletarier geworden. In Wirklichkeit können sie ihr Geld kaum besser als in Bankaktien anlegen, denn die Banken sind es eben, die schließlich alle praktische Thätigkeit kapitalisiren.

Die erste Erhöhung würde von der Deutschen Bank vorgenommen werden. Bei ihr ist es vor Allem die bei Weitem zu große Waarenkreditgebung, die einen kraftvollen Entschluß erfordert. Rechnerisch sind alle diese Transaktionen sicher in größter Ordnung — wie ja überhaupt die ganze Manchesterschule rechnerisch stimmt —; allein man muß doch auch einmal an die Eventualität einer allgemeinen Krisis denken; bei 93 Millionen Tratten und 17 Millionen Mark Vorschüssen auf Waaren! Es handelt sich hierbei keineswegs allein um acceptirende Institut, sondern auch um die Unzahl von Firmen, die mit enga sind. Eine Kräftigung der Bank in guten Zeiten — in schlechten kann keine Aktien ausgeben — entspräche daher nur weiser Voraussicht. Natü würde sich das Siemens-Institut ohne das Beispiel der Diskontogesell mit dem bisherigen Kapital begnügen. 75 Millionen Mark nebst 25 Milli Mark Reserven sind nicht wenig und die Fusion der Diskontogesellschaft mit

Norddeutschen Bank läßt sich doch wahrhaftig nicht in dem Sinne ausdehnen, daß nunmehr die erste über das Aktienkapital der zweiten Bank irgendwie verfügen kann. Immerhin ist aber die Kapitalsvermehrung äußerlich da, und sobald die Deutsche Bank 40 oder 50 Millionen Mark junger Aktien ausgeben will, wird sie den Boden dafür geebnet finden. Sehr diplomatisch heißt es bereits, daß jene Bank selbst gar nicht daran gedacht habe, wenn ihr aber die Börse, wie die Kurssteigung zeige, das Projekt gleichsam entgegenbringe, so würde sie sich einem so deutlichen Winke nicht entziehen. Gar bald werden dann auch die übrigen großen Banken ihre Mittel zu bescheiden finden, und insofern nicht mit Unrecht, als die einzelnen Glieder jenes mächtigen Ringes entweder annähernd gleich stark sein müssen oder abspringen.

Wenn nichts Ueberraschendes dazwischen tritt, werden wir also bald eine Reihe großer Aktienoperationen erleben. Die Verstaatlichung der österreichischen Bahnen ist ins Wasser gefallen und man vermißt diese noch vor Kurzem so wichtige Stimulanz gar nicht; die 200 Millionen Mark Griechen, die in Deutschland placirt sind, erblicken noch keinerlei Hoffnungschimmer; die serbischen Werthe, in unseren Kapitalskreisen aufs Sorgfältigste untergebracht, konnten an einem einzigen Mittag um acht Prozent fallen, — und dies Alles drückt die Aufwärtsbewegung nicht im Mindesten nieder. Die Tendenz ist stärker als 1889! Argentinier werden anlagemäßig gekauft, Mexikaner gelten wieder als Sicherheit, und wer die Elektrizitätpapiere ansieht, deren Unternehmen doch schon heute von einer vernichtenden Konkurrenz bedroht sind, Der wundert sich über die Kurssprünge von Woche zu Woche immer mehr. Dabei hat die Hausse zwei seltene Eisen im Feuer: die Erholung der amerikanischen Werthe, die mit der Steigerung der maßgebenden Produkte Hand in Hand geht, also solide erscheint, und die märchenhaften Gewinne am Goldminenmarkt, dessen Zusammenbruch noch immer nicht in Sicht ist und wahrscheinlich auch nur partiell eintreffen wird. Auf diesen Gebieten ist doch ein Vermögenszuwachs so vieler Deutschen zu konstatiren, daß der weitere Muth auch für andere Papiere begreiflich wird.

Und dennoch wären die Kapitalserhöhungen unserer Banken, also eine Machterhöhung der schon so Mächtigen, ein falscher Schritt. Man spricht so viel vom Großkapital, aber vor dessen prägnantem Ausdruck, den Großbanken, hält man in Ehrerbietung still. Soll es vielleicht gut für Deutschland sein, wenn wir nur noch fünf Pfeiler einer Alles überragenden Geldmacht haben? Die Fähigkeit, den guten Willen, die Nützlichkeit im Allgemeinen wird kein billig Denkender bestreiten, aber es wird eben eine Uebermacht konstruirt, die ihrem innersten Wesen nach imperatorisch werden muß. Nur diese unnatürlichen Kapitalskräfte sind es, die Handel und Industrie einseitig begünstigen. Die ruhigere und gerechtere Vertheilung der Baarmittel liegt eben weit mehr in der glichkeit mittlerer Institute. Wenn z. B. die Diskontogesellschaft Venezuela nzirt, schafft sie nicht den deutschen Eisenwerken Beschäftigung, sondern nur mit ihr liirten Etablissements, wie dem Bochumer Gußstahl-Verein. Solche ünstigungen schaden aber nicht allein, sie entmuthigen zugleich. So ist es mmen, daß unsere Industrien ihre wesentlichste Geschicklichkeit nicht mehr r Technik, sondern in der Kunst der Kapitalsassoziation suchen. Weshalb en denn schon heute in der noch so jungen Elektrotechnik nur große Gesell-

schaften floriren? Es giebt da längst überholte Maschinen, die noch immer ihren Absatz finden, weil die Abnahmebedingungen leichter sein können. Kurz: die Mittelbanken haben den vorhandenen Kreditansprüchen zu genügen gesucht, die Großbanken locken unwillkürlich solche Ansprüche erst hervor. Das mit dem Wettbewerb von heute multiplizirt, ergab dann jene Hetzjagd, auf der sich fast alle praktischen Thätigkeiten der Gegenwart befinden.

Es würde erstaunliche Wirkungen haben, wenn Deutschland für je eine Bank mit ca. 80 Millionen Mark deren vier mit 20 Millionen Mark hätte: eine gerechtere Vertheilung von Sorgfalt und Kredit, ein geringerer Hochmuth, der ja bei solchen Machtstellungen, wie sie heute Bankleiter besitzen, unmöglich ausbleiben kann. Wenn schon Fürsten leicht dem Caesarenwahn verfallen, die doch aus der Geschichte auch gestürzte Herrscher kennen, — um wie viel eher Geldkönige, die gar keine Ahnen haben! Es handelt sich hier nicht um persönlichen Stolz, sondern um jene geschäftliche Verblendung, deren Unbegreiflichkeit trauriges Ereigniß wird. Man bedenke, daß unser erstes Institut in dem einen Jahre 1889 sich bei Venezuela und bei Popp in Paris mit jedesmal 30 Millionen engagirt hat und daß der Chef einer anderen Bankmonarchie seine Aktionäre bei Mannesmann und Northern-Pacific hineinzog. Man scheut im Prinzip vor keinem großen Unternehmen zurück, da eine gewisse Bürgschaft vorliegt, selbst Riesenverluste aus den Jahresgewinnen decken zu können.

Um von den schlechten Emissionen zuletzt zu reden: glaubt man denn im Ernste, daß unsere Banken alle die exotischen Papiere gebracht hätten ohne die verzehrende Sorge wegen Verzinsung des großen Aktienkapitales? Erst dieser Umstand hatte bei den zweifelhaftesten Staaten eine solche Konkurrenz der Geldgeber hervorgerufen, daß der Preis von dem Bedürftigen — und sehr hoch — diktirt werden konnte. Wer das Kapitalserforderniß unserer Banken nach ihren Geschäften beurtheilt, sieht diese Institute nur um ihre eigene Axe sich drehen. Solche gewaltige Körper ziehen aber ihren Kreis auch um die Gesammtheit und da bricht das Mißverhältniß durch.

Früher schon wurde an dieser Stelle in einer Besprechung über die Börsenenquete als das Wichtigste betont: ein Maximalkapital der Banken festzustellen, etwa 40 Millionen Mark. Wäre Dies geschehen, so wäre Deutschland zwar um einige wichtigthuende Börsenreformer ärmer, in Wahrheit aber reicher und gesünder. Allein da wir in einer Zeit leben, wo die Rücksichtlosigkeit als eine Art innerer Größe gilt, so haben sich die Gesetzgeber damit begnügt, [illegible] Börse zu ärgern.

Diese Zeilen können die Strömung nicht aufhalten. Unsere Banken werden ihre Riesenmittel, bei denen ja auch die Reserven dividendenlos mitarbeiten, noch einmal vergrößern. Es wird ein Gipfelpunkt der Macht erklommen werden, — und dann kommt der Rückschlag. Kein Krach, keine Baisse, sondern ein Erkennen des großkapitalistischen Uebergewichtes in der Nation selbst und ein Beschränken der Banken auf Das, was ihnen zukommt. Würden die maßgebenden Bankleiter weiter als von heute auf morgen denken, würden unsere Regirungen ihre ganz falsche Werthschätzung der Großbanken aufgeben, so brauchte auch kein Rückschlag zu kommen, mit den üblichen Härten und Uebertreibungen.

Pluto.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Mai 1895.

# Ministerauslese.

Die politische Metaphysik, die, im Bann des platonischen Denkens, an ewig unveränderliche Gesetze geglaubt hatte, liegt im Sterben. Vielleicht ist sie schon tot und spukt als ein fahler revenant nur noch durch die hellen Gefilde der Lebendigen. Aufmerksam lauscht man wohl, wenn von den Alten Einer uns die Geschichte erzählt: den Streit der Könige, ihren Zwist mit den Priestern, und wie die Volkheiten lebten und litten, während Agamemnon mit Kalchas haderte und sich vertrug; ist der Alte ein Großer, dann steigert die Aufmerksamkeit sich zur Andacht und langsam nur, ganz allmählich, erwacht den Horchenden die leise Empfindung, daß sie Geschichten hören und nicht Geschichte, daß in dem fesselnden Geplauder Etwas fehlt, von Allem das Wichtigste. Ihr Gefühl täuscht sie nicht und es ist kein Zufall, daß solche Reden zwar mit dem Zauber der reichen Persönlichkeit für den Augenblick wirken, bald aber ohne weithin nachtönendes Echo verhallen. Das Wichtigste fehlt wirklich: die Erkenntniß, die ganz moderne, daß die Könige und die Priester, nicht die Feldherren und die Diplo... die Geschichte machen, daß sie vielmehr auf dem Wege von ...r Volksstandsstufe zur anderen entsteht. Das große Individuum ... auf die Entwickelung wirken, sie hemmen und vorwärts führen, ...rnd aber wird es nur dann sie bestimmen, wenn es der mächtige ...druck eines nach Befriedigung drängenden Zeitbedürfnisses ist;

sonst macht auch der Größte, wie Bonaparte gezeigt und Karl Marx gesagt hat, nur Episode und nicht Geschichte. Und der Kreis der Möglichkeiten solcher Wirkung verengt sich in dem selben Grade, wie der Kreis Derer sich erweitert, die mit Bewußtsein und als Legitimirte an der Erledigung der Staatsgeschäfte mitarbeiten dürfen: ein absoluter Herrscher konnte die blinde Menge einem Ziel entgegenzerren, das nur ihm, allenfalls auch seinem Günstling oder seiner Maitresse, erkennbar und erstrebenswerth war; ein Volk, dem das allgemeine und gleiche Wahlrecht einmal gewährt ist und nur nach einer Revolution wieder entrissen werden kann, ein solches Volk will deutlich sehen, wohin es geführt wird, und es wird auch dem Gewaltigsten den dumpfsinnig gehorsamen Glauben versagen. Das Regiren ist schwerer geworden, seit die Regirenden von der Masse kontrolirt und mit Mißtrauen beobachtet werden, und die Schwierigkeit wird zur Unmöglichkeit, sobald die Regirenden nicht mehr in der Gedankenwelt der Regirten heimisch werden können. Heute weiß jeder leidlich Gebildete, daß die Wirthschaftverfassungen die Grundlagen sind, auf denen sich die Konstruktionen der Sittlichkeit und der Sitte, des Rechtes und der Politik erheben; diese Grundlagen sind in verschiedenen Breitegraden und Jahrhunderten verschieden, sie wandeln sich unter klimatischer und zeitlicher Einwirkung, sie werden im intellektuellen und technischen Fortschreiten verändert, — und diese Wandlungen der Basis bedingen auch eine veränderte Gestaltung der auf sie gegründeten Konstruktionen. Deshalb müssen die Staatsbauleiter stets, und heute mehr noch als früher, die Gebildetsten sein und zu den geistig Jungen gehören, damit sie durch zähes Beharren beim Gestrigen nicht die Möglichkeit eines neuen Tages verhindern; deshalb müssen sie die Wirthschaftverfassung, die vergehende und die werdende, sorgfältig geprüft haben, damit sie die evolutionäre Tendenz der Geschichte nicht in eine revolutionäre verwirren; und deshalb muß ihre Wahl nach dem großen Grundsatz der Auslese erfolgen, den die politische Metaphysik in ihrem Phantasiewahn nicht kannte.

In dem Bestreben, das Königthum hinter das schützende und zugleich hindernde Gitter der Verfassungen zurückzudrängen, war bereits die instinktive Sehnsucht nach einer besseren Auslese thätig. Das Erbkönigthum schien eine gute und nützliche Einrichtung, die man erhalten wollte; aber man hatte auch schon schlechte Könige gesehen und mehr als einmal erfahren, wie der Zufall der Geburt den Unwürdigen auf den

Thron erhöhen kann. So entstand einem Geschlecht, das die Beispiele der englischen Stuarts und der Louis von Frankreich vor Augen hatte, ganz natürlich der Wunsch, die Macht des Herrschers, und besonders den Raum, auf dem seine Laune den Volksorganismus schädigen könnte, mit einem festen Gehege einzuschränken. Der Erbkönig blieb, aber er war für die Regirung nicht mehr verantwortlich, war nur noch der gekrönte Vertrauensmann der Nation, der Volksrepräsentant, dessen Sonnenglanz keine flüchtige Wolke des Mißvergnügens verdüstern konnte. Dabei wurde vorausgesetzt — auch da, wo es nicht zur bindenden Fixirung dieser Forderung kam —, daß der Herrscher in der Auswahl der Männer, die ihn von der Verantwortung entlasten sollten, schon im eigenen Interesse die ernsteste Umsicht walten lassen und den Rath der Besten nicht leichtfertig verschmähen werde. Das schien eine ausreichende Garantie: ein angestammtes Herrschergeschlecht, das sicher, um den Dynastenanspruch zu wahren, die geeignetsten Rathgeber suchen und finden würde. Leider ließ diese Rechnung eine recht breite Lücke; ein schlechter Monarch war gewöhnlich auch einer, der dem eigenen Urtheil mehr als jedem anderen vertraute und deshalb fast niemals den richtigen Mann an die richtige Stelle setzte. Ein erschwerender Umstand kam noch hinzu: der Hof blieb erhalten, es blieb die Kamarilla, und zwischen dem Volk und dem Herrscher war die Kluft kaum verengt, weil der König auch fernerhin immer und überall durch die gefärbten Gläser sah, die sein Gesinde ihm vorhielt, und fast nie die Anschauung und den Wunsch des Volkes deutlich erkannte. Die Kaste der Privilegirten war nicht durchbrochen und sie lebte im Wesentlichen ganz wie früher fort, ein von der sozialen Gemeinschaft getrenntes Leben, in das von dem Luftstrom der Zeit kein Hauch hineinwehte. Aus dieser Kaste aber, die seinen Auffassungen am Nächsten stand und im Grunde nur von dem Lichte der Majestät ein erborgtes Reflexdasein empfing, wählte der König beinahe stets seine Berather, — und sehr oft gerade aus der Reihe der Bequemsten, die einen starken Willen nicht mitbrachten und nach Lust und Laune sich gängeln ließen. Solche Leute hatten den Kampf ums Dasein gar nicht erst kennen gelernt und die Fähigkeiten, die dieser Kampf in Menschen und Thieren entwickelt, waren ihnen deshalb auch nicht gewachsen oder wieder verkümmert; wie, nach dem Wort Augusts Weismann, den im Dunkel lebenden Thieren das Auge allmählich erlischt, weil es für diese Art

keinen Werth mehr hat und also durch Selektion nicht mehr auf seiner Höhe erhalten wird, so waren auch den Privilegirten nach und nach die Eigenschaften verdorrt, mit denen die Natur den Menschen ausgerüstet und für den Lebenskampf tüchtig gemacht hat. Das Ziel der Auslese war verfehlt: statt eines Mächtigen, dessen Interesse doch mit dem Interesse des Landes zusammenfiel, herrschte ein Dutzend Erngroßer, die oft genug nur den persönlichen Vortheil zu erlisten und zu erlauern suchten und ihr Bischen Kraft daran verzettelten, sich möglichst lange in der wärmenden Nähe des majestätischen Lichtes zu halten. Die politischen Metaphysiker merkten Das nicht gleich; ihnen war es eines von den ewig unveränderlichen Gesetzen, daß, ohne Rücksicht auf ihre Tauglichkeit, die privilegirten Erben der glänzendsten Namen auf die wichtigsten Plätze berufen wurden, und sie trugen, mit anderer Bürde, in stumpfem Fatalismus auch dieses schwere Geschick.

Seit Fürst Montbarrey, durch eine Damenintrigue, der auch Choiseul, der große Verbannte, seinen Beistand lieh und von der nur der achtzigjährige Premierminister Maurepas nichts ahnte, beseitigt und vom Grafen Ségur abgelöst wurde, hatte im Grunde sich nur wenig verändert. Fähige Leute, wie Colbert, Turgot und Necker, waren auch früher schon zufällig wohl einmal zur Macht gelangt. Im Allgemeinen herrschte noch immer die Kamarilla, die Favorite oder der Generaladjutant, und die eigentlich regirenden Familien hatten höchstens den Rang und den Namen gewechselt. Deshalb hatten auch in den konstitutionellen Staaten die Revolutionen fast immer die selben Ursachen wie früher in den absoluten Monarchien: sie wurden jedesmal nöthig, wenn zwischen den Regirenden und den Regirten die Gedankeneinheit nicht mehr herzustellen war. Und deshalb schmolz die Schaar der Anhänger einer monarchischen Staatsform zusammen und gerade die hitzigsten Patrioten klammerten sich an das demokratische Ideal, das ihrem Wähnen endlich die Herrschaft der Besten verhieß.

Wer aufmerksam, und nicht vom lauten Markt des Parteigetriebes aus, den Ereignissen folgt, Der kann sich nicht darüber täuschen, d von dieser Seite auch heute noch den Monarchien die schwersten G fahren drohen. Eine neue Wirthschaftverfassung, deren Erdstöße v Tag zu Tag vernehmlicher werden, bereitet sich vor und auf der neu Basis muß rechtzeitig mit dem Mauerwerk der neuen Konstruktionen, d Rechtes, der Sittlichkeit und der Politik, begonnen werden. Die werden

Wirthschaftordnung ist mit der Monarchie durchaus nicht unvereinbar; sie wird es erst dann, wenn in den Monarchien die Auslese der zum Regiren Geeignetsten nicht ermöglicht wird. Dem Gesetz der Umwandlung, das für alles Lebendige gilt, ist auch die monarchische Staatsform unterworfen, auch sie muß, wenn sie nicht versteinern und absterben soll, in einer Art von mimicry den entstehenden Gebilden sich anpassen und ihre Hauptsorge auf die Wahl der besten und passendsten Helfer richten; sie ist ernstlich bedroht, sobald nur dumme und ungeschickte Leute ihre Geschäfte besorgen, — Männer von gestern und vorgestern, die mit ihrer Unwissenheit sich noch protzig brüsten und am Ende gar munter mitlachen, wenn sie von den Gebildeten im Lande ausgelacht werden. Es ist gleichgiltig, ob die Regirenden konservativ oder liberal, adelig oder bürgerlich sind; schon Lagarde hat gesagt, daß als Führer einer Lokomotive Niemand konservativ oder liberal zu sein hat, sondern sachverständig, und es ist die mindeste Forderung, daß ein Regirender seinen gesellschaftlichen Stand, seine Kaste, im Sinnen für das Volkswohl vergißt. Nur darauf kommt es an, daß die Besten und Passendsten in die wichtigsten Stellungen rücken. Weil aber erst das Ueberleben im Kampf ums Dasein zeigt, wer der Beste und Passendste ist, deshalb dürfen die Regirenden auch nicht aus dem Kreise Derer entnommen werden, die in den Kampf ums Dasein gar nicht eingetreten sind.

Ringsum, in Deutschland so gut wie in Oesterreich-Ungarn, entsteht ein Schütteln der hellsten Köpfe und die Verständigsten fragen, in banger Besorgniß, wie es denn eigentlich kommt, daß in den Regirungen die scharfsichtigen und modern gebildeten Intelligenzen so häufig fehlen. Die Antwort ist nicht schwer zu finden: die politische Metaphysik spukt als ein fahles Gespenst noch immer auf den Höhen der Monarchien umher, und während die Wirthschaftverfassungen sich wandeln, werden die Männer, die den Völkern die neuen Staatsgebäude errichten sollen, ganz wie früher aus den Schichten erwählt, die ein günstiges Schicksal vor der grausamen Auslese der Passendsten allzu zärtlich bewahrt hat.

# Die Reichskommission für Arbeiterstatistik.

In dem Nachfolgenden beabsichtige ich weder, eine Art aktenmäßiger Darstellung des Thätigkeitgebietes und der bisherigen Arbeiten der Reichskommission für Arbeiterstatistik zu geben, noch auch irgendwie durch statistische Erörterungen ein Attentat auf die Harmlosigkeit und Unbefangenheit der Kreise zu begehen, denen alle Statistik ein Gräuel ist. Eine systematische Darstellung der Reichskommission für Arbeiterstatistik ist schon durch ein anderes Mitglied der Kommission, den Direktor des Kaiserlichen Statistischen Amtes, Herrn von Scheel, im Jahrgang 1894, S. 135 ff. des Schmollerschen Jahrbuches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft so eingehend gegeben worden, daß der Gegenstand nach dieser Seite vollständig erschöpft ist. Auch um irgend welche statistische Auseinandersetzungen handelt es sich im Folgenden nicht. Es handelt sich darum, den weiten Kreisen Derjenigen, welche die geistigen Bewegungen der Zeit vom politischen Standpunkt aus oder mit wissenschaftlichem Interesse verfolgen, für eine Institution, die an sich für die Weiterentwickelung unserer sozialen Zustände nicht ganz unwichtig ist, die aber noch auf ungesichertem Fundamente steht und deren Thätigkeit der augenblicklichen Zeitströmung entgegengesetzt ist, etwas menschliches Mitgefühl zu erregen. Diese Institution verdient und braucht ein solches Mitgefühl, weil in ihrem Ankämpfen gegen die Ungunst der Verhältnisse so Etwas wie tragisches Schicksal liegt, besonders aber, weil der Erfolg ihrer Thätigkeit unter Anderem wesentlich von dem Verständniß und der Sympathie der gebildeten Klassen der Bevölkerung abhängt. Ich mache daher von einem seitens des Heraus-

gebers der „Zukunft“ an mich gerichteten Ersuchen gern in dem Sinne Gebrauch, daß ich versuchen will, die Bedeutung der Thätigkeit der Kommission für ziemlich erhebliche allgemeine Interessen dem ausgebreiteten und einflußreichen Leserkreise dieser Zeitschrift etwas näher zu bringen.

Die Kommission für Arbeiterstatistik wurde im Sommer 1892 durch ein vom Bundesrathe erlassenes Regulativ ins Leben gerufen. Ihr Zweck ist danach die Mitwirkung bei den statistischen Erhebungen, die bei der Vorbereitung der die Verhältnisse der gewerblichen Arbeiter betreffenden Gesetzgebung erforderlich werden. Sie soll aber nach einer weiteren Bestimmung des genannten Regulativs nicht nur die zur Vornahme, Durchführung und Verarbeitung der für die betreffende Gesetzgebung gemachten statistischen Erhebungen, sondern auch ihre Ergebnisse begutachten. Ferner hat sie das Recht, dem Reichskanzler selbständig Vorschläge für die Vornahme und Durchführung solcher Erhebungen zu unterbreiten.

Im Wesentlichen hat also die Kommission mitzuwirken auf dem Gebiete der Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung. Da aber nach Ansicht mancher Leute die Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung überhaupt, oder doch für längere Zeit, nicht nöthig oder nicht wünschenswerth ist, so wäre hiernach auch die eingesetzte Kommission überflüssig. Bestenfalls ließe man sie sich als ein unschuldiges und nicht einmal kostspieliges Dekorationstück gefallen. Als ein solches Dekorationstück wird sie auch vielfach deswegen angesehen, weil bei ihr eine Einwirkung auf die vorhandenen Zustände sich bis jetzt nicht gezeigt hat. Man hält es gewiß auch da und dort für genügend, wenn die Kommission fortfährt, statistische und sonstige Erhebungen, Protokolle und Berichte zu veröffentlichen. Auf ihrem Gebiete soll die Kommission nicht nur die Vornahme, Durchführung und Verarbeitung der statistischen Erhebungen, sondern auch ihre Ergebnisse begutachten. Daraus ergiebt sich selbstverständlich nicht nur die Begutachtung, sondern auch die Zusammenfassung und Ordnung der Ergebnisse der Erhebungen. Die Erhebungen können aber nach der Natur der Dinge nicht nur statistische sein. Eine weitere Vorschrift des Regulativs sieht daher auch Ergänzungen der statistischen Erhebungen durch Einvernahme von Auskunftpersonen aus den Kreisen der Arbeitgeber und Arbeiter vor. Es sind somit auch die aus diesen Einvernahmen nahegelegten Schlußfolgerungen einer Erörterung zu unterziehen. Naturgemäß hat die Einvernahme der Auskunftpersonen den Zweck, zu ermitteln, wie die Betheiligten selbst die aus den statistischen Erhebungen sich ergebenden Mißstände ansehen, inwieweit sie ein gesetzgeberisches Eingreifen für nützlich und durchführbar halten, und von welcher Art voraussichtlich die Wirkungen eines solchen Eingreifens auf die betreffenden Industriezweige und die in ihnen beschäftigten Arbeiter sein werden. Die Zusammenfassung und Ord-

nung derartig vielseitiger, den ganzen Gegenstand erschöpfenden Erhebungen heißt aber nichts Anderes als die Vorbereitung und Ausarbeitung von Gesetzentwürfen auf dem zugewiesenen Gebiete. Diesen Verlauf haben denn auch thatsächlich die Arbeiten der Kommission ganz von selbst genommen. Nur in dieser Weise läßt sich die Gesammtheit der Erhebungen in dem Schlußgutachten zusammenfassen. Auch von Scheel sieht — in der im Eingang genannten systematischen Darstellung der Aufgaben und der Thätigkeit der Kommission — als letzte Stufe der Behandlung der ihr zufallenden Aufgaben an: die Formulirung von Vorschlägen für die Gesetzgebung auf Grund der vorhergegangenen Untersuchungen.

Die Kommission für Arbeiterstatistik besteht aus einem vom Reichskanzler ernannten Vorsitzenden, sechs vom Bundesrath und sieben vom Reichstage gewählten Mitgliedern, sowie einem weiteren Mitgliede, das der Reichskanzler aus den Beamten des Kaiserlichen Statistischen Amtes ernennt. An den Sitzungen der Kommission nehmen außerdem Kommissare des Reichskanzlers und des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe sowie häufig auch der einen oder anderen Bundesregirung Theil. Unter den Kommissaren des Reichskanzlers befinden sich in der Regel ein oder zwei Mitglieder des Kaiserlichen Gesundheitamtes.

Mit Bezug auf den Inhalt des Regulativs und die ihm in der Praxis gegebene Auslegung ist es nicht gestattet, zu sagen, daß der Kommission durch ihren Gründungakt zu enge Grenzen gezogen worden seien. Allerdings fehlt ihr die gesetzliche Grundlage und die Fassung des Wortlautes des Regulativs ist eine äußerst vorsichtige. Das ist aber an sich nicht ungerechtfertigt. Es ist immer gut, Neuschöpfungen am Anfange einen provisorischen Charakter zu geben, damit sie im Falle der Nichtbewährung ohne größere Schwierigkeit wieder entfernt oder anders gestaltet werden können. Die Freiheit der Bewegung, die jede neue Schöpfung zu ihrer gesunden und fruchtbringenden Entwickelung haben muß, ist der Kommission durch das Regulativ aber nicht verkümmert. Der Kommission war daher, so weit ihre Organisation in Betracht kam, die Möglichkeit geboten, sich diejenige Wirksamkeit und innere Bedeutung zu erobern, die sie durch ihre eigene Thätigkeit verdiente. Wenn die Kommission praktisch greifbare Wirkungen nicht erzielt hat, so liegt Dies nicht an ihrer Thätigkeit.

Fragt man nun, welche Aufgaben der neuen Institution auf Grund des Regulativs praktisch zufallen, so kommt hier zunächst die Vorschrift des § 120 e Absatz 3 der Gewerbeordnung in Betracht, die dem Bundesrat die Befugniß giebt, für solche Gewerbe, in denen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitzeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, Dauer Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitzeit vorzuschreiben und

zur Durchführung dieser Vorschriften erforderlichen Anordnungen zu erlassen. Dieses Gebiet ist nicht klein und nicht unwichtig. Bekanntlich ist die Arbeitzeit der erwachsenen männlichen Arbeiter keinen gesetzlichen Beschränkungen unterworfen. Hier beherrscht noch die Vorstellung von dem freien Arbeitvertrage die Verhältnisse, obgleich das Bewußtsein von der Unrichtigkeit dieser Fiktion längst Gemeingut geworden ist. Niemand ist heute mehr im Zweifel darüber, daß die vorhandenen Mißstände des Arbeitverhältnisses in dem Charakter der Arbeit als Waare, in der unlösbaren Verknüpfung dieser Waare mit der Person des Arbeiters und in dem Umstande liegen, daß der Arbeiter in der Regel weiter nichts besitzt als seine Arbeitkraft. Die eigentlich gröberen Mißstände bezüglich der Arbeitzeit sind weniger in der Fabrikindustrie als im Kleinbetrieb und in der Hausindustrie vorhanden. Aber auch in der ersten wird es sich doch in manchen Fällen fragen, ob die bestehenden Arbeitzeiten nicht im Hinblick auf die Gesundheitschädigung einiger Beschäftigungen zu lang sind. Die erwähnte Vorschrift der Gewerbeordnung durchbricht nun zum ersten Male auch bezüglich der erwachsenen männlichen Arbeiter die bisher herrschend gewesene manchesterliche Anschauungweise, indem sie dem Bundesrath das Recht giebt, unter den genannten Voraussetzungen Vorschriften über die Arbeitzeit auch der erwachsenen männlichen Arbeiter zu erlassen. Es wird aber nur in einzelnen Gewerbezweigen ein gesetzliches Eingreifen in Aussicht genommen, an eine allgemeine Regelung der Arbeitzeit erwachsener Arbeiter wird durchaus nicht gedacht.

Zunächst wurde der Kommission von dem Reichskanzler die Prüfung der Frage der Arbeitzeiten in solchen Gewerbezweigen aufgegeben, aus denen über die Ausdehnung der Arbeitzeiten sowie über andere Mißstände Klagen in die Oeffentlichkeit gelangten. Das waren die Arbeitzeiten in Bäckereien und Konditoreien, in Getreidemühlen, in offenen Ladengeschäften und in Gastwirthschaften. Die Untersuchung wird nach der Uebung, wie sie sich nach und nach herausgebildet hat, so vorgenommen, daß zunächst die Arbeitzeit und die sie beeinflussenden Verhältnisse in etwa 10 Prozent sämmtlicher im Deutschen Reiche vorhandenen und nach objektiven Merkmalen ausgewählten Betriebe erhoben werden. Dann werden bestehende Vereinigungen von Arbeitgebern und von Arbeitern in genügender Zahl schriftlich über bestimmte Fragen vernommen, die sich auf die Ursachen der langen Arbeitzeiten und die Mittel zu er Beseitigung beziehen. In diesem Stadium der Erhebungen wird gewöhnlich auch das Kaiserliche Gesundheitamt zur Abgabe eines Gutachtens er den Gegenstand veranlaßt. Hierauf folgt die Einvernahme von Auskunftersonen aus den Kreisen der Arbeitgeber und der Arbeiter vor dem Plenum r Kommission, wobei es hauptsächlich darauf ankommt, daß sich diese Sachrständigen über die Wirkung des vorhandenen Zustandes und über die

Mittel seiner Verbesserung frei aussprechen. Das letzte Stadium sind dann die Schlußberathungen der Ergebnisse der Untersuchungen und des an den Reichskanzler zu erstattenden Berichtes. Sofern nach Ansicht der Kommission sich Mißstände herausgestellt haben, die sich beseitigen lassen, verdichtet sich dieser Schlußbericht, wie schon erwähnt, naturgemäß zu einem Gesetzentwurf.

Schon die zunächst angestellten statistischen Erhebungen haben ergeben, daß in den untersuchten Gewerben allerdings Arbeitzeiten vorkommen, und zwar nicht als Ausnahmen, die durchaus geeignet sind, durch ihre übermäßige Dauer die Gesundheit der Arbeiter zu schädigen. In den Bäckereien beträgt die tägliche Arbeitzeit einschließlich der Pausen zwar in 53,3 Prozent der Betriebe 12 Stunden täglich und weniger, 28,6 Prozent dieser Betriebe lassen aber 12 bis 14 Stunden, 13,2 Prozent 14 bis 16 Stunden, 3,1 Prozent 16 bis 18 Stunden und 0,7 Prozent über 18 Stunden täglich arbeiten. Daß solche Arbeitzeiten die Gesundheit der Arbeiter schädigen müssen, besonders im Hinblick darauf, daß sie sich über die ganze Nachtzeit erstrecken, liegt auf der Hand. Auch Lehrlinge unter 16 Jahren müssen da und dort 18 und mehr Stunden täglich arbeiten. Spezifische Krankheiten der Bäcker sind ja auch dem größeren Publikum bekannt, wie z. B. die sogenannten Bäckerbeine, die von dem anhaltenden Stehen bei noch nicht genügender Widerstandsfähigkeit herrühren. Genau läßt sich übrigens die Gesundheitschädigung dieser langen Arbeitzeiten nicht erfassen, weil die Bäckergesellen die Arbeit nicht lange aushalten. Sie verlassen sie daher frühzeitig und werden durch frische Arbeitkräfte ersetzt. Körperlich geschwächte Existenzen werden auf diese Art zahlreichen anderen Berufszweigen zugeführt. Schon darin allein liegt eine weitgehende öffentliche Schädigung, ganz abgesehen davon, daß für den Kulturstaat die zweifellose Verpflichtung besteht, zu verhindern, daß auch eine kleinere Zahl von Personen in dieser Weise in ihrem Berufe zu Grunde geht.

Auch das eigene Interesse des Publikums ist weit mehr an der ganzen Sache betheiligt, als man denkt. Sonst würde sich wohl eine lebhaftere Theilnahme an dem Gegenstande in weiten Kreisen geltend gemacht haben. Daß Arbeiter, die zum Theile täglich so lange arbeiten müssen, wie es vorstehend an einigen Zahlen dargethan wurde, die kaum die allernöthigste Zeit zum Schlafe haben und deren Leben sich an Werktagen und Sonntagen in der gleichen Monotonie und Abspannung hinzieht, daß solche Arbeiter stumpfsinnig und gleichgiltig werden, ist nur natürlich. Nach alter Erfahrung äußert sich diese Gleichgiltigkeit zuerst in dem mangelnden Sinne an Reinlichkeit. Daß ein derartiger Mangel nach der Bearbeitung der ersten Mengen Backwaaren von selbst verschwindet, ist sicher nur ein geringer Trost. Die Betten der Bäcker sollen nach den Streiflichtern, die gelegentlich der Erhebungen auch auf diese Dinge gefallen sind, nicht selten von Schmutz

starren. Auch würden während der Pausen öfter von den Bäckergesellen die Arbeitstische, die Backmulden, die Mehlsäcke u. s. w. als Ruhestellen benutzt. Und die früher allgemein vorhanden gewesene Uebung, die Backstube überhaupt als Schlafraum zu benutzen, ist vielfach noch nicht verschwunden. Nimmt man nun noch die da und dort bei den Arbeitern vorkommende sogenannte Bäckerkrätze hinzu, so ergiebt sich kein sehr verlockendes und Appetit erregendes Bild von der Herstellung unseres täglichen Nahrungmittels. Allerdings ist die Sache nicht ganz so schlimm, wie sie aussieht. Wo, wie in der größeren Hälfte der Bäckereien, die Arbeitzeit nicht übermäßig, z. B. zwölf Stunden täglich und weniger, beträgt, können an die Reinlichkeit der Arbeiter wenigstens normale Ansprüche gemacht werden. Hier sind auch meist die sonstigen Zustände bezüglich der Schlafstellen u. s. w. weit besser. Die Verhältnisse liegen also durchaus nicht so, daß man überhaupt keine Backwaaren mehr mit Appetit essen kann. Nur so viel ist ziemlich allgemein zutreffend, daß Backwaaren, die unter übermäßigen Arbeitzeiten hergestellt werden, in der Regel auch unter Außerachtlassung recht bescheidener Ansprüche an die Reinlichkeit bereitet werden.

Nach Abschluß der gesammten Erhebungen ist von der Kommission an den Reichskanzler ein eingehender Bericht erstattet worden, der im Wesentlichen die Normirung der täglichen Arbeitzeit auf zwölf Stunden und eine Sonntagsruhe von sechzehn Stunden vorschlug. Auf die Einzelnheiten kann hier nicht weiter eingegangen werden. Dem Berichte wurde ein nach Maßgabe dieser Vorschläge ausgearbeiteter Gesetzentwurf sammt Begründung beigefügt. Die Beschreitung des Weges der Gesetzgebung anstatt einer Regelung durch den Bundesrath auf Grund der Ermächtigung des § 120e der Gewerbeordnung schien der Mehrheit der Kommission deswegen geboten zu sein, weil es sich wegen des engen Zusammenhanges der Bäckereien und Konditoreien und zur Vermeidung von Unbilligkeiten empfahl, gleichzeitig auch die Arbeitzeit in den Konditoreien zu regeln. Auch in den Konditoreien kommen Fälle gesundheitschädigender Ausdehnung der Arbeitzeit vor. Es handelt sich hier aber nicht um einen so großen Umfang derartig übermäßiger Arbeitzeiten, daß die Voraussetzungen einer Regelung der Arbeitzeit durch den Bundesrath unzweifelhaft als vorhanden angenommen werden können. Diese Vorlage ist vor etwa zehn Monaten an den Reichskanzler erstattet, ihr weiteres Schicksal aber nicht bekannt geworden. Die Unterstellung, daß ein solches Gesetz noch in der laufenden Reichstagstagung zur Berathung und Erledigung käme, erschien längst völlig ausgeschlossen.

Der nächste Gegenstand, der von der Kommission in Bearbeitung genommen wurde, betrifft die Arbeitzeit, Kündigungfristen und Lehrlingsverhältnisse im Handelsgewerbe, und zwar speziell in den offenen Ladengeschäften.

Auch hier haben die in erster Reihe vorgenommenen statistischen Erhebungen außergewöhnlich lange Arbeitzeiten in großer Zahl ergeben. In 45,5 Prozent der Geschäfte ist eine mehr als vierzehnstündige Ladenzeit üblich und 6,5 Prozent dieser Geschäfte sind über 16 Stunden täglich offen. Bei 38,8 Prozent fällt der Ladenschluß auf nach 9 Uhr abends, bei 3,9 Prozent auf 10 bis 11 Uhr nachts und bei 0,2 Prozent auf nach 11 Uhr nachts. Entsprechend solchen Ladenzeiten sind auch die Arbeitzeiten theilweise sehr lang. Am Ungünstigsten sind hier die männlichen Lehrlinge daran. In 33,9 Prozent der Geschäfte haben sie über 15 Stunden und in 8 Prozent über 16 Stunden Arbeitzeit. Und dabei klagt man noch über die mangelhafte Fortbildung der kaufmännischen Lehrlinge. Etwas besser sind die Gehilfen daran. Ueber fünfzehnstündige Arbeitzeit haben mit Abrechnung der Pausen 28,9 Prozent und unter Einrechnung der Pausen 25,8 Prozent. Weniger ungünstig als bei den männlichen Gehilfen ist bei den Gehilfinnen die Arbeitzeit geordnet. In 12,4 Prozent der Geschäfte ist ihre Arbeitzeit länger als 15 Stunden und in 1,5 Prozent länger als 16 Stunden. Die Lehrmädchen haben kürzere Arbeitzeit als die Gehilfinnen, während dieses Verhältniß bei den männlichen Gehilfen umgekehrt ist. Bezüglich der Kündigungfristen haben die Erhebungen ergeben, daß das Bestreben dahin geht, diese Kündigungfristen zu kürzen oder ganz aufzuheben. Hinsichtlich der Lehrlinge konnte zwar in den offenen Ladengeschäften eine eigentliche Lehrlingszüchterei in irgend größerem Umfange nicht festgestellt werden. Aus den Arbeitzeiten ging aber die für die Lehrlinge vorhandene Unmöglichkeit hervor, sich in ihrem Berufe weiter zu bilden, was schon wegen des Beginnes der Lehrzeit in sehr jugendlichem Alter dringend nothwendig ist.

Also auch im Handelsgewerbe ergab sich schon bei den thatsächlichen Feststellungen das Vorhandensein von Mißständen nach verschiedenen Richtungen. Daß diese Mißstände auch als solche von den Betheiligten empfunden werden, ergab sich aus der weiteren Befragung einer großen Zahl kaufmännischer Vereine und Verbände. Die betreffenden Aeußerungen lieferten überhaupt sehr bemerkenswerthes Material für die Beurtheilung der Verhältnisse. Eben so die von den Verbänden beigebrachten Gutachten von Aerzten und Gesellschaften von Aerzten. Die verschiedenen Gesundheitschädigungen ergaben sich auch schon für den Laien aus den konstatirten theilweise übermäßigen Arbeitzeiten, besonders wenn man in Rücksicht zieht, daß in vielen Geschäften [illegible] Personal während der Ladenzeit nicht gestattet ist, sich zu setzen, einer ob Kunden im Laden sind oder nicht. Die Erhebungen und die Verhandlungen über die Arbeitzeiten u. s. w. in offenen Ladengeschäften fanden Gegensatze zu denen im Bäckereigewerbe unter lebhafter Theilnahme [illegible] unter dem regsten Interesse der betreffenden Berufskreise statt.

Nachdem noch eine große Zahl von Auskunftpersonen aus dem Stande der Prinzipale und Angestellten vor dem Plenum der Kommission vernommen worden war, ist dieser Gegenstand bis zur Berathung des an den Reichskanzler zu erstattenden Schlußberichtes gediehen. Im Allgemeinen dürfte vermuthlich die vorzuschlagende Regelung auf eine einheitliche Ladenschlußstunde um acht Uhr abends, vielleicht auch noch auf eine Oeffnungstunde um sieben Uhr früh, mit Ausnahmen für einzelne Arten von Geschäften besonders bezüglich der Oeffnung der Läden, hinauskommen. Es wird ferner noch nöthig sein, den Gehilfen und Lehrlingen eine feste Mittagspause, die jetzt vielfach noch fehlt, zu sichern. Außerdem werden Bestimmungen nicht umgangen werden können, die den Lehrlingen die Möglichkeit der Fortbildung gewähren. Endlich scheint noch die Festsetzung einer Minimalkündigungfrist geboten zu sein. Bezüglich des Handelsgewerbes sind daher die Arbeiten der Kommission zwar nicht zum Abschlusse, aber doch so weit gediehen, daß sie einen gangbaren Weg zur Beseitigung vorhandener und von den Betheiligten empfundener Mißstände zeigen.

Ein dritter Gegenstand der Arbeiten der Kommission betraf die Arbeitzeit in Getreidemühlen. Dieser Gegenstand befindet sich in einem weniger vorgerückten Stadium als der vorige. Der Grund hiervon liegt darin, daß bei der ersten Berathung des Fragebogens innerhalb der Kommission grundsätzliche Meinungverschiedenheiten über die Art der Behandlung zu Tage traten, was wiederholte Aufstellung der Fragebogen und wiederholte Verhandlungen forderte. Auch hier haben die zunächst angestellten statistischen Erhebungen ganz außerordentlich lange Arbeitzeiten in großer Zahl ergeben. In den Windmühlen sind zwar zu Zeiten gewöhnlichen Betriebes die Arbeitzeiten günstiger. 74,4 Prozent davon haben alsdann tägliche Arbeitzeiten von 12 Stunden und weniger, und die längeren Arbeitzeiten sind mit verhältnißmäßig kleinen Prozentsätzen betheiligt. Zu Zeiten, in denen das Werk Tag und Nacht im Gange ist, haben aber nur 10,3 Prozent der untersuchten Windmühlen die genannte mäßige Arbeitzeit. Dagegen haben 3,8 Prozent 12 bis 14 Stunden, 20,4 Prozent 14 bis 16 Stunden, 43,4 Prozent 16 bis 18 Stunden, 4,3 Prozent 18 bis 20 Stunden und 16,7 Prozent sogar 20 bis 24 Stunden täglicher Arbeitzeit. In den Wassermühlen sind die Arbeitzeiten

| | Zu Zeiten gewöhnlichen Betriebes | | Zu Zeiten besonders lebhaften Betriebes | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Stunden und weniger in | 43,3 | Prozent | 23,7 | Prozent | |
| bis 14 Stunden in . . | 15,6 | „ | 12,6 | „ | |
| „ 16 „ „ . . | 18,0 | „ | 18,0 | „ | |
| 6 „ 18 „ „ . . | 15,5 | „ | 27,5 | „ | |
| „ 20 „ „ . . | 1,4 | „ | 5,7 | „ | |
| „ 24 „ „ . . | 0,5 | „ | 1,1 | „ | |
| Stunden in . . . . | 5,2 | „ | 11,1 | „ | der Betriebe. |

Hier handelt es sich daher um Mißstände, von denen wahrscheinlich sehr große Kreise der Bevölkerung keine Ahnung haben. Man wird sich fragen: wie ist es denn überhaupt möglich, daß Menschen nahezu 24 Stunden oder volle 24 Stunden tägliche Arbeit verrichten, daß sie also gar keine Ruhezeit haben? Da muß denn sogleich gesagt werden, daß die Arbeiter in den Mühlen mit so langen Arbeitzeiten während der Nachtzeit mitunter halbstündige, stündige, mitunter auch einundeinhalbstündige Pausen haben, die sie zur Ruhe verwenden können. Da diese Pausen aber unregelmäßig und in den einzelnen Anlagen überhaupt verschieden sind, so lassen sie sich nicht statistisch erfassen, sie konnten daher bei der Darstellung der Arbeitzeiten nicht in Abzug gebracht werden. Die Arbeiter haben demnach auch bei diesen längsten Arbeitzeiten ein gewisses Minimum von Ruhe, das zur Existenz überhaupt absolut nöthig ist. So weit ein solches Minimum nicht vorhanden ist und die Natur zu gebieterisch ihr Recht fordert, verschlafen die Arbeiter wohl auch gelegentlich nachts das bekannte Zeichen, das sie zum Eingreifen in den Betrieb rufen soll. Was sind Das aber für Zustände, wenn die nothwendigste Nachtruhe von Tausenden und Tausenden von Arbeitern während eines großen Theiles der Nächte in gelegentlichen halbstündigen und stündigen Pausen besteht, und wenn bei einem kleineren Theile dieser Arbeiter die Nachtruhe während des ganzen Jahres so beschaffen ist!

In den großen Dampf- und Wassermühlen kommen derartige Mißstände nicht vor. Sie sind Fabrikbetriebe, die Tag und Nacht ununterbrochen mit zwei sich ablösenden Arbeiterschichten betrieben werden und die daher keine längeren Arbeitzeiten haben als Fabrikbetriebe dieser Art überhaupt. Alle die genannten, in so weitem Umfange vorhandenen Mißstände rühren deshalb nur davon her, daß es in großer Zahl solche kleinere Mühlen giebt, die für einen Theil des Jahres, oder auch während des ganzen Jahres, Tag- und Nachtbetrieb haben, die aber diesen Betrieb mit einer einzigen Arbeiterschicht oder auch mit einem einzigen Arbeiter aufrecht erhalten. Wenn z. B. zwei Gesellen da sind, und wenn die Arbeiteintheilung so getroffen ist, daß am Tage beide Gesellen im Dienste sind und in der Nacht Einer der Beiden da zu sein hat, so ist es in Norddeutschland üblich, jeden der Gesellen wärend der halben Nacht arbeiten zu lassen. Die Gesellen haben dann achtzehnstündige Arbeitzeiten mit darauf folgenden sechsstündigen Ruhezeiten. In Süddeutschland herrscht in dem gleichen — sehr verbreiteten — Falle die Uebung, die beiden Gesellen abwechselnd während der ganzen Nacht Dienst thun zu lassen und ihnen dann je die zweite Nacht frei zu geben. Da sie Beide am Tage stets im Dienste sein müssen, so resultiren hier sechsunddreißigstündige Arbeitzeiten die mit zwölfstündigen Ruhezeiten wechseln. In der Statistik erscheint eine solche Arbeiteintheilung als durchschnittlich achtzehnstündige tägliche Arbeitzeit

da diese Erhebung auf die Ermittelung der täglichen Arbeitzeiten hinausläuft. Die mehr als durchschnittlich achtzehnstündigen täglichen Arbeitzeiten entstehen auf verschiedene Art, z. B. wenn man einen Gesellen mehrere Tage hintereinander Tag und Nacht arbeiten läßt und ihn bezüglich der Ruhezeit auf die bei der Nachtarbeit entstehenden gelegentlichen Pausen anweist, oder wenn der Geselle auf einige kurze Tages- oder Nachtstunden vom Meister abgelöst wird. Die täglich vierundzwanzigstündigen Arbeitzeiten, die noch einen so großen Prozentsatz ausmachen, ergeben sich, wenn der Geselle während einer längeren Zeit weder am Tage noch in der Nacht überhaupt abgelöst wird und wenn er daher bezüglich seiner Ruhezeit auf die bei der Nachtarbeit entstehenden gelegentlichen Pausen angewiesen ist. Die vollständige Aufklärung aller dieser Verhältnisse wird erst durch die noch ausstehenden Einvernahmen der Auskunftpersonen vor der ganzen Kommission gewonnen werden.

Die Wirkungen solcher Arbeitzeiten auf die Gesundheit der Arbeiter sind in einem von dem Kaiserlichen Gesundheitamte auf Veranlassung der Kommission erstatteten Gutachten in gründlicher Weise dargestellt worden. Ein nach einer Richtung zu Tage getretenes negatives Ergebniß dieses Gutachtens ist für die Beurtheilung des Gegenstandes von größter Bedeutung und auch für weitere Kreise von Interesse. Die Wirkungen der herrschenden Arbeitzeiten auf die Lebensdauer der Arbeiter konnte nicht festgestellt werden, weil die Arbeiter nur selten bis zu ihrem Lebensende in ihrem Berufe thätig sein können. Sie geben ihn vielmehr durchnittlich im dreißigsten Lebensjahre auf und gehen zu einer anderen Beschäftigung über. Der Grund dieses frühen Ausscheidens kann vermuthlich nur darin liegen, daß die Thätigkeit als Müllergeselle bei den bestehenden Arbeitzeiten im Allgemeinen nur in den allerkräftigsten Jahren vertragen werden kann. Völlige Klarheit wird auch hierüber erst durch die persönlichen Einvernahmen vor der Kommission geschaffen werden. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß eine in einem Gewerbe herrschende Arbeitzeit, welche die in diesem Gewerbe beschäftigten Personen durchschnittlich schon im dreißigsten Jahre zum Ausscheiden aus dem Berufe nöthigt, nicht nur die betreffenden Personen schädigt, sondern auch die öffentlichen Interessen nachtheilig beeinflußt.

Die Handhaben zur Verbesserung dieser Zustände, so weit sich diese in dem gegenwärtigen Stadium der Sache überhaupt vermuthen läßt, scheinen einmal darin zu liegen, daß gerade die kleineren Mühlen mit den übermäßigen Arbeitzeiten größtentheils ihre Produktionmöglichkeit gar nicht ausnützen und daß daher eine Ausgleichung nach dieser Richtung nicht ausgeschlossen ist; zum Anderen darin, daß auch jetzt schon kleine Mühlen bei thunlichster Ausnützung ihrer Leistungfähigkeit Arbeiteintheilungen haben, durch die übermäßige Arbeitzeiten vermieden werden.

Die zuletzt in Angriff genommene Erhebung ist die über die Arbeit- und Gehaltsverhältnisse der Kellner und Kellnerinnen. Hier ist die statistische Erhebung in der Kommission schon berathen worden. Die Befragung von Vereinigungen von Prinzipalen und Angestellten ist gerade im Vollzuge begriffen. Auch hier haben die statistischen Erhebungen ganz außergewöhnlich lange Arbeitzeiten und völlig ungenügende Ruhezeiten ergeben. So ist z. B. in nur 15,4 Prozent der Betriebe die Arbeitzeit 14 Stunden und weniger, dagegen in 53,3 Prozent 14 bis 16 Stunden und in 31,3 Prozent der Betriebe länger als 16 Stunden, daher die tägliche Ruhezeit weniger als 8 Stunden, mitunter nur ganz wenige Stunden. In einzelnen Gebietsgruppen sind die langen Arbeitzeiten häufiger, als sie sich aus den vorstehenden Zahlen ergeben, da diese den Durchschnitt der Arbeitzeiten im ganzen Reiche darstellen. Es hat sich ferner ergeben, daß 18 Prozent der Angestellten keinen Lohn erhalten, sondern auf die Trinkgelder angewiesen sind, wobei Vielen noch Ausgaben für das Geschäft zur Last fallen. Außerdem hat sich eine weitgehende Ausbeutung des Personals durch das Stellenvermittelungwesen herausgestellt. Die statistischen Erhebungen haben daher auch hier einen genügenden Anlaß für die weitere Verfolgung des Gegenstandes ergeben.

Die vorstehend genannten Untersuchungen waren veranlaßt durch ein vom Reichskanzler verlangtes Gutachten über die betreffenden Gegenstände. Auf Grund einer aus der Kommission hervorgegangenen Anregung werden künftig auch noch die Verhältnisse einzelner Zweige der Hausindustrie untersucht werden. Die zur Zeit im Gange befindlichen Vorarbeiten erstrecken sich auf die Ermittelung derjenigen Zweige der Hausindustrie, bei denen die Erhebungen am Meisten angezeigt sind. Zwei andere aus der Mitte der Kommission gestellte Anträge auf Durchführung einer ziemlich breit angelegten Lohnstatistik und auf die Vornahme von Erhebungen über die bestehenden Arbeitvermittelunganstalten wurden in der Kommission mit überwiegender Mehrheit abgelehnt. Man vermißte das konkrete Bedürfniß für diese Erhebungen und erwartete daher von ihnen zur Zeit auch keinen praktischen Erfolg. Man befürchtete aber auch Zersplitterung der Kräfte und hielt es für das Nächstliegende, daß zuerst einmal einige Untersuchungen erfolgreich zu Ende geführt würden. Es wurde mit Recht für wichtiger gehalten, daß erst einmal wenigstens einige der konstatirten Mißstände beseitigt würden, als daß statistisches Material, zunächst zwecklos, angehäuft würde.

Die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat daher schon eine ganze Anzahl von Arbeiten geleistet, von denen eine bis zu bestimmt formulirten Vorschlägen für die gesetzgeberische Behandlung, andere bis nahe dahin gediehen sind. Alle diese Erhebungen und Erörterungen beschäftigen sich mit

der Arbeitzeit von Gehilfen und Lehrlingen in nicht fabrikmäßig betriebenen Gewerben. Es haben sich hierbei Arbeitzeiten in großer Zahl herausgestellt, die so ausgedehnt sind, daß sie die Gesundheit der betroffenen Personen schädigen, und die theilweise geradezu unmenschlich genannt werden müssen. Schon der dem Staate obliegende Schutz der Schwachen erfordert daher Abstellung dieser Mißstände, so weit Dies praktisch möglich ist. Es werden aber auch in anderer Weise die Interessen der Allgemeinheit in Mitleidenschaft gezogen. Zu lange Arbeitzeiten machen die Arbeiter unsauber an ihrer Person und in ihren Arbeitverrichtungen, was bei der Herstellung von Lebensmitteln in Betracht gezogen werden muß. Außerdem werden aus der gleichen Ursache die Arbeiter einzelner Gewerbezweige frühzeitig aus ihrem Berufe verdrängt und damit deklassirt. Es handelt sich hierbei um die Beseitigung von Zuständen, die direkt kulturfeindlich sind.

Die Kommission ist nunmehr an einem kritischen Punkte angekommen. Die nächste Zeit muß über ihre Zukunft entscheiden. Es muß sich zeigen, ob ihre Thätigkeit eine fruchtbringende wird oder nicht, ob die bescheidenen Reformen, die sie vorschlägt, in den Regirungen, im Reichstage und in der öffentlichen Meinung den Boden genügend vorbereitet finden, oder ob bei uns für ein so wohl vorbereitetes und so vorsichtiges Vorgehen die Zeit noch nicht gekommen ist. Denn vorsichtig und maßvoll sind die Vorschläge der Kommission in so hohem Grade, daß sie gerade die Freunde der sozialen Reform nicht völlig zu befriedigen scheinen. Zeigt es sich, daß trotz diesem Vorgehen, das unter dem praktischen Gesichtspunkte der Sicherstellung der Vorschläge gegen die ihnen auf ihrem verschlungenen Wege drohenden Gefahren stattfindet, es der Kommission nicht gelingt, wirkliche Ergebnisse zu erzielen und zu der Abstellung der festgestellten Mißstände innerhalb bescheidener Grenzen beitragen zu können, so ist der Zweck ihres Bestehens weggefallen. Eine Institution, die lediglich statistische und andere Erhebungen veranlaßt, Berichte abfaßt u. s. w., und die das Alles in sorgfältig redigirten Ausgaben veröffentlicht, würde sich bei uns nicht aufrecht halten lassen und es würde sie Niemand aufrecht halten wollen. Wir können in manchen Punkten sicher viel von England lernen. Aber die Veröffentlichung der Hunderte von Blaubüchern, die in ihrer Mehrzahl von keinem praktischen Nutzen gewesen sind und deren zusammengehäuftes Material bei der Kürze des menschlichen Lebens gar nicht mehr verarbeitet werden kann, wollen wir den Engländern sicherlich nicht nachmachen.

Es ist natürlich, am Schlusse dieser Besprechung nach den Lebensaussichten unserer jungen und doch schon in ihrem kritischen Alter angekommenen Institution zu fragen. Aus dem Umstande, daß in der weiteren Behandlung des einzigen von der Kommission erledigten Gegenstandes, der Regelung der Arbeitzeit in den Bäckereien und Konditoreien, eine Stockung eingetreten ist,

können an sich ungünstige Schlußfolgerungen nicht gezogen werden: Es ist sehr wohl möglich, daß nur taktische Erwägungen für die Verzögerung maßgebend waren, daß man fürchtete, bei der jetzigen Situation im Reichstage mit einer in der Richtung der sozialen Reform liegenden Vorlage nicht durchzudringen. In der Verzögerung allein würde nichts Bedenkliches liegen. Wo es sich um Mißstände handelt, die schon während mehrerer Menschenalter bestehen, tritt gegenüber der Wichtigkeit ihrer Beseitigung überhaupt eine Verzögerung von einem Jahre ganz und gar an Bedeutung zurück. Wenn aber von der Reichsregirung ein Vorgehen im Sinne der Thätigkeit der Kommission unter den jetzigen Konstellationen überhaupt nicht für angezeigt gehalten werden sollte, so würde Dies viel ernster zu nehmen sein. Es wäre der Gradmesser für den Einfluß, den die zur Zeit sich geltend machende, der sozialen Reform feindliche Strömung schon gewonnen hat. Es ist zwar anzunehmen, daß mit der Zeit die Nothwendigkeit eines solchen Vorgehens sich auf andere Weise durchsetzen würde. Das weitere Bestehen der Kommission für Arbeiterstatistik würde aber jedenfalls zwecklos sein, wenn erst einmal die genannte Strömung die Oberhand gewonnen hat. Nicht, als ob die Leistungen der jeder sozialen Reform abgeneigten Richtung auf dem wissenschaftlichen Gebiete besondere Besorgniß bezüglich ihres Einflusses auf die Gestaltung der Verhältnisse erwecken könnte. Dazu sind diese Leistungen bis jetzt zu dürftig. In welchem Umfange aber die plumpe Vertretung der eigenen materiellen Interessen in der nächsten Zeit noch weiter an Gewicht zunimmt, Das ist das in unserem Falle Entscheidende.

Es ist daher der Zweck dieser Besprechung, das Interesse weiter Kreise, die von wesentlichem Einflusse auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung sind, für eine Institution in Anspruch zu nehmen, die zwar nur ganz im Kleinen an der Verbesserung der Zustände auf dem ihr zugewiesenen Gebiete zu arbeiten berufen ist, deren Thätigkeit aber doch in der Richtung der Förderung unserer gesammten Kultur liegt. Wenn hinter der Thätigkeit der Kommission für Arbeiterstatistik die verständnißvolle Theilnahme der gebildeten und unabhängigen Kreise unseres Volkes steht, der Kreise, die für unsere öffentlichen Zustände und für unsere Gesammtentwickelung ein höheres Interesse haben und die für die Weiterentwickelung unserer Verhältnisse ein so großes Gewicht in die Waagschale werfen, dann darf auch die Reichskommission für Arbeiterstatistik ihrer Zukunft mit Ruhe entgegensehen.

Karlsruhe. Ober-Regirung-Rath Dr. F. Wörishoffer.

# Shakespeares Geldgeschäfte.*)

Den ersten, rein literarischen Ansporn zum „Kaufmann von Venedig" hat Shakespeare sicher durch Marlowes „Juden von Malta" erhalten. Dieses Drama wird durch die Hauptperson Barabas eröffnet, wie er in seinem Comptoir sitzt und, die vor ihm liegenden Goldhaufen betrachtend, in dem Gedanken an Schätze schwelgt, deren Aufzählung in seinem Monologe einige Seiten füllt: Perlen wie Rollsteine, Opale, Saphire, Amethyste, Hyazinthen, Topase, grasgrüne Smaragde, schöne Rubinen, blitzende Diamanten. Zu Anfang des Stückes ist er im Besitze all des Reichthumes, den der Geist der Lampe dem Aladin verschafft und wovon alle armen Dichter einmal geträumt haben.

Barabas ist Jude und Wucherer wie Shylock, hat wie Shylock eine Tochter, die in einen armen Christen verliebt ist, und ist rachsüchtig wie dieser. Aber er ist ein Ungeheuer, kein Mensch. Als er von den Christen übervortheilt und seines ganzen Vermögens beraubt worden ist, wird er ein Verbrecher im Märchen- oder Tollhaus-Stil; er benutzt seine eigene Tochter als Werkzeug für seine Rache und vergiftet sie dann mit allen Nonnen, in deren Kloster sie geflohen ist. Es ist Shakespeare gelungen, einen wirklichen Menschen und einen wirklichen Juden aus diesem langweiligen Teufel in der Haut eines Juden zu machen.

Aber diese leichte Reizung durch Marlowes Drama wäre an Shakespeares Gemüth abgeprallt, wenn es zu dieser Zeit von Gedanken und Bildern erfüllt gewesen wäre, deren anders gearteter Charakter sie unwirksam machte. Die Reizung erhielt Bedeutung, weil Shakespeares Seelenleben damals von Vorstellungen beherrscht war, die sich alle um Erwerb, Eigenthum, Vermögen und Reichthum drehten. Nur daß er nicht, wie der Jude, dem es in allen Ländern untersagt war, Landbesitz zu erwerben, von Geld und Edelsteinen träumte, sondern als Landkind und echter Engländer Haus und Hof, Felder und Gärten und gut angelegte, zinstragende Gelder begehrte und endlich eine Standeserhöhung, die solchem Besitz entspräche.

Alle Ausgaben von Shakespeares Werken, die zu seinen Lebzeiten erschienen, wurden ohne seine Mitwirkung und vermuthlich gegen seinen Willen veranstaltet, da der Bücherverkauf ihm nicht das Geringste einbrachte, sondern im Gegentheil durch Einschränkung des Theaterbesuches, von dem er leben sollte, seine Einnahmen verminderte. Wenn man fernerhin aus seinen Sonetten ersieht, wie unglücklich er über seine Stellung als Schauspieler war, wie entehrt er sich durch die Geringschätzung fühlte, die seinem Stande entgegengebracht wurde, so kann man nicht daran zweifeln, daß er diese Lebensstellung, zu der er als armer Jüngling seine Zuflucht genommen hatte, im Wesentlichen unter dem Gesichtspunkte des Broterwerbes betrachtete. Allerdings waren Männer wie Burbadge und er in gewissen Kreisen beliebt und geachtet, als Leute, die sich über ihren Stand emporgeschwungen hatten; aber sie waren Freigelassene, nicht Bürger und nicht Gentlemen. In einigen Versen des Dichters John

*) Ein noch nicht veröffentlichter Abschnitt aus dem Werk „William Shakespeare", das in zehn Lieferungen bei Albert Langen (Paris und Leipzig) erscheint. Die bisher ausgegebenen Lieferungen lassen ein interessantes Buch erwarten.

Davis von Hereford, die beginnen: Schauspieler, ich liebe Euch! und wozu eine Anmerkung als Beispiele W. S. R. B. (William Shakespeare, Richard Burbadge) anführt, werden sie dennoch als Ausnahmen betrachtet. Denn hier heißt es: „Obgleich die Bühne sonst reines und vornehmes Blut befleckt, so sind Diese doch edel an Sinn und Gemüth."

Aber der Schauspielerstand war einträglich. Die meisten besseren Schauspieler wurden wohlhabend und wir treffen in der damaligen Literatur nicht wenige Zeugnisse, daß sie gerade auch deshalb übel gelitten waren. In The return from Pernassus vom Jahre 1606 spendet Kemp zweien Studenten von Cambridge, die von ihm und Burbadge Unterricht verlangen, den Trost, daß es in der ganzen Welt mit Rücksicht auf das Geldverdienen keinen besseren Beruf gäbe als den des Schauspielers. In einem Pamphlet aus dem selben Jahr, „Ratsey's Ghost", giebt der gehängte Dieb, mit satirischer Hindeutung auf Shakespeare, dem umherwandernden Schauspieler den Rath, sich Ländereien zu kaufen, wenn er es müde sei, Komoedie zu spielen; dann würde er zu Ehren kommen. In einem Epigramm „Theatrum licentia" aus dem Buche „Laquei Ridiculosi" vom Jahre 1616 wird vom Schauspielerstande gesagt, daß er seinen Angehörigen einen geradezu verdammungwürdig übertriebenen Gewinn bringe.

Shakespeares Verlangen richtete sich in erster Reihe weder auf Dichterruf noch auf Ansehen als Schauspieler, sondern auf Wohlstand, und zwar hauptsächlich auf ein Mittel zu sozialer Beförderung. Die Verluste seines Vaters an Vermögen und bürgerlicher Achtung waren ihm sehr zu Herzen gegangen; von seinen Jünglingsjahren an hatte er leidenschaftlich das Ziel vor Augen behalten, den Namen und das Ansehen seiner Familie wieder aufzurichten. Nun hatte er, nur 32 Jahre alt, sich schon ein kleines Vermögen erworben und er suchte es auf die vortheilhafteste und zweckentsprechendste Weise anzulegen, indem er stets als höchsten Wunsch im Auge behielt, sich über seinen Stand zu erheben.

Sein Vater hatte nicht mehr gewagt, über die Straße zu gehen, weil er befürchtete, Schulden halber verhaftet zu werden. Er selbst war als Jüngling auf Befehl des Gutsbesitzers gepeitscht und ins Loch geworfen worden. Die kleine Stadt, die Zeugin dieser Demüthigungen gewesen war, sollte auch Zeugin seiner Ehrenrettung sein. Wo man von ihm als dem zweifelhaft bekannten Schauspieler und Schauspieldichter hatte sprechen hören, da sollte man ihn als geachteten Haus- und Grundbesitzer wiedersehen. Und dort und anderswo sollten die Leute, die ihn zum Proletariat gerechnet hatten, ihn als Gentleman, als Mitglied des niederen Adels (the gentry), kennen lernen. Nach einer Ueberlieferung, für die Rowe sich auf Sir William Davenant beruft, sollte Lord Southampton durch eine Gabe von tausend Pfund den Grund zu Shakespeares Wohlstand gelegt haben. Diese Sage klingt wegen der Größe der Summe nicht glaublich, obwohl Bacon von Essex mehr zum Geschenk erhielt. Tausend Pfund entsprechen einer Summe von hundert- bis hundertundzehntausend Mark nach dem heutigen Geldwerthe. Sicher hat der junge Lord dem Dichter für die Widmung der beiden erzählenden Gedichte eine Belohnung gegeben; die Dichter lebten ja nicht von Honoraren, sondern von Widmungen. Da indessen die allgemeine Belohnung für eine Zueignung fünf Pfund betrug, so würden fünfzig Pfund immerhin schon eine ansehnliche Gabe gewesen sein.

Sicherlich ist es Shakespeare schon früh gelungen, Mitinhaber des Theaters zu werden, und augenscheinlich hat er eine besondere Geschicklichkeit gehabt, seinen Verdienst fruchtbringend anzulegen. Der hartnäckige Wille, sich emporzukämpfen unterstützt von dem praktischen Sinn des Engländers, hat ihn zu einem ausgezeichneten Geschäftsmanne gemacht und bald entwickelt er ein ausgesprochenes Talent für Geldgeschäfte, wie von späteren großen nationalen Schriftstellern vielleicht nur Holberg und Voltaire.

Vom Jahre 1596 an können wir seinen Wohlstand verspüren. In diesem Jahre reicht sein Vater, augenscheinlich auf seine Veranlassung und mit seiner Unterstützung, beim Heralds College ein Gesuch um Ertheilung eines Wappenschildes ein, wovon uns eine Skizze, datirt: Oktober 1596, aufbewahrt ist. Die Ertheilung des Wappens bedeutete die feierliche Aufnahme in The gentry. Nur dadurch war der Sohn (wie der Vater) berechtigt, seinem Namen das Wort gentleman beizufügen, wie wir ihn in einzelnen der späteren Aktenstücke und in seinem Testamente bezeichnet finden. Aber Shakespeare selbst konnte nicht um die Ertheilung eines adeligen Wappens ersuchen. Ein Schauspieler war ein allzu gering geschätztes Wesen, um dabei in Betracht zu kommen. Er ergriff daher den verständigen Ausweg, seinen Vater mit den nöthigen Mitteln zu versehen, damit dieser für sich darum einkommen konnte.

Ein wirkliches Recht auf den Adelstitel hatte nach den damaligen Begriffen und Bestimmungen der alte Shakespeare allerdings auch nicht. Aber der Wappenkönig Sir William Dethick war ein äußerst willfähriger Herr, der wahrscheinlich klingenden Argumenten nicht unzugänglich war, deshalb auch in jenen Tagen heftig angegriffen und schließlich sogar abgesetzt wurde, weil er sich allzu leicht zur Ertheilung von Wappen bewegen ließ. Seine Vertheidigung in Bezug auf die Bewilligung des Shakespeareschen Gesuches besitzen wir noch heute. Allerlei kleine Unwahrheiten wurden geltend gemacht, so z. B., daß John Shakespeare schon vor zwanzig Jahren von dem Wappenkönige Cooke eine Skizze zu seinem Adelsschilde erhalten habe und daß er Friedensrichter mit königlicher Ernennung gewesen sei, während sein Amt in Wirklichkeit nur ein kommunales war. Gleichwohl muß die Sache auf Schwierigkeiten gestoßen sein, denn noch im Jahre 1597 wird John Shakespeare yeoman genannt, und erst im Jahre 1599 hat die endgiltige Ertheilung des adeligen Wappens stattgefunden, und zwar mit der (übrigens vom Sohne nicht benutzten) Erlaubniß, dieses Shakespearesche Wappen mit dem der Familie Arden zu verbinden. In dem Schilde liegt schräg mit der Spitze abwärts nach rechts der Speer, den der Name enthält. Er ist von Gold mit einer eisernen Spitze. Als Helmschmuck sitzt über dem Schilde ein silberner Falke, der einen zweiten goldenen Speer in seinen Klauen hält. Der Wahlspruch des Wappens lautet (etwas ironisch) Non sans droict. Doch auf welchen Adelsbrief hatte der Dichter nicht den berechtigtsten Anspruch!

Im Frühjahr 1597 kaufte William Shakespeare das Haus New Place, das größte und früher schönste Haus in Stratford. Da es jetzt etwas verfallen aussah, war die Kaufsumme verhältnißmäßig gering: 60 Pfund. Er ließ es ausbessern, zwei Gärten dabei anlegen und vermehrte das Grundstück durch neue Ankäufe, darunter auch Ländereien; denn bei dem im Winter 1598 herrschenden Kornmangel wird er im Register als der Besitzer von zehn Quarters Korn und

Malz bezeichnet, d. h. als der Eigenthümer des drittgrößten Vorrathes in der Stadt. Das Haus lag gerade gegenüber der Gildenkapelle, deren Glocken ihm schon als Kind in die Ohren getönt hatten.

Gleichzeitig giebt er seinem Vater Geld, um den Prozeß gegen John Lambert wegen des neunzehn Jahre vorher verpfändeten Eigenthumes Asbies wieder aufzunehmen, jenen Prozeß, dessen ungünstigen Ausgang der Sohn sich so sehr zu Herzen nahm, daß er in das Vorspiel zu seinem eben beendigten Lustspiel „Die Zähmung der Widerspenstigen" einen Ausfall gegen die Familie Lambert eingeflochten hatte.

Ein unterm vierundzwanzigsten Januar 1597 oder 1598 von einem gewissen Abraham Sturley in Stratford an seinen Schwager Richard Quiney (dessen Sohn später Shakespeares jüngste Tochter heirathete) gerichteter Brief beweist, daß der Dichter schon damals für einen bedeutenden Geldmann galt, da ein aus der selben Stadt Gebürtiger darin die Aufforderung an ihn richten läßt, er möge, anstatt sich in dem nahe gelegenen Shottery Ländereien zu kaufen, lieber das Zehnten-Recht in Stratford erwerben; Das würde sowohl für ihn wie für die Bewohner vortheilhaft sein. Es war nämlich in der Regel ein sehr gutes Geschäft, sein Kapital auf diese Weise anzulegen, und es war der Stadt nicht gleichgiltig, von wem dieses Recht übernommen wurde, da die Gemeinde an den Einkünften einen Antheil hatte. Wahrscheinlich hat Shakespeare damals die Kaufsumme zu hoch gefunden, denn erst sieben Jahre nachher, im Jahre 1605, erwirbt er für die bedeutende Summe von 440 Pfund die Hälfte der Zehnten von Stratford, Old Stratford, Bishopton und Welcombe. Diese Zehnten hatten zuerst der Kirche angehört, dann vom Jahre 1554 an der Gemeinde und schließlich seit dem Jahre 1580 Privatleuten. Die Uebernahme verwickelte Shakespeare, wie es zu erwarten war, in nicht wenige Prozesse.

In einem Briefe vom Jahre 1598 schreibt Richard Quiney, der die Interessen der Bewohner seines Geburtortes in der Hauptstadt vertrat, an einen Verwandten: „Wenn Ihr mit William Shakespeare einen Handel schließt oder Geld dafür bekommt, so nehmt das Geld mit nach Hause." Der selbe Quiney hat auch den einzigen an Shakespeare gerichteten Brief geschrieben, der noch existirt (also vermuthlich nicht abgesandt wurde) und in dem er mit beweglichen und frommen Worten seinen „liebenden Landsmann" um ein Darlehen von dreißig Pfund gegen Kaution und Zinsen ersucht. In einem anderen Briefe vom vierten November des selben Jahres drückt Sturley seine Zufriedenheit darüber aus, daß Shakespeare versprochen habe, der stratforder Bürgerschaft Geld zu leihen, und erkundigt sich nach den näheren Bedingungen.

Alle diese Briefschaften beweisen deutlich, daß Shakespeare nicht den Abscheu theilte, Zinsen zu nehmen, der bei seinen Zeitgenossen offiziell galt und zu dem sein Antonio im Kaufmann von Venedig sich — im Gegensatze zu Shylock — so lebhaft bekennt. Zinsen zu nehmen, war nach damaliger Auffassung den Christen verboten; es geschah aber trotzdem in den meisten Fällen, und Shakespeare nahm, wie man es damals in der Regel that, zehn Prozent.

In den folgenden Jahren fährt er fort, Grund und Boden zu erwerben. Im Jahre 1602 kauft er in Stratford für nicht weniger als 320 Pfund Ackerland, ein Haus und außerdem einen Grund für 60 Pfund. Im Jahre 1610

vergrößert er seinen Grundbesitz mit 20 Acres Land. 1612 kauft er im Verein mit drei Anderen für 140 Pfund in London ein Haus mit Garten.

Und Shakespeare war ein strenger Geschäftsmann. Wir sehen, wie er von London aus einen Prozeß gegen einen armen Teufel anstrengt, einen gewissen Philipp Rogers in Stratford, der in den Jahren 1603 und 1604 in kleinen Partien Malz von ihm gekauft hatte, im Ganzen für 1 Pfund 19 Shilling 10 Pence, und der außerdem die Summe von zwei Shilling von ihm geliehen hatte. Sechs Shilling waren zurückgezahlt worden. Für die restirenden 1 Pfund 15 Shilling 10 Pence setzt also Shakespeare das Gericht in Bewegung. Im Jahre 1609 wird er wieder wegen einer Schuldforderung gegen einen stratforder Bürger klagbar. Dieses Mal handelt es sich um 6 Pfund 24 Shilling, und da der Schuldner sich aus dem Staube gemacht hat, so verklagt Shakespeare seinen Bürgen.

Alle diese Einzelnheiten beweisen zunächst, wie nahe Shakespeare sich auch während seines londoner Aufenthaltes mit Stratford verbunden fühlte. Im Jahre 1596 hat er es dahin gebracht, daß das Ansehen seiner Familie wieder hergestellt ist; er hat seinen armen, verschuldeten Vater zum Gentleman mit einem Wappenschilde gemacht und ist selbst einer der größten und reichsten Grundbesitzer seiner Vaterstadt geworden. Beständig fährt er fort, sein Kapital und seine Ländereien daselbst zu vermehren, und es ist augenscheinlich nur eine Konsequenz aller dieser Bestrebungen, wenn er noch in seinem kräftigen Alter London, das Theater und die Literatur verläßt, um nach Stratford überzusiedeln und seine letzten Lebensjahre als wohlhabender Gutsbesitzer zu verbringen.

Wir sehen ferner, wie eifrig Shakespeare bestrebt war, sich über seinen Stand als Schauspieler zu erheben. Im Jahre 1599 erhält er die Genugthuung, daß er sich in Zukunft Wm. Shakespeare of Stratford-upon-Avon, in the county of Warwick, gentleman, unterzeichnen kann. Darunter ist selbstverständlich keineswegs zu verstehen, daß er nun Männern von dem eigentlichen Adel gleichgestellt gewesen wäre. Davon war so wenig die Rede, daß die beiden Schauspieler, die als gute Kameraden seine Werke herausgaben, ihn noch in der Widmung zur Folio-Ausgabe vom Jahre 1623 als den „Diener" der Grafen von Pembroke und Montgomery bezeichnen und seine Werke „Kleinigkeiten" nennen, die nicht würdig seien, von Männern wie Ihren Hoheiten gelesen zu werden; sie widmen den beiden vornehmen Brüdern diese Arbeiten aus Dankbarkeit, weil sie dem verstorbenen Dichter so viel Nachsicht und Geduld erzeigt hätten.

Das Studium dieser alten Kaufverträge und Geschäftsbriefe ist heute für uns hauptsächlich deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns einen Einblick in ein Gebiet von Shakespeares Seelenleben thun lassen, dessen Existenz wir ohne sie nicht hätten ahnen können. Wenn er seinen Hamlet (V, 1) an dem offenen Grabe Ophelias sagen läßt: „Dieser Geselle war vielleicht zu seiner Zeit ein großer Käufer von Ländereien, mit seinen Hypotheken, seinen Besitztiteln, seinen Grundzinsen, seinen Kaufbriefen, seinen Gewährsmännern, seinen gerichtlichen Auflassungen. Ist Dies der letzte Grund seiner Grundzinsen?" so kann er dabei recht gut an sich gedacht haben. Und es ist einleuchtend, daß Shakespeare, wenn er im Kaufmann von Venedig die verschiedene Stellung der Menschen zum Eigenthum, Besitz, Vermögen und Reichthum zum Pole der Handlung macht, diesem Problem damals mit lebhaftem persönlichen Interesse entgegengetreten ist.

Kopenhagen. Georg Brandes.

# Besitzreform.

Unter den besitzreformatorischen Bestrebungen der Gegenwart stehen drei obenan: die sozialistische, die bodenverstaatlichende und die erbgesetzgeberische. Nach dem Erfurter Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands (von 1891) ist das Privateigenthum an Produktionmitteln unvereinbar geworden mit deren zweckentsprechender Anwendung und Entwickelung. „Das Privateigenthum an Produktionmitteln, welches ehedem das Mittel war, dem Produzenten das Eigenthum an seinem Produkt zu sichern, ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhändler zu expropriiren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produkts der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an Produktionmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigenthum, und die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

In mehr als einer Beziehung gehört die Bodenbesitzreform, so weit sie Bodenverstaatlichung will, dem Sozialismus an. Sie ist nur beschränkter Sozialismus in beiden Bedeutungen des Wortes. Wie die Theorien des Sozialismus neuerdings an der Entwickelunglehre ihren überlegenen Gegner gefunden haben und wie sie unter dessen kräftigen Hieben in Stücke zerfallen und sich nur noch in den untersten Volksschichten halten und ausbreiten, genau so ist es auch mit der Bodenverstaatlichung. Sie hat schon allerlei Phasen durchgemacht. Sie hat ihre eigene Geschichte, und immer mehr ernste Männer, frühere Anhänger, sagen ihr Valet. Ihr Zerfall ist den Eingeweihten offenkundig. Er hat viele Gründe, praktische wie theoretische, und geht aus der neueren geschichtlichen Forschung hervor, die ihr Gebäude bedenklich erschüttert hat. Doch Das ist ein Kapitel für sich.

Die dritte besitzreformatorische Bestrebung von heute geht auf eine Reform des Erbrechtes aus, und während den anderen beiden Bestrebungen wohl demnächst ihre Stunde geschlagen hat, macht sie augenblicklich Fortschritte, wie sie sich wohl noch vor zwei Jahren Niemand hätte träumen lassen. Vielleicht hat sich noch niemals ein neuer Gedanke erst in so vielen Fachkreisen Anerkennung erworben, ehe er als Schlagwort hinausgetreten ist in den Kampf der Parteien. Allerdings sind mit diesem Hinaustreten immer noch gewisse Gefahren verbunden.

In den verschiedenartigsten Weisen tritt der Gedanke einer Sozialreform durch die Aenderung der Erbgesetzgebung, bezw. durch Aufhebung des Erbrechtes, hinaus in den Streit des Tages. So geht eine Strömung, wenn auch zunächst unbewußt, von der Feindschaft gegen übermäßig große, erblich in einzelnen Familien festliegende Summen aus: der Antisemitismus. In diesem Sinne hieße er treffender Antierbkapitalismus. Es ist bezeichnend genug, daß, sobald die Bewegung weitere Kreise zog, nicht nur der Name „antisemitisch" in „deutschsozial" sich umwandelte, sondern zu den „Juden" auch noch die „Junker" und die „Pfaffen" als Feinde traten, deren Bekämpfung es galt. Damit war der Schritt vom bloßen

Rassenhaß zur Besitzreform gethan, und erst damit erhielt die deutschsoziale Partei Boden in den sozialen Reformbestrebungen der Zeit. Die deutschsoziale (antisemitische) Partei fordert nach ihrem bei den letzten Reichstagswahlen ausgegebenen Programm als § 11 Steuerreform: Progressive Einkommen- und Erbschaftsteuer auf Grundlage der Selbsteinschätzung; eine „Wehrsteuer" und im Anschluß daran — sozialaristokratisch — als § 12 Soziale Reform: „Soziale Neuordnung auf dem Boden der Berufskreise und Erwerbsstände". Es kann wohl keine Frage sein, daß mit Beseitigung des Erbkapitalismus durch eine hohe Erbschaftsteuer der Antisemitismus zu neun Zehnteln gegenstandslos werden würde.

Den „Deutsch-Sozialen" reihen sich die „Christlich-Sozialen" an. So ist neuerdings Paul Göhre für die Auflösung der ostpreußischen Fideikommisse und Latifundien eingetreten, um den Besitzlosen die Möglichkeit der Besitzerwerbung zu bieten. Das ist nicht bedeutungslos. Bisher hat sich das Christenthum darauf versteift, es sei schon sehr gnädig vom Reichen, wenn er Almosen gebe. Aber Henry George bemerkt sehr treffend dagegen: „Die Wohlthätigkeit kann kein Unrecht ausgleichen, nur die Gerechtigkeit kann Das. Die Wohlthätigkeit ist falsch, nichtig und giftig, wenn sie als Ersatz für die Gerechtigkeit geboten wird." Aber auch der eigentliche Sozialismus will — wohl als provisorische Maßnahme — diese Bahn der Besitzreform betreten wissen. Schon der französische kollektivistische Sozialistenkongreß vom Jahre 1880 hat sich für „Abschaffung des Erbrechtes für Seitenverwandte und jedes direkten Erbrechtes über 20000 Franken" entschieden, und die deutsche sozialdemokratische Partei forderte 1891 neben stufenweise steigender Einkommen- und Vermögenssteuer eine „Erbschaftsteuer, stufenweise steigend nach Umfang des Erbgutes und nach dem Grade der Verwandtschaft", dafür Abschaffung aller indirekten Steuern und Zölle.

Zwei populäre Vorfechter hat die Erbschaftsteuer vor nicht zu langer Zeit in zwei Männern erhalten, die nicht zünftige Nationalökonomen sind, in den Professoren Ludwig Büchner (in Darmstadt) und Hallier (in München). Büchner ist schon in seinem Buche „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft" für eine Reform des Erbrechtes eingetreten. Er vergleicht treffend den staatlichen mit dem menschlichen Organismus: „Hier findet eine fortwährende Strömung der Lebenssäfte von der Peripherie nach dem Centrum und umgekehrt von dem Centrum nach der Peripherie statt. Je lebhafter und ungehinderter diese Strömung vor sich geht, um so besser ist der Stand der Gesundheit und des Wohlseins, während Stockungen dieses Säfteaustausches an einzelnen Stellen des Körpers Krankheit und Verderben herbeiführen. Eben so verhält es sich im Staat und in der menschlichen Gesellschaft, welche sich um so wohler befindet, je lebhafter der Austausch und Ausgleich zwischen Privat- und Gesammtleistung ist. Die großen Privatvermögen gleichen den Eiterbeulen oder Blutstockungen, welche, indem sie sich an einzelnen Stellen festsetzen, den beschriebenen Austausch stören und verderblich auf den Gesammtorganismus zurückwirken . ." Nur eine hohe Erbschaftsteuer kann da helfen; denn nur sie bewirkt „ein fortwährendes Zurückströmen des Privatbesitzes in den Besitz der Gesammtheit und von da wieder eine Vertheilung nach der Peripherie oder unter die Einzelnen. Die große Staatskasse muß gewissermaßen das Herz des staatlichen Organismus bilden, welches einerseits seinen befruchtenden und ernährenden Inhalt durch zahllose Kanäle in die Organe und Gewebe des staat-

lichen Körpers treibt und ihn andererseits aus eben so vielen Kanälen und Adern wieder an sich saugt."

Das Hauptargument gegen eine hohe Erbschaftsteuer war immer, daß dann die Leute aufhören würden, zu sparen. Nun ist es aber gar nicht so ausgemacht, ob das Sparen über ein gewisses Maß hinaus als ein unbeschränktes Glück für die Nation zu betrachten ist. Wenn sich in einzelnen Händen große Summen aufhäufen, werden sie dauernd dem Verkehr entzogen und dadurch wird die Volksvermehrung unterbunden, — genau wie durch den Großgrundbesitz. Wenn Rothschild oder Bleichröder sein volles Jahreseinkommen alljährlich ausgäbe, dann könnten mehrere tausend Deutsche im Reiche mehr leben als jetzt. Außerdem werden durch die Verwaltung großer Vermögen die Besitzer selbst nützlicher Arbeit entzogen. Wer einen Besitz hat, so groß, daß seine Verwaltung ihn völlig beschäftigt und er nicht mehr dem Erwerbe dienen kann, ist ein sozialer Schmarotzer. Außerdem werden nicht selten dann die Erben von vorn herein nützlicher Arbeit entfremdet, wodurch ebenfalls ein Verlust an Gütern für die Nation entsteht. Eben so segensreich wie es ist, daß durch die Sparsumme früherer Geschlechter Menschen in den Stand gesetzt werden, zu verzehren, was sie nicht hervorbrachten, und sich so einer Arbeit zu widmen, die nicht direkt Lebensmittel produzirt, eben so nachtheilig ist das zu hohe Anwachsen dieser Sparsumme in einzelnen Händen.

Ganz abgesehen aber von der Frage, ob Sparsamkeit in diesem Sinne als unbedingtes Gut zu betrachten ist, so ist es zum Mindesten sehr zweifelhaft, ob sie durch eine hohe Erbschaftsteuer überhaupt beeinträchtigt werden würde.

Büchner führt in seiner letzten Schrift „Darwinismus und Sozialismus oder der Kampf um das Dasein und die moderne Gesellschaft"*), die zu einem Drittel dem Problem einer Reform des Erbrechtes gewidmet ist, Folgendes aus: „Allerdings können wir alle Tage von Solchen, die einer übertriebenen Sparsamkeit huldigen und unnöthiger Weise Schätze aufhäufen, die Versicherung hören, daß sie nur für ihre Kinder sparten. Aber Derjenige müßte ein schlechter Kenner der menschlichen Natur sein, der dieser Versicherung einen mehr als sehr bedingungweisen Glauben beimessen wollte. Man spart zumeist für sich selbst und aus Freude am Besitz und betrügt nur sich und Andere mit dem Vorwand, daß man es der Nachkommen halber thue, — was ja schon daraus erhellt, daß gerade unter Denjenigen, welche keine Leibeserben haben, die größten Geizhälse und Sparsimpel angetroffen werden." Dazu kommt noch, daß es in jedes Einzelnen Interesse liegt, sich für sein Alter und für etwa künftig eintretende Wechselfälle sicher zu stellen oder sich doch eine Summe als Nothpfennig hinzulegen. An einer anderen Stelle meint Büchner, es sei nur natürlich, „wenn Solche, die ihre Reichthümer oder ihren Wohlstand durch eigene Anstrengung erworben haben, von ihren Kindern oder Erben die selben Anstrengungen, die selbe Arbeit verlangten oder erwarteten, statt daß sie sich mit Anstrengung aller Kräfte bemühen, diesen Nachfolgern ein Lotterbett zu bereiten, auf dem sie sich von Kindesbeinen an nur behaglich auszustrecken haben. Wir könnten in dieser Beziehung von den Thieren lernen, welche ja auch mit rührendster Sorgfalt für die Ernährung und Erziehung ihrer Kleinen sorgen, diese aber von dem Augenblick an, wo sie im Stande sind, sich durch eigene Anstrengung zu erhalten, sich selbst überlassen."

*) Darwinistische Schriften. Erste Folge Nr. 19. Leipzig, Günther, 1894.

Hallier faßt das Problem noch ernster. „Etwas Ehrloseres und Unsittlicheres giebt es nicht als Müssiggang" sagt er in seiner rechtsphilosophischen Studie „Die sozialen Probleme und das Erbrecht" (München 1892) und an einer anderen Stelle: „Der Müssiggänger ist ehrlos." Ja, er geht noch weiter. Ihm ist es schon ehrlos, „die Arbeit als eine Last zu betrachten und sie nicht um ihrer selbst willen hochzuschätzen. Wer gesund ist und bei guten körperlichen oder geistigen Kräften, für Den ist die Arbeit (selbstverständlich ohne Uebertreibung) der höchste Lebensgenuß". „Einen schöneren Zustand kann es gar nicht geben auf dieser Welt als wenn Einer sagen kann: ‚Durch meine Arbeit habe ich genug, um mich mit meiner ganzen Familie zu ernähren.'" Von allen sozialen Fragen hält Hallier die Erbschaftfrage für die bei Weitem wichtigste, deren Erörterung allen anderen vorgehen muß. So gelangt er zu seiner Forderung der Gründung eines Erbschaftamtes, „welches im Namen des Staates die Erbschaften in Beschlag nimmt und nach Maßgabe eines genau auszuarbeitenden Gesetzes die Erbschaft, so weit es nothwendig und zweckmäßig ist, für die Kinder, im Uebrigen aber für den Staat verwaltet." Das Erbrecht ist auf einer gewissen Kulturstufe eine nothwendige soziale Erscheinung gewesen. Wer soll die Heerde des Nomaden erben als seine Nachkommen? Nur liegt jene Kulturstufe längst hinter uns. Hallier behauptet sogar, „daß das Erbrecht der Gesundheit des öffentlichen Lebens um so gefährlicher wird, je vollkommener der Staat im Uebrigen sich entwickelt." Von dem Menschen der Gegenwart aber, für den der Besitz auch ein sittliches Mittel geworden ist, gilt der Satz:

„Erwerben kannst Du nur durch Deine Arbeit,
Besitzen nur, was Du erworben hast."

Für eine Erbschaftsteuer sind aus nationalökonomischen Gründen eingetreten: Brinz, Roscher, Marlo, Umpfenbach, Schaeffle, Pfizer, Bluntschli, Baron, Rabenhausen und eine große Reihe anderer Männer. Ueber die Höhe der Steuer hat vielfach Meinungverschiedenheit geherrscht. Im Ganzen aber ist man der Meinung gewesen, daß diese „gerechteste Steuer" schon eine ganz kräftige Höhe vertrage, und hat sie namentlich, wo die Erbschaft nicht in direkter Linie gemacht wird, sondern an Seitenverwandte fällt, enorm hoch bemessen. Die meisten Länder kennen eine solche Steuer und bei ihrer großen Wichtigkeit und bei ihrer direkten Aufgabe, die Eingangszölle abzulösen, insoweit sie Schwächezölle und nicht Kampfzölle sind, muß sie nothwendig eine Reichssteuer werden und darf, schon um der Einheitlichkeit des Civilrechtes willen, nicht den Einzelnstaaten zur beliebigen Regelung überlassen bleiben. Sicher könnte die Steuer auch beim direkten Erbe sehr gut mit 10 Prozent beginnen; alles Erbe bis zu 3000 Mark, eben so eine einfache Einrichtung, könnte frei bleiben. Da sie keinen Besitzer, sondern nur Besitzanwärter trifft, so ist es unmöglich, daß die Steuer irgendwie als drückend empfunden wird, und es wird wahrscheinlich nach Ablauf eines Jahrzehntes sehr gut möglich sein, eine Reichstagsmehrheit für eine Erhöhung auf 20 Prozent zu finden. Auch damit hat sie ihre obere Grenze noch lange nicht erreicht. Sie läßt sich auf 50 Prozent und darüber hinaus steigern, auf 80 Prozent, auf 90 Prozent. Schon sobald sie 50 Prozent überschritten hätte, würde vermuthlich neues Leben in den sozialen Organismus kommen, durch Beschleunigung der sozialen Auslese wie der sozialen Ausscheidung. Völlig

rein würden diese beiden wichtigsten Vorgänge in jedem sozialen Körper, der noch im Aufsteigen begriffen ist, erst fungiren, wenn sie mit 100 Prozent zur Aufhebung des Erbrechtes überhaupt geworden wäre. Damit wären die Erbreichen abgeschafft und der Erbkapitalismus überhaupt, und Das, was wir heute soziale Frage nennen, wäre gelöst. Dafür würden sich dann freilich neue Fragen erheben.

Rousseau scheidet in seinem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes von 1754 ganz richtig zwei verschiedene Arten von Ungleichheiten an den Menschen: „Die eine, die ich die natürliche oder physische nenne, weil sie von der Natur geschaffen ist, und die in den Verschiedenheiten des Alters, der Gesundheit, der Körperstärke und der intellektuellen oder geistigen Eigenschaften besteht; und die andere, die man moralisch oder politisch nennen kann, weil sie von einer Art Uebereinkunft abhängt und durch die Zustimmung der Menschheit entsteht oder doch gestattet wird. Diese zweite Ungleichheit besteht aus den verschiedenen Vorrechten, deren sich Manche durch das Vorurtheil Anderer erfreuen, nur weil sie reicher, geehrter, mächtiger als diese sind oder sich bei Anderen Gehorsam verschaffen." Nur ganz wenig logisches Denken ist erforderlich, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß es in einer vernünftigen Gesellschaftverfassung nur solche soziale Ungleichheiten geben darf, die direkte Folge jener angeborenen Ungleichheiten der Menschen sind, aber keine, die ihnen widersprechen. Damit ist eine sozialaristokratische Gesellschaftverfassung geradezu als der natürliche Gesellschaftzustand proklamirt, auf dessen Auffindung Rousseau so viel Mühe vergewendet hat, um schließlich bei einem verzerrten Phantasiegebilde anzukommen. Sobald jeder Todesfall der Anlaß wird, entstandene Ungleichheiten wieder auszugleichen, und sobald also der Entstehung grasser Besitzunterschiede in dem heutigen Maße vorgebeugt ist, werden auch manche Erschütterungen wegfallen, denen der soziale Körper ausgesetzt ist und die nur Versuche sind, jene Ungleichheiten einigermaßen zu mildern.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist denn auch neuerdings die Einschränkung oder Aufhebung des Erbrechtes gefordert worden. Der herrschende Erbkapitalismus neutralisirt sowohl einen Theil der natürlichen Auslese wie der natürlichen Ausscheidung und ist darum vom Standpunkte einer Ethik auf darwinistischer Grundlage geradezu verwerflich. „Eine weitere Ursache," sagt Alfred Russell Wallace*), „die zu allen Zeiten eine hindernde Wirkung ausgeübt hat und die auch in der heutigen civilisirten Gesellschaft noch fortwirkt, ist die Einrichtung des Erbreichthums, die den Schwachen und Lasterhaften einen unbilligen Vorsprung sowohl hinsichtlich der Gewißheit, sich ohne Arbeit ernähren zu können, als hinsichtlich der besseren Chance für eine frühe Eheschließung und das Hinterlassen zahlreicher Nachkommenschaft giebt."

Als im April 1893 die Abgeordneten von Eynern und Dr. Friedberg (Beide nationalliberal) ihren mit zahlreichen Unterschriften versehenen Antrag in das preußische Abgeordnetenhaus brachten: zu beschließen, den grundlegenden § 1 des Ergänzung-(Vermögens-)Steuergesetzes zu streichen und dagegen die Bereitwilligkeit zu erklären, in die Berathung eines Erbschaftsteuergesetzes einzutreten, wofür die Antragsteller ausführliche Grundzüge vorlegten, da stand endlich zu

*) „Menschheitfortschritt" in der „Zukunft" v. 28. Juli 1894.

erwarten, daß wenigstens Preußen diesen neuen Weg zur Besitzreform und damit zur Sozialreform einschlagen würde. Die sich an den Antrag schließende Debatte ist eines der erbärmlichsten Stücke des preußischen Abgeordnetenhauses, das damit seine absolute Unwissenheit über die größte nichtsozialistische Besitzreformbewegung unseres Jahrhunderts dokumentirte. Schon Herr von Eynern stand mit seinen Argumenten absolut nicht auf der Höhe der Zeit, und deshalb verlief dann die Debatte in Spießbürgergewäsch. Volksstandswirthschaftliche Gesichtspunkte waren selbstverständlich von vorn herein ausgeschlossen, aber auch die volkswirthschaftlichen Erörterungen mußten auf Jeden, der nur etwas Nationalökonomie getrieben hatte, einen Mitleid erweckenden Eindruck machen.

Die ganze Entwickelung des Eigenthumsbegriffes in moderner Zeit hat die Tendenz, ihm seine Starrheit zu nehmen oder doch einzuschränken. Mit der Reformationzeit begann die Einziehung von Kirchengütern. Seit dem achtzehnten Jahrhundert fing man in England und in Frankreich an, regelrecht zu expropriiren, da für Binnenkanäle oft eine Route die einzig mögliche war. Im neunzehnten Jahrhundert hat dann die Expropriation zu Eisenbahn- und anderen Verkehrszwecken eine vordem ungeahnte Ausdehnung bekommen und ihren rechtlichen Stempel erhalten. Nach dem Brande von Hamburg (1842) enteignete man die Besitzer zahlloser Grundstücke, um die Verkehrswege der Stadt vortheilhafter legen zu können. Seitdem sind viele andere öffentliche Zwecke Gründe für das Enteignungverfahren geworden.

Unsere geltende Gesetze entreißen den Erben eines Dichters oder Denkers dreißig Jahre nach dessen Tode durch einen Gewaltakt den Besitz Dessen, was jener schöpferische Mann an individuellster Arbeit geschaffen hatte. Was bis dahin das unzweifelhafte Eigenthum dieser Erben war, hört jetzt auf, ihnen zu gehören, und zwar, ohne daß sie irgend eine Entschädigung dafür erhielten.

Seltsame Vermächtnisse anzufechten, ist eine ganz gewöhnliche Sache.

„Das Leben ist Arbeit, es verbraucht Arbeit, es erhält sich durch Arbeit und kann nur in der Arbeit sich fortbilden" sagt Radenhausen. Und er fährt fort: „Was wir den Staat nennen, ist ein Verband, um jedem Genossen die Früchte seiner Arbeit zu sichern, sowie deren Anwendung zur Fortbildung der Menschheit. Was wir als Bildungschatz der Menschheit und als ererbten Besitz an Gütern äußerer Art genießen, sind die angesammelten Lebensüberschüsse unserer Vorgänger auf Erden, im mühsamen Ringen durch Arbeit jeder Art geschaffen und den Nachfolgern als unsterblicher Theil des Lebens ihrer Eltern vererbt, als Fruchtsammlung der unablässig erstrebten und über alle Hindernisse vordringenden Heranbildung der Menschheit". Selbst was der Einzelne „erwirbt", gehört ihm also nicht in dem Sinne zu Eigen, als ob er es selbst als Individuum aus sich heraus geschaffen hätte.

Was aber immer und immer wieder die Augen der Massen auf diesen Punkt lenkt, Das ist die steigende Schwere des Daseinskampfes.

Schon Friedrich Albert Lange sagte 1865 in seiner „Arbeiterfrage": „Thatsache ist, daß der Kampf um das Dasein gerade jetzt wieder in der mächtigsten und entscheidendsten Schicht der Nation in seiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Druckes überdrüssig zu werden." Dieser Kampf ist deswegen so ermattend und

aussichtlos, weil weitaus der größte Theil des Nationalvermögens erblich in bestimmten Händen festliegt, den Kreisen des Besitzstromes ferngehalten wird und darum auch nicht durch Arbeit von Anderen erworben werden kann. Da richten sich denn die Augen auf die Bevorzugten, die im Müssiggange wohlleben und prassen. Im Jahre 1864 bezogen dreitausend Engländer zusammen ein Jahreseinkommen von ca. 500 Millionen Mark, mehr als das jährliche Gesammteinkommen aller Ackerbautreibenden in England und Wales; 1893 hatten zwölfhundert Engländer ein Einkommen von 300 Millionen Mark und 11200 ein solches von 700 Millionen Mark. Nach den offiziellen Angaben von 1893 giebt es in England 71 Personen, die über eine Million Jahreseinkommen haben. Ueber 1100 haben 200000 Mark das Jahr und 10000 Personen haben eine Jahreseinnahme von 40000 Mark.

Nach einer Zusammenstellung des „Statist" von 1893 hatte England 1892 156 Fälle von Nachlässen über zwei Millionen Mark (ohne das unbewegliche Kapital), zusammen 800 Millionen, so daß fünf Millionen den Durchschnitt bilden. Diese Summe allein ergiebt beinahe die Hälfte des preußischen Jahresbudgets. Nach einer Schätzung des preußischen Finanzministeriums werden allein in Preußen jährlich zwölfhundert Millionen Mark vererbt, in Wirklichkeit wahrscheinlich gegen drei Milliarden, in ganz Deutschland gegen fünf Milliarden. Was ließe sich mit diesen Mitteln im Staatssäckel leisten! Eine Erbschaftsteuer von nur 10 Prozent würde der Staatskasse alljährlich, wenn alle kleinen Erbschaften bis 3000 Mark steuerfrei blieben, doch noch 400 Millionen Mark tragen!

Was Radenhausen als Grund gegen die Aufhebung des Erbrechtes anführt, kann nur als Grund dafür gelten: „Die Aufhebung des Erbrechtes würde allerdings sämmtliche Besitzrechte auflösen beim Absterben der gegenwärtigen Besitzer, aber damit nicht die Quelle der ungleichen Vertheilung vernichten; denn die selben Ursachen, die bisher dazu wirken, würden verbleiben. Wenn auch der Häufung der Uebel vorgebeugt würde dadurch, daß die Vererbung unterbliebe: so würden sie doch innerhalb der Lebensdauer zum Nachtheile eines Jeden wirken, der es nicht verstände, seinen Besitzantheil zu erhalten und zu mehren."

Wiederholt hat auch die neuere Ethik den Versuch gemacht, die Besitzverhältnisse von ihrem Standpunkte aus zu regeln. Statt von sozialökonomischen Nothwendigkeiten geht sie freilich von luftigen Abstraktionen aus. Da aber die ethischen Forderungen niemals wirklich aus diesen abgeleitet werden, sondern immer nur scheinbar, so enthalten sie oft ganz brauchbare Gesichtspunkte. So stellt Höffding für eine soziale Ordnung zwei Normen auf; erstens: der Einzelne soll nicht mehr erhalten, als ihm nach der Stellung, die er seinen besonderen Eigenschaften zufolge inne hat, zukommt; zweitens: die Fähigkeiten und Triebe jedes Einzelnen sollen so völlig und reich entwickelt und befriedigt werden wie es mit dem Bestehen der Art als Ganzes vereinbar ist. Nicht ganz so weit geht ein anderer Mann, den Niemand als einen sozialen Agitator verschreien wird: Wilhelm Wundt. Er stellt sich ganz auf den Boden der heutigen Gesellschaftverhältnisse und betrachtet diese sehr optimistisch. In den sozialen Veränderungen, die in der Gegenwart vor sich gehen, sieht er viel Gutes. Schon hat seiner Meinung nach in wichtigen Punkten der Beruf über den Besitz den Sieg davongetragen, so weit es sich darum handelt, die bürgerliche

Stellung zu bestimmen. „Und sollte es je zu einer größeren Ausgleichung der Besitzverhältnisse kommen, daß jene sittlich gefährlichste Lebenslage, die dem Existenzminimum naheliegt, zu bestehen aufhört, so wird voraussichtlich diejenige Fixirung der bürgerlichen Stellung, die nur vom Besitz abhing, vollständig durch eine solche ersetzt sein, die nur noch vom Berufe bestimmt ist. Unser heutiges Gesellschaftsystem trägt deutlich die Spuren eines Uebergangsstadiums, in welchem aber die Tendenz zur reinen Berufsordnung bereits vorwaltet." Im sittlichen Interesse ist es ihm wünschenswerth, daß die Grenzen des Zuviel und des Zuwenig vermieden werden. An die Gesellschaft als Ganzes tritt somit die sittliche Forderung heran, „daß sie Schutzmaßregeln schaffe, welche den Eintritt jener beiden sittlich ungünstigen Grenzfälle der Besitzvertheilung möglichst verhüten". Diese Schutzmaßregeln sollen aus Freiheitrücksichten nur indirekt sein und bestehen in Versicherung gegen unverschuldetes Unglück und in Beschränkung des Erbrechtes. Dieses Ziel kann er wohl nur im Auge haben, wenn er von Gesetzesbestimmungen spricht, „welche der übermäßigen Anhäufung von Besitz in den Händen Einzelner entgegenwirken". An einer anderen Stelle tritt er ja auch einigen Auswüchsen des Erbrechtes und des testamentarischen Verfügungrechtes entgegen, wenn auch in sehr milder Form. Zu irgend einer tiefer greifenden Reform kann er sich nicht entschließen. Er theilt Adolph Wagners große Hochachtung vor dem Eigenthumsbegriffe, wie ihn die letzten Menschenalter, durch die in entgegengesetzter Richtung sich vollziehende Entwickelung der Thatsachen gereizt, theoretisch ausgeprägt haben. Gleich den englischen Utilitätethikern denkt er durchaus nicht gering vom Besitz, wenn er ihm auch nicht den selben Werth beimißt wie Bentham. Er vergißt, daß die Praxis des Enteignungverfahrens das Privateigenthum und seine freie Verwendung bereits bedenklich erschüttert hat.

Hie und da blitzt bei Wundt ein sozialaristokratischer Gedanke auf, wenn auch nur in Form von Entwickelungmöglichkeiten in der Zukunft: „Es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß jene Fluktuationen, welche heute schon die Grenzen der Gesellschaftklassen in einander fließen lassen, namentlich aber im einzelnen Fall ein fortwährendes Auf- und Absteigen der Individuen durch den Wettbewerb um bürgerliche Stellung und geistige Bildung herbeiführen, noch mehr zunehmen und daß dereinst der Einzelne die Stellung, die er einnimmt, noch mehr als heute Dem, was er selbst ist, und weniger der Lage, in der er geboren ist, verdankt, — die Gesellschaftklassen werden damit nicht aufhören. Denn Unterschiede des Berufes, der geistigen Interessen und in Folge Dessen auch der äußeren Lebensstellung werden immer existiren müssen; wenn man sie gewaltsam abschaffen wollte, so würden die Unterschiede der Naturanlage und der sittlichen Begabung, — es würden aber vor Allem auch die sittlichen Bedürfnisse der Gesellschaft selbst sie wieder zu erzeugen streben. (Ethik S. 538.) An einer anderen Stelle, zwei Seiten weiter, spricht er von der Thatsache, „daß auf die Stellung, die der Einzelne in der Gesellschaft einnimmt, die ererbten und von persönlichen Vorzügen unabhängigen Eigenschaften einen immer geringeren, die erworbenen, unter ihnen vor Allem geistige Bildung und Charakterentwickelung, einen immer größeren Einfluß ausüben." Die ganze Richtung der Zeit ist in diesen Aeußerungen nicht zu verkennen. Wir stehen vor einer Besitzreform, Das ist für

Wundt wohl Thatsache, und auch die Art dieser Reform kann nicht mehr zweifelhaft sein: sie kann nur Befreiung von den Banden des Erbkapitalismus bedeuten und es jeder Generation anheimgeben, die Verhältnisse, unter denen sie lebt, sich selbst zu gestalten. Weitere Folgen für das Gemeinwohl werden dann nicht ausbleiben.

Heute sucht der bessere Arbeiter für die Arbeit, die er thut, höheren Lohn zu erzielen. Da er Das allein nicht vermag, reizt er die Mitarbeiter auf, die von selbst nicht darauf gekommen wären, mit ihm zu striken. Sobald eine andere Art der Aufbesserung der eigenen Verhältnisse möglich geworden ist, nämlich höheren Lohn zu erzielen durch Verrichtung höherer Arbeit, durch soziales Aufsteigen, werden sich die begabteren Arbeiter ganz von selbst dieser Art zuwenden, da sie ihnen außer den Geldvortheilen auch noch gesellschaftliche Vortheile bietet. Es ist eine erwiesene Thatsache, die durch das Geschrei der erbkapitalistischen Tagespresse von der Arbeitscheu der Sozialdemokraten und von der Vorherrschaft der Verlumptesten unter ihnen nicht unwahr wird, daß die besten, fleißigsten und gewissenhaftesten Arbeiter die „schlimmsten Rothen" sind. Dies allein erklärt die andere Thatsache, daß es verhältnißmäßig so selten vorkommt, daß ein „Rother" seiner Ueberzeugung wegen entlassen wird.

Die Arbeit, die von einem Volke jährlich nach Aufhebung des Erbkapitalismus geleistet wird, muß das Quantum der unter den heutigen Verhältnissen geleisteten Arbeit schon deshalb weit hinter sich lassen, weil damit die Preise der Arbeit und somit der Anreiz zur Arbeit ganz enorm wachsen müssen. Da sich das Nationalvermögen nun aber wesentlich aus dem jährlich geleisteten Arbeitquantum zusammensetzt und die Natur allein ganz verschwindend wenig thut, so muß der Nationalreichthum gewaltig wachsen, weiteren Nahrungspielraum für die Vermehrung der Nation schaffen und dadurch ihre Stellung zu anderen Stämmen enorm heben, vor Allem aber ihr numerisches Vorschreiten über ihr jetziges Menschheitbruchtheil hinaus sichern.

Mit der Aufhebung des Erbkapitalismus muß der Nationalstaat und das Nationalbewußtsein eine gewaltige Stärkung erfahren. Diese Aufhebung muß ja das Ende der proletarischen Bewegung sein, da sie diese Bewegung gegenstandslos macht. Mit ihrem Eintreten muß der Ruf: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" wirkunglos verhallen. Denn die Erbkapitalisten, die einzigen gemeinsamen Feinde der Arbeiter aller Länder, hören auf zu existiren.

Aber würde nicht vielleicht die Aufhebung des Erbkapitalismus auch eine Aufhebung aller Kultur bedeuten? Deren Existenz ist ja nach Buckles richtigem Wort daran gebunden, daß Menschen verzehren dürfen, was sie nicht hervorbrachten, und daß sie nicht heute verzehren müssen, was sie gestern erzeugten, sondern es sparend ansammeln. Darauf giebt es eine einfache Antwort: bei den großen Verschiedenheiten in Begabung und Leistung wird es immer, wie heute, eine hervorragende Minderheit geben, deren Arbeiterzeugnisse nicht blos durch ihre Seltenheit, sondern eben so durch ihren Nutzen ihren Schöpfern ein Einkommen hoch über dem Durchschnitt sichern und somit das Fortbestehen selbst Dessen gewährleisten, was wir Luxus nennen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

# Das Stigma.

Der Geist ist das Produkt des Körpers, der Gedanke eine Ausscheidung des Gehirns: so sagt der Materialismus; wie bei so vielen seiner Behauptungen, brauchen wir auch diese nur auf den Kopf zu stellen, so haben wir die Wahrheit. In der That ist die Seele der Architekt des Körpers, der Körper das Instrument der Seele. Eine der Thatsachen aber, die den Primat des Geistes vor dem Körper, die plastische Wirksamkeit der Phantasie auf den Organismus, beweisen, ist das Stigma. In der katholischen Kirchengeschichte wird nämlich berichtet, daß gläubige Personen, die mit besonderer Gluth sich in die Leidensgeschichte Christi versenkten, an ihrem Leibe die plastische Nachbildung der Wundmale erhielten, die Christus selbst erduldete: die der Nägel an Händen und Füßen, die von der Geißelung bewirkten Striemen, die Wunde des Lanzenstiches an der Seite und der Dornenkrone am Haupt. Oft erstreckt sich die Stigmatisirung auf alle diese Theile, oft nur auf einzelne, hauptsächlich Hände und Füße. Oft sind die Wunden nur angedeutet, oft aber ganz plastisch ausgeprägt, so daß z. B. innerhalb der Wunden an Händen und Füßen auch noch durch Fleischwucherungen die Nägel nachgebildet sind. Es kommen aber auch abgeschwächte Fälle vor, wo lediglich die Schmerzen der Geißelung und Kreuzigung empfunden werden, ohne daß ein eigentliches Stigma entsteht. Margarethe Columna hatte die sichtbare Wunde an der rechten Seite, von den anderen unsichtbaren aber nur die Schmerzen; bei der Blanca von Gazinan dagegen war nur der eine Fuß stigmatisirt.[1])

Die lange Reihe der Heiligen und der begnadeten Personen, welche die Stigmatisirung erfuhren, wird durch einen Mann eröffnet, durch Franz von Assisi im Jahre 1224. Er hat seitdem viele Nachfolger gehabt, die aber in überwiegender Anzahl dem weiblichen Geschlecht angehören. So noch in neuerer Zeit die Katharina Emmerich, die Maria Mörl, die ich 1856 als Knabe noch selbst in Kaltern sah, und die Luise Lateau. Bei Franz von Assisi finden wir auch gleich den vorhin erwähnten Superlativ. „Es waren nämlich", sagt Görres, „an seinen Händen und Füßen die Zeichen der Nägel erschienen, wie er sie kurz vorher am Bilde des Gekreuzigten gesehen hatte; zugleich war seine rechte Seite wie von einer Lanze durchbohrt. Die Wunden öffneten sich inmitten der Extremitäten bedeutenden Umfanges und bluteten. In ihrer Mitte waren wieder aus dem Fleisch und Zellengewebe Nägel gewachsen, eisernen ähnlich, schwarz, hart, fest, oben mit Köpfen, unten zugespitzt, und wie umgeschlagen, so daß zwischen ihnen und der Haut ein

[1]) Görres: Die christliche Mystik. II. 419.

Finger eingelegt werden konnte. Sie waren nach allen Seiten beweglich, indem sie, von einer Seite gedrückt, auf der entgegengesetzten vortraten, konnten aber nicht ausgezogen werden, wie es die Heilige Klara erfuhr, als sie nach seinem Tode einen derselben auszuziehen versuchte, aber nicht damit zu Stande kam .... Die Seitenwunde war tief und groß, drei Finger breit, durch Zusammenziehung des Fleisches wie gerundet, und oft mit Blut seine Kleider benetzend. Nie gingen alle jene Male in Brand oder Eiterung über, nie wendete er irgend ein Arzneimittel gegen sie an."[1])

Was die katholische Kirche aus der Stigmatisirung gemacht hat, ist bekannt: ein Wunder, herbeigeführt zur Verherrlichung der alleinseligmachenden Kirche. Wir brauchen uns bei dieser Erklärung nicht aufzuhalten. Ein Wunder, das bald ganz, bald nur halb gelingt und im ersten Ansatz stecken bleibt, ist ein Widerspruch, und die vorhandenen Gradunterschiede der Stigmatisirung fordern uns auf, uns nach einer subjektiven Ursache dieser Erscheinung umzusehen. Diese liegt aber in den Gradunterschieden der Phantasie und der begleitenden Gefühle. Die Stigmatisirung kommt zudem auch in der Ketzergeschichte vor, hat also mit dem Katholizismus als solchem überhaupt nichts zu thun. Sie kann ferner auch künstlich nachgemacht werden; also hat sie auch mit dem Begriff der Heiligkeit nichts zu thun. Wohl aber ist sie ein mystisches Phänomen insofern, als sich hier die Seele als der Architekt des Leibes verräth, der Leib also als das Produkt der Seele; und Das ergiebt allerdings eine Lösung des Menschenräthsels, die der des Materialismus gerade entgegengesetzt ist. Deshalb ist das Phänomen der Stigmatisirung von größtem wissenschaftlichen Interesse.

Es ist nun bei der Erklärung des Phänomens der merkwürdige Fall eingetreten, daß die älteste Erklärung die richtige war, während die oberflächlichsten Beurtheilungen der modernen Zeit angehören. Der Wechsel der Meinungen ist eben nicht immer ein Fortschritt. Schon im dreizehnten Jahrhundert nämlich finden wir bei Jacobus de Voragine, dem Verfasser der Goldenen Legende, unter den fünf Ursachen der Wundmale des Heiligen Franz von Assisi als erste die glühende Phantasie angeführt, worin später Agrippa von Nettesheim ihm beistimmt.[2]) Eben so sagt auch der 1600 in Rom verbrannte Philosoph Giordano Bruno: „Wir wissen, daß Einzelne es in dieser Art von geistiger Verwirrung so weit gebracht haben, daß sie die Wundmale jener durchbohrten Gottheit, deren Gestalt sie ihrer Einbildungskraft eingeprägt hatten, auch an ihrem eigenen Körper durch die Gluth ihrer brennenden Phantasie hindurchscheinen ließen."[3])

Merkwürdiger Weise findet sich die richtige, nämlich die psychologische

[1]) Görres: Die christliche Mystik. II. 412. — [2]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. I. 63. — [3]) Bruno: Sigill. sigillorum.

Erklärung aus der Macht einer dominirenden Vorstellung, verbunden mit heftiger religiöser Erschütterung, bei dem Katholiken Görres, dem freilich eben darum der Vorwurf des Naturalismus von den Theologen nicht erspart worden ist. Er sagt: „Zunächst finden wir als nothwendigste und darum auch in allen Fällen ohne Ausnahme eintretende Vorbedingung von Seite der Seele eine übergroße Theilnahme und das allerschmerzlichste Mitgefühl mit dem Leiden Dessen, den sie zum Gegenstand ihrer Liebe sich genommen. Hat sie in der Betrachtung des Mannes der Schmerzen das Bild des Leidenden sich erst recht anschaulich hervorgerufen, dann findet sie sich wie von einem Meer des Jammers umfangen und ihr Innerstes fühlt sich bald im tiefsten Mitleiden zerfloffen und aufgelöst und mit der rührendsten Trauer erfüllt. Es ist aber die Natur aller mitleidenden, theilnehmenden Gefühle, Jeden, den sie ergriffen, außer sich zu setzen, ihn seiner selbst zu entäußern und ihn dafür dem Gegenstand seiner Theilnahme und somit diesen sich zu verinnerlichen und einzubilden. . . . Uebertragen aber wird das Bild durch die höhere geistige Seele auf die untere vitale, denn es sind physische Schmerzen, durch Lebensveränderungen hervorgerufen, die übernommen werden sollen, und es ist eine physische Verähnlichung, die von Leib zu Leib hinüber geschehen soll und darum im tiefsten Grunde, von Leben zu Leben, sich vermitteln muß.“ [1]) Auch Tholuck [2]) stimmt dieser Erklärung bei. Nun nennt Görres diese Exaltation der Phantasie allerdings nur die „Vorbedingung“ der Stigmatisirung; aber für Jeden, der die plastisch wirkende Bildungskraft der Phantasie kennt, die sich auch beim Versehen zeigt, ist es klar, daß in dieser Phantasie die eigentliche Ursache der Stigmatisirung liegt.

Jene modernen Erklärer nun, die von dieser Ideoplastik des Geistes nichts wissen — wiewohl heute jeder Hypnotiseur sie erweisen kann — und die nur den Einfluß des Körpers auf den Geist anerkennen, aber nicht den umgekehrten, — diese Erklärer sind genöthigt, das Phänomen der Stigmatisirung überhaupt zu leugnen. Diese Herren, denen die Grenze ihres engen Horizonts mit der Grenze der Wirklichkeit zusammenfällt, verfahren sämmtlich nach dem gleichen Rezept: was sie nicht verstehen, ist nicht, beruht auf Täuschung und Betrug. Die ganze Oberflächlichkeit dieses Standpunktes hat sich gegenüber der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich offenbart, z. B. in der Schrift des Medizinalrathes Karsch [3]), der das Phänomen auf Tätowirung, also Betrug, zurückführt und seine ganze Unwissenheit in den Worten zeigt: „Es ist keine Thatsache bekannt, daß die Phantasie oder der Wille so wesentliche Veränderungen in den körperlichen Geweben hervorzurufen fähig wäre, wie sie das Auftreten der Stigmata erfordert.“ Eben so

[1]) Görres: II. 446. — [2]) Tholuck: Vermischte Schriften. 1067. — [3]) Karsch: Die stigmatisirte Nonne Katharina Emmerich. 160.

hat Virchow, der eingeladen war, die stigmatisirte Luise Lateau in Bois d'Haine anzusehen, es vorgezogen, darüber a priori zu urtheilen. In einem 1874 in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Breslau gehaltenen Vortrage sagt er: „Entweder muß es ein Betrug sein, oder es ist ein Wunder".[1]) Daß noch ein Drittes möglich wäre, nämlich Ideoplastik, und daß gerade dieses Dritte in der That vorliegt, hat er nicht eingesehen. Seitdem Virchow sein Dekret erließ, ist die Stigmatisirung künstlich in der Hypnose erzeugt worden. Damit ist die von ihm aufgestellte Alternative umgestoßen und es ist erwiesen, daß jenes Dritte vorliegt. Ein Widerruf wäre daher allerdings am Platze; ich weiß aber von einem solchen nichts.

Andere moderne Erklärer raffen sich, wenn es hoch kommt, zur Anerkennung der Thatsache auf, führen sie aber auf Menstruationstörungen zurück, wie es auch der Katharina Emmerich gegenüber ein Arzt gethan hat. Diese oberflächliche Ansicht widerlegt sich aber von selbst: in der ganzen Kirchengeschichte ist kein Fall von monatlicher Stigmatisirung bekannt; sie kommt in allen Lebensaltern vor, sogar kurz vor dem Tode. Endlich läßt jene Erklärung einen unauflöslichen Rest: die männlichen Stigmatisirten, man müßte denn behaupten, Franz von Assisi sei Hermaphrodit gewesen, eben so wie seine Nachfolger: Benedikt von Rhegio, Carolus von Sazic, Angelus del Pas, Matheo Careri, Cherubin de Aviliana, Jacobus Stephanus, Johann Graio u. s. w.

Hätte sich Virchow entschlossen, die Luise Lateau anzusehen, so hätte er sich bei gutem Willen die Ueberzeugung verschaffen können, daß die Autosuggestion, verbunden mit heftiger Gefühlserregung, im Stande ist, plastisch auf den Körper zu wirken. Er hätte sich dann vielleicht auch gesagt, daß Fremdsuggestion die gleichen Phänomene erzeugen kann; er wäre dann der Entdecker des hypnotischen Stigmas geworden und hätte einen dicken Strich durch die theologische wie durch die medizinische Erklärung des Phänomens gemacht. Aber freilich läßt sich daran zweifeln, daß Virchow je diesen guten Willen aufgebracht hätte; denn er legt in jenem Vortrag selbst das naive Geständniß ab: „Man freut sich nicht, eine neue Erscheinung zu sehen; im Gegentheil, sie ist oft peinlich."[2]) Andere Forscher sind freilich entgegengesetzter Ansicht und wissen, daß gerade der Widerspruch einer neuen Thatsache mit der herrschenden Theorie die beste Gelegenheit bietet, die Theorie zu verbessern.

Die Stigmatisirung beweist, was auch zahlreiche andere Erscheinungen lehren, daß die Einbildungskraft zur plastischen Bildungskraft werden kann. Der katholische Spezialfall verlangt durchaus keine andere Erklärung als die

[1]) Virchow: Ueber Wunder. 11. — [2]) Virchow: 23.

übrigen Fälle. Das psychologische Grundgesetz, worauf alle diese Erscheinungen beruhen, ist, daß der Mensch vermöge seiner Einbildungskraft die Fähigkeit besitzt, sich in den Zustand eines anderen Wesens derart hinein zu versetzen, daß er diesen Zustand mitempfindet. Schon im Worte Mitleid ist dieses Grundgesetz sehr gut ausgedrückt; es ist ein Mitleiden. In der Regel bleibt es auf die Gefühlssphäre beschränkt, kann aber auch eine spezielle Wirkung in den korrespondirenden Körpertheilen hervorrufen, weil alle unsere Organe in anatomischem und physiologischem Zusammenhang mit dem Centralnervensystem stehen. Jede Gehirnzelle, die von Vorstellungen und Gefühlen erregt ist, trachtet, diese zu realisiren. Das Mitleid kann in der Gefühlssphäre sehr gesteigert auftreten, wenn die erregende Vorstellung eine besondere Reizstärke oder wenn der Rezipient eine besondere Reizempfänglichkeit, vermöge der mit der Vorstellung verbundenen Gefühle, besitzt. Bei den Stigmatisirten wirken beide Ursachen zusammen. Dr. Wienholt erzählt von einer Somnambulen, deren Empfänglichkeit so groß war, daß die Erzählung von den Leiden Anderer bei ihr die gleichen Leiden hervorrief.[1]) So kommen denn auch in der christlichen Mystik solche Heilige vor, die, wenn sie das Andenken von Märtyrern ehrten, an den verschiedenen Qualen des Martyriums theilnahmen. So die Heiligen Coletta, Johanna von Orvieto und Agnes von Jesus. Um wie viel geeigneter dazu mußte aber die Vorstellung der Leiden Christi sein, von denen das religiöse Gefühl ehemals ganz anders aufgewühlt wurde als heute. Viele Heilige, bei denen es nicht zur Stigmatisirung kam, erfuhren doch bei der Versenkung in die Passiongeschichte ein lebhaftes Mitempfinden in den korrespondirenden Körpertheilen. Bei der Katharina Emmerich blieb der Vorgang drei bis vier Jahre lang in der bloßen Gefühlssphäre stecken, bis es endlich zur Stigmatisirung kam.[2])

Wenn solche Vorstellungen mit heftigen Gemüthserregungen verbunden sind, kommt es schon außerhalb des religiösen Lebens vor, daß die mitempfundenen Schmerzen sich lokalisiren und fest einprägen. Ein junger Mensch von vierzehn Jahren, der Zuschauer bei der Hinrichtung durch das Rad war, bekam blaue Flecke an den Körperstellen, wo der Verbrecher getroffen worden war.[3]) Ein Mann, der einen anderen von einem Wagen an den Füßen geschleift sah, fühlte augenblicklich heftige Schmerzen an den eigenen Füßen und blieb sein Leben lang hinkend.[4]) Eine Mutter sah ihr Kind auf der Straße von einem Fuhrwerk überfahren, dessen Räder ihm den Kopf zerquetschten. Sie wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie

[1]) Wienholt: Heilkraft des thierischen Magnetismus. III, 3. 176. — [2]) Schmöger: Das Leben der Katharina Emmerich. I. 188. 190. — [3]) Zimmermann: Geschichtliche Darstellung des Magnetismus als Heilmittel 33. — [4]) Hecquet: Naturalisme des convulsions.

im Oberhaupt so heftige Schmerzen, daß sie nicht die leiseste Berührung ertragen konnte. Nach zweijähriger vergeblicher Behandlung wurde sie magnetisirt und in zwei Sitzungen geheilt.[1]) Eine Dame sah ein Kind durch eine eiserne Thüre treten, die hinter ihm zufiel, so daß sie lebhaft Angst empfand, es könnten ihm die Füße zerquetscht werden. Es geschah zwar nicht, aber ihre Empfindung war so lebhaft, daß sie nur mit Mühe nach Hause gebracht werden konnte und um ihre Knöchel rothe Streifen entstanden. Am anderen Tage war der Fuß geschwollen, und sie mußte mehrere Tage das Bett hüten.[2])

Alle lebhaften Vorstellungen können die Stärke des sinnlichen Eindruckes erhalten, z. B. zu Halluzinationen werden und Veränderungen im Körper hervorrufen. Daß es dabei bis zur Stigmatisirung kommen kann, zeigt sich auch außerhalb der Kirche. Die Schwester eines zu Spießruthen verurtheilten Soldaten empfand entfernt von ihm im Augenblick der Exekution die den Bruder treffenden Streiche in einer Art von Ekstase, wimmernd und ächzend, bis sie ohnmächtig niederstürzte und zu Bett gebracht wurde, wobei sich herausstellte, daß das Blut von ihrem zerfleischten Körper herabrann.[3]) Ein Mann, der von einer Fußreise sehr ermüdet heimkehrte, glaubte, beim Mondschein ein drachenartiges Thier im Straßengraben sich wälzen zu sehen. Er gerieth in große Angst und fühlte sich sogleich von dem Thier an der rechten Schulter schmerzhaft gepackt. Er lief nach Hause; auf der ganzen rechten Brustseite bildete sich ein Pleuraexsudat, an dem er nach mehreren Monaten starb.[4]) Hypnotisch hätte dieser Mann natürlich geheilt werden können; was Autosuggestionen verschulden, kann durch Fremdsuggestion wieder gut gemacht werden.

Besessene, die sich von Dämonen geplagt glaubten, zeigten oft die Spuren der Schläge am Körper.[5]) Von der Christina von Stommeln heißt es, daß sie im Advent 1282 von 12 000 Teufeln gequält wurde, deren einer sie mit einem Lanzenstich auf den Boden fest heftete. Wer nun die plastische Bildungskraft der Phantasie kennt, Der wird zwar die 12 000 Teufel der Kirche überlassen, aber es immerhin für möglich halten, daß — wie berichtet wird — ihr diese Wunde bis zum Tage vor Weihnachten verblieb, der sie naturgemäß auf andere Ideen brachte. Wenn es aber weiter heißt, es sei ihr durch die Teufel eröffnet worden, sie hätten von Gott den Befehl erhalten, sie zu quälen, damit dadurch ihr verstorbener Großvater aus dem Fegfeuer erlöst würde,[6]) so kann eine so schauderhafte Metaphysik

---

[1]) Du Potet: Journal du magnétisme. VIII. 489. — [2]) Hack Tuke: Le corps et l'esprit. 210. — [3]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. I. 43. — [4]) Griesinger: Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. 95. — [5]) Schindler: Magisches Geistesleben. 171. — [6]) Wollersheim: Das Leben der ekstatischen und stigmatisirten Jungfrau Christina von Stommeln. 377. 379.

die Zweifler nur veranlassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, d. h. mit dieser Erklärung auch die Thatsache abzulehnen. Diese Unterscheidung zwischen den Thatsachen und deren kirchlicher Erklärung müssen wir innerhalb der christlichen Mystik ganz besonders beobachten. Auch die Striemen am Leibe kommen bei Besessenen vor. Die plastische Macht ihrer Phantasie kann sogar so weit gehen, daß bei der Exorzisirung als Zeichen der Ausfahrt des Dämons blutunterlaufene Buchstaben am Körper erscheinen. Bei einer besessenen Nonne von Louviers erhielt der Dämon vom Exorzisten den Befehl, mit den Worten: Vive Jésus sur la croix! auszufahren. Man fand darauf bei der Nonne auf der Brust diese Worte und das Zeichen des Kreuzes als Stigma in rothen Buchstaben und noch nach fünfzehn Jahren waren sie, wenn auch verblaßt, sichtbar.[1]) Es ist begreiflich, daß gerade in ekstatischen Zuständen, wo die Phantasie so ungehemmt und von keiner Reflexion gestört waltet, solche Wirkungen eintreten; denn schon im gewöhnlichen Traum, der dieses Vorwalten der Phantasie mit sich bringt, kommt es vor. Hufeland erzählt, daß eine Kranke am Morgen die deutlichsten Striemen am Körper hatte, nachdem sie nachts von Schlägen geträumt, die sie erhalten hatte.[2]) Der Heilige Hieronymus erzählt, daß er im Traum gepeitscht wurde, weil er die profanen Schriften, besonders den Cicero, so sehr liebte, und daß er nach dem Erwachen am Körper die Striemen trug.

Die religiöse Stigmatisirung ist also nur ein Spezialfall der Stigmatisirung überhaupt, und da sie von der psychologischen Ursache ganz ausreichend erklärt wird, besteht keine Nöthigung, nach einer anderen zu suchen. Kommt sie doch in der selben Form auch außerhalb der Kirche vor. Dem Arzte Billot sagte seine Somnambule, ein Engel habe ihr das Zeichen des Kreuzes am oberen Arm eingedrückt. Er schläferte sie darauf ein, sie schien im Schlafe viel zu leiden und das Zeichen des Kreuzes trat wieder hervor.[3]) Auch bei der Sekte der Jansenisten kommt das Stigma vor: Einer der Konvulsionäre von St. Médard war das lebende Bild der Passion Christi. Er hielt seine Arme unbeweglich, wie gekreuzigt. Ein heftiger Schmerz, mit heroischer Geduld ertragen, malte sich auf seinen Zügen, in den sterbenden Augen und in der Erschütterung des Körpers. Bald deckte Todtenblässe sein Gesicht; die Augen, halb geschlossen, schienen erloschen, sein Kopf fiel auf die Brust herab. Bei anderen Konvulsionären eten sich vor den Augen der Zuschauer die gerötheten Wundmale an den den.[4]) In einem Brief über diesen Gegenstand heißt es, daß etwa

[1]) Esprit de Bosroger: La piété affligée. 304. — Surin: Triomphe l'amour divin sur les puissances de l'enfer. 110. 135. — [2]) Journal praktische Heilkunde. 1818. — [3]) Billot: Recherches psychologiques. II. 235. [4]) Carré de Montgéron: La vérité des miracles opérés par l'intercession Mr. de Paris. Idée de l'état des convulsionnaires. 28.

200 Konvulsionäre stigmatisirt wurden und lebhafte Schmerzen empfanden, wenn man sie an den Stellen berührte, an denen Christus durchbohrt wurde, was schon damals einen Skeptiker zu der Frage veranlaßte: „Weiß man, wie die Phantasie einer Mutter dem Körper ihres Kindes ein Muttermal aufprägen kann? Warum sollte nicht unsere eigene Phantasie auf unseren Körper den selben Eindruck machen?“[1]) Ein anderer Zeuge berichtet sogar über eine Steigerung des Phänomens, die an Franz von Assisi erinnert: „Ein großer Theil der Konvulsionäre, wenn sie in ihrem totenähnlichen Zustand sind, haben die Stigmata, d. h. einen sehr empfindlichen Schmerz an den Händen, Füßen, an der Seite und rund um das Haupt, während der ganze übrige Körper unempfindlich ist. Es giebt sogar Solche, die in der inneren Handfläche und an den Füßen eine kleine Erhöhung zeigten, die den Kopf der Nägel darstellt. Ich habe eine Konvulsionärin gesehen, die seit mehr als zwei Monaten die Schmerzen der Stigmatisirung empfindet; sie ist am ganzen Kopf so empfindlich, daß sie sich nicht ohne Schmerzen kämmen kann.“[2]) Endlich kommt, wie mir der in der orientalischen Literatur wohl bewanderte Dr. von Arnhard versicherte, die Stigmatisirung auch bei den Mohammedanern vor, in der Weise, daß Gläubige, die sich in die Lebensgeschichte Mohammeds vertiefen, die Wundmale, die der Prophet in seinen Schlachten davontrug, am eigenen Leib erhalten. Leider vermag ich die Belegstelle nicht anzugeben.

Wir Alle haben im Wachen die, wenngleich nicht willkürliche, Fähigkeit, vermöge entsprechender Ideen die vasomotorischen Nerven in Erregung zu versetzen und Blutkongestionen zu erzeugen. Scham, Zorn, Freude bringen uns zum Erröthen. Manche Menschen können diese Kongestionen willkürlich lokalisiren. Professor Kluge sagt, daß mehrere seiner Bekannten durch bloße Gedanken an beliebigen Körperstellen Entzündungen hervorrufen konnten.[3]) Mantegazza erzählt von sich selbst, er sei zu einer gewissen Zeit seines Lebens im Stande gewesen, beliebige Hautstellen dadurch zu röthen, daß er lebhaft an die betreffenden Stellen dachte.[4]) Gehen wir einen Schritt weiter, so haben wir die Stigmatisirung, die keineswegs darin besteht, daß das Blut die Gefäße zerreißen würde, sondern daß es aus den Poren wie Schweiß abgesondert wird. Luise Lateau hatte sich von Kindheit an in die Leidensgeschichte Christi versenkt und ging die Stationen ab. Von 1868 an fiel sie in Ekstase mit religiösen Visionen. Dann zeigten sich die Wundmale; zuerst an der Brust dann an Händen und Füßen, zuletzt auf der Stirn. Während die Wunde

[1]) 11me lettre de M.*** à un de ses amis. 6. — [2]) Lettre d'un Ecclésiastique de province à un de ses amis. 9. — [3]) Kluge: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel. 279. — [4]) Moll: Der Hypnotismus. 173.

bluteten, lag sie empfindunglos da. Ihre Minen und Geberden schienen anzuzeigen, daß sie Zeugin des Dramas auf Golgatha sei; der Athem war kaum hörbar, der Puls fiel auf 70. Oft geht die Versenkung auch in der Weise vor sich, daß die Stigmatisirten andere Szenen des Dramas versinnbildlichen. Es ist, wie wenn sie mit Mühe die Last des Kreuzes schleppten, oder sie halten in der Vision der Flagellation die Hände auf dem Rücken wie durch Stricke gebunden, so daß man sich vergeblich bemüht, sie zu trennen. Die Instrumente der Passion, nicht blos das Kreuz, zeigen sich am Körper. Manche legen die Füße aufeinander oder zeigen die Fesselung der Hände. Katharina Emmerich hatte von Jugend auf den Herrn gebeten, ihr das Zeichen des Kreuzes fest auf die Brust einzudrücken, was sie übrigens nicht äußerlich meinte. In der Ekstase aber geschah es äußerlich und Blutstropfen drangen heraus. Auch die Striemen von der Geißelung wurden der Vision entsprechend sichtbar. Wer das Leben dieser Nonne — in der ausführlichen dreibändigen Ausgabe von Schmöger — liest, Der wird an der Echtheit dieser Stigmatisirung um so weniger zweifeln, als die Emmerich auch sonst noch mystisch angelegt war. Sie war Nachtwandlerin. Oft verließ sie nachts ihre Zelle und man fand sie schlafend an der Kirchenmauer oder an der Kirchenthür mit ausgebreiteten Armen. Sie war sensitiv, sah die odische Ausströmung aus Händen und Füßen und unterschied odisch heilsame und giftige Kräuter; sie hatte Visionen mit transscendentalem Zeitmaß, worin ihre ganze Lebensgeschichte sich darstellte. In der Kirche fand man sie oft an Stellen, wo es unmöglich schien, hin zu gelangen. Sie stand in magnetischem Rapport mit ihrem Beichtvater, las die Gedanken Anderer und durchschaute ihren Charakter. Sie war psychometrisch angelegt und fernsehend. Sie hatte eine innere Stimme, gleich dem sokratischen Dämon.[1])

Den psychologischen Ursprung zeigten die Wundmale der Emmerich schon darin, daß sie nie eiterten, nie sich entzündeten noch auch heilten, trotzdem die Aerzte mit Pflastern angerückt kamen, statt mit Gegensuggestionen. Saß sie oder lag sie zu Bett, so kreuzten sich ihre Füße unwillkürlich über einander, wie die Füße des Kruzifixbildes, so daß sie, wenn man sie aus der Ekstase rief, zu flehen pflegte: „Ich kann nicht! ich kann nicht! macht mich los! ich bin angenagelt!“ Das Blut von ihren Wunden floß stets in jener Richtung, die es beim Gekreuzigten nehmen mußte.

Weil die Stigmatisirung nur die Realisirung einer dominirenden Vorstellung, einer lebhaften Autosuggestion ist, hält der Vorgang immer gleichen Schritt mit der jeweiligen Vision. Darum eben werden wir vorweg sagen können: Was der Autosuggestion gelingt, muß auch durch Fremdsuggestion erreicht werden können, und damit stehen wir vor der künstlichen Nachahmung

[1]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 428.

des Stigmas in der Hypnose, wobei an die Stelle der natürlichen Ekstase der künstliche Schlaf, an die Stelle der Autosuggestion die Fremdsuggestion gesetzt ist. Nehmen wir zunächst das das Stigma einleitende Phänomen, wobei nur die Schmerzen der Passion mitempfunden werden, ohne daß es noch zur plastischen Darstellung der Wunden käme. Nun gut, diese Schmerzen an den fünf Körperstellen hat Liébault durch posthypnotische Suggestion erzeugt, und sie blieben so lange, wie er es verlangt hatte.[1]) Aber auch das Stigma selbst kann so eintreten. Vor mehreren Jahren haben die Aerzte Mesnet und Dujardin hysterische Kranke beobachtet, bei denen Buchstaben und Inschriften, die man mit einem Bleistift auf ihre Haut aufdrückte, blutunterlaufen in Reliefform sich bildeten und mehrere Stunden erhielten. Sie nannten dieses Phänomen Autographismus.[2]) Professor Forel sagt: „Bei einer Wärterin gelang es mir, in kürzester Zeit (wenige Minuten) durch Suggestion und Markirung von kleinen Kreuzen auf den Vorderarm mit einer stumpfen Spitze kreuzförmige, der Artikaria ähnliche Quaddeln hervorzurufen.“[3]) Die Professoren Bourru und Burot haben durch Suggestion Nasenbluten und Blutschweiß bei einem Hypochonder hervorgerufen, der lahm und auf der rechten Seite ohne Empfindung war. Einer von ihnen zeichnete mit einem stumpfen Gegenstand seinen Namen auf die Arme des Hypochonders und sagte: „Heute Nachmittag um vier Uhr sollen Sie einschlafen und die Linien, die ich jetzt auf Ihren Arm zeichne, sollen bluten.“ Zur festgesetzten Stunde schlief er ein. Auf dem linken Arm entstanden die Buchstaben erhöht und geröthet und zeichneten sich scharf von der übrigen bleichen Haut ab; aus einigen Linien drängten sich Blutstropfen. Auf dem rechten gelähmten Arm zeigte sich nichts. Später hat Dr. Mabille den selben Patienten in hysterischen Anfällen gesehen, und dabei zeigte sich, daß das Phänomen auch durch Autosuggestion entstehen kann. Der Kranke wiederholte nämlich in seinen Anfällen mit lauter Stimme die ihm früher an anderen Orten gegebenen Suggestionen und nun floß das Blut abermals aus den alten Linien.[4]).

Der psychologische Ursprung des Stigmas zeigt sich auch darin, daß nicht blos blutunterlaufene Wundmale entstehen, sondern, je nach dem Inhalt der Suggestion, auch andere Veränderungen im Hautgewebe. Dr. Bybalkin gab einem sechzehnjährigen Anstreicher die Suggestion: „Du wirst nach dem Erwachen frieren, wirst Dich am Ofen erwärmen und auf der Linie, die ich Dir jetzt auf Deinem Arm markire, Dich verbrennen. Es wird Dir Schmerzen machen, der Arm wird geröthet sein und eine Brandwunde wird entstehen.“ Es geschah so. Er stieß einen Schrei aus, als er die Thür des

[1]) Liébault: Du sommeil. 158. — [2]) Revue de l'hypnotisme. IV. 321 à 336. — [3]) Forel: Der Hypnotismus. 56. — [4]) Björnström: Der Hypnotismus. 113. Obersteiner: Der Hypnotismus. 64. Sphinx III. 422.

Ofens berührte, der nicht geheizt war, und die Brandblase entstand.[1] Liébault versetzte ein Fräulein in Somnambulismus, ließ auf ihrem Arm ein durch zwei Querbalken durchschnittenes Kreuz mit dem Finger markiren und gab dabei die Suggestion, es sei kalt, sie würde daher nach dem Erwachen Thüren und Fenster schließen und sich am Ofen erwärmen, wobei der Arm der glühenden Platte zu nahe kommen und eine Brandwunde längs der markirten Linien entstehen würde. Sie führte Alles mit dramatischer Meisterschaft aus, wärmte sich und sprang plötzlich mit dem Schrei, sie habe sich verbrannt, auf. Die bezeichneten Linien traten als scharf abgegrenzte Streifen hervor, die obere Querlinie mit etwas schiefem Verlauf.[2] Auch Blasen anderer Art können erzeugt werden. Focanchon legte einem Mädchen ein Stück gewöhnlichen Papiers mit Gummianstrich auf und gab ihm durch Suggestion die Wirkung eines Vesikans. Auf die selbe Weise wurde auf dem Arm dieses Mädchens eine Wunde, wie von einem Nagel, erzeugt. Dumontpailler legte Postmarken auf und erzielte durch entsprechende Suggestion heftigen Blutandrang. Auch mit Serum gefüllte Hitzblasen wurden auf diese Weise hervorgerufen.

Der beste Beweis für den rein psychologischen Ursprung solcher Stigmata zeigt sich in der Kreuzprobe: legt man ein wirkliches Vesikans auf, das eine Hitzblase erzeugen müßte, so wird doch die Blasenbildung verhindert, wenn die Suggestion gegeben wird, es handle sich um ein anderes Pflaster.[3] Focanchon gab einer Somnambulen ein wirkliches Pflaster, eine spanische Fliege, mit der Suggestion, daß es keinerlei Wirkung haben würde, und die Wirkung, psychisch neutralisirt, unterblieb. Um das Experiment exakt zu machen, war das Pflaster in drei Theile zerschnitten worden. Der eine wurde auf ihren linken, der andere auf ihren rechten Arm, der dritte auf den Leib einer anderen Kranken gelegt, die einer spanischen Fliege bedurfte. Das Mädchen wurde nun hypnotisirt und Focanchon suggerirte ihr, daß das Pflaster des linken Armes keine Wirkung haben würde. Es war elf Uhr. Bis acht Uhr wurde sie genau beobachtet. Bei der Abnahme der Bandagen zeigte sich der linke Arm unverletzt, auf dem rechten zeigte sich Röthe und beginnende Blasenbildung. Das Pflaster wurde von Neuem aufgelegt und nach drei Viertelstunden fand man den linken Arm noch immer unverändert, am rechten deutliche Blasen. Das dritte, einer anderen Kranken aufgelegte Stück hatte acht Stunden eine große Blase aufgezogen.[4]

Es ist nicht richtig, wenn in modernen Schriften der Arzt Prejalmini der Entdecker dieses Verfahrens hingestellt wird, weil er 1840 mit

[1] Revue de l'hypnotisme. IV. 362. — [2] Sphinx IX. 6. — [3] Revue l'hypnotisme. II. 183. — [4] Liébault: Le sommeil provoqué. 307. Björnäm: Der Hypnotismus. 112.

„magnetisirtem Papier“ die selbe Wirkung erzielte wie mit einer spanischen Fliege. Der älteste mir bekannte Fall stammt aus dem Jahre 1819, und zwar ist die Somnambule Manette J. die Erfinderin des Verfahrens, mit gewöhnlichem Papier, aber entsprechender Suggestion, künstliche Blasen zu erzeugen.[1]) Sie hat im Schlaf ihren Magnetiseur instruirt. Wenn man einmal einsehen wird, daß die Somnambulen keineswegs in einen ihnen ganz fremden Zustand versetzt sind, sondern in ihr natürliches Element, daher sie sich in allen odischen Verhältnissen orientirt zeigen, so wird man sie auch als Lehrer benutzen und erkennen, daß der Arzt zwar von ihnen lernen kann, nicht aber umgekehrt.

Endlich finden wir das Phänomen der blutunterlaufenen Buchstaben und Schriftzüge auch mehrfach bei den modernen Medien, worüber ich schon anderwärts[2]) Einiges mitgetheilt habe.

Aus der Gesammtheit aller dieser Berichte geht nun ohne Zweifel hervor, daß das Stigma eine Thatsache ist, die nur von der Unwissenheit geleugnet werden kann, daß aber diese Thatsache, selbst wenn sie in der religiösen Sphäre vor sich geht, rein psychologischen Ursprungs ist. Die theologische Auslegung ist also verfehlt und die von Virchow aufgestellte Alternative „Wunder oder Betrug“ besteht gar nicht. Weil sich aber Irrthümer, besonders wenn sie von einem berühmten Namen gedeckt sind, wie eine ewige Krankheit forterben, ist das natürliche und künstliche Stigma als Thatsache selbst heute noch nicht allgemein anerkannt. Als Dr. Moll 1887 in der berliner Medizinischen Gesellschaft einen Vortrag über die durch Fremdsuggestion in der Hypnose bewirkte künstliche Stigmatisirung hielt und sie mit der autosuggestiven Stigmatisirung religiöser Ekstatiker in Parallele setzte, da erregte er kein Interesse, wohl aber „große Heiterkeit“.[3]) In einigen Jahren werden die damals so lachlustigen Herren abermals lachen, aber nur über die Zweifler, die an das Stigma noch immer nicht glauben wollen.

---

[1]) Bibliothèque du magnétisme animal. VIII. 111. Archiv für thierischen Magnetismus. VIII, 2. 139. — [2]) du Prel: Die Entdeckung der Seele. L. 10. — [3]) Sphinx IV. 436.

München. Dr. Karl du Prel.

# Northern-Pacific.

Unter den Linden erging sich jüngst Mr. Edward D. Adams aus New-York. Er hatte als Hauptvertreter der Northern-Pacific-Bahn mit Mr. Hill von der Great Northern-Company im tiefsten Geheimniß eine Betriebsübernahme abgeschlossen. Dann wurde Herr Siemens, der Leiter der Deutschen Bank, nach London eingeladen, und da er, wie es scheint, den Plan und den Vertrag ungefähr so befand, wie Gott am sechsten Schöpfungtage seine Welt, so wurde wiederum Mr. Adams nach Berlin eingeladen. Dort sollte er vor den einzelnen Komitees der nothleidenden Bonds seine Sache selbst führen und Das scheint er denn zunächst auch mit vollem Erfolge gethan zu haben.

Hat dieser ehrenwerthe Amerikaner mit dem beinahe paradiesischen Namen schon eine Kirche gegründet und dort Sonntags gepredigt, wie so mancher andere kluge Railroadman? Vorgeschichte unbekannt! Jedenfalls gilt der Herr, durch dessen Hände jetzt das Schicksal von Hunderten Millionen Dollars geht, für ungewöhnlich schlau, voll tiefer Ueberlegung und, was Zartsinn anbetrifft, außer aller Aehnlichkeit mit dem Heiligen Martin, dem bekannten Mantelbesitzer. Mr. Adams brachte nun Folgendes zu Stande: die Eidechse Great Northern-Co. erklärt sich bereit, das Krokodil Northern-Pacific-Bahn zu verzehren; d. h. die ohne Vergleich kleinere Bahn wünscht, ihre größere Nachbarin in Betrieb zu übernehmen. Solche Pachtverträge laufen gewöhnlich für hundert Jahre, falls nicht einer der beiden chikanirenden Theile später irgend einen Ablösungvorwand herausfindet. Als Pachtsumme sollten jährlich sechs Millionen Dollars, nach einer Version sogar noch eine halbe Million mehr, stipulirt worden sein. Damit müßte aber die neue Eigenthümerin den Zinsen- und Amortisationdienst aller Bondsgattungen decken können, — und hier begann der Kürzungplan, den jetzt Mr. Adams den Komitees in Berlin mundgerecht machen wollte, den er aber noch in letzter Stunde anders gestalten mußte.

Anstatt nämlich sogleich der III. Mortgage und den fünfprozentigen Konsolidirten das schwere Kompromiß vorzuschlagen, dessen sie sich leider wohl kaum erwehren können, sollte, im Interesse des Emissionkredites der Deutschen Bank, der Schaden auf die I. und II. Mortgage mit vertheilt werden. An sich ist das Bestreben, einen Verlust der Kundschaft zu mindern, gewiß löblich, aber es ergiebt sich daraus ein Zusammenstoß mit der Rechtsauffassung und auch mit einem Mangel an Opferfreudigkeit der Besitzer, dessen Folgen sich bald genug zeigen werden. Wie es heißt, wollte man zunächst den Besitzern der I. Mortgage die Aufhebung des Sinkingfonds vorschlagen, demnach von jährlichen Tilgungen zu einer Rückzahlung nach etwa fünfzig Jahren übergehen. Das brächte eine Ersparniß von 1 200 000 Dollars und die Besitzer sollten billiger Weise diese Konzession machen. Denn sie nützen damit dem Gesammtunternehmen und setzen sich auch nicht mehr der ungünstigen Aussicht aus, gezogen zu werden. Man kann ruhig annehmen, daß bei Aufhebung des Sinkingfonds die I. Northern-Pacific einige Prozent im Kurse steigen werden. Etwas Anderes wäre es aber um die ebenfalls geplante Zinsreduktion gewesen.. Hier kamen Interessen ins Spiel, die eine erste Hypothek sich, als unbedingt sicher, keinen Augenblick gefallen zu lassen braucht und die unter Umständen auch ohne Verantwortlichkeit gar nicht preisgegeben

werden konnten. Man denke sich da nur Vertheilungen innerhalb einer Familie, die bei einer so vorzüglichen Anlage unzählige Male vorgekommen sind. Das deutsche Komitee verfügt über so wenige Bonds erster Gattung, daß an ihr Hinüberziehen zur Partei Adams-Hill-Siemens wohl schwerlich zu denken war. Indessen selbst ein Staatsstreich konnte zu keinem Erfolge führen, denn, abgesehen von den niederen Gerichten in der Union, ein High Court würde die Rechte einer first mortgage nun und nimmer aufheben. Charakteristisch genug ist, daß diese first mortgage sogar aus der foreclosure der Bahn geblieben ist, indem der Receiver die Zinsen bisher bezahlte. Die second mortgage befindet sich aber bereits in der foreclosure, denn ihr Dienst stockt. Hier hätte eine Verkürzung äußerlich mehr Aussicht gehabt, denn es ist nicht recht zu ersehen, ob die Deutsche Bank im Komitee entweder die Majorität oder die starke Minorität hat. Gesetzt aber, sie besäße die wirkliche Uebermacht, jedenfalls ließ sich mit einer so starken und noch dazu amerikanischen Minorität nicht spaßen, die wohl auch bei einem Verkauf der Bahn mitbieten und sie ersteigern konnte. Eben weil man den Besitzern der II. Bonds noch größere Opfer auferlegen muß (die Aufhebung des Sinkingfonds würden sie schon zugeben), wäre die Gestaltung der Angelegenheit sehr schwierig gewesen. Man muß sich nur ausrechnen, daß der Dienst auch für diese zweite Priorität nahezu aus den Einnahmen gedeckt erscheint und daß sehr erfahrene Geschäftsleute sogar im Falle eines Wiederzusammenbruches des ganzen Unternehmens die ersten beiden Sicherheiten als ungefährdet ansehen. Haben doch die second bonds in New-York ihren Kurs zunächst kaum verändert, die ganze Bedrohung wird also dort in einer Art von Rechtsgefühl als eigentlich nicht bestehend betrachtet. Deshalb ist die neueste Abmachung, wonach die second auf ca. 110 Prozent kommen, recht klug und weise.

Aber auch die preferred shares, die Vorzugsaktien, haben Ansprüche, die der beabsichtigten Reorganisation widerstrebten und als wirklich eingezahlt im Gesetze einen sicheren Schutz finden. Ein Theil dieser Werthe ist in englischem Besitz, ein anderer Theil jenseits des Ozeans. Schließlich wäre also nichts Anderes übrig geblieben, als die third mortgage und die Konsolidirten in Shares und einem kleinen Theil Bonds abzufinden. Das gäbe in Deutschland große Verluste, die sich aber noch nicht dadurch ändern lassen, daß die leitenden Financiers ihren Willen, ihre heimathliche Methode, als Vorstellung amerikanischer Verhältnisse setzen. Der verhängnißvolle Fehler des Herrn Siemens — denn seine Adjutanten dabei sind gleichgiltig — liegt in seiner Ungeduld. Ist man persönlich müde oder auch nur einer gefährlichen Fahrt mit ihren zahllosen Riffen überdrüssig, so hat man darum noch kein Recht, sich ein Endziel gleichsam vorzuzaubern. So war es auch noch keineswegs an der Zeit, die rechnerische Basis für das Northern-Pacific-Unternehmen bereits festzustellen. Hierzu hätten noch mindestens zwei Jahre gehört und erst dann konnte man die Great Northern Comp fragen, wie viel man auf Grund der bisherigen Erträgnisse zu verlangen h Es ist wahr: die kleinere Great Northern-Company hat eine höchst ordnete Verwaltung, allein andererseits befindet sich doch die Northern-Pa. seit nicht weniger als drei Jahren in Reorganisation und es ist doch Armuthzeugniß für die Reorganisatoren, daß man jetzt erklärt, die geord Verwaltung der Great Northern durchaus haben zu müssen.

Welchen Nutzen hat aber die übernehmende Company von der ganzen Sache? Sie schluckt eine Konkurrenzbahn! Gut, aber es rivalisiren auch noch andere Linien mit ihr, wie vor Allem die Chicago-Burlington-Bahn. Sie kann dann, heißt es ferner, die Tarife erhöhen! Gut, aber doch nur so weit, wie die Einzelnstaaten es erlauben, die bekanntlich jetzt derartigen Vertheuerungen sehr abgeneigt sind. Ohne Mr. Hill zu nahe treten zu wollen, nehmen daher Viele an, daß bei dieser Uebernahme auch noch der Nutzen einer kleinen Anzahl von mächtigen Männern mitspricht.

Wie leicht es einer Bahnpächterin möglich ist, ein in dieser Art an sich gebrachtes Unternehmen zu ruiniren, hat doch genugsam das Schicksal der Oregon Navigation bewiesen. Dieses Unternehmen ging vorzüglich und wurde von der Union Pacific an den Abgrund gebracht. Und noch besser! Der selbe deutsche Bankdirektor, der dann mit aller Energie die Trennung beider Unternehmungen durchführte, will jetzt bei der Northern-Pacific-Bahn mit aller Energie gerade wieder einen Pachtvertrag zu Stande bringen.

Wären wir in Amerika, so könnte man vielleicht den ganzen Plan dahin auslegen, daß das Emission-Institut keinen weiteren Ausweg sieht und deshalb die Bahn ruhig deren Verderberin zu überliefern sucht, um so das Odium von sich ab auf jene zu wälzen. Aber wir befinden uns in Deutschland und die leitende Bank will thatsächlich das Beste; nur übersieht vielleicht Herr Siemens, der Anständige, daß er es mit Yankees, also mitunter auch mit Unanständigen, zu thun hat. Würde nach der Uebernahme durch die Great Northern ein Verrath eintreten, so daß man das Pachtobjekt systematisch entwerthete, dann müßten die Verhältnisse der Northern-Pacific-Bahn auf lange versumpfen. Die I. und II. Mortgage wären allerdings kaum zu tangiren, wohl aber diejenigen Bonds, deren Hauptttheil in den Händen unseres Kapitals wehklagt. Wenn man den Beitritt der Firma Drexel Morgan als besonders günstig rühmt, sei hier nur daran erinnert, was kürzlich mit der Readingbahn passirt ist. Ohne die jetzige Abmachung hätte jedenfalls ein großer Kampf begonnen, der selbst da, wo er sich in Einzelngefecht auflöste, Spannung genug erregt hätte. Und wahrscheinlich zeigte es sich zum Schluß, daß Willenskraft und Klugheit weder den Mangel an Erfahrung noch den Mangel an gesetzlicher Berechtigung ausgleichen können. In einem Widerstreit zwischen der besonderen Billigkeit und dem allgemeinen Recht darf es nur nicht zur Anrufung des Gesetzes kommen, — dieses kann selbst in Amerika nicht hierhin und dorthin schwanken.

Es war einmal eine Henne, die wollte vier verschiedene Eier zugleich ausbrüten, und, siehe da: sie brütete keins aus! Es war einmal eine mächtige Bank, die wollte sich auf vier verschiedene Interessen zugleich setzen, und, siehe da: sie erkannte noch im letzten Augenblick die Unmöglichkeit ihres Versuches.

Pluto.

# Notizbuch.

Gustav Siegmund Graf von Kalnoky ist von dem Posten des Ministers für die Oesterreich und Ungarn gemeinsamen Auswärtigen Angelegenheiten zurückgetreten. Warum? In allen liberalen Zeitungen stehts: weil er ein Dunkelmann war, ein finsterer Römling, den die helle Hondedschaar der magyarischen Kulturbannerträger nun überritten hat. Man sollte wirklich nächstens die Preisfrage ausschreiben, ob es auf dem weiten Rund der bewohnten Erde noch einmal etwas so Blitzdummes giebt wie unsere Durchschnittspresse, die, ohne dem Vortheil des eigenen Landes nachzufragen, heute für die lieben Polen, morgen für die tapferen Japanesen und übermorgen für die edelen Ungarn sich begeistert. Graf Kalnoky war ganz gewiß kein großer Staatsmann, der durch die Zeiten ragt; im Deutschen Reich aber sollte man den Rücktritt des Mannes nicht mit Jubelchören feiern, der die Jugendtage des Dreibundes sorgsam vor Anfechtung behütet und den schwächlichen Sprossen einer Nothehe über die Kinderkrankheiten hinweggepflegt hat. Er ist jetzt gegangen, nicht, weil er ein Dunkelmann und ein Römling war, sondern, weil er den Vatikan, ohne es übrigens zu wollen, geärgert hatte und deshalb für seine heikle Stellung nicht mehr ganz tauglich erschien. Der päpstliche Nuntius Agliardi war von Wien nach Ungarn gekommen und hatte dort, wie Das bei einem Legaten Roms nur selbstverständlich ist, insgeheim auch ein Bischen politisirt. Darob war der ungarische Ministerpräsident, Baron Banffy, ein liberaler Kalvinist, sehr ergrimmt und hatte bei Kalnoky Klage geführt. Der schlaue Diplomat aus Mähren wußte die Ungarn zu nehmen: er schrieb Herrn Banffy einen vertraulichen Brief voll tiefster Entrüstung, die immer niedrig im Preise steht, und bat nur um bündige Beweise für das illegale Verhalten des römischen Legaten, über den er dann gleich sich beim Kardinal Rampolla beschweren wolle. Er rechnete darauf, daß in solchen Händeln bündige Beweise niemals beizubringen sind, weil die Sendboten der Päpste ihre Spur sehr schlau zu verwischen pflegen; aber er verrechnete sich in dem Baron Banffy. Dieser Herr, der wahrscheinlich ein höchst ehrenwerther Mann, aber ganz sicher ein vollkommen unfähiger und unzuverlässiger Politiker ist, übergab den Inhalt des vertraulichen Briefes flugs der Oeffentlichkeit, — und nun war Kalnoky nicht mehr zu halten. Denn in Oesterreich herrschen heute, ganz wie zu der Zeit, wo gegen den Einfluß Metternichs die Grafen Grünne und Bombelles für die Erziehung des Thronfolgers Franz Joseph mobil gemacht wurden, römisch fanatisirte Damen; und ein Mann, der sich gegen Rom vergangen hat, ist dort unmöglich geworden. Es wird eine lohnende Arbeit sein, das Gespinnst, das von schlanken Fingern da jetzt verknotet wird, einmal zu entsträhnen. Die Fäden sind nicht ungeschickt angesponnen: Bismarck ist beseitigt, Herrn Crispi schwillt die allgemeine Verachtung bis an den Hals und er muß froh sein, im Vatikan einigen Rückhalt zu finden, und Kalnoky ist durch den Grafen Goluchowski ersetzt, einem streng gläubigen Polen und halben Pariser, der eine Tochter Joachims Murat zur Ehe hat. Für den gelockerten Dreibund wäre es immer noch besser gewesen, wenn zum Grafen Kapnist, dem russischen Fabulisten, und dem Grafen Phili Eulenburg, den Skaldensänger, auch ein poetisch veranlagter Minister des Aeußeren sich gesellt hätte, der, mit ihnen vereint, dann die Politik Europas zu dichten vermöchte.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Juni 1895.

# Deutschland und Dänemark.

In einem undatirten Briefe*) an seine Braut schreibt Moltke: „Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, so habt Ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm ⊥ gelesen: ‚Deutschland und seine germanischen Nachbarn'. Das bitte ich aber in dänischen Landen Niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am langenfelder Zoll konfiszirt." (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VI 46.) Nach dieser Notiz war es nicht schwer, den Aufsatz zu finden; er erschien in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom ersten November 1841. Leider hat der Herausgeber der „Gesammelten Schriften" versäumt, den interessanten Aufsatz aufzunehmen. Ist er auch in dem besonderen Theile seiner Ausführungen für unsere Zeit mehr von historischem Werthe, so dürften doch die allgemeinen historisch-politischen Betrachtungen, die ihn einleiten, auch heute noch mancherlei für unsere dänischen Nachbarn Beherzigenswerthes enthalten. In jedem Falle aber ist es eine Pflicht der Pietät, diese Arbeit des Hauptmannes von Moltke der Vergessenheit zu entreißen und sie zur Kenntniß derjenigen Generation des deutschen Volkes zu bringen, die der Segnungen der strategischen Thaten des Feldmarschalls von Moltke sich erfreut und ihm eine dankbare Erinnerung widmet. Der Aufsatz ist Fragment geblieben; er behandelt nur die Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark; es ist mir wenigstens bisher nicht gelungen, eine Fortsetzung aufzufinden.

Chemnitz. Dr. Horst Kohl.

*) Das Datum ergiebt sich aus dem Inhalt des Briefes. Die Antigone-Aufführung im Neuen Palais fand Sonnabend den sechsten November 1841 statt; da Moltke von ihr als einer für den folgenden Tag bevorstehenden spricht, so ist der Brief Donnerstag den fünften November geschrieben.

Das Streben Frankreichs sowohl als Rußlands, die in getrennte Fürstenthümer und Herrschaften zersplitterte Bevölkerung gemeinsamer Abstammung zu einem Staate zu verschmelzen, fällt bereits in das fünfzehnte Jahrhundert. Deutschland kann erst im neunzehnten Jahrhundert an diese Aufgabe denken; aber es stößt dabei auf weit größere Schwierigkeiten als die, welche Ludwig dem Elften und Iwan dem Ersten entgegenstanden. Indem es die vielen Stammesvettern um sich her mustert, findet es diese meist schon sehr selbständig etablirt, oft mit fremden Stämmen verschwägert und ihren Sonderinteressen mehr als verwandtschaftlichen Sympathien ergeben.

Die erste Nation des ersten Völkerstammes der Welt, der älteste Sohn germanischer Abkunft, der, welcher noch heute handelt, indeß die anderen reden, dessen Kanonen während eines fünfundzwanzigjährigen Friedens in Indien und Kanada, in Syrien und China donnerten und dessen Protokolle die europäischen Angelegenheiten regelten, welcher mit deutscher Gründlichkeit in die Wissenschaften eindringt, um mit französischer Präzision sie auf die Wirklichkeit anzuwenden — John Bull mit einem Wort, hat sich auf seinem Eiland so vollständig eingerichtet, daß er von der ganzen übrigen Welt nichts mehr braucht als gewisse kleine Inselchen in allen Meeren, die Meere selbst und den Markt in allen Welttheilen. Sehr reich und sehr respektabel, kann er sich gar nicht mehr recht erinnern, dürftiger deutscher Abkunft zu sein, ungefähr wie sein transatlantischer Sohn Jonathan es wieder gegen ihn macht. Zwar bei kontinentalen Konflikten nimmt John Deutschland gegen ein gutes Stück Geld zu Hilfe, vorbehaltlich jedoch, später in Frage stellen zu dürfen, ob Preußen bei Waterloo mitgefochten oder nicht, und vorbehaltlich ganz besonders, daß man ihm seine Twiste, Ginghams und seine Stahlwaaren abkaufe. Von vornehmen und reichen Verwandten ist ja überhaupt nicht viel zu hoffen, und seitdem Dr. Bowring gar eine Konspiration zum Schutz deutscher Industrie entdeckte, haben wir es vollends verschuldet.

Wenden wir uns zu unseren nächsten Nachbarn, so finden wir, daß Mynheer seinen Zahltisch gerade vor die Thür und unter das breite Schirmdach des wunderlichen altgothischen Vaterhauses gestellt hat, so daß die Bewohner selbst nicht mehr aus noch ein können. Der reiche Mynheer kennt uns vollends gar nicht, außer in unserer Eigenschaft als Kaffeetrinker und Zuckeresser. Er spricht mit Vorliebe französisch, wenn es sich um freie Schifffahrt bis ins Meer handelt, und meint, wir könnten um so füglicher ganz daheim bleiben, als er ja alle unsere Gänge außerhalb zu besorgen übernehme und Alles, was wir von draußen brauchen, uns, gegen einen kleinen Profit für sich, aufs Bereitwilligste zuführe. Zwar will er nicht in Abrede stellen, daß preußische Bajonette seinen Thron stützten, als er wankte, und ihn wieder aufbauten, als er eingestürzt war, dafür hat er uns aber großmüthig einen

Vertrag geboten, durch welchen wir die schönsten Lompen für allerbilligsten Preis haben konnten. Diesen haben wir undankbarer Weise von der Hand gewiesen, und somit bleibts bei „jusqu'à la mer" und damit abgemacht. Die deutsche Schleppdampfschifffahrt auf dem „freien deutschen" Rhein wird verboten und das deutsche Bundesland Luxemburg vor der Gefahr geschützt, in ein deutsches Zollbündniß zu gerathen.

Die keltisch-germanischen Belgier, welche man nach der Reihe an Spanien und Oesterreich, an Frankreich und Holland verschenkte, haben sich in neuerer Zeit beikommen lassen, sich selber angehören zu wollen. Belgien erkennt wohl immer mehr, daß der kommerzielle und industrielle Anschluß an ein Land, welches sich selbst so in seine eigenen Zollsätze und Prohibitiven verstrickt hat wie Frankreich, schwer möglich ist, der politische Anschluß aber dem Aufgeben seiner selbständigen Existenz gleichkommen würde. Hierin Holland unähnlich, begreift es, daß seine Integrität bei dem ersten Kontinentalkrieg nur durch eine zuvor schon eingeleitete engere Verbindung mit Deutschland geschützt werden könne. Und so möchte es in der That sich nähern, aber Deutschland ist viel zu tugendhaft, um diesen illegitim gezeugten Staat liebhaben zu können. Zwar giebt es Leute, welche meinen, man würde sehr wohl thun, die dargebotene Hand freundlich anzunehmen, wäre es auch nur, um neben Frankreich einen Verbündeten, neben Holland einen Konkurrenten zu gewinnen. Aber wenig ist in dieser Beziehung geschehen, am Meisten vielleicht durch die Männer, welche trotz Mühe, Schwierigkeiten und Anfeindungen das starke eiserne Band fertig spannen, welches in kurzer Frist Brüssel und Köln verbinden wird, die zwei verwandte Völker wenigstens räumlich näher brachten und dem Rhein eine neue Mündung gruben, welche von seinem alten Erbherrmeister unabhängig ist.

Aber der Scherz vergeht uns, wenn wir, unser Grenzpanorama weiter verfolgend, zwischen dem schönen Ufer des Rheins und dem schroffen Kamm der Vogesen ein weites Land erblicken, welches von deutsch redenden Franzosen bewohnt wird. Wenn die Schwätzer an der Seine einmal vom Wort zur That übergehen sollten, so wollen wir Deutschen, da wir doch einmal Theoretiker sind, uns doch erinnern, daß ein Fluß, wie der Rhein, die Anwohner zu beiden Seiten verbindet, ein Gebirge, wie die Vogesen, sie trennt, und hierin unseren klugen Nachbarn bei ihrem Wunsch nach natürlichen Grenzen zu Hilfe kommen. Vielleicht finden wir dann im Elsaß und Lothringen noch Einen oder den Andern, der so viel Deutsch versteht und sich erinnert, daß Erwin von Steinbach kein Franzmann war.

Auch auf den Alpen wohnt ein Vetter, der viel französisch spricht und leider auch oft französisch denkt. Ein Glück, daß gallischer Uebermuth ihn

zuweilen daran erinnert, daß es doch gut sei, nicht ganz mit dem alten Mutterland zu brechen.

Ueber die Alpen hinaus hat deutsches Wesen niemals Wurzel fassen wollen, dagegen verbreitete es nach Osten Christenthum, Gesittung, Fleiß und Wohlstand unter magyarische und slavische Völker; besonders längs den Küsten der Ostsee bis hoch hinauf zur finischen Bucht bildeten sich geschlossene deutsche Völkerschaften. Aber all Dies ging verloren für das Stammland, und Rußland herrscht über anderthalb Millionen Deutsche.

Endlich erblicken wir im Norden drei Reiche, bewohnt von germanischen Völkern, welche eine der deutschen verwandte Sprache reden und in ihren Sitten und in ihrer Denkweise die gemeinsame Abstammung mit uns bezeugen. Schweden, seitdem es Finland und Pommern verlor und Norwegen erwarb, befindet sich in einer Art insularischer Lage, mit allen Vortheilen und Nachtheilen eines solches Verhältnisses. Es kann schwerlich je wieder der Schauplatz eines Landkrieges werden, und indem es seine Scheerenflotte verstärkte, seine Linienschiffe aber aufgab, vermehrte es noch die defensive Stärke, welche seine Abgeschlossenheit, seine Berge und seine Armuth ihm verleihen, verzichtete aber zugleich fast auf alle Theilnahme an den Welthändeln.

So ist es mit Dänemark nicht, welches unmittelbar mit Deutschland grenzt, fast über eine Million deutscher Unterthanen herrscht und für einen Theil derselben dem Deutschen Bunde angehört. Um eine eigene dänische Politik zu befolgen, dazu reichen schon die Finanzen des Königreiches nicht aus. Als im Jahre 1762 Peter der Dritte Dänemark bedrohte, stellte die Regirung eine Flotte von dreißig Linienschiffen und ein Heer von 25000 Mann auf. Die Einkünfte betrugen damals sechsunddreißig Millionen französische Livres, aus Hamburg borgte man sechs Millionen Livres, vermehrte die Bankzettel dermaßen, daß sie sechsundzwanzig Prozent gegen Silber verloren, und machte dazu zweiundvierzig Millionen Livres Schulden; dennoch fehlte es an Magazinen, Trains, Lebensmitteln, Hospitälern, und das Heer schmolz durch Desertion zusammen, — Beweis genug, daß Dänemark und Norwegen damals eine solche Flotte und ein solches Heer effektiv nicht ins Feld stellen konnten. Die Einkünfte des Landes haben sich seitdem gehoben, aber auch die Staatsschuld ist nach einem weit höheren Maßstabe gewachsen. Lassen wir die Finanzfrage bei Seite, so sind 45000 Mann exerzirter und armirter Truppen das Aeußerste, was gegenwärtig Dänemark im Falle eines Krieges unter seine Fahnen versammeln kann. Dänemark zerfällt überhaupt in zwei Hälften, wovon Seeland mit Laaland und Falster die eine, die Halbinsel (Jütland) mit Fünen die andere bildet. Zwar sind jene Hälften in sich wieder durch Meerengen zerschnitten, die Tiefe und Breite derselben ist aber zu gering und ihr Lauf zu gewunden, als daß Linienschiffe sich hineinwagen dürften.

Nur der große Belt bildet eine Trennung, über welche hinaus eine feindliche Flotte oder selbst Eisgang und stürmische Witterung jede Verbindung unterbrechen oder doch höchst unzuverlässig machen können. Dieses Verhältniß begründet für Dänemark, sobald es seinen eigenen Kräften überlassen ist, stets die Nothwendigkeit, zwei verschiedene Armeecorps aufzustellen. Das eine hat die holstein-lauenburgische Grenze, das andere Kopenhagen mit der Flotte und dem ganzen Getriebe der Regirung zu beschützen; die jedesmal obwaltenden Konjunkturen werden die größere Stärke des einen oder des anderen Corps entscheiden, nie aber wird man die eine Hälfte des Landes entblößen, nie darauf rechnen können, daß beide Corps sich wechselseitig unterstützen.

Als die drei nordischen Reiche unter Dänemarks Szepter vereint waren, fügte Kopenhagen zu den Vortheilen des Handels und der Schifffahrt den Vorzug einer centralen Lage. Die Natur selbst hat es zur Hauptstadt des ganzen Skandinaviens bezeichnet. Seitdem aber Dänemark allein steht, ist seine Residenz zugleich Grenzfestung geworden, und wie es Kopenhagen als Handelsplatz wesentlich an einem großen Hinterland zur Abnahme und Konsumtion fehlt, so gereicht es ihm als Festung unverkennbar zum Nachtheil, auf einer verhältnißmäßig kleinen Insel zu liegen, deren Gesammtbevölkerung zur Hälfte von den Mauern der Stadt selbst umfaßt ist. Kein König wohnt so an der Grenze seines eigenen und so nahe an der Grenze eines anderen Landes, wie der dänische, und in strengen Wintern sieht man die schwedischen Bauern mit ihren Schlitten auf dem Markt von Kopenhagen. Dies ist also ein äußerst empfindlicher Punkt, welcher um so mehr durch den größten Theil der dänischen Streitmacht gesichert werden muß, als nicht mit Gewißheit darauf gerechnet werden darf, im entscheidenden Augenblick Verstärkungen aus den Herzogthümern nach Seeland ziehen zu können.

Man könnte indeß glauben, daß die abgesonderte Lage Dänemarks, seine schmale Landfronte und seine Meerengen, ihm gestatteten, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Allein die Zeiten sind vorbei, wo man mit 40000 Mann ins Feld rückte, sich eine oder zwei Schlachten lieferte, eine Provinz abtrat und dann Frieden schloß. Heute sind es die Völker selbst, welche in den Kampf ziehen. Es geschieht nicht mehr für untergeordnete Interessen, aber wenn es geschieht, so kann sich kein Staat, am Wenigsten ein kleiner, so unbetheiligt zwischen die Parteien stellen. Dänemark hat Das hinreichend selbst erfahren; es verlor bei diesem System seine Flotte, seine westindischen Besitzungen nebst Helgoland und sah seine Hauptstadt in Trümmern. Als es endlich die Nothwendigkeit erkannte, zwischen den beiden feindlichen Feldlagern zu wählen, in welche Europa damals getheilt war, trat es auf die Seite Frankreichs, des damaligen mächtigen Frankreichs, welches Dänemarks Grenznachbar geworden war, und büßte diesen Schritt mit dem Ver-

luſt eines Königreiches. Die däniſche Flotte, ſowie das Heer, hatten ſich bei all dieſen Gelegenheiten mit wahrhaft glänzender Tapferkeit benommen, aber dadurch nur um ſo klarer bewieſen, daß es Dänemark unmöglich iſt, durch den Wogendrang eines europäiſchen Sturmes ſeinen eigenen Kurs zu ſteuern.

Nur offener, redlicher Anſchluß an Deutſchland kann Dänemark für den Fall eines Krieges die nöthige Sicherheit gewähren. Ein Heer von einer halben Million ſchirmt dann ſeine Landesgrenze, und möge das däniſche Bundeskontingent mit jenem Heer am Rhein oder an der Weichſel fechten, immer ficht es für ſeinen eigenen Herd und ſchützt ſein Land ſo gut, als ob es an der Elbe oder Stecknitz ſtände, denn nur auf dieſe Weiſe wird es möglich, daß Dänemark faſt ſein ganzes Heer zum Schutz der Hauptſtadt auf Seeland beiſammen halten könne. Die Engländer landeten 1807 mit etwa 30 000 Mann, was ſchon eine ſehr ſtarke Expedition bildet. Unſtreitig aber würde ſie in entſchiedenen Nachtheil gerathen ſein, oder vielmehr, die Landung wäre ſchwerlich überhaupt erfolgt, hätten ſich damals 30 000 Mann däniſcher Truppen auf Seeland befunden. Auf der Halbinſel wird eine ſolche Landung nicht ſtattfinden, weil ſich dort kein Operationobjekt befindet, welches dem Aufwand und den Gefahren einer ähnlichen Expedition entſpräche.

Für den Fall des Anſchluſſes an Deutſchland würde Dänemark ſein ſtehendes Heer einſchließlich des Bundeskontingents auf etwa 34 000 Mann herabſetzen können; ja auf eine noch viel geringere Zahl, wenn es dasſelbe durch ein geordnetes Landwehrſyſtem unterſtützte. Je mehr die einzelnen Provinzen des Landes iſolirt ſind, um ſo nothwendiger iſt es, daß Jede derſelben ſich durch ihre eigenen Mittel vertheidigen könne, und wie Dänemark überhaupt zur Erhaltung ſeiner Selbſtändigkeit einer ſolchen Landwehrverfaſſung bedarf, ſo iſt wieder in Dänemark keine Provinz dieſer Inſtitution ſo benöthigt wie die Inſel Seeland. Nur auf dieſe Weiſe wird es möglich ſein, die dringend nothwendige Erſparniß in dem Staatshaushalt eintreten zu laſſen. Dänemark ſeufzt unter dem Drucke einer unverhältnißmäßigen Schuldenlaſt, weſentliche Erſparniſſe können aber dort, wie in faſt allen übrigen Staaten, nur im Militärbudget eintreten. Eine Reduktion und Reform im Heer muß ſogar in den Wünſchen des Militärs ſelbſt liegen. Gegenwärtig laſtet die Dienſtpflicht ganz auf dem Bauernſtande. Befreit ſind auch dort wieder die älteſten Söhne auf Bauernhöfen, und da Stellvertretung erlaubt iſt, ſo bleibt für die Armee nur der ärmſte, ungebildetſte und in geiſtiger und materieller Hinſicht mittelloſeſte Theil der Bevölkerung übrig. Die Beſoldung iſt ſo, daß ſie für die dringendſten Bedürfniſſe nicht ausreicht. Der Soldat erhält außer Brot nicht volle drei Gulden monatlich, dafür ſoll er noch Schuhe, Strümpfe und Unterkleider und ſelbſt ſeinen Anzug außer Dienſt beſchaffen und erhalten. Das Putzen allein koſtet ihn monatlich ein Zehntel ſeiner ganzen Einnahme, und in den großen

Garnisonen kann er höchstens jeden zweiten Tag warm essen. Die Gehalte der Subalternoffiziere sind kläglich, und ein dänischer General hat keine größere Einnahme als ein preußischer Major. Der Pensionfonds ist dabei so gering, daß der Tod aus Altersschwäche die einzige Aussicht auf Avancement für die Ueberlebenden bildet. Im Jahre 1834 war der Generalfeldmarschall Dänemarks 91 Jahre, von den vier Generallieutenants keiner unter 70 und von den Generalmajors nur die Prinzen jünger als 60 Jahre. Die Beurlaubungen werden aus ökonomischer Noth so weit getrieben, daß trotz der hohen Ziffer auf dem Papier faktisch während elf Monaten des Jahres noch nicht 4000 Mann bei den Fahnen sind; und die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere übersteigt bei einigen Regimentern die Zahl der Soldaten.

Ganz besonders sollte die dänische Marine ein innigeres Anschließen Dänemarks an Deutschland, einen Beitritt zum Zollverband und zum Bunde selbst herbeiwünschen. Das Meer war von je her der Weg, wo nicht zur Macht für Dänemark, so doch zum Ruhm für seine Flotten. Die Schifffahrt bildet das Band, welches noch heute den größten Theil dieses Inselstaates mit der übrigen Welt verbindet, und wenn die Dänen sich nicht verhehlen können, daß ihr Landmilitär auf den Fremden keinen durchaus günstigen Eindruck macht, so zeigen sie mit Stolz auf ihre Häfen, ihre Werften, ihre Schiffe und ihre Marine. An diese knüpft sich das Gedächtniß ihrer Siege und Großthaten, und von ihr erwarten sie die Wiederkehr der besseren Zeit. Dennoch fehlt es nicht an Solchen, welche behaupten, daß der Ruhm zur See auf Kosten des Landes theuer erkauft sei, daß eine Flotte dem Staate zu kostbar werde und daß sie Gefahr und Verderben heraufbeschwöre, ohne sie abwehren zu können. Dänemarks größter König Christian IV. hob seine Flotte zu europäischer Bedeutsamkeit und führte sie selbst in den Kampf. Die späteren Regenten richteten eine nicht geringere Aufmerksamkeit auf die Marine, und gerade in die Periode der größten Bedrängniß des Landes fallen die glänzendsten Thaten zur See. Wahr ist es, daß die dänische Flagge überall siegte, während das Heer an allen Punkten geschlagen wurde, aber zu untersuchen bleibt, ob nicht die Truppen unterlagen, *weil* man der Flotte alle Sorgfalt zugewendet, und zu bezweifeln, ob selbst der glänzendste Sieg zur See die Folgen einer verlorenen Schlacht auf dem Lande, den Fall einer Festung oder den Verlust von Provinzen, aufzuwiegen vermöge. Wie Dem auch sei, die Vorliebe für die Flotte ist nun einmal national. Im Gegensatz zu den eben geschilderten Verhältnissen bei der Landarmee ist selbst der reichste Schiffseigenthümer im Falle eines Krieges auf der Flotte zu dienen pflichtig. Die Matrosen sowohl als die Offiziere sind gut bezahlt, und Letztere haben einen Grad vor den Landoffizieren voraus. Sie finden während des Friedens eine ihrem Stande entsprechende nützliche und vortheilhafte Beschäftigung, indem sie Kauffahrteischiffe führen.

Auch findet man in der Marine meist nur Offiziere aus den angesehensten Familien, welche die Bildung einer guten Erziehung von Hause mitbrachten. Aber wenn der Dienst ihnen eine erträglichere Gegenwart verschafft als ihren Waffenbrüdern auf dem Lande, so gewährt er dem Ehrgeiz auch nur geringe Aussicht auf die Zukunft.

Noch 1769 bestand das Seemilitäretablissement zu Kopenhagen aus 4400 Matrosen und 30 Linienschiffen. Eine verhältnißmäßige Anzahl kleinerer Schiffe wurde im Hafen in Bereitschaft gehalten, und die Magazine waren mit Materialien zum Bau anderer Schiffe reichlich versehen. Der dänisch-norwegische Handel beschäftigte damals 18000 Matrosen, und diese bildeten das wirkliche Personal der Kriegsmarine. Es war Dies keine unbeträchtliche Seemacht, aber England hatte mittlerweile einen unverhältnißmäßigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1801 wagte die dänische Flotte der englischen nicht mehr auf offenem Meere entgegenzutreten. Sie nahm in der That fast gar keinen Antheil an dem ruhmvollen Kampf auf der Kopenhagener Rhede vom zweiten April, und es bedurfte einer Flotte von kleinen Schiffen, um die Linienflotte zu schützen; denn 13 Blockschiffe waren es, welche 12 englischen Linienschiffen und 8 Fregatten widerstanden und einen Führer wie Nelson nöthigten, um Waffenstillstand zu bitten. Der „Danebrog" war mit seiner Mannschaft in die Luft geflogen und die übrigen Blockschiffe so zugerichtet, daß die Engländer nur ein einziges mitnehmen konnten, und doch waren diese Fahrzeuge nur von Freiwilligen (den sogenannten Sechszehn-Thaler-Männern) vertheidigt worden. Nelson hatte zweimal neue Mannschaften von dem nicht engagirten Theil der Flotte nehmen müssen, und drei seiner größten Schiffe saßen unter den Kanonen der Dreikronenbatterie auf dem Grunde. Das Feuer der Engländer ließ so sehr nach, daß selbst das Admiralsschiff nur noch aus einzelnen Geschützen feuerte. Dennoch nahm der Kronprinz den Waffenstillstand an. Im Jahre 1807 war es aber noch schlimmer, denn da wurde die Flotte im Hafen selbst genommen, like a damsel in distress. Seit dieser Katastrophe ist Dänemark unablässig bemüht gewesen, wieder in die Reihe der Seemächte einzutreten. Die erschöpften Kräfte des Staates gestatteten nur, eine Million dänischer Thaler jährlich für diesen Zweck zu verwenden; aber eine lange Reihe von Friedensjahren hat es möglich gemacht, die Flotte auf nachstehende Stärke zu bringen: 7 Linienschiffe (5 zu 84 Kanonen, 1 zu 74 und 1 zu 64): 558 Kanonen; 8 Fregatten (4 zu 44 und 4 zu 36): 320 Kanonen; 6 Korvetten (à 20 bis 24): 132 Kanonen; 4 Briggs (à 18): 72 Kanonen; 53 Kanonenschaluppen (à 2 Pieces): 106 Kanonen, zusammen 78 Kriegsfahrzeuge mit 1168 Kanonen. Vergleicht man diese Flotte mit denen anderer Seemächte, so finden wir Frankreich mit 60 Linienschiffen und einem Handel, der 51000 Matrosen beschäftigt; Rußland mit 27 Linien-

schiffen und die Equipage für zwei Drittel dieser Schiffe stets vorhanden; England mit 110 Linienschiffen und 130000 Seeleuten.

Obgleich der Krieg manches Beispiel liefert, wo Truppen über eine bedeutende Mehrzahl ihrer Gegner gesiegt haben, so ist Dies doch zur See ungleich seltener. Ein zusammengerafften Haufe von Menschen kann bei tüchtigem Willen als Infanterie nützlich werden, schwieriger schon würde er sich als Cavallerie oder Artillerie brauchen lassen, wo seine Wirksamkeit von Pferden und Maschinen bedingt wird; der Seemann aber begiebt sich ganz in die Abhängigkeit seines Materials, er wird von demselben fortgeführt. In der Seeschlacht entscheidet das Moralische in der Person eines Einzigen, beim obersten Befehlshaber, und die Kunstfertigkeit, die Vertrautheit mit dem Element, die Kenntniß in dem Gebrauch der Segel, des Steuers und der Geschütze bei allen Uebrigen. Während des Krieges bestand der größte Theil der Matrosen auf der englischen Flotte aus Ausländern, denen man so wenig trauen konnte, daß man am Liebsten Leute nahm, die nicht schwimmen konnten, auch wegen der Desertion immer in einer gewissen Entfernung vom Lande ankerte. Der Wille des Admirals und Schiffsbefehlshabers, unwiderstehlich gemacht durch eine eiserne Disziplin, entschied Alles. Es läßt sich daher mit Gewißheit behaupten, daß, wie in den Jahren 1801 und 1807, auch künftig Dänemark nicht wird wagen können, seinem Gegner auf offenem Meere entgegenzugehen, um durch eine Offensivschlacht seine Grenzen zu schützen, und doch ist gerade die Offensive der Zweck von Linienschiffen. Aber noch mehr, es läßt sich nachweisen, daß Dänemark überhaupt gar nicht im Stande ist, seine Flotte zu bemannen. Die Equipage eines Linienschiffes beträgt 750 Mann. Von diesen kann ein Fünftel aus ungeübten Mannschaften bestehen. Es bedarf daher für 7 Linienschiffe à 600 Mann 4200 seegewohnte Matrosen; 8 Fregatten à 300 Mann 2400 seegewohnte Matrosen; 6 Korvetten à 140 Mann 840 seegewohnte Matrosen; 4 Briggs à 100 Mann 400 seegewohnte Matrosen; 53 Kanonenschaluppen à 20 Mann 1060 seegewohnte Matrosen; zusammen an Matrosen 8900 Mann. Dazu 3500 Mann, welche nicht durchaus seegewohnt zu sein brauchen, oder überhaupt 12000 bis 13000 Mann. Nun beschäftigt der ganze dänische Seehandel nach der höchsten Abschätzung nur ungefähr eine gleiche Zahl von Matrosen, welche aber auf einheimischen und fremden Fahrzeugen in allen Meeren zerstreut sind. Von diesen wird beim Ausbruch eines Krieges ein großer Theil durch feindliche Kreuzer aufgebracht werden, und ein sehr geringer Theil würde wohl freiwillig in die Heimath zurückkehren, um seiner Dienstpflicht zu genügen. Die Zahl der Matrosen aber, welche die Regirung zum beständigen Dienst auf dem Holm unterhält, ist gering und höchstens auf 1000 bis

2500 Mann zu veranschlagen, welche in mehreren Monaten mit dem Geschäft des Auftakelns der Flotte nicht fertig werden könnten.*)

Wir haben schon hervorgehoben, wie nothwendig Uebung und Seeerfahrenheit für eine Marine sind; diese aber gehen der dänischen gegenwärtig ganz ab. Die unglaublichsten Unglücksfälle bezeichneten alle Expeditionen dänischer Orlogschiffe. Von den wenigen Kriegsschiffen, welche den Hafen verließen, strandete nach wenigen Tagen die „Perle" von 44 Kanonen im Kattegat, die „Königin Marie" erlitt Havarie im großen Belt, und zwei Fregatten in Westindien übersegelten sich. Der Bau der Flotte nahm alle Mittel in Anspruch, für Expeditionen blieb nichts übrig, und die Dänen wurden Fremdlinge in ihren eigenen Fahrwassern. Dieser Bau ist jetzt zwar vollendet, aber zugleich auch wieder von vorn anzufangen. Denn weil die Mittel gering, so ging das Werk langsam von statten, und als das siebente Linienschiff fertig, war das erste und mit ihm die halbe Million, die es gekostet, im Hafen bereits verfault. Der „Phönix", welcher im Jahre 1812 vom Stapel lief, ist nie aufgetakelt, nie bemannt worden und nie über die Zollbude von Kopenhagen hinausgekommen, und leicht dürfte Dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Schicksal seiner sechs übrigen Kollegen auch sein. Mit einem Wort: die Kleinheit der Flotte im Vergleich mit den Rüstungen anderer Seemächte, die Unmöglichkeit, Dessen ungeachtet sie zu bemannen, die geringe Sicherheit, welche die Organisation der Landesvertheidigung und die Befestigung von Kopenhagen ihr im Hafen selbst gewähren, berechtigen wohl, zu sagen, daß eine Linienflotte ein kostspieliger, ein nutzloser, ja gefahrdrohender Luxus für Dänemark in seiner gegenwärtigen Lage sei.

Ein Umstand, welcher nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden kann, wenn für Dänemark von einer Seemacht die Rede, ist die Trennung von Norwegen. Durch sie verlor die Flotte nicht nur die größere und bessere Hälfte der Matrosen, sondern sie entbehrt auch die für ihre Operationen so nothwendigen Häfen im Kattegat und der Nordsee. Zugleich sind Bauholz, Eisen, Kupfer, Hanf, Theer, kurz alle Bedürfnisse des Schiffsbaues Gegenstände geworden, welche vom Auslande bezogen werden müssen.

Nun wohl, der Beitritt Dänemarks zum Deutschen Bunde führt ihm ein Küstengebiet von hundertundfünzig Meilen, eine maritime Bevölkerung, welche die norwegische reichlich ersetzt, eine Reihe von Häfen in zwei Meeren und all das Material zu, dessen es für den Bau seiner Schiffe bedarf. Dieser Beitritt erfüllt zwei große nationale Wünsche: erstlich Verminderung des

*) Als die „Dronning Marie" den jetzigen Kronprinzen nach Island bringen sollte, dauerte die Auftakelung dieses einzigen Linienschiffes vierzehn Tage, obwohl man über alle Mannschaften des Holms disponirte; wie viel Zeit würde es nicht kosten, die ganze Flotte auslaufen zu lassen!

Landheeres und dadurch (selbst bei verbesserter Stellung des in Dienst verbleibenden Theiles) bedeutende Ersparniß in den Staatsausgaben, zweitens Vergrößerung der Marine und deren Unterhaltung auf Kosten des gesammten Bundes. Erst als deutsche Seemacht gewinnt die dänische Flotte eine Bedeutung; die weiten verödeten Werften auf dem Holm würden sich wieder beleben und neue Thätigkeit die schönen Straßen der Hauptstadt durchströmen. Die mächtigen Orlogschiffe würden endlich aus ihrer langen Gefangenschaft im Hafen befreit, der Danebrog im mittelsten Felde der Unionflagge würde in allen Meeren einen aufblühenden Handel zu beschützen haben, und in der neu belebten dänischen Marine würden auch die Nordenskjöld, die Juel und die Ranzau neu erstehen. Von einer Beeinträchtigung der dänischen Nationalität kann dabei nicht die Rede sein. Haben wir doch jetzt schon eine deutsche Bundestruppe, bei welcher dänisches Kommando gilt. Wenn nur die Führer die höheren Befehle in deutscher Sprache entgegenzunehmen wissen, so kann es dem Bunde gleich sein, welcher Sprache sie sich bei der Ausführung bedienen. Es handelt sich höchstens um das Aufgeben einer selbständigen dänischen Politik, die ohnehin schon nicht mehr möglich ist.

Wenn man den positiven Vortheilen einer möglichen Maßregel, wie der Beitritt Dänemarks zum Deutschen Bunde, den ideellen Traum von der Wiedererneuerung der Kalmarischen Union entgegenstellt, so können wir diesem Einwurf kein großes Gewicht beilegen. Die Vertreter jener Idee haben dabei nicht sowohl ein föderatives Zusammentreten der drei nordischen Reiche als vielmehr eine gänzliche Verschmelzung ihrer Bevölkerung zu einer großen skandinavischen Nation im Sinne. Einmal würde eine Nation von fünf bis sechs Millionen immer noch keine große sein, wenn sie auch über einen weiten Flächenraum gestreut ist, zweitens aber werden, selbst wenn die politischen Verhältnisse die Vereinigung der drei Reiche zuließen, ihre Bewohner doch niemals eine Nation bilden, denn Dänen und Schweden sind mindestens so verschieden von einander wie Dänen und Deutsche. Es würde sich sogleich ein Kampf erheben, in welchem der Schwede sich nicht dem Dänen, der Norweger sich nicht dem Schweden unterordnen wollte. Schon die Frage, wohin der Sitz der Regirung verlegt werden soll, dürfte schwer zu erledigen sein. Im Jahre 1397 wurde dieser Vorzug Kopenhagen nicht verweigert, Dänemark übte ein entscheidendes Uebergewicht aus, — und doch, welche Früchte hat die einhundertsechsundzwanzigjährige Dauer der Kalmarischen Union getragen? War Dänemark glücklicher im Inneren, war es mächtiger nach außen durch die Vereinigung geworden?

Nicht eine Verschmelzung, welche die Volksthümlichkeit vernichtet, sondern ein Bündniß, welches sie aufrecht erhält, ist mit dem Anschluß Dänemarks an Deutschland gemeint.

Hellmuth von Moltke.

# Li-Hung-Tschang.*)

Als ich im Jahre 1879 in der Gesellschaft des Generals Grant aus Asien nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte, sprach sich Grant über die Männer aus, die er auf seiner Reise um die Welt kennen gelernt hatte, besonders über Fürsten und Staatsmänner der europäischen und ostasiatischen Völker. „Auf meiner Reise," sagte er, „bin ich vier großen Männern begegnet: Bismarck, Beaconsfield, Gambetta und Li-Hung-Tschang. Wenn man Alles in Betracht zieht, so scheint es mir doch fraglich, ob Li nicht vielleicht der Größte von ihnen ist." Mir, der ich mich für Gladstone und ähnliche Männer begeistert hatte und keinerlei besondere Bewunderung für die politische Laufbahn des Lords Beaconsfield hegte, ist noch jetzt das Unbehagen erinnerlich, das ich bei diesem Urtheil empfand. Aber General Grant sah mit seiner großen Offenheit und Gefühlsaufrichtigkeit die europäischen Staatsmänner von Angesicht zu Angesicht, wie er sie von den Lagerfeuern von City-Point aus gesehen hatte. Eine Abneigung gegen die Sache der Union vergaß und vergab er nie in seinem innersten Herzen. Er ließ es sich ganz ungewöhnliche Mühe kosten, mit dem Duke of Argyle zusammenzutreffen, begrüßte John Bright mit einem Gefühl, das an Anbetung grenzte, und betrachtete zweifellos Tom Hughes als einen der größten Männer Englands. Sie waren die Anwälte der Nordstaaten gewesen. Staatsmänner, die die Geschichte hoch über Argyle und Bright stellen wird, begrüßte er mit Widerstreben, oder wenigstens mit Gleichgiltigkeit, — mit der Höflichkeit des Kopfes, nicht des Herzens. Für ihn waren sie einfach Parteigänger der Südstaaten. Lord Beaconsfield aber hatte Theilnahme für den Norden gezeigt; ihm war der Streit nur ein mathematisches Problem gewesen, — eine Annahme, die durch Das gerechtfertigt wurde, was er zu General Grant und mir 1878 in Berlin sagte. Er wußte, daß der Sieg für den Süden eine Unmöglichkeit war, und England sollte nach seiner Meinung sein Weltreich nimmermehr durch eine unnütze und übereilte Begeisterung für eine unmögliche Sache schwächen.

Die Geschichte wird erweisen, inwieweit Li-Hung-Tschangs Laufbahn künftig noch Grants Schätzung rechtfertigen wird. Aber sicher ist er einer der bedeutenden Männer des Jahrhunderts. Als ich ihn 1879 zum ersten Male sah, stand er in der Fülle seiner Thätigkeit: eine lebhafte, imponirende Persönlichkeit, groß, mit militärischer Haltung; ich fand Etwas von einem Dichter in seinem glänzenden Auge. Er hatte nicht so viel von dem passiven orientalischen Wesen, wie die Staatsmänner des Ostens sonst; wohl das Er-

*) Der Herausgeber der Review of Reviews hat die deutsche Wiedergabe dieser von einem amerikanischen Staatsmanne und persönlichen Bekannten des chinesischen Vicekönigs verfaßten Charakterskizze bereitwilligst gestattet.

gebniß des regen Verkehrs mit Fremden. Sein Händedruck war der englische und meistens legte er seine Hand leise streichelnd auf den Arm Dessen, von dem er Abschied nahm. Seine Art war abgerissen und manchmal stürmisch; er konnte auch in heftigen Zorn gerathen, wie man mir sagte. Mir gegenüber hat sich Li nie in dieser Verfassung gezeigt, sondern immer als eine stattliche, gebieterische Persönlichkeit, mit der Neigung, Fragen zu stellen. Ein Gespräch, das zur Erzählung wurde, war ihm willkommen, eine Plauderei verachtete er nicht; gern hörte er von anderer Länder Sitten und erfreute sich an Anekdoten von großen Männern, von Lincoln, Grant und Anderen. Er hatte internationales Recht studirt und ich besinne mich, wie er mir ein chinesisches Exemplar von Wheatons Handbuch gab und mich bat, ihm die Stellen zu zeigen, an denen Wheaton ausgesprochen habe, der Neger solle in Amerika mehr Recht haben als der Chinese. Diese Bitte sollte die stille Abweisung einer Forderung sein, die ich präsentirte; denn in seinem Herzen kümmerte ihn die Auswanderungfrage so wenig, wie den Durchschnittsamerikaner die Digger-Indianer in Niederkalifornien kümmern. Als ich ihm diese Ansicht offen aussprach, drehte er sich lachend um. Das ist das einzige Gespräch, das ich je mit ihm über die brennende Auswanderungfrage gehabt habe. Er nannte sie eine „englische Handelsfrage" und beschäftigte sich nicht mit ihr.

Er war fürstlich in seiner Höflichkeit, rücksichtvoll, suchte zu errathen, wie er eine Gunst erweisen könne, suchte dem Wunsche zuvorzukommen, und zwar gleich durch die That. Um den Damen der Gesandtschaften eine Aufmerksamkeit zu erweisen, schickte er seine Dampfyacht fünfzig englische Meilen weit. Er arbeitete unabläßig und hielt sich mit Allem in Berührung. In aller Harmlosigkeit las er Telegramme, die über Tientsin nach Peking gingen, und wenn sie zu allgemein gehalten waren, ließ er bei ihrem Empfänger Erkundigungen über ihre Bedeutung einziehen. Ich entsinne mich, daß ein auswärtiger Gesandter den Tod eines Gliedes seiner Familie durch einen vom Vicekönig geschriebenen Beileidsbrief erfuhr, der vor dem Telegramm ankam, das die Nachricht enthielt; dieses war dem Vicekönig anvertraut worden und so wurde seine Bestellung verzögert. Diese Neigung des Vicekönigs, sich durch anderer Leute Depeschen auf dem Laufenden zu erhalten, wurde, wenn das Gerücht Recht hat, von manchen Gesandtschaften benutzt. So oft schwebende diplomatische Verhandlungen zum Stillstand kamen, wurden sie wieder durch eine vertrauliche Botschaft kriegerischen Inhalts in Gang gebracht, die einem Admiral durch das Tientsiner Telegraphenamt zuging und dahin lauteten, sich für den Ernstfall vorzubereiten.

Li war immer ein Chinese und keineswegs erhaben über den Aberglauben seiner Rasse. In diplomatischen Kreisen gingen einmal Geschichten von seiner Schlangenanbetung um. Wir betrachten solche Dinge in dem

ſelben Geiſte, wie ein chineſiſcher Beobachter Napoleons Annahme der wirklichen Gegenwart Jeſu im Abendmahl oder das Dogma vom ewigen Zorne im Munde Cromwells betrachten würde. Jedenfalls verachtete Li in der Einfachheit ſeiner Größe, wie die Geſchichte von den meiſten Männern ſeines Schlages berichtet, den Aberglauben ſeines Volkes nicht. In ſeinem Kern Chineſe, — es iſt ſchwer, einen ſolchen Charakter der Anſchauung des Weſtens deutlich zu machen; gelehrter als jeder andere Mann ſeines Standes, — und doch wäre für uns ſeine Gelehrſamkeit nur Unwiſſenheit. Er konnte nur ein paar Worte Engliſch, die er zaghaft und lachend ausſprach, wie ein Kind mit einem Weihnachtſpielzeug umgeht, das es noch nicht ganz verſteht. Sonſt kannte er nur ſeine eigene Sprache. Es war unter ſeiner Würde, die barbariſchen Sprachen gründlich zu lernen, die unter den Bezeichnungen Engliſch und Franzöſiſch bekannt ſind. Um Das auszuſprechen, war er zu höflich, aber es war ſein innerſter Gedanke. Er fühlte ſich gekränkt von Alledem, was die Weſtmächte gegen China gethan hatten, und konnte in bittere Worte ausbrechen und Englands Rolle in den Opiumkriegen, Japans Angriff auf Formoſa, den Raub der Nordprovinzen durch Rußland und den franzöſiſchen Einfall nach Tongking als Beweiſe dafür aufzählen, daß China unter den fremden Völkern keine Freunde habe. Er war duldſam gegen die Miſſionare und — bekümmerte ſich nicht viel um ſie. Ich habe ihn niemals zu einem ernſten Geſpräch über die Miſſionfrage verleiten können. Er ſprach von den Miſſionaren ungefähr wie ein Großgrundbeſitzer von ein paar Zigeunern, die auf ſeinem Boden ein Lager aufgeſchlagen haben. So lange ſie ſeine Hühner in Ruhe ließen, kümmerten ſie ihn nicht. An den ärztlichen Miſſionaren nahm er ein tieferes Intereſſe und zu den von ihm geplanten Reformen gehörte die Einführung der Heilkunde des Weſtens. „Wenn dieſe Leute“, ſagte er eines Tages zu mir, „je den Weg zum Herzen des Chineſen finden, ſo wird ihnen der Arzt die Thür öffnen.“ Der Gedanke, daß Männer und Frauen über das Meer in fremde Lande zögen und zum Beſten eines fremden Volkes Mühſale auf ſich nähmen, geht in keines Chineſen Kopf; auch nicht in den Li-Hung-Tſchangs. Da muß noch ein anderer Zweck dahinter ſtecken. Und er blieb dabei, daß das Evangelium mit dem Schwerte zuſammengehöre, und er ſah in den frommen Leuten, die auf den Straßen ſtanden und Chriſtum predigten, die ſelben Menſchen, die die Takuhäfen vernichtet und China zum Opium gezwungen hatten. Der Glaube der Bibel hatte in ſeinen Augen den Makel des Schwertes zu tragen.

Des Vicekönigs beſonderer Kummer war das Opium. Das iſt nach ſeiner Meinung der Fluch Chinas. Es erniedrigt ſeine beſten Kinder in einen Zuſtand, der ſchlimmer als Sklaverei iſt. Nach Lis Anſicht hat man China das Opium nur aufgedrungen, damit England aus dem Ertrag der

Opiumsteuer die Kosten der indischen Regirung bestreiten könne. China zahlt mehr für Opium, als es für Seide erhält. Ich sprach einmal mit Li über die Zunahme der Mohnernte in China und meinte, es wäre gut, das Uebel daheim zu treffen. Er antwortete, seine Absicht sei, den heimischen Mohnbau zu ermuthigen, bis das indische Angebot keine Nachfrage mehr finde. Dann werde ein kaiserlicher Erlaß das Opium aus China verbannen und jedes Mohnfeld in ein Reis- oder Weizenfeld verwandeln.

Mit Li geschäftlich zu verhandeln, war niemals leicht, aber stets habe ich ihn als den Mann seines Wortes erfunden. Er pflegte eine Frage nach allen Seiten herum zu drehen und scharf in sie einzudringen und war stets behend im Entdecken des kleinsten Irrthums in einer Angabe. Man war niemals sicher, wenn man zu ihm ging, ohne sich auf seine Sache wohl vorbereitet zu haben. Nichts nahm er als erwiesen an, keine Versicherung und keine Auslegung. Kein Rialto-Wucherer hat jemals eine Verschreibung so genau studirt. Schmeicheleien und Drohungen waren umsonst. Er wußte, was ein Kabinet Gladstone oder Salisbury in England bedeutete, und kannte den Sinn eines demokratischen oder republikanischen Präsidenten in den Vereinigten Staaten. Er verstand es, einen Staat gegen den anderen auszuspielen; er wußte, wann er dem Botschafter einer Macht ein inhaltreiches Lächeln oder dem Gesandten einer anderen Macht ein eben so inhaltreiches Achselzucken zu spenden hatte. Er übersah niemals die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich oder vernachlässigte die Eifersüchteleien zwischen Rußland und England. Wenn man aber einmal ein Einverständniß mit Li erzielt hatte, eine wirkliche Uebereinstimmung, dann war die Sache auch abgemacht.

Er gab niemals Neigung für fremde Mächte zu erkennen und war ganz frei von Gefühlspolitik. Die einzigen Fremden, denen er ein warmes Gefühl entgegengebracht hat, waren General Gordon und General Grant. Für den Durchschnittsfremden war Li jedoch der Mann hinter dem Ladentisch, der Händler, dessen Geschäft ist, die günstigsten Bedingungen herauszuschlagen. Sein Wohlwollen gegen die Fremden in China wurde niemals freundlich aufgenommen und er hat deshalb früh aufgehört, es zu zeigen. Ich war mit ihm zusammen, als er einmal Shanghai besuchte; die fremde Bevölkerung hielt sich ihm gegenüber in einer Stellung der Gleichgiltigkeit oder Verachtung. Er wurde wohl in ein paar Häuser eingeladen und besuchte auch einen Landklub, wo er einer Lawntennispartie zusah. Sonst wurde er ignorirt. Die Kaufmannskreise im Osten haben die Chinesen stets nur als Handelsfaktoren geachtet.

Obgleich er im Grunde ganz friedlich gesinnt war, hatte der Vicekönig doch seine muthigen, beinahe kriegerischen Augenblicke und zu Zeiten verlor er die Geduld, besonders Japan gegenüber. Das Steigen Japans in der Schätzung Europas, das Wachsen des Heeres und der Flotte, die Einführung des

Schulsystems des Westens: das Alles beobachtete Li mit Argwohn. Warum konnten die Japaner wünschen, Europäer zu sein? Schämten sie sich ihrer Vorfahren? Warum sollte Japan nicht mit seiner Farbe, seiner Dichtung, seiner Kunst, seinem Glauben, mit seiner Geschichte und mit den Sagen aus unvordenklichen Zeiten Japan bleiben? „Wie würde ich aussehen", sagte er dann, „in einem französischen Anzug, französisch sprechend und französische Küche essend?" Das Abschwenken Japans nach der Sitte des Westens hin pflegte Li meistens freilich nur in scherzhafter Weise zu besprechen. Er sah nur die komische Seite und betrachtete diese Erscheinungen als Kundgebungen von Schwäche und Unentschlossenheit im japanischen Charakter. Keinen Knopf hätte er sich vom Rocke und kein Haar aus seinem Schweineschwänzchen geschnitten. So war es seit Jahrhunderten. So hatten es die Ahnen bestimmt. So mußte es auch für immer bleiben.

Die Eindrücke, die „die Fortschritte Japans in der Civilisation" so auf ihn machten, ließen ihn das Land unterschätzen. Aus der japanischen Expedition nach Formosa und aus Japans Anspruch auf die Lu-Tschu-Insel waren beunruhigende Fragen entstanden. Sie waren mehr vertagt als beantwortet worden und hatten den Vicekönig in Verstimmung gegen den unruhigen Nachbarn gelassen. Aber seine besondere Sorge war Japans Heeresmacht. Und er täuschte sich auch nicht über deren letzten Zweck. „Das einzige Volk, das Japan bekriegen kann", sagte er häufig, „ist China. Und warum plant es einen Krieg gegen China? Wir haben keine Absichten auf Japan. Welchen Nutzen hätten die paar Inseln, die das japanische Reich bilden, für eines der größten Reiche der Erde? Schon die Regirung des Landes, das wir haben, ist eine Aufgabe für menschliche Ausdauer. Wir sind kein aggressives Volk. Wozu dieses Heer und diese Flotte? Sie können nur einen einzigen Zweck haben. Sie bedeuten einen Angriff auf uns. Wenn dieser Angriff erfolgt, wird China Japan von der Oberfläche der Erde hinwegfegen."

Das waren Lis Anschauungen in seinen muthigen Augenblicken; aber sie haben niemals seine stetige Friedenspolitik beeinflußt. Er war bemüht, mit Japan im Einvernehmen zu bleiben. Ich weiß Das aus eigener Kenntniß, da er mich mehr als einmal, während ich dort Gesandter war, gebeten hat, ihm in Tokio einen Dienst zu leisten, der auf Frieden ausging. An die Regirung der Vereinigten Staaten wandte er sich jedesmal, wenn der Friede in Gefahr war. Hierin wurde er von dem hochherzigen Edelmann unterstützt, der damals Japan in Peking vertrat, dem Grafen Ennomotto, jetzt Mitglied des Kabinets des Mikado. Graf Ennomotto glaubte leidenschaftlich an den Segen des Friedens und sah in einem Kriege Japan nur die Rolle des westlichen Angreifers spielen. Auf Rechnung seiner Weisheit, Geduld und seines unermüdlichen Eifers, der durch die Regirung der Vereinigten Staaten

unterstützt wurde, setze ich die Aufrechterhaltung des Friedens mit Japan zur Zeit des Krieges zwischen China und Frankreich. Hätte Japan an dem Kriege theilgenommen und seine Häfen zur Basis der französischen Operationen gegen China hergegeben, so wäre das Ergebniß unheilvoll für das Himmlische Reich geworden. Der Vicekönig war Japan und besonders dem Grafen Ennomotto dankbar für das Abwenden dieser Katastrophe. Und als Japan, zu weiterer Betheuerung seines guten Willens, eine besondere Gesandtschaft unter dem Grafen Ito, dem jetzigen japanischen Premierminister, nach China sandte, da empfing der Vicekönig sie mit Ehren und sah in ihrer Ankunft den höchsten Sieg der Diplomatie.

Ich erinnere mich noch, welche Wichtigkeit jener Gesandtschaft unter Ito beigemessen wurde. Wir hofften, sie würde das Ende der gespannten Beziehungen zwischen China und Japan bringen. Ich habe viele Gespräche mit dem Vicekönig darüber geführt. Was Japan betraf, war er stark von dem Rath des Generals Grant beeinflußt worden, dessen letzte Worte an ihn beim Abschied von China gewesen waren: ein gutes Verhältniß zwischen den beiden Völkern sei wesentlich für ihre Selbständigkeit und Entwickelung. In Briefen aus Japan hatte der General ihm diesen Rath wiederholt; auch in solchen an mich, die ich dem Vicekönig richtig übermittelte. Ich meinte ihm gegenüber, es werde einen günstigen Einfluß haben, wenn er den Besuch Itos erwidere, als das Haupt einer stattlichen Gesandtschaft nach Japan gehe und die Japaner selbst besuche. Ich wußte, der Mikado würde ihn ehren, und glaubte, persönlicher Verkehr mit den leitenden Männern Japans würde die Beziehungen verbessern. Er würde damit die Sitte anderer Völker befolgen.

Es wäre müssig, sich jetzt auszumalen, was eine solche Gesandtschaft etwa ausgerichtet hätte. Ich bin noch heute überzeugt: es wäre ein großer Schritt zu einem vollständigen Einverständniß zwischen den beiden Völkern gewesen, das so wesentlich für ihre Unabhängigkeit wäre, und es hätte vielleicht sogar den bedauernswerthen Krieg vermieden, der jetzt zum Abschluß gelangt ist.

Es ist Brauch — einer der Beweise jener Ergebenheit an Vater und Mutter, welche die Chinesen vor anderen Völkern auszeichnet —, daß, wenn Eines der Eltern stirbt, die Söhne alle Ehren und Stellungen aufgeben, sich nach dem Erbbegräbniß zurückziehen und dort in Sack und Asche eine lange Zeit trauern. Als ich Gesandter in China war, überlegte man in den politischen Kreisen, und besonders in der Opposition, was wohl geschehen werde, wenn die Mutter des Vicekönigs sterbe. Sie war damals schon sehr alt, in den Neunzigern, und mußte naturgemäß bald sterben. Das bedeutete für den Vicekönig Abdankung, den nothwendigen Rücktritt von jedem Amte, — und damit für China eine politische Revolution. Das Ereigniß trat ein, und Li eilte heim, um die religiösen Bräuche am Grabe seiner Mutter auszuüben. Sein

Bruder, Vicekönig in Wu-Tschang, begleitete ihn. Li war endgiltig fort, — was nun? Die Opposition hatte freie Hand, und ehe noch die Trauerzeit vorüber war, mußte der Platz des Vicekönigs von einem Anderen ausgefüllt und seine Macht für immer beseitigt sein. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam da ein Erlaß vom Throne, gezeichnet mit dem Scharlachstift: Li habe die Trauer abzulegen und nach Ablauf von nur drei Monaten sein Amt bereits wieder anzutreten. Solch ein Erlaß war noch nicht dagewesen. In den Augen der Chinesen bedeutete eine Suspension der Trauerbräuche das Selbe, als wenn etwa der Papst ein Sakrament suspendirte. Aber der Kaiser war heilig und der Befehl kam von der höchsten Stelle. Sein Bruder Li-Hang-Tschang durfte an dem Grabe bleiben und die kindlichen Ceremonien weiter erfüllen. Li-Hung-Tschang aber kehrte nach Tientsin zurück. Ich war in Chefu, als der Erlaß erschien, und sah eines Morgens die Yacht des Vicekönigs in den Hafen einlaufen. Ich sandte meine Ordonnanz zu ihm und ließ ihm sagen, wenn ein Besuch nicht gegen seine Trauerzeit verstieße, so würde ich an Bord kommen und ihm meine Aufwartung machen. Sein Stabsoffizier kam darauf mit einer herzlichen Einladung zu mir. Als ich den Vicekönig sah, gewahrte ich die Zeichen der Trauer. Er sah aus wie ein hungernder Bettler. Er trug die dürftigste Kleidung. Sein Bart und Vorderhaupt waren nicht rasirt und sein Zopf hing von einer klebrigen Haarmasse nieder. Furchen der Sorge durchzogen sein Gesicht und seine Hände waren schmutzig, als hätte er in der Asche gewühlt. Und doch war er ein Edelmann, der sonst auf die Nettigkeit seiner Person und auf die kleinen Dinge der Kleidung viel gab und eher zum Geckenhaften als zur Vernachlässigung seines Aeußeren neigte. Wenige Tage darauf, als ich ihn in Tientsin traf, war das Bettleransehen verschwunden und er war wieder der prächtige und sorgfältig gekleidete Edelmann. Dieser Zug aber zeigte die Tiefe von Lis religiösem Gefühl und bewies mir aufs Neue die Thatsache, daß der Glaube seiner Ahnen in seinem Leben keineswegs fehle.

Schon dadurch, daß er allein durch sein Verdienst emporgekommen war, nahm der Vicekönig unter Staatsmännern und Herrschern eine ganz einzige Stellung ein. Als der jüngere Sohn einer niedrigen Familie, die in einer Provinz am Yangtsekyang wohnte, hatte er die verschiedenen Stufen der chinesischen Bildung durchgemacht, endlich die Hanlin-Hochschule in Peking erreicht und sein Examen glänzend bestanden. Er kannte seinen Mencius und die Worte des Höheren Menschen und seinen Theil von den vierzigtausend Versen, die, wie mir einst ein chinesischer Gelehrter sagte, zu wirklicher Vollkommenheit gehören. Er war Dichter und Philosoph, Einer der Literati. Und da in China der Literatus auf der sozialen und politischen Stufenleiter den höchsten Platz einnimmt, so bekam er leicht Civilanstellungen. Sein Bezirk fiel in den Bereich

der Taiping-Revolution. Dieser Zufall verlangte von ihm militärische Pflichter und brachte ihn in Beziehungen zu dem britischen General Gordon, dieser merkwürdigen Mischung eines Mystikers, eines Soldaten und eines Abenteurers. Die britische Legende erzählt die Geschichte der Unterdrückung dieser Revolution, als hätte Li zu Gordons Füßen gesessen und wäre von ihm fast wider seinen Willen in den Sieg getrieben worden. Die chinesische Geschichte jedoch und die Ueberlieferungen nicht englischen Ursprunges, die in China umlaufen, schreiben Li das Verdienst zu, dem Taipingaufstand das Rückgrat gebrochen zu haben. Als die Aufstandsführer sich ergaben, kam es zu einem Streit zwischen Li und Gordon, weil Li sie augenblicklich hinrichten ließ. Gordon soll so weit gegangen sein, den Chinesen mit der Pistole zu verfolgen, um ihn für diesen Wortbruch zu erschießen. Als die Wallung vorüber war, erkannte Gordon jedoch, daß Li seinen eigenen Kopf verloren hätte, wenn er damals die Köpfe der Rebellen schonte.

Im Jahre 1880 besuchte Gordon Li und war einige Zeit sein Gast in Tientsin. Rußland drohte aus Landhunger mit einem neuen Kriege und Li suchte den Rath des entschlossenen Briten. Wie das Gerücht erzählte, war Gordons Rath, Li sollte mit seiner Macht nach Peking marschiren, die Dynastie stürzen und sich erbieten, als Kaiser weiter zu gehen und zu helfen. Schweigend lauschte ihm der bleiche Vicekönig. Es ist die Frage, ob die Geschichte von einer lockenderen Versuchung zu erzählen weiß. Vor den tüchtigen Truppen, über die dann Li den Oberbefehl gehabt hätte, mit der Unterstützung eines so glänzenden Feldherrn wie Gordon, wäre Peking gefallen. Unter der neuen Dynastie hätte China einen anderen Platz als vorher in der Welt eingenommen. Diese Revolution hätte zu den Marksteinen des Jahrhunderts gehört. Aber 1880 war Li kein junger Mann mehr. Ihm fehlte der Abenteurergeist. Die herrschende Dynastie hatte ihn und seine Familie mit Ehren überhäuft. Sein Bruder war ebenfalls zum Vicekönig erhoben worden. Selbst wenn der Ehrgeiz seinen Willen durchgesetzt hätte: das Gefühl der Dankbarkeit war in Li nicht erstickt. Dazu kam vielleicht noch ein anderer Gedanke. Eine Dynastie, die Gordons Schwert geschaffen hätte, wäre am Ende unter diesem Schwerte geblieben und Li hätte dann vielleicht als Schützling eines englischen Gouverneurs zu regiren gehabt, wie die Radschahs von Hindostan. Ob Etwas über diese Verhandlungen bekannt wurde, kann ich nicht sagen. Aber Gordons Aufenthalt in Tientsin und diese wiederholten Zusammenkünfte mit Li drangen nach Petersburg und London. Vielleicht haben sie auch in Peking Besorgniß erregt; aber sicher sind sie nicht dem scharfen Auge Sir Robert Harts entgangen, des begabten Staatsmannes, der dem ganzen chinesischen Zollwesen vorsteht und seit langer Zeit der vertrauliche Berather des chinesischen auswärtigen Amtes ist. Am Unbehaglichsten war die Sache den

Russen; sie standen nicht freundschaftlich mit China und konnten doch nicht ohne Unruhe den Aufenthalt Gordons in China betrachten, zumal wenn dieser mit dem Vicekönig militärische Fragen besprach. Man machte in London darüber Vorstellungen, und Gladstone, immer nachgiebig, wo Rußland ins Spiel kam, gab den Befehl, Gordon solle China verlassen. Das war das Ende des Zwischenfalles, — und damit verschwand für Li die Aussicht auf eine Krone.

Die Beziehungen zwischen dem General Grant und Li hatten fast etwas Romantisches an sich. Von dem Augenblick, wo General Grant in China ankam, nahm der Vicekönig das tiefste Interesse an seinen Bewegungen. Botschaften von ihm erwarteten uns an jedem Punkte. Als wir auf einem amerikanischen Kriegsschiffe in Tientsin anlangten, kam der Vicekönig an Bord, ehe wir landen konnten. Ich erinnere mich noch des Zusammentreffens, der langen, suchenden, neugierigen Blicke, die auf General Grant fielen, und denke noch der Höflichkeit, der Rücksicht und Achtung, die ihm erwiesen wurden. Die Thatsache, daß General Grant die souveraine Macht besessen hatte, war dem Kopfe des Vicekönigs tief eingeprägt. Und die Souverainetät ließ sich nach seiner Ansicht nicht durch bloßes Abdanken oder durch Abgedanktwerden abstreifen. Dann kam das Element der Einbildungskraft hinzu, das von einem Dichter wie Li, durch dessen Kopf Ueberspanntheiten und orientalische Phantasien schwirrten, zu erwarten war. Er und General Grant waren in dem selben Jahre geboren; Grants Gegner hieß Lee, der Vicekönig Li. Ihre Sterne hatten die selbe Bahn. Ich entsinne mich noch des Nachdrucks, mit dem der Vicekönig diese hübsche Phantasie ausspann, als wäre sie eine Botschaft aus den Sternen. Sein Spott und sein Hochmuth verschwanden. Das Geschick hatte ihr Zusammentreffen zu irgend welchem hohen Zwecke angeordnet.

Li besuchte nicht nur die verschiedenen Gesellschaften, die die Konsuln und sonstigen Beamten in Tientsin gaben, sondern veranstaltete für Grant sogar eigene glänzende Festlichkeiten. Und während dieser Veranstaltungen mußte er gelegentlich die ganze Gesellschaft photographiren lassen, sich und den General auf einem besonderen Bilde. Ich habe noch nicht das Interesse vergessen, mit dem er die Einzelnheiten für das Bild anordnete. Der Tisch mußte so sein, und die Theetassen so und so. Und obgleich in China die linke Seite der Ehrenplatz ist, mußte Grant doch zu seiner Rechten stehen, weil Das der Ehrenplatz in den Vereinigten Staaten ist. Ein Beamter aus dem Haushalt des Vicekönigs erzählte mir, daß nach dem Scheiden Grants der Vicekönig ein paar Tage herumgeträumt habe und nichts habe thun wollen.

Ich habe ihren Unterhaltungen beigewohnt und weiß daher, daß sie einen ernsten Ton hatten und nichts von dem Scherz zeigten, der sonst dem Vicekönig eigen war. Er studirte Alles, was General Grant sagte, und überhäufte ihn mit Fragen. Das Regiren in Theorie und Praxis, die Unter-

schiede und Aehnlichkeiten zwischen China und den Vereinigten Staaten, die Bedeutung der Civilisation in ihren wesentlichen Zügen und Einzelnheiten, die Weisheit des Fortschrittes: Das waren die Gesprächsgegenstände. General Grant eignete sich zum Umgang mit einem Manne wie Li-Hung-Tschang. Er besaß die Klarheit der Anschauung und die Aufrichtigkeit des Denkens und sagte niemals aus Höflichkeit Etwas, was nicht mathematisch genau war. Er war sich klar über die Beziehungen zwischen China und den Vereinigten Staaten und besonders über die Schwierigkeiten, mit denen China beim Versuch eines Fortschrittes zu kämpfen hatte. Ein Naturgesetz mußte ja eines Tages den überfließenden Strom der Bevölkerung Chinas nach den Vereinigten Staaten lenken. Hier auf der einen Seite des Meeres war ein übervolles, auf der anderen ein leeres Land, das eine ein überschäumendes Becken, das andere ein ausgeschöpfter Fluß. Das Naturgesetz mußte da sein Recht verlangen. Grant stellte dem Vicekönig eindringlich vor, die Lösung dieser chinesischen Frage, ein Abfluß für die überdichte Bevölkerung, bestehe in der Besiedelung von Inseln wie Borneo, Neu-Guinea oder der neueröffneten Kongoländer. Wie Amerika den Wilden und den reißenden Thieren gehörte, als Columbus nach San Salvador kam, so gehörten ihnen dort auch jetzt noch weite Striche. Der Unternehmungsgeist des Westens hatte Amerika in Besitz genommen, die Wilden unterworfen, die reißenden Thiere vernichtet und es zum Sitze einer reifen, fruchtbaren und glänzenden Civilisation gemacht. Die Kraft Chinas ließe sich unter weiser Herrschaft und mit der Zustimmung befreundeter Regirungen nach diesen neuen Ländern lenken, und so ließe sich ein neues Shanghai und ein neues Canton bauen. General Grant zweifelte nicht daran, daß die herzlichste Theilnahme der Vereinigten Staaten eine derartige Politik begleiten werde: denn, wie dem Vicekönig einleuchten müsse, die Logik der Thatsachen, die geographischen Beziehungen, die Gesetze von Angebot und Nachfrage und besonders die Handelswege, nachdem der Isthmuskanal durch Mittelamerika eröffnet sei, müßten die engsten Handelsbeziehungen zwischen China und den Vereinigten Staaten zur Folge haben. Dann werde ein Beiden günstiges Bündniß zu Stande kommen, und zwar eins, das einzig die Auswanderung der handeltreibenden und gebildeten Klassen von einem Lande in das andere zum Ziele habe. Dem Vicekönig erschien ein solches Bündniß als die Verwirklichung seiner höchsten Ziele. Aber er hatte manchen Einwand bereit. Die Schwierigkeit der vorgeschlagenen Versuche in Neu-Guinea und am Kongo entsprängen aus der Thatsache, daß die Chinesen kein kolonisirendes Volk seien, ihnen vielmehr der Abenteurersinn mangele. Die Auswanderung nach Kalifornien, den Südseeinseln und nach anderen Gegenden bedeutete nur das Abschütteln eines armen, hilflosen Ueberschusses, der irgend-

wo leben müsse, und nicht eine Volksbewegung. Es gebe keine chinesische Auswanderung. Die Chinesen folgten der Civilisation und lebten von ihr. Ihr Genie liege in Arbeit und Entbehrung und sie könnten nur da völlig zur Wirkung kommen, wo die Civilisation bereits vorhanden sei.

Der Vicekönig sprach weiterhin die Eisenbahnfrage durch. Die Russen bauten Eisenbahnen quer durch die Ebenen Nordasiens. Aber sie störten damit nur die Schafhirten und Karawanen. Wenn er z. B. eine Eisenbahn von Tschinghiang nach Peking baue, eine Entfernung von achthundert englischen Meilen, den Großen Kanal entlang: was würde er dann mit der Flotte thun, deren Masten von den Fenstern seines Yamen meilenweit sichtbar sind? Auf diesen Kähnen wohnten Familien, — Eltern, Großeltern und Kinder. Die Schiffe seien ihre einzige Heimath, und ihr einziges Gewerbe sei der Transport von Tributreis nach Peking. Uebertrage man diesen Reis auf Eisenbahnwagen, so werde Das für die Regirung allerdings eine Ersparniß bedeuten, aber was solle künftig mit den zwanzigtausend Familien geschehen, die dem Lande dann zur Last fielen? Das Problem der chinesischen Staatsmänner sei die Ernährung der ungeheuren Bevölkerung. Einzig Fisch und Reis machten sie möglich, der Fisch aus den Flüssen und Meeren, der Reis aus dem Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Und selbst bei der größten Fürsorge fegten Hungersnöthe Millionen hinweg. „Es giebt nur eine Rettung vor Hungersnoth," sagte General Grant, — „die Eisenbahn." Diese Bemerkung machte auf den Vicekönig offenbar tiefen Eindruck.

Als General Grant von dem Vicekönig Abschied nahm, begleitete dieser ihn auf seiner Yacht den Peihofluß hinunter, hinaus zu dem amerikanischen Kriegsschiff „Richmond". Auf seinen Befehl war die chinesische Flotte aufgefahren, um eine stattliche Abschiedsfeierlichkeit zu veranstalten. Die beiden Männer trennten sich, um nie wieder zusammenzukommen. Unter Kanonenschüssen, Flaggenparade und allen möglichen Ehrenbezeigungen dampften wir über das stillste der Meere hinüber nach Japan.

Wenn Grant Li-Hung-Tschang als Staatsmann neben Beaconsfield, Gambetta und Bismarck stellte, so ist zu bedenken, daß Grant keineswegs zu übertriebenen Meinungen über Menschen neigte und daß er Li in außerordentlich intimer Nähe gesehen hatte. Ein Maß für die Vergleichung zu finden, ist nicht leicht. Hinter den Staatsmännern des Westens stehen festgegründete Civilisationen und die Macht fortgeschrittener Reiche. Sie haben nicht Neues geschaffen, sondern nur ausgeführt, was schon im Werden war. Bismarck war der Nachfolger Friedrichs des Großen, Gambetta der Mirabeaus, während Lord Beaconsfield sein Ideal nur in der siegenden Seele Chathams gefunden haben kann. Li-Hung-Tschang stand mit seinem Problem allein. Die Geschichte gab ihm kein Vorbild, die politische Macht-

stellung Chinas keine Aufmunterung, die Außenwelt keine Theilnahme. Mit gierigen Blicken schauen die Nationen des Westens auf China. Li ging darauf aus, den Konservatismus Chinas zu erhalten und gleichzeitig diesen Konservatismus in die Beziehungen der Gleichzeitigkeit mit anderen Völkern zu bringen. Er nahm die erschreckende Pflicht auf sich, einen Krieg zu führen, und war sich doch klar darüber, daß, um zu überdauern, China sich vor Blut und Eisen ängstlich hüten müsse. Er verwarf nichts eilig und stand jedem Problem gegenüber seinen Mann. Er sah die Kräfte der Elektrizität. Er erfaßte den Begriff des Kredites, die Abhängigkeit Chinas vom Geldmarkte, die Thatsache, daß es auch über die Grenzen der Hanlin-Hochschule hinaus noch eine Bildung gebe, daß der Mensch in der Wirklichkeit und nicht im Traumland zu leben habe. Da er junge adelige Chinesen nicht in den Militärakademien des Westens heranbilden konnte, gründete er daheim bessere Schulen und bildete sie da aus. In der Erkenntniß, daß China an Manchester jährlich 50 Millionen für Baumwollenwaaren bezahlte, baute er seine eigenen Fabriken und ließ darin Chinesen ihre eigenen Garne verwenden. Er gründete die chinesische Handels-Compagnie und brachte den Handel des Reiches unter seine eigene Flagge. Er strebte nach der Errichtung eines eigenen Banksystems und scheiterte dabei nur an der Dummheit der Agenten. In China gab es kein Interesse, kein Gewerbe, kein Handelsetablissement eines Fremden, das er nicht im Laufe der Zeit zum Besten seines Volkes zu ersetzen hoffte.

Ob der Vicekönig nach seinem Tode eine Partei hinter sich lassen wird, die seiner kräftigen Politik ergeben und bereit ist, sie fortzuführen, oder ob diese Politik nur der Ausdruck seines Genies und Willens ist und mit ihm enden wird, kann ich nicht sagen. Sein Werk hat vielleicht größere Erfolge, als die Kühnsten heute ahnen würden, Erfolge, deren Größe man sich vorstellen kann, wenn man sich gegenwärtig hält, was es bedeutet, einem Volke, dessen Angehörige ein Viertel, ja ein Drittel der Menschheit darstellen und das durch seine Scheu vor dem Kriege seit Jahrhunderten dem Frieden geweiht ist, während es doch von Menschen abstammt, deren Tapferkeit dereinst der Schrecken Europas und das Entsetzen Asiens war, — einem solchen Volke die traurige Losung des Krieges aufzuzwingen.

Ich sehe in Li-Hung-Tschang eine geschichtliche Gestalt des Jahrhunderts, den einen chinesischen Staatsmann mit der Voraussicht und dem Muth, sein Volk Dem zuzuführen, was in der Civilisation des Westens das Beste ist; einen groß gewachsenen, unerschrockenen Geist, der sein Werk mit Tapferkeit vollbracht hat. Ich sehe in ihm den echtesten chinesischen Patrioten, der sein Heimathland mit aufrichtiger und klug erwägender Neigung liebt.

Washington. John Russell Young.

# Das Erdbeben von Laibach.

Es ist wieder recht lebendig geworden da unten in der Tiefe. Der alte Maulwurf regt sich gewaltig und wühlt, als ob er die Erdrinde sprengen wollte. Bereits mit dem vorigen Jahre hat diese Unruhe der „Erdveste“ begonnen. Kommt es überhaupt schon selten vor, daß drei große Erdbebenkatastrophen sich in einem Jahre ereignen, so ist die Unwahrscheinlichkeit, daß drei Katastrophen innerhalb eines so kurzen Zeitraumes an einander so nahe liegenden Herden eintreten, um so größer. Dies war aber im Jahre 1894 der Fall.

Am zwanzigsten April — es war am Tage des Vollmondes und zwei Tage nach dem Aequatorstande des Mondes — hatte eine starke Erschütterung das ganze östliche Griechenland von Salonichi bis Sparta betroffen, viele Ortschaften zerstört und einer nicht unbedeutenden Zahl von Menschen das Leben gekostet. Der Ausgangspunkt dieser Katastrophe war ein uralter Erdbebenherd, der sich unter der Ortschaft Atalanti in Lokris befindet. Genau auf das selbe Gebiet bezieht sich eine der ältesten Erdbebennachrichten, die wir überhaupt besitzen. Im Jahre 424 vor Christi Geburt fand dort ein großes zerstörendes Erdbeben statt und Diodor von Sizilien sagt darüber: „Das Erdbeben war in vielen Gegenden Griechenlands so heftig, daß verschiedene Seestädte durch Ueberschwemmung des Meeres zu Grunde gerichtet wurden und bei Lokris, wo eine Halbinsel war, die Landenge durchgerissen wurde und so die Insel Atalanta entstand.“

Dieser Name ist ominös. Bekanntlich soll, wie uns Plato im „Timäus“ erzählt, in der Urzeit „vor den Säulen des Herkules“ ein hoch entwickeltes Kulturvolk auf einer Insel bestanden haben, „welche größer war als Asien und Lybien zusammen“. Diese Insel hieß Atlantis. Von ihr konnte man damals nach den übrigen Inseln hinübersetzen, und von den Inseln auf das ganze gegenüberliegende Festland. „Später entstanden gewaltige Erdbeben und da versank während eines schönen Tages und einer schlimmen Nacht die Insel Atlantis und ging im Meere unter. Deshalb ist auch die dortige See (der Atlantische Ozean, der von dieser Insel seinen Namen erhielt) jetzt unfahrbar und undurchforschbar, da die bedeutenden Untiefen des Schlammes im Wege stehen.“ Diese Erinnerung lag offenbar auch dem Namen zu Grunde, den man der kleinen, durch Erdbeben entstandenen Insel bei Lokris gab.

Ich gedenke hier dieser Episode, weil sie beweist, wie viele Jahrhunderte hindurch gewisse Erdbeben ihren gefährlichen Charakter bewahren.

Die zweite Katastrophe trat am zehnten Juli des selben Jahres ein und der Schauplatz ihrer größten Verheerungen war Konstantinopel. Es war wieder zwei Tage nach dem Aequatorstande des Mondes, aber nicht zur Vollmondszeit. In den nächsten zwei Tagen folgten noch einige schwächere Stöße, dann kam die Erde zur Ruhe. Doch mit dem nächsten Vollmond, der eine Stunde vor dem achtzehnten Juli eintrat, ereignete sich plötzlich wieder ein sehr starker Stoß. Ein Berichterstatter erzählt darüber: „Nachdem einige Tage ruhig vergangen waren, begannen die geängstigten Bewohner der türkischen Hauptstadt, wieder in die Häuser zurückzukehren. Da aber ereignete sich heute, den achtzehnten Juli, mittags zwölf Uhr, ein neuerlicher Erdstoß und rief abermals Furcht und Verwirrung hervor. Die Bevölkerung ergreift wiederum von den verlassenen Zelten

auf den Friedhöfen und in den Gärten Besitz und flüchtet sich aus der Nähe ihrer Häuser, indem sie glaubt, daß jeder Moment sie zerschmettern könnte. Nach dem eben vorgekommenen neuen kurzen, aber ziemlich heftigen Stoß gerieth die mühsam hergestellte Ruhe wieder ins Schwanken und Jeder lebt in der ängstlichen Erwartung einer neuen Katastrophe."

Ich hebe diese Thatsache hervor, weil sie für die Gesetzmäßigkeit sowohl der Naturerscheinung als auch für deren Eindruck auf die Menge bezeichnend ist. Bei allen Katastrophen wiederholen sich genau die selben Vorgänge: regelmäßig kehrt nach längerer Ruhe die Panik und die Furcht vor einer neuen Katastrophe wieder. Gleichzeitig wurde auch eine Erdbebenkatastrophe gemeldet, die im Südwesten Mexikos am siebzehnten Juli eingetreten war, von der jedoch die weiteren Details fehlen.

Der dritte Fall ereignete sich am sechzehnten November in Unteritalien, am Tage der Erdnähe des Mondes und drei Tage nach dem Vollmonde. Das Centrum der Katastrophe war Milazzo bei Reggio. Die Verheerungen des ersten Stoßes, der an vielen Orten Kalabriens und Siziliens wahrgenommen wurde, waren hier und in Messina und Reggio am Bedeutendsten. Am Tage darauf trat auch im Leoben (Steiermark) ein außerordentlich heftiger Erdstoß ein.

Nach längerer Ruhe kehrte auch in Reggio und Messina die Panik wieder, da in der Nacht vom fünfundzwanzigsten zum sechsundzwanzigsten November daselbst neuerdings zwei starke Erdstöße erfolgten. In der nächsten Nacht regte es sich auch in verschiedenen Orten Serbiens. Eben so in Sofia und Salonichi. Am Morgen des siebenundzwanzigsten traten ziemlich starke Erdstöße am Herde der Katastrophe vom siebenten Juni 1891 (Verona) ein, die auch in Brescia, Bergamo, Trient, Mantua, Parma, Padua und Bologna gefühlt wurden. Auch in Eisleben schütterte es am sechsundzwanzigsten und besonders am achtundzwanzigsten recht bedeutend. Der siebenundzwanzigste war der Tag des Neumondes.

So rückte der unheimliche Gast allmählich heran und klopfte dann in der Osternacht, am vierzehnten April 1895, um 11 Uhr 16 Minuten so gewaltig an die Thore von Laibach, daß man sein Rütteln noch in Serajewo, Wien, Meran und Florenz verspürte. Ja, sogar im königlichen gäodätischen Institute zu Potsdam geriethen in Folge dieses Stoßes, der in Laibach und Umgebung eine furchtbare Katastrophe erzeugte, fünf Minuten später die Blasen der Wasserwagen so gewaltig in Bewegung, daß der Beobachter darin sofort die Wirkung eines fernen Erdbebens erkannte. Der dadurch angerichtete Schaden wird allein für Laibach auf mehr als drei Millionen Gulden geschätzt. Von den 1350 Häusern der Stadt sind kaum 50 unbeschädigt geblieben. Von 30 000 Einwohnern haben 10 000 die Stadt verlassen, 15 000 mußten belogirt und in Baracken untergebracht werden und nur 5000 konnten in ihren Wohnungen verbleiben.

Unmittelbar darauf, im Laufe der Nacht bis morgens 7 Uhr, folgten weitere 23 Stöße, die zwar schwächer, aber zum Theil, wie insbesondere jener um 12 Uhr 2 Minuten, noch immer recht bedeutend waren. Auch diesen Stoß deuteten die Wasserwagen in Potsdam noch an, aber schwächer als den ersten. Dann wurden die Erschütterungen seltener und schwächer. Die Bevölkerung hatte sich bereits daran gewöhnt und war seit Anfang Mai ruhiger geworden, als am zehnten Mai um 5 Uhr 58 Minuten morgens plötzlich ein starker Stoß

wo leben müsse, und nicht eine Volksbewegung. Es gebe keine chinesische Auswanderung. Die Chinesen folgten der Civilisation und lebten von ihr. Ihr Genie liege in Arbeit und Entbehrung und sie könnten nur da völlig zur Wirkung kommen, wo die Civilisation bereits vorhanden sei.

Der Vicekönig sprach weiterhin die Eisenbahnfrage durch. Die Russen bauten Eisenbahnen quer durch die Ebenen Nordasiens. Aber sie störten damit nur die Schafhirten und Karawanen. Wenn er z. B. eine Eisenbahn von Tschinghiang nach Peking baue, eine Entfernung von achthundert englischen Meilen, den Großen Kanal entlang: was würde er dann mit der Flotte thun, deren Masten von den Fenstern seines Yamen meilenweit sichtbar sind? Auf diesen Kähnen wohnten Familien, — Eltern, Großeltern und Kinder. Die Schiffe seien ihre einzige Heimath, und ihr einziges Gewerbe sei der Transport von Tributreis nach Peking. Uebertrage man diesen Reis auf Eisenbahnwagen, so werde Das für die Regirung allerdings eine Ersparniß bedeuten, aber was solle künftig mit den zwanzigtausend Familien geschehen, die dem Lande dann zur Last fielen? Das Problem der chinesischen Staatsmänner sei die Ernährung der ungeheuren Bevölkerung. Einzig Fisch und Reis machten sie möglich, der Fisch aus den Flüssen und Meeren, der Reis aus dem Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Und selbst bei der größten Fürsorge fegten Hungersnöthe Millionen hinweg. „Es giebt nur eine Rettung vor Hungersnoth," sagte General Grant, — „die Eisenbahn." Diese Bemerkung machte auf den Vicekönig offenbar tiefen Eindruck.

Als General Grant von dem Vicekönig Abschied nahm, begleitete dieser ihn auf seiner Yacht den Peihofluß hinunter, hinaus zu dem amerikanischen Kriegsschiff „Richmond". Auf seinen Befehl war die chinesische Flotte aufgefahren, um eine stattliche Abschiedsfeierlichkeit zu veranstalten. Die beiden Männer trennten sich, um nie wieder zusammenzukommen. Unter Kanonenschüssen, Flaggenparade und allen möglichen Ehrenbezeigungen dampften wir über das stillste der Meere hinüber nach Japan.

Wenn Grant Li-Hung-Tschang als Staatsmann neben Beaconsfield, Gambetta und Bismarck stellte, so ist zu bedenken, daß Grant keineswegs zu übertriebenen Meinungen über Menschen neigte und daß er Li in außerordentlich intimer Nähe gesehen hatte. Ein Maß für die Vergleichung zu finden, ist nicht leicht. Hinter den Staatsmännern des Westens stehen festgegründete Civilisationen und die Macht fortgeschrittener Reiche. Sie haben nicht Neues geschaffen, sondern nur ausgeführt, was schon im Werden war. Bismarck war der Nachfolger Friedrichs des Großen, Gambetta der Mirabeaus, während Lord Beaconsfield sein Ideal nur in der siegenden Seele Chathams gefunden haben kann. Li-Hung-Tschang stand mit seinem Problem allein. Die Geschichte gab ihm kein Vorbild, die politische Macht-

stellung Chinas keine Aufmunterung, die Außenwelt keine Theilnahme. Mit gierigen Blicken schauen die Nationen des Westens auf China. Li ging darauf aus, den Konservatismus Chinas zu erhalten und gleichzeitig diesen Konservatismus in die Beziehungen der Gleichzeitigkeit mit anderen Völkern zu bringen. Er nahm die erschreckende Pflicht auf sich, einen Krieg zu führen, und war sich doch klar darüber, daß, um zu überdauern, China sich vor Blut und Eisen ängstlich hüten müsse. Er verwarf nichts eilig und stand jedem Problem gegenüber seinen Mann. Er sah die Kräfte der Elektrizität. Er erfaßte den Begriff des Kredites, die Abhängigkeit Chinas vom Geldmarkte, die Thatsache, daß es auch über die Grenzen der Hanlin-Hochschule hinaus noch eine Bildung gebe, daß der Mensch in der Wirklichkeit und nicht im Traumland zu leben habe. Da er junge adelige Chinesen nicht in den Militärakademien des Westens heranbilden konnte, gründete er daheim bessere Schulen und bildete sie da aus. In der Erkenntniß, daß China an Manchester jährlich 50 Millionen für Baumwollenwaaren bezahlte, baute er seine eigenen Fabriken und ließ darin Chinesen ihre eigenen Garne verwenden. Er gründete die chinesische Handels-Compagnie und brachte den Handel des Reiches unter seine eigene Flagge. Er strebte nach der Errichtung eines eigenen Banksystems und scheiterte dabei nur an der Dummheit der Agenten. In China gab es kein Interesse, kein Gewerbe, kein Handelsetablissement eines Fremden, das er nicht im Laufe der Zeit zum Besten seines Volkes zu ersetzen hoffte.

Ob der Vicekönig nach seinem Tode eine Partei hinter sich lassen wird, die seiner kräftigen Politik ergeben und bereit ist, sie fortzuführen, oder ob diese Politik nur der Ausdruck seines Genies und Willens ist und mit ihm enden wird, kann ich nicht sagen. Sein Werk hat vielleicht größere Erfolge, als die Kühnsten heute ahnen würden, Erfolge, deren Größe man sich vorstellen kann, wenn man sich gegenwärtig hält, was es bedeutet, einem Volke, dessen Angehörige ein Viertel, ja ein Drittel der Menschheit darstellen und das durch seine Scheu vor dem Kriege seit Jahrhunderten dem Frieden geweiht ist, während es doch von Menschen abstammt, deren Tapferkeit dereinst der Schrecken Europas und das Entsetzen Asiens war, — einem solchen Volke die traurige Losung des Krieges aufzuzwingen.

Ich sehe in Li-Hung-Tschang eine geschichtliche Gestalt des Jahrhunderts, den einen chinesischen Staatsmann mit der Voraussicht und dem Muth, sein Volk Dem zuzuführen, was in der Civilisation des Westens das Beste ist; einen groß gewachsenen, unerschrockenen Geist, der sein Werk mit Tapferkeit vollbracht hat. Ich sehe in ihm den echtesten chinesischen Patrioten, der sein Heimathland mit aufrichtiger und klug erwägender Neigung liebt.

Washington. John Russell Young.

# Das Erdbeben von Laibach.

Es ist wieder recht lebendig geworden da unten in der Tiefe. Der alte Maulwurf regt sich gewaltig und wühlt, als ob er die Erdrinde sprengen wollte. Bereits mit dem vorigen Jahre hat diese Unruhe der „Erdveste“ begonnen. Kommt es überhaupt schon selten vor, daß drei große Erdbebenkatastrophen sich in einem Jahre ereignen, so ist die Unwahrscheinlichkeit, daß drei Katastrophen innerhalb eines so kurzen Zeitraumes an einander so nahe liegenden Herden eintreten, um so größer. Dies war aber im Jahre 1894 der Fall.

Am zwanzigsten April — es war am Tage des Vollmondes und zwei Tage nach dem Aequatorstande des Mondes — hatte eine starke Erschütterung das ganze östliche Griechenland von Salonichi bis Sparta betroffen, viele Ortschaften zerstört und einer nicht unbedeutenden Zahl von Menschen das Leben gekostet. Der Ausgangspunkt dieser Katastrophe war ein uralter Erdbebenherd, der sich unter der Ortschaft Atalanti in Lokris befindet. Genau auf das selbe Gebiet bezieht sich eine der ältesten Erdbebennachrichten, die wir überhaupt besitzen. Im Jahre 424 vor Christi Geburt fand dort ein großes zerstörendes Erdbeben statt und Diodor von Sizilien sagt darüber: „Das Erdbeben war in vielen Gegenden Griechenlands so heftig, daß verschiedene Seestädte durch Ueberschwemmung des Meeres zu Grunde gerichtet wurden und bei Lokris, wo eine Halbinsel war, die Landenge durchgerissen wurde und so die Insel Atalanta entstand.“

Dieser Name ist ominös. Bekanntlich soll, wie uns Plato im „Timäus“ erzählt, in der Urzeit „vor den Säulen des Herkules“ ein hoch entwickeltes Kulturvolk auf einer Insel bestanden haben, „welche größer war als Asien und Lybien zusammen“. Diese Insel hieß Atlantis. Von ihr konnte man damals nach den übrigen Inseln hinübersetzen, und von den Inseln auf das ganze gegenüberliegende Festland. „Später entstanden gewaltige Erdbeben und da versank während eines schönen Tages und einer schlimmen Nacht die Insel Atlantis und ging im Meere unter. Deshalb ist auch die dortige See (der Atlantische Ozean, der von dieser Insel seinen Namen erhielt) jetzt unfahrbar und undurchforschbar, da die bedeutenden Untiefen des Schlammes im Wege stehen.“ Diese Erinnerung lag offenbar auch dem Namen zu Grunde, den man der kleinen, durch Erdbeben entstandenen Insel bei Lokris gab.

Ich gedenke hier dieser Episode, weil sie beweist, wie viele Jahrhunderte hindurch gewisse Erdbeben ihren gefährlichen Charakter bewahren.

Die zweite Katastrophe trat am zehnten Juli des selben Jahres ein und der Schauplatz ihrer größten Verheerungen war Konstantinopel. Es war wieder zwei Tage nach dem Aequatorstande des Mondes, aber nicht zur Vollmondszeit. In den nächsten zwei Tagen folgten noch einige schwächere Stöße, dann kam die Erde zur Ruhe. Doch mit dem nächsten Vollmond, der eine Stunde vor dem achtzehnten Juli eintrat, ereignete sich plötzlich wieder ein sehr starker Stoß. Ein Berichterstatter erzählt darüber: „Nachdem einige Tage ruhig vergangen waren, begannen die geängstigten Bewohner der türkischen Hauptstadt, wieder in die Häuser zurückzukehren. Da aber ereignete sich heute, den achtzehnten Juli, mittags zwölf Uhr, ein neuerlicher Erdstoß und rief abermals Furcht und Verwirrung hervor. Die Bevölkerung ergreift wiederum von den verlassenen Zelten

auf den Friedhöfen und in den Gärten Besitz und flüchtet sich aus der Nähe ihrer Häuser, indem sie glaubt, daß jeder Moment sie zerschmettern könnte. Nach dem eben vorgekommenen neuen kurzen, aber ziemlich heftigen Stoß gerieth die mühsam hergestellte Ruhe wieder ins Schwanken und Jeder lebt in der ängstlichen Erwartung einer neuen Katastrophe."

Ich hebe diese Thatsache hervor, weil sie für die Gesetzmäßigkeit sowohl der Naturerscheinung als auch für deren Eindruck auf die Menge bezeichnend ist. Bei allen Katastrophen wiederholen sich genau die selben Vorgänge: regelmäßig kehrt nach längerer Ruhe die Panik und die Furcht vor einer neuen Katastrophe wieder. Gleichzeitig wurde auch eine Erdbebenkatastrophe gemeldet, die im Südwesten Mexikos am siebzehnten Juli eingetreten war, von der jedoch die weiteren Details fehlen.

Der dritte Fall ereignete sich am sechzehnten November in Unteritalien, am Tage der Erdnähe des Mondes und drei Tage nach dem Vollmonde. Das Centrum der Katastrophe war Milazzo bei Reggio. Die Verheerungen des ersten Stoßes, der an vielen Orten Kalabriens und Siziliens wahrgenommen wurde, waren hier und in Messina und Reggio am Bedeutendsten. Am Tage darauf trat auch im Leoben (Steiermark) ein außerordentlich heftiger Erdstoß ein.

Nach längerer Ruhe kehrte auch in Reggio und Messina die Panik wieder, da in der Nacht vom fünfundzwanzigsten zum sechsundzwanzigsten November daselbst neuerdings zwei starke Erdstöße erfolgten. In der nächsten Nacht regte es sich auch in verschiedenen Orten Serbiens. Eben so in Sofia und Salonichi. Am Morgen des siebenundzwanzigsten traten ziemlich starke Erdstöße am Herde der Katastrophe vom siebenten Juni 1891 (Verona) ein, die auch in Brescia, Bergamo, Trient, Mantua, Parma, Padua und Bologna gefühlt wurden. Auch in Eisleben schütterte es am sechsundzwanzigsten und besonders am achtundzwanzigsten recht bedeutend. Der siebenundzwanzigste war der Tag des Neumondes.

So rückte der unheimliche Gast allmählich heran und klopfte dann in der Osternacht, am vierzehnten April 1895, um 11 Uhr 16 Minuten so gewaltig an die Thore von Laibach, daß man sein Rütteln noch in Serajewo, Wien, Meran und Florenz verspürte. Ja, sogar im königlichen gäodätischen Institute zu Potsdam geriethen in Folge dieses Stoßes, der in Laibach und Umgebung eine furchtbare Katastrophe erzeugte, fünf Minuten später die Blasen der Wasserwagen so gewaltig in Bewegung, daß der Beobachter darin sofort die Wirkung eines fernen Erdbebens erkannte. Der dadurch angerichtete Schaden wird allein für Laibach auf mehr als drei Millionen Gulden geschätzt. Von den 1350 Häusern der Stadt sind kaum 50 unbeschädigt geblieben. Von 30 000 Einwohnern haben 10 000 die Stadt verlassen, 15 000 mußten belogirt und in Baracken untergebracht werden und nur 5 000 konnten in ihren Wohnungen verbleiben.

Unmittelbar darauf, im Laufe der Nacht bis morgens 7 Uhr, folgten weitere 23 Stöße, die zwar schwächer, aber zum Theil, wie insbesondere jener um 12 Uhr 2 Minuten, noch immer recht bedeutend waren. Auch diesen Stoß deuteten die Wasserwagen in Potsdam noch an, aber schwächer als den ersten. Dann wurden die Erschütterungen seltener und schwächer. Die Bevölkerung hatte sich bereits daran gewöhnt und war seit Anfang Mai ruhiger geworden, als am zehnten Mai um 5 Uhr 58 Minuten morgens plötzlich ein starker Stoß

von drei Sekunden Dauer eintrat, der neue Aufregung hervorrief. Am Tage zuvor war Vollmond!

Statt daß nun naturwissenschaftlich gebildete Leute, denen meine Erdbebentheorie bekannt sein mußte, darauf hingewiesen hätten, daß eben nach dieser auf vielfache Erfahrung gegründeten Theorie alle folgenden Stöße schwächer sein müßten als der Katastrophenstoß, wurde im Gegentheil das Gerücht verbreitet, ich hätte am sechzehnten April telegraphisch noch stärkere Stöße in Aussicht gestellt. Mir selbst war dieses Gerücht viel zu spät bekannt geworden, als daß ich rechtzeitig dagegen hätte auftreten können. In Wahrheit hatte ich es gerade diesmal — jetzt muß ich sagen leider — vermieden, mich sofort über die Katastrophe zu äußern, da ich meine Anschauungen bereits oft genug in Wort und Schrift auseinandergesetzt hatte und wohl voraussetzen durfte, daß sich auch in Laibach naturwissenschaftliche Fachmänner finden, die nun die praktischen Konsequenzen daraus ziehen würden. Statt Dessen ist mein Name im gegentheiligen Sinne mißbraucht worden. Der durch die Lugloch-Affaire*) im vorigen Jahre bekannt gewordene laibacher Forstkommissär Putik war, wie es scheint, der Einzige, der in diesem Sinne auf die Menge wirkte; allein er hat doch gegen meine Theorie die Ruhe schon für die nächsten Tage nach der Katastrophe in Aussicht gestellt, während sie bekanntlich auch jetzt noch nicht eingetreten ist.

Allein nicht blos ein mir fälschlich zugeschriebenes Telegramm, sondern auch die Aeußerung des bekannten Geologen und Erdbebenforschers Professors Eduard Sueß in Wien hat eine Panik unter der laibacher Bevölkerung hervorgerufen, wie Dr. Schwahn in seinem Vortrage in der „Urania" erzählte. Professor Sueß hatte einem Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" mitgetheilt, daß Laibach auf einem großen „Einsturzgebiete" liegt, das zum Theil vom laibacher Moor erfüllt sei. Es ist Dies ein wissenschaftlicher terminus technicus, der aber von der Bevölkerung zu populär aufgefaßt wurde. Professor Sueß sagte ferner: „Mit den Höhlenbildungen des Karstes hängt die Katastrophe in keiner Weise

*) Ich schreibe „Lugloch", nicht „Lualoch", wie damals bei noch unbekannter und mannichfaltig gedeuteter Etymologie des Wortes die Schreibung meistentheils lautete, weil ich zur Ueberzeugung gekommen bin, daß das im Munde der dortigen Bauern lua und luag lautende Wort von althochdeutsch luag und luoga, d. h. „Lagerhöhle", „Loch" stammt. Es ist Gewohnheit der Bauern in Steiermark, vielfach altdeutsche Wörter mit neueren Formen zu verbinden. So nennt man dort das aus Aesten und Zweigen gesammelte Holz „Wit-Holz" von althochdeutsch witu: „Holz". Die abgeschwächte Form lua mit dem (als runisches Digamma) darüber geschriebenen g findet sich in Runen geschrieben sogar schon auf einem in Körlin (Pommern) gefundenen Goldring, der sich jetzt im berliner Museum befindet. Man kann über den Sinn des Wortes auch hier nicht im Zweifel sein; es liegt in diesen drei Runen nämlich ein wundervolles Logoplasma oder Lautbild vor, in dem der ideographische Charakter der Buchstaben noch innig mit ihrem phonetischen Werthe verschmolzen erscheint. Die drei Buchstaben geben das Bild eines Mannes (l) und einer Frau (a), die ihre Höhle (u) von entgegengesetzten Seiten betreten. Das darüber stehende al hat dem Sinne nach die Bedeutung der angelsächsischen Rune ger = G.

zusammen und auch die Frage, ob eine Wiederholung der Erdbeben zu befürchten sei, ist wissenschaftlich nicht zu beantworten. Mitunter lösen sich solche Erscheinungen in einem großen und gewaltigen Stoße oder in wiederkehrenden Bewegungen aus, die in keiner Weise vorher zu bestimmen sind."

Wenn ich Dem gegenüber an meiner Ansicht festhalte, daß eine zweite Katastrophe nicht mehr eintreten wird, so fuße ich dabei auf dem Studium der größten Erdbebenkatastrophen der Vergangenheit, die in ihrem Verlaufe sämmtlich eine gewisse Gesetzmäßigkeit zeigen. Auch das laibacher Erdbeben hat davon keine Ausnahme gemacht. Ich habe zuerst in meinem Buche: „Gedanken und Studien über den Vulkanismus, mit besonderer Beziehung auf das Erdbeben von Belluno 1873 und den Ausbruch des Aetna 1874" (Graz 1875) diese Gesetzmäßigkeit hervorgehoben und dann neuerdings in dem Buche: „Von den Umwälzungen im Weltall" (Wien 1881) mit folgenden Worten darauf hingewiesen: „Es ist ein ausnahmeloses Gesetz, daß jeder Stoß, welcher kräftig genug war, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen (d. h. um eine Katastrophe zu erzeugen), sofort eine Reihe von zahlreichen Erschütterungen nach sich zieht. An einem Orte, der so unglücklich war, von einer Katastrophe betroffen zu werden, dauern die Beben fort .... und es kommt die Erde Wochen, ja oft Monate und Jahre lang nicht zur Ruhe. Es ist in der ganzen Erdbebenstatistik unerhört, daß irgend ein Ort durch einen Stoß zerstört worden sei, ohne daß weitere Stöße (und zwar stets in dem selben Orte) darauf eintraten. Ein Stoß, der vereinzelt bleibt, ist immer nur ein verhältnißmäßig schwacher Stoß. Dies ist das erste sichere Gesetz in dieser Naturerscheinung. Ein zweites, nicht minder sicheres Gesetz besteht darin, daß der erste oder der in wenigen Minuten darauf folgende Stoß der Hauptstoß ist und daß von den Hunderten von Erschütterungen, die auf den ersten Stoß folgen, keine einzige mehr die Gewalt und Stärke des ersten Stoßes erreicht. Es ist gleichfalls unerhört in der Erdbebenstatistik, daß eine Ortschaft in der Mitte oder erst am Ende einer Wochen lang andauernden Erschütterungreihe durch einen alle vorausgehenden an Heftigkeit übertreffenden Stoß zerstört worden sei.*) Diese Stöße sind meist schwach, treten am ersten Tage am Häufigsten und Stärksten auf und nehmen dann von Tag zu Tag an Häufigkeit und Stärke ab. Etwa der siebente Tag nach dem Hauptstoße bringt dann in der Regel wieder einen etwas stärkeren Stoß als die vorausgehenden Tage .... Namentlich aber ist die Erneuerung (d. h. die kurze Zunahme der Stärke) fühlbar bei der nächsten stärkeren Fluthkonstellation, bei einem mit Erdnähe oder Aequatorstand verbundenen Neu- oder Vollmond."

Diese Darstellung vom Jahre 1881 wurde damals von Fachgeologen energisch bestritten. Doch heute geben selbst Diejenigen, die am Schärfsten dagegen schrieben, klein bei und gestehen, es sei „eine allgemeine Regel, daß die späteren Erschütterungen die Kraft des Katastrophenstoßes auch nicht mehr an-

*) Selbst bei dem vielfach dagegen citirten Erdbeben von Klana (Istrien) war der Stoß vom ersten März 1870, dem in der Nachbarschaft schwache Stöße drei Tage vorangegangen waren, in Klana selbst der erste und stärkste der neunzen bis anfangs Juli darauf folgenden Reihe.

nähernd erreichen, und daher auch nicht mehr in dem Grade Verderben bringend wirken."

Eben diese Gesetzmäßigkeit im Verlaufe der Beben gestattet uns auch einen Einblick in deren Ursache.

Es ist begreiflich, daß eine solche Gleichmäßigkeit in den einzelnen Fällen nicht denkbar wäre, wenn die Katastrophe und die ihr folgenden Stöße durch eine plötzliche Verschiebung der in Spannung befindlichen Gesteinsschichten, durch sogenannte Dislokationen oder durch einen unterirdischen Einsturz, herbeigeführt würden. In beiden Fällen würden die verschiedenen Katastrophen einen sehr verschiedenen und unregelmäßigen Verlauf nehmen. Wie die tektonischen Verhältnisse in der Tiefe, der Aufbau und die Lagerung der Schichten unter der Erdoberfläche auch gestaltet sein mögen, so viel ist gewiß, daß eine große Spannungauslösung und Verschiebung fester Erdmassen in vielen Fällen, wenn nicht in den meisten, noch andere eben so große oder auch noch größere Auslösungen und Verschiebungen im Gefolge haben kann und daß somit in derselben Erdbebenreihe zwei oder noch mehr Katastrophen von der Stärke der ersten oder von noch größerer Stärke eintreten würden. Der ganze Verlauf der Erscheinung, die Größe, Stärke und Häufigkeit der einzelnen Stöße und namentlich die Zeit ihres Eintretens würde durch kein anderes Gesetz bedingt sein als durch die verschiedenen Druck- und Spannungverhältnisse der festen Massen in der Tiefe.

Ferner würden sich die nachfolgenden häufigen Auslösungen nicht mehr auf das Gebiet der ersten Katastrophe beschränken. Mit der Auslösung des einen Schichtenkomplexes ändern sich sofort die Druck- und Widerstandsverhältnisse der nächsten Umgebung. Es würden neue Auslösungen mit anderen Erschütterungcentren eintreten und der Schauplatz neuer Katastrophen sich in die Nachbarschaft, bald hierhin, bald dorthin, verlegen. Kurz: es gäbe dann keine gemeinsame Regel in der ganzen Aufeinanderfolge der Erschütterungen und keine Permanenz der nachfolgenden Stöße am Herde der ersten Katastrophe.

Daß Spaltungen in den Gebirgssystemen in Folge der Erdbebenkatastrophe eintreten, ist höchst wahrscheinlich. Man darf aber die Folge nicht mit der Ursache verwechseln. Solche Spaltungen könnten eben in allen Tiefen unter der Erdoberfläche vorkommen. Allein, wenn sie die Ursache der Katastrophe wären, dann würden diese eben so oft eine sehr geringe Ausdehnung des Erschütterungsgebietes als dessen große Ausdehnung aufweisen, je nachdem die Spaltung oder der Einsturz in geringer oder in größerer Tiefe unter der Erdoberfläche eingetreten ist. Dabei würde es Regel sein, daß die größten Katastrophen die allergeringste Ausdehnung ergeben, weil der Anstoß dazu nahe der Erdoberfläche eingetreten ist. Dies ist aber nur der Fall in vulkanischen Ländern, wo die Ursache unbestritten eine vulkanische ist und die vulkanischen Herde in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche liegen, wie z. B. in Griechenland und Unteritalien. Innerhalb des europäischen Kontinentes, im Binnenlande, haben alle größeren Katastrophe ein großes Erschütterungsgebiet.

Würde die laibacher Katastrophe mit der selben zerstörenden Wirkung aber nur in einer Umgebung mit einem Radius von etwa dreißig Kilometern verspürt worden sein, dann wäre Dies ein sicheres Zeichen gewesen, daß die Ursache des

Erschütterung nahe an der Erdoberfläche lag und daher — da es hier an vulkanischem Gesteine mangelt — eine nicht vulkanische gewesen sein muß. Allein solcher Fall kommt, wie gesagt, im Binnenlande nicht vor. Und doch wird Niemand behaupten, daß große Dislokationen in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche nicht möglich wären.

Wir haben also einen ganzen Komplex von Erscheinungen, die Dislokationen unter der Erdoberfläche als Ursache der großen Katastrophen direkt ausschließen und eine andere Erklärung verlangen.

Ich leugne die Dislokationen im Inneren der Erde nicht, glaube aber, daß sie allmählich und langsam, wie bei der Gebirgsfaltung, vor sich gehen, und wo sie heftiger auftreten, vielleicht eine einzelne lokale und verhältnißmäßig schwache Erschütterung erzeugen, aber in ihrem Verlaufe keineswegs jene Regelmäßigkeit aufweisen können, die wir, wie bei allen anderen Katastrophen, auch bei dem laibacher Erdbeben beobachten.

Wohl aber ergiebt sich eine ungezwungene Erklärung sämmtlicher beobachteten Erscheinungen, und insbesondere der auffallenden Gesetzmäßigkeit im Verlauf der Erdbeben, wenn wir annehmen, daß in einer gewissen Tiefe unter der Oberfläche, die in Italien und Griechenland geringer, im Binnenlande unseres Kontinentes aber viel bedeutender ist, allenthalben, insbesondere aber dort, wo heiße Quellen in der Nähe zu Tage treten, alte vulkanische Herde vorhanden sind, selbst wenn kein vulkanisches Gestein an der Oberfläche nachweisbar ist. Denn der ganze Verlauf einer solchen Katastrophe ist die genaue Kopie der Vorgänge, die wir bei einem oberirdischen Vulkane, der in Thätigkeit getreten ist, beobachten.

Wie bei den Vulkanen die Eruption plötzlich erfolgt*), so tritt auch der stärkste Erdbebenstoß plötzlich auf. Und wie in der nächsten Umgebung des Vulkans sich unmittelbar nach der Eruption eine große Zahl von Erderschütterungen einstellt, die an Häufigkeit und Stärke allmählich abnehmen, so ist Dies auch der Fall in der Region der Erdbebenkatastrophe. Und wie nach wochenlanger Ruhe zur Zeit der nächsten stärksten Mondanziehung wieder in der Nähe des Vulkanes ein etwas stärkerer Stoß, als es die letzten waren, erfolgt, so tritt auch nach längerer Ruhe im Katastrophengebiete gelegentlich einer entsprechenden Mondstellung wieder ein etwas stärkerer, unter Umständen auch der stärkste aller Sekundärstöße ein. Und wie nach einer oberirdischen Eruption eine zweite Eruption des selben Vulkanes in der selben Erschütterungperiode nicht mehr eintritt, so kommt auch nach einer Erdbebenkatastrophe eine zweite Katastrophe in der selben Erschütterungreihe nicht mehr vor. An den einzelnen Erdbebenherden des Binnenlandes, wie in Belluno, Agram, Wiener-Neustadt, liegen die Katastrophen um 200 bis 300 Jahre von einander getrennt. Das ist ein Parallelismus, wie er auffallender nicht mehr gedacht werden kann.

Ich habe zahlreiche Erdbeben, sowohl an thätigen Vulkanen als auch fern von solchen, selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ich habe 1873 Belluno unmittelbar nach der Katastrophe zweimal besucht und während meiner wissen-

*) Das gegentheilige Verhalten ist, wie genaue Beobachtungen beweisen, nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

schaftlichen Untersuchungen dort noch wiederholt Sekundärstöße zu fühlen bekommen und, im Freien auf der Erde schlafend, am eigentlichen Herde der Beben (Farra) die eigenthümlichen unterirdischen Schallphänomene: Knallputsche, Rombos, recht genau zu studiren Gelegenheit gehabt. Ich habe 1874 die nach meiner Theorie für den siebenundzwanzigsten August berechnete Eruption des Aetna an Ort und Stelle erwartet und, nachdem sie ohne vorausgehende Erdbeben am neunundzwanzigsten August thatsächlich eingetreten war, in den darauf folgenden zwei Tagen mehr als zweihundert Erdstöße selbst mitgemacht, über deren vulkanische Natur kein Zweifel walten konnte. Ich habe dann 1877 bis 1880 in Valparaiso, Santiago, Copiazò (Chile) und in Peru wiederholt ziemlich starke Erschütterungen beobachtet und bin einmal in Lima mitten im Vortrage (am fünften Mai 1879) durch einen gewaltigen Stoß unterbrochen worden. Ich habe ferner in Agram 1880 nach der Katastrophe und nach längerer Erdbebenpause den stärksten Sekundärstoß der ganzen Reihe für den sechzehnten Dezember an Ort und Stelle erwartet und in der letzten Stunde dieses Tages auch thatsächlich zu fühlen bekommen.

Ueberall aber habe ich den selben Charakter der Stöße, und zwar am Herde der Beben ausnahmelos vertikal, gefunden. Ich erkläre mir deshalb eine Erdbebenkatastrophe von der Art, wie sie in Laibach eingetreten ist, durch die Eruption eines Krypto-Vulkanes in großer Tiefe unter der Erdoberfläche; und ich sehe in den zahlreichen darauf folgenden schwächeren Stößen eine Parallele zu den vielen schwächeren Erdbeben, die der Eruption eines Vulkanes zu folgen pflegen und die in der Spratzthätigkeit der vom Drucke befreiten Lava, d. h. in dem Ausscheidungprozesse von Gasen und Dämpfen in Form von Explosionen sekundärer Natur ihren Grund haben.

Nach der großen Ausbreitung, die der erste Stoß in Laibach aufweist, kann man schließen, daß hier der Ausgangspunkt noch tiefer liegt als bei dem rheinischen Erdbeben von 1846, dessen Tiefe auf etwa vierzig Kilometer berechnet wurde, während man für die Tiefe der gluthflüssigen Sphäre, aus der unterirdische Lavabecken gespeist werden, etwa sechzig Kilometer gefunden hat. Aus solchen Tiefen kommt keine Lava mehr ans Tageslicht.

Bezüglich des Einflusses, den der Mond auf die Häufigkeit der Erdbeben ausübt, hat sich ergeben, daß er seinem Einflusse auf die Gezeiten des Meeres analog ist und somit auch die Sonne daran Theil nimmt. Dies zeigt sich nicht nur bei der Vergleichung der einzelnen theoretischen Fluthstärken mit den Beobachtungen der Erdbeben (insbesondere in ihrem Verlaufe nach der Katastrophe, wo die Lava im geräumten Schlote frei nach den Anforderungen der Fluthattraktion auf- und absteigen kann und der stärkste Sekundärstoß nach längerer Ruhe durch den erneuten Auftrieb zur Zeit der stärksten Fluthanziehung erklärt werden muß), sondern auch durch die Zunahme der Erdbeben überhaupt zur Zeit der wirksamsten Stellungen der Sonne im Laufe des Jahres.

Die Art des Zusammenhanges zwischen Gezeiten und Erdbeben ist jedoch nicht als direkte Wellenbewegung des zähflüssigen Theiles der inneren Massen aufzufassen, sondern, wie der gesetzmäßige Verlauf der Katastrophen lehrt, nur als die Beförderung des unterirdischen Auftriebes der Lava und der dadurch entstehenden unterirdischen Eruptionen und Explosionen.

Der Eintritt der Katastrophe in Laibach fiel in eine Zeit, für die Erdbeben als bevorstehend angezeigt waren. In der zweiten Auflage meiner „Neuen Wetterprognosen für 1895, Januar bis Juli", die im Januar erschien, heißt es auf Seite 14 für den vierten bis achten April: „In diesen oder in den nächsten Tagen mehrfach Erdbeben". Insbesondere aber ist auch bei den Nachbeben der Vollmond am neunten Mai (Tag zweiter Ordnung) durch einen stärkeren Stoß am zehnten, der unter der Bevölkerung neuerdings Beunruhigung erzeugte, zur Geltung gekommen.

Gleichzeitig mit der laibacher Katastrophe sind auch in Griechenland (Kephalonia, Korfu, Ithaka, Korinth, Lariſſa) am vierzehnten starke Erschütterungen eingetreten und eben so am nämlichen Tage auch in Sizilien (Provinz Syrakus), woraus hervorgeht, daß zu dieser Zeit eine allgemeine Ursache für Erdbeben vorhanden war. Eben so sind am achtzehnten Mai, als wieder ein verhältnißmäßig starker Stoß mit der Aequatorstellung des Mondes eintrat und neue Beunruhigung in Laibach erzeugte, gleichzeitig auch starke Erschütterungen in Florenz und Umgebung, auf der Insel Zante (siebzehnten), in Temesvar (siebzehnten) und Toledo (zwanzigsten) eingetreten. Es giebt somit Erdbeben-Paroxismen, die nicht allein durch lokale Verhältnisse erklärt werden können.

Es hat sich bei allen diesen Katastrophen gezeigt, daß die Beunruhigung der Bevölkerung den höchsten Grad erreicht, wenn nach einer Pause von mehreren Wochen plötzlich und ganz unerwartet ein starker Sekundärstoß neuerdings eintritt, weil dann die Furcht vor einer neuen Katastrophe wieder auflebt. Einer solchen Panik kann vorgebeugt werden, wenn man die Bewohner auf die Möglichkeit des Eintrittes des stärksten Sekundärstoßes zwar aufmerksam macht, zugleich aber betont, daß damit eine neue Gefahr nicht verbunden ist. Sollte also in Laibach nach längerer Ruhe etwa um den sechsundzwanzigsten bis achtundzwanzigsten Juni ein solcher Sekundärstoß erfolgen, so kann dabei die Bevölkerung vollständig ruhig in den Häusern bleiben, wie es unter den selben Umständen in Belluno, Agram und an der Riviera geschah. Es ist dann höchst wahrscheinlich der letzte der stärkeren Sekundärstöße. Damit hat dann die ganze Aufregung ein Ende und Laibach wieder ein paar hundert Jahre Ruhe.

Rudolf Falb.

# Stoecker und Naumann.

Stoecker hat in seiner Evangelischen Kirchenzeitung im vorigen Jahre den Begriff „Christlich-Sozial" folgendermaßen definirt: „Der christliche Glaube, angewendet auf die soziale Welt, und die soziale Welt, erfüllt von dem christlichen Glauben, Das sind die Elemente, welche den Begriff ‚Christlich-Sozial' bestimmen. Die christlich-soziale Bewegung will nichts Anderes, als die Kräfte des Evangeliums zur Ueberwindung der sozialen Schwierigkeiten in Bewegung setzen und die sozial arbeitenden Kreise dazu bewegen, daß sie sich ihre Durchdringung mit den Lebensmächten Christi gefallen lassen, zu Herzen nehmen und zur Aufgabe setzen. In dieser Doppelarbeit liegt das Problem für die Kirche Christi beschlossen." Was aber ist das letzte Ziel bei diesen Bestrebungen? Die Geltendmachung des Rechtes der Persönlichkeit in den heutigen wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Nach christlicher Anschauung giebt es außer dem persönlichen Gott im Himmel und auf Erden nichts Herrlicheres als die nach Gottes Bild geschaffene Persönlichkeit. Und auch die Sozialdemokratie meint schließlich dies Recht der Persönlichkeit bei ihren Bestrebungen. Das Recht der Persönlichkeit besteht aber erstens in dem Recht, zu leben, zweitens in dem Recht, zu arbeiten und aus der Arbeit einen zur Existenz ausreichenden Ertrag zu ziehen, drittens in dem Recht auf Gründung eines eigenen Herdes, viertens in dem Recht zur Theilnahme an den geistigen Gütern der menschlichen Gesellschaft. Die Sozialdemokratie nimmt nun aber die Persönlichkeit nicht nach ihrem idealen Inhalt, sondern ihr ist die Persönlichkeit ohne Weiteres der jetzige natürliche, sündige Mensch, auf der Erde für die Erde lebend, mit rein irdischen Wünschen und Hoffnungen. Damit wird aber dieser sittliche Kern, dieser Hauptfaktor der sozialen Bewegung, in einen unsittlichen verkehrt —: man spielt die Selbstsucht der Einen gegen die Selbstsucht der Anderen aus, und da man auch für den Fall des Sieges des Proletariats auf dem Wege der Freiheit kein Glück als möglich ansieht, so setzt man den allmächtigen Wirthschaftstaat oder die Zukunftgesellschaft den Einzelnen zum Vormund. Die Persönlichkeit wird da zum Werkzeug, zum reinen Theilchen in der Maschine. Für solche Geltendmachung und Beglückung der Persönlichkeit als eines reinen Herdenthieres danken wir. Aber wir kämpfen, eben so wie gegen die Sozialdemokratie, auch gegen die Schäden der heutigen Wirthschaftordnung für das Recht der Persönlichkeit. Diese soll ihre Arbeit nicht nur thun, um das Leben zu fristen und zu genießen, sondern nach dem Vorbild Jesu, daß sie den Willen Gottes thue und ihre sittliche Bestimmung erfülle. Sie soll ihren Hausstand führen nicht nur um irdischen Wohllebens willen, sondern um Menschenseelen, Kinderseelen, zu erziehen für die Ewigkeit. Sie soll theilnehmen an den geistigen Gütern der Menschheit, vor Allem und zuerst aber an deren herrlichstem Besitz: dem Reich Gottes und dem ewigen Leben. Damit die Persönlichkeit nun aber dieses ihr Recht habe und übe, müssen die sozialen Verhältnisse Dem entsprechend geordnet sein, so daß sie der Persönlichkeit die Ausübung dieses ihres Rechtes ermöglichen.

Dafür hat Stoecker gekämpft vom ersten Augenblick seines Auftretens an. Oder aus welchem anderen Grund und unter welchem anderen Gesichtspunkt hätte er in dem Programm der christlich-sozialen Arbeiterpartei von 1878 gefordert: „Fachgenossenschaften, Verbot der Sonntagsarbeit, Abschaffung der Arbeit von Kindern und verheiratheten Frauen in Fabriken, Normalarbeitstag, modifizirt nach Fachgenossenschaften, Schutz der Arbeiterbevölkerung gegen gesundheitwidrige Zustände in den Arbeitlokalen und Wohnungen, arbeiterfreundlicher Betrieb des vorhandenen Staats- und Kommunaleigenthums, liebevolle und thätige Theilnahme der Geistlichkeit an allen Bestrebungen, die auf eine Erhöhung des leiblichen und geistigen Wohles sowie auf die sittlich-religiöse Hebung des gesammten Volkes gerichtet sind, bereitwilliges Entgegenkommen der besitzenden Klassen gegen die berechtigten Forderungen der Nichtbesitzenden, speziell durch Einwirkung auf die Gesetzgebung, durch thunlichste Erhöhung der Löhne und Abkürzung der Arbeitzeit." Mit vollem Recht sagte Naumann neulich über Stoecker in seinem Volksblatt „Die Hilfe": „Er ist und bleibt der Vater unserer Bewegung, auch wenn es ihm geht wie manchem Vater mit seinen Kindern, daß sie später eigene Wege suchen. Von ihm ist zuerst der Eifer und die Begeisterung geweckt worden, die uns jetzt vielleicht weiter führen, als er für Recht hält."

Die beiden Männer, die, ohne Groll und Verstimmung, jetzt auf verschiedenen Wegen ein gemeinsames Ziel suchen, zeigen freilich in ihrem Wesen bemerkenswerthe Unterschiede. Diese hängen meines Erachtens zuerst mit ihrer verschiedenen Stammeszugehörigkeit zusammen. Stoecker ist Niedersachse, Naumann Obersachse —: darum ist der Eine kampflustig, zäh, derb, nüchtern, prosaisch im Einzelnen, bei aller Begeisterung im Großen, der Andere weich, lyrisch, geneigt, der Sozialdemokratie mehr, als gut ist, entgegen zu kommen und, trotz der auch ihm eigenen Schärfe des Verstandes, doch von seiner Stimmung zu weit sich fortreißen zu lassen. Ferner ist Stoecker Preuße, Naumann Sachse. Daher ist bei Stoecker ein ganz anderes Verständniß und eine ganz andere Hochachtung für den Staatsgedanken, für das Feste, Konservative, Zusammenhaltende, für die Nothwendigkeit des Großgrundbesitzes und des Adels, bei Naumann dagegen ein vielleicht übertriebenes Mißtrauen gegen die konservative Partei, die ja allerdings gerade in Sachsen leider zu sehr den Charakter einer bloßen „Ordnungpartei" trägt, und ein zu geringes Verständniß für den Staatsgedanken als das tragende Element auch des sozialen Lebens. Der dritte Unterschied ist der des Alters: Naumann die begeisterte Jugend, Stoecker das erfahrene Alter. Der vierte Unterschied: Naumann mehr Sozialtheoretiker, Stoecker mehr praktischer Politiker, der „die Kunst des Möglichen" schätzt und übt.

So sind bei Stoecker und Naumann Stammes- und Staatszugehörigkeit, Alter und Auffassung des öffentlichen Lebens Momente des Unterschiedes. Aber diese hindern nicht, daß Beide, wie es Christen geziemt, auch in ihrer Auseinandersetzung zu und von einander freundlich reden. In Naumanns Erklärung heißt es: „Er (Stoecker) liebt die Großstadt mit ihren tausend Stimmen und Gefahren. Das war Etwas für die Seelen Derer, die sich von dem selben Gebiete angezogen fühlten. Es war nicht mehr das Christenthum der stillen Winkel, sondern der Glaube mitten in der neuen glänzenden und seufzen-

den, wogenden Welt. Der städtische Arbeiter war es, zu dem sich Stoecker 1878 hingezogen fühlte. Dieser Zug ist in seinen einstigen Schülern nicht erstorben. Er ist es, der sie heute in Gegensatz bringt zu einer Partei, die mehr das flache Land vertritt. Dieses Erbe wollen wir behalten." Da muß ich denn aber doch meinem verehrten Bruder Naumann entgegenhalten, daß, als wir neulich im Kampf gegen den Freiherrn von Stumm und seine vielen kleinen Genossen von der nationalliberalen und freikonservativen Partei standen, aus den Reihen der konservativen Partei deren sachverständigster Sozialpolitiker innerhalb der Reichstagsfraktion (die deren allerdings — Das gebe ich zu — viel zu Wenige zählt), unser verehrter Freund Hüpeden, seine blanke Klinge gegen Herrn von Stumm geschwungen hat und daß Adolph Wagner noch heute Konservativer ist. Wir Konservativen geben allerdings der Regirung darin Recht, daß bei jedem sozialen Gesetz auch die Frage in Betracht kommt: wird es der Sozialdemokratie nützen oder schaden? Daß aber „freie Arbeiterorganisation, bessere Lage der Landarbeiter, volle Sonntagsruhe" der Sozialdemokratie nicht nützen, sondern schaden, ist unsere feste Ueberzeugung, und wir hoffen, alle Konservativen, so weit sie diese Ueberzeugung in einem der Punkte noch nicht theilen sollten, für diese Ueberzeugung zu gewinnen.

Der tiefste Unterschied ist und bleibt, daß Naumann erklärt: „Wir wählen aus den verschiedenen Zielpunkten Stoeckers denjenigen für uns, der uns am Meisten am Herzen liegt". Naumann scheint also nach dem Zusammenhang ein Programm zu wollen, das nur Forderungen der industriellen und allenfalls noch der ländlichen Arbeiterschaft enthält. Die Mittelstandspolitik, den Antisemitismus und die Kirchenpolitik weist er ausdrücklich als Richtungen ab, in denen er und seine Freunde nicht das Bedürfniß hätten, vorzugehen. Aber solche Einseitigkeit, bei einer politischen Parteiwirksamkeit Alles nur unter dem Gesichtspunkt der Arbeiterinteressen anzusehen, ist für uns Konservative unter den heutigen Verhältnissen unleidlich. Da können wir beim besten Willen nicht mitgehen. Durch die von Stoecker angestrebte „Sammlung der christlich-sozial gesinnten Geister aus allen Kreisen und Klassen" ist eine freie Berufsorganisation der Arbeiter in keiner Weise ausgeschlossen. Aber Stoecker sagt auch mit Recht: „Der Staat und die Nation selbst sind mir noch wichtiger als die soziale Frage, so sehr ich die gewaltige Bedeutung des sozialen Momentes für die Gegenwart anerkenne. Ich wünsche von Herzen, daß auch die jungen Christlich-Sozialen aus ihrer Sturm- und Drangperiode zu dieser Stellung sich mit uns wieder zusammenfinden." Ich schließe mich diesem Wunsche von ganzem Herzen an. Aber ehrliche Aussprache der Unterschiede thut noth. Die persönliche Freundschaft und Achtung läßt Dies zu, ohne daß Erbitterung entsteht. Und gegen Stummschen Absolutismus und die von ihm gewünschte Reaktion sind und bleiben wir, Alte und Junge, im christlich-sozialen Gedanken einig.

München-Gladbach. Licentiat Ludwig Weber.

# Amerikaniſcher Sport.

Unter den Sportbeluſtigungen iſt in Amerika ſeit einigen Jahren die des Foot-ball am Meiſten in der Mode. Ich habe im vergangenen Herbſt in der friedlichen und ſchönen amerikaniſchen Stadt Cambridge einer Partie beigewohnt, welche die Champions der Akademie von Harvard gegen die Champions der Univerſität von Penſylvanien ſpielten. Außer auf meiner ſpaniſchen Reiſe — bei den Stierkämpfen — habe ich nirgends eine Aufregung wie die geſehen, die auf dem Wege von Boſton nach der für den Kampf beſtimmten Arena unter dem Volke ſich zeigte. Die elektriſchen Tramway-Wagen folgten einander in Zwiſchenräumen von einer Minute. Trotzdem waren ſie alle mit Paſſagieren dicht gefüllt, die, ſitzend, ſtehend oder an den Trittbrettern hängend, ſich drängten, ſtießen und faſt erdrückten. Obwohl unter dem Himmel von Maſſachuſetts die Novembertage empfindlich kalt ſind, bildete doch, wie einſt in Rom bei den Gladiatorenkämpfen, ein im Freien umſchloſſener Raum den Ort des Schauſpiels. Einige Schritte von dem memorial hall und den anderen Gebäuden der Univerſität entfernt, hatte man hölzerne Stufen errichtet. Auf dem von den Tribünen umſäumten ungeheuren Platze erwarteten zwei je elf Mann ſtarke Gruppen von jungen Leuten das Zeichen zum Beginn und auf den Tribünen ſelbſt harrten etwa 15000 Zuſchauer des Kampfſpieles. Welch' ein Jubel und welch' ein von Minute zu Minute wachſendes Getöſe in dieſer Menge, die ſich nicht etwa nur aus den niederen Volksſchichten, ſondern auch aus den wohlhabenden Ständen zuſammenſetzte! Ueberall ſah man kleine rothe Fähnlein in den Händen, Alles trug Sträuße aus rothen Blumen. Scharlach iſt die Farbe der Burſchen von Harvard. Aber der tolle Lärm ſchien noch nicht zu genügen. Die geſchäftsmäßigen Anfacher des Enthuſiasmus, Studenten mit bartloſen, faden und bereits runzeligen Geſichtern, liefen zwiſchen den Bänken hin und her und ſtachelten den Eifer des Publikums durch das Kriegsgeſchrei der Univerſität an, durch ein dreimaliges rah! rah! rah!, womit der begeiſterte Ruf von Harvard endigt. Die Partei „Penſy's" antwortete mit einem ähnlichen Geſchrei.

Das Signal wird gegeben und das Spiel beginnt. Es iſt ein ſchreckliches Spiel und würde allein genügen, um die Kluft zu bezeichnen, die noch immer die angelſächſiſche Welt von der der lateiniſchen Raſſe trennt. Es iſt das Spiel von jungen Hunden, die darauf dreſſirt ſind, ſich biſſig aufs „Jägerrecht" zu ſtürzen, — das Spiel einer Raſſe, die zum wilden Angriff, zur erbitterten Vertheidigung, zur unverſöhnlichen Eroberung und überhaupt zu maßloſem Kampfe wie geſchaffen iſt. Bewundernswerth und fürchterlich zugleich ſind dieſe Athleten der Schulbank, ſobald der Kampfteufel ſich ihrer bemächtigt hat. Ihr Koſtüm beſteht aus einer Lederjacke mit Tuchärmeln, und zwar rothen Aermeln für die Champions von Harvard und weiß und blau geſtreiften Aermeln für die von Penſylvanien. An den Füßen tragen ſie Beinſchienen. An beiden Enden der Bahn ſind je zwei Pfähle errichtet, von denen die auf der rechten Seite das eine, die auf der Linken das andere Feld darſtellen. Nun handelt es ſich darum, zwiſchen dieſe oder jene beiden Pfähle hindurch einen gewaltigen Lederball zu ſchleudern, den die Kämpen der beiden

Parteien abwechselnd werfen. Auf die Erwartung dieses Wurfes konzentrirt sich die höchste Erregung dieses wilden Vergnügens. Der Spieler, der den Ball hält, steht nun da mit vorwärts gebeugtem Körper, seine Genossen und Gegner umringen ihn in gleicher Stellung, wie lauernde, zum Sprunge bereite wilde Thiere. Mit einem Male nimmt er einen Anlauf, um den Ball zu schleudern, oder er wirft ihn mit einer blitzartigen Bewegung einem Anderen zu, der jetzt damit vorwärts stürzt und den es nun aufzuhalten gilt. Die Roheit der Bewegungen, durch die man des Ballträgers habhaft zu werden sucht, läßt sich unmöglich schildern; Das muß man gesehen haben. Man packt ihn am Leibe oder beim Kopfe, bei den Füßen, bei den Beinen. Er fällt zu Boden und sein Angreifer mit ihm. Und während er sich nun wehrt, kommen von beiden Seiten die Trupps zu Hilfe. Es entsteht ein Knäuel von zweiundzwanzig Leibern, ein unentwirrbarer Knoten von Schlangen mit Menschenköpfen. Das wühlt an der Erde und zerrt an einander herum. Gesichter, Haare, Rümpfe, Beine wälzen sich in tollem Gemenge durcheinander. Nun entwirrt sich der Knoten. Vom Gewandtesten geworfen, fliegt der Ball hoch in die Luft und wird von Neuem mit der selben Erbitterung verfolgt. Jedesmal, wenn nach einer solchen Verschlingung sich die Spielenden trennen, bleibt einer von den Kämpen auf der Erde liegen, unbeweglich und außer Stande, sich zu erheben; so sehr ist er gedrängt, gedrückt, gestampft und geschlagen worden. Ein Arzt, dem die Pflege der Verwundeten obliegt, kommt herbei und befühlt ihn. Man sieht, wie die Hände des Doktors ihm einen Fuß oder ein Bein hin- und herbewegen, ihm die Rippen betasten und ihm mit einem Schwamme das Gesicht von dem Blute reinigen, das von der Stirn herabrieselt oder aus Augen, Nase oder Mund hervorquillt. Ein mitleidiger Kamerad legt mit Hand an und nimmt den Kopf des ohnmächtigen Kämpen auf seine Kniee. Mitunter muß der Unglückliche fortgetragen werden; meistens aber kommt er wieder zum Bewußtsein, krümmt sich vor Schmerz, wird dann munter und steht wieder auf. Bei den ersten Schritten muß er sich auf die Schultern eines Freundes stützen, kaum kann er aber allein gehen, so fängt das Spiel, dem er sich jetzt mit einer durch Schmerz und Schande verzehnfachten Wuth hingiebt, abermals an.

Böte die Roheit dieses schrecklichen Sports den Zuschauern nur Gelegenheit zu einer nervösen Erregung von wenigen Stunden, so würden die jungen Athleten sich dem Spiel nicht mit einer Begeisterung hingeben, die sie die schmerzhaftesten, ja mitunter sogar gefährlichsten Verletzungen erleiden läßt. Eine Mutter sagte mir von ihrem noch nicht vierzehnjährigen Sohn: „Er betet das Fußballspiel an. Er ist schon der Hauptmann von seinen Elf. Ich würde nicht die geringste Angst um ihn haben, wenn sie immer nur mit anderen kleinen Gentlemen zu thun hätten, aber sie haben die Manie, sich mit Leuten aus dem gemeinen Volke zu schlagen . . . .“ — „Nun, bei derartigen Vergnügungen sind doch auch ernsthafte Verletzungen zu befürchten,“ meinte ich. — „Was wollen Sie?“ antwortete darauf ein Harvarder Professor; „in der Erbitterung des Spiels setzt es freilich viele böse Schläge, und die Sieger in der Partie sind, wie bei der heutigen, auch zumeist die Opfer. Dennoch bleibt wegen des Ruhmes, den die Champions erwerben, das Spiel in der Mode. In allen Ecken Amerikas treiben die kleinen Burschen diese Uebung, und Das kräftigt

die Rasse . . . .“ Er drückte damit in abstrakter Form Das aus, was den Instinkt der amerikanischen Masse bildet, einen Instinkt, mit dem nicht zu rechten ist und der sich durch höchst sonderbare Zeichen offenbart. Ich hörte, wie während des Kampfes, den ich zu schildern versucht habe, eine feine Dame, in deren Nähe ich saß, ausrief: „Beauty!“ Und dabei hagelte es Schläge, daß fünf oder sechs von den Jungen nur so zu Boden stürzten! Sobald eine derartige Partie vorbereitet wird, kommen die Bilder der verschiedenen Kämpen in alle Zeitungen. Die näheren Umstände des Kampfes selbst werden mit den genauesten Einzelnheiten berichtet, unter Beifügung graphischer Darstellungen, damit man besser das Hin- und Herwerfen des Balles verfolgen kann. Sieger und Besiegte werden interviewt. Aus einer angesehenen Zeitschrift habe ich kürzlich einen foot-ball scientist unterzeichneten Artikel herausgeschnitten, worin der Verfasser zu zeigen versucht, daß die wahre Taktik, die man bei diesem Spiel verfolgen müsse, die Napoleons sei. Was ist diesem Lobe noch hinzuzufügen, wenn man weiß, welche bevorzugte Stellung „der Kaiser“ in der Phantasie der Yankees einnimmt?

Man darf indessen nicht etwa glauben, daß der Fanatismus für einen so brutalen Sport keine lebhafte Gegnerschaft hervorriefe. Der selbe Geist, der ganze Schaaren von Amerikanern veranlaßt, vor diesen Halbgladiatoren in Ekstase zu gerathen, bewirkt auch, daß andere Amerikaner gegen diese Roheit zu Felde ziehen. Vereine bilden sich für und wider. Es ist sehr wohl möglich, daß die gar zu häufigen Unglücksfälle einige Staaten noch dahin bringen werden, dieses schreckliche Spiel durch gesetzgeberische Maßnahmen einzuschränken. Wenn man eine besonders hitzige Partie in der Nähe verfolgt, so kann man beobachten, daß, sobald die Erregung einen bestimmten Grad erreicht hat, die Kämpfer sich nicht mehr beherrschen können. Ich sehe noch heute das Gesicht eines Champions aus Pensylvanien vor mir, der den Ball abgeben mußte. Er war rasend darüber, und es fehlte nicht viel, so hätte er seinen Gegner niedergeschlagen. Nein, irgend welche Einschränkungen werden das amerikanische Publikum von der Passion für den foot-ball eben so wenig heilen, wie sie es von der Passion des Boxens geheilt haben. Als im verflossenen Winter Cabert und Mitchell sich in Jacksonville treffen sollten, brauchte man geheizte Sonderzüge, um die Parteigänger des einen und des anderen Boxers nach der glücklichen Stadt Floridas zu befördern. In jeder Zeitung wurden die Bedingungen des Training der beiden Rivalen täglich mehrmals erwähnt. Die Namen der Verwandten und Freunde, die sie umgaben, die Möblirung der Hotelzimmer, die sie bewohnten, die kleinsten Einzelnheiten ihrer Mahlzeiten, ihrer Lecture und ihrer Gedanken —: alles Das fand man in der Presse. Als ich einige Wochen später nach Jacksonville kam, war dieser fight noch allenthalben Gegenstand des Gespräches, und wenn man einmal davon abbrach, so geschah es gewiß nur, um von dem nächsten fight zu reden, nämlich von dem zwischen dem kalifornischen und dem australischen Champion geplanten. Ich glaube, selbst die nächste Präsidentenwahl wird die öffentliche Meinung nicht in größere Aufregung versetzen.

Paris. Paul Bourget.

# Unlauterer Wettbewerb in der Landwirthschaft.

Handel und Industrie bekommen ihr Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb. Auch wir Landwirthe fordern gleichen Schutz. Aber: „Giebt es denn unlauteren Wettbewerb in der Landwirthschaft?“ Ich bin überzeugt, nicht nur der Industrielle, der Händler, auch mancher Landwirth fragt so. Wir wollen sehen.

Die Landwirthschaft ist in Noth. Das leugnen wohl heute nur noch Wenige. Die Nothlage mag in vieler Beziehung selbstverschuldet sein. Das erhöht ihre Tragik, ändert aber nichts an der Thatsache. Ich will zugeben, daß vielfach die Güter zu theuer gekauft, zu hoch verschuldet, die Pachtungen zu hoch übernommen sind. Solche Besitzer und Pächter müssen sich ihren Einnahmerückgang, leider wohl auch vielfach ihren Ruin, gefallen lassen. Unsere Nothlage besteht nun aber nicht darin, daß ein Theil oder meinetwegen der größte Theil unserer Berufsgenossen überschuldet und deshalb jetzt dem sicheren Untergange geweiht ist, sondern darin, daß wir für alle unsere Produkte seit drei Jahren nicht so viel wiederbekommen, wie sie uns kosteten. Auf unsere Zinsen, unseren baaren Arbeitlohn, könnten wir ja für Jahre schlechter Konjunktur verzichten. Das muß jeder Geschäftsmann hinnehmen. Aber wir haben nicht nur keine Aussicht auf bessere Zeiten, wir haben den Bankerott vor Augen.

„Wenn Getreidebau nicht lohnt, dann treibt Gemüsebau, Viehzucht und Mast“, räth man uns. Spargel ist ein schlechtes Viehfutter und Viehzucht ist nur dort noch möglich, wo Weideflächen nicht anders ausgenutzt werden können. Ich will gern aus meinen Büchern beweisen, daß die Aufzucht eines $2^1/_2$ bis 3jährigen Rindes, für das ich 240 bis 300 Mark bezahlt erhalte, mich 350 bis 375 Mark, die Aufzucht eines Pferdes, für das ich (incl. der dabei häufigen Ausfälle) ca. 500 Mark bekomme, 600 bis 700 Mark kostete; deshalb gab ich die Zucht auf. Schafe sind tot. Schweinemast könnte noch eine Rente bringen. Wer aber einmal in den letzten Jahren 6000 bis 8000 Mark innerhalb acht Tagen im Schweinestall in Folge von Seuchen hat verloren gehen sehen, läßt die Hände so lange davon, bis die Schweineseuchen in die staatliche Viehversicherung aufgenommen worden sind.

„Nun gut“, sagt der Freihändler, „wenn Ihr den Roggen u. s. w. nicht so billig liefern könnt wie andere Länder, dann laßts bleiben. Wozu soll ich jährlich 133 Millionen mehr für mein Brot zahlen, als ich nöthig hätte?“ Das klingt überzeugend, ist wenigstens verständlich. Rechnen haben wir Landwirthe nun aber allmählich auch gelernt, mein verehrter Herr. Ich will auch einmal rechnen. Wenn bei Fortdauer des jetzigen Nothstandes (ich sehe nur den mangelnden Ersatz der Produktionkosten seit Jahren als solchen an) die Landwirthe nur zu 25 Prozent ihre Güter verlassen müssen, so wird unzweifelhaft das Hektar nutzbarer Fläche um 25 bis 50 Prozent im Preise fallen. Selbst wenn man Das so ohne Weiteres nicht zugeben will, so ist es doch unzweifelhaft, daß unter Einrechnung des Bankerott-Verlustes der seitherigen Besitzer oder Pächter diese Verminderung des Nationalvermögens sicher erreicht würde. Außerdem: ein vor dem Bankerott stehender Landwirth devastirt in der Regel das Gut so, daß Kapital in der Höhe von mindestens einem Drittel des Gutswerthes à fonds perdu aufgewendet werden muß, um es in den früheren Werthstand wieder einzusetzen. Die Schätzung, daß das Hektar nach dem großen Krach (die Frei-

händler sprechen charakteristischer Weise immer von einem „Rittergutskrach") nur noch ein Viertel bis die Hälfte Ertragswerth haben wird, erscheint mir demnach unbestreitbar und gering gerechnet. Die 505 Millionen Hektare deutscher landwirthschaftlicher Nutzfläche à 800 Mark würden also statt 40,400 Millionen nur noch 20,200 bis 10,100 Millionen Mark an Werth bedeuten oder, richtiger ausgedrückt: der eintretende und dauernde Zinsverlust würde 8 bis 400 Millionen Mark pro Jahr betragen, gegenüber den konstruirten 133 Zollmillionen.

Nachdem ich nun der Nothstandsleugner wegen so weit abgeschweift bin —: zur unredlichen Konkurrenz. Wir haben im Deutschen Reiche eine segensreiche Entwickelung der sanitären Ueberwachung der Lebensmittel vor Augen Sobald bei einer einzigen von den 500 Kühen der von mir geleiteten Molkerei-Genossenschaft z. B. eine Seuche konstatirt wird, ist die gesammte Milch vom direkten Verbrauch ausgeschlossen und einem immerhin kostspieligen und umständlichen Sterilisirverfahren unterworfen. Es wird also strengstens Sorge getragen, daß zur Herstellung keines Produktes der Molkerei, als Butter, Käse u. s. w., Milch von erkrankten oder verdächtigen Thieren ohne Abtötung aller Krankheitserreger verwandt wird. Das ist ein Segen, ganz gewiß. Aber unsere Konkurrenz? Kontrolirt man die zur Margarinefabrikation verwandten Rohmaterialien eben so sorgfältig? Das wagt sicherlich Niemand zu behaupten! Wohl aber weiß jeder Eingeweihte das Gegentheil! Ich glaube nicht, daß uns die Verwendung des Abfallfettes der Seifensiedereien (Deutsches Reichspatent Nr. 19011) oder des Fettes aus Abdeckereien (Patent Huët-Paris) zur Herstellung von Nahrungmitteln gestattet würde, wie den Margarinefabrikanten. Es ist notorisch, daß der größere Theil des Rohfettes, das die Margarinefabriken verarbeiten, nicht mehr in Europa gewonnen wird, sondern aus völlig unkontrolirbaren Quellen stammt und sich thatsächlich einer Kontrole, wie sie sich unsere Rohmaterialien zur Herstellung von Molkereiprodukten gefallen lassen müssen, fast völlig entzieht.

Als Beweis für die Unzulänglichkeit der inländischen Rohmaterialienproduktion will ich nur beiläufig anführen, daß eine einzige große Margarinefabrik jährlich allein einen Rohfettbedarf hat, wie ihn der berliner Schlachthof — einer der größten des Kontinents — jährlich liefert. Darf man nun dieses Zeug Margarinebutter, Süßrahmmargarine u. s. w. nennen, also mit einem Namen, der mit dem edelsten Produkte unserer Milchwirthschaft nur den täuschenden Klang gemein hat? Ist da noch ein Wort nöthig, um zu beweisen, daß einer der wichtigsten Zweige unseres Landwirthschaftbetriebes, die Milchwirthschaft, unter unlauterem Wettbewerbe litte, selbst wenn man die als Reinbutter verkaufte Mischbutter (50 bis 60 Prozent aller billigeren „Butter") nicht hierherrechnen wollte?!

Ich will die eingeführte kondensirte Milch, die tausende Centner fremder Käse — deren Rohmaterial wir doch auch nicht kontroliren — ebenfalls hier nur beiläufig aufführen.

Wenn ich heute meinem Viehhändler einen Posten Mastvieh verkaufe, so bin ich dem Manne für die Gesundheit der Thiere haftbar. Es ist ganz in der Ordnung, daß in dieser Beziehung das Schlachtvieh schärfster Kontrole unterworfen wird. Fast jede kleine Stadt hat heute schon ihren Schlachthof, — und Das ist ein Segen. Wenn ich heute nach solcher Stadt ein Stück Vieh

verkaufe und es wird nicht tadellos gesund, ja auch nur zu mager gefunden, so wird es theilweise oder ganz verbrannt und ich stelle mich dazu, um doch Etwas davon zu haben, und rege mich lieblich daran auf, wie so ein Hundertmarkschein nach dem anderen — habe ich doch Jahre lang daran gepäppelt — in schönen Ringeln in Rauch aufgeht. Aber wenn mir mein Viehhändler sagt, „Ich kann Ihnen leider nur 27 Mark für den Centner Ihres Schlachtviehes zahlen, obgleich es gut ist und ich zugeben muß, es kostet Sie selbst mindestens 37 Mark pro Centner, Sie verlieren am Rind von zwölf Centnern Gewicht sicher 120 Mark, aber der Engrosschlächter in Dresden, Berlin oder Hamburg sagt, seine Abnehmer, die Kleinschlächter, verkaufen jetzt so viel Amerikanerwaare an Büchsenfleisch, Speck, Schmalz, und in den Seestädten sogar gefrorenes frisches Fleisch, daß ich selbst froh sein muß, meine Waare nur los zu werden", — dann fange ich doch bei aller Frömmigkeit an, zu fluchen, und frage: warum in aller Welt nimmt man dem Ausländer, der Vieh- und Menschenseuchen niemals los wird, sein Zeug so leichthin ab und schlägt mich damit tot? Erst das Hemd, dann der Rock. Bei mir seht Ihr jeden Fleck und jeden Riß, ich muß stets sauber sein. Warum errichtet man nicht Untersuchungstationen an den Importhäfen, an den Grenzen, warum verbrennt man nicht die verseuchten Margarinematerialien, das Trichinenfleisch, den Tuberkelspeck, das Texasfieberfleisch, das Schweinepestschmalz, eben so wie mir mein Vieh?!

Und ist es denn anders mit dem Getreide, mit den Futtermitteln, die unseren Markt überschwemmen? Mir kauft kein Müller unreinliches Getreide ab, weil er weiß: wenn solche Verunreinigungen in seinem Mehl oder dem daraus gebackenen Brot gefunden werden, nimmt man ihn oder seinen Bäcker beim Kragen. Nun sehe man sich aber einmal das russische Getreide daraufhin an. Auf Veranlassung eines hochverdienten Landwirthes, des Grafen zur Lippe-Oberschoenfeld, sind vor Kurzem Proben von russischem Getreide in der Versuchsstation Rostock auf Bakterien untersucht worden. Es wurden da die schlimmsten Vermuthungen übertroffen. Es wurden z. B. in einem Zehntel Gramm (etwa so viel wie der sechste Theil eines Gerstenkornes) u. A. gefunden an Roggen, importirt in Hamburg auf den Segelschiffen „Mexiko" von Odessa: 108400 bis 1230000 Bakterien; an Gerste mit „Rochalill" von Taganrog: 116200 bis 1120000 Bakterien; an südrussischem Roggen mit „Castanos" von Taganrog: 31500 bis 1890000 Bakterien u. s. w. Der Graf zur Lippe schreibt: „Jedem, der sich mit Bakteriologie beschäftigt hat, ist es bekannt, daß nur ein Theil der Bazillen Seuchenerreger sind, aber auch dieser Theil genügt, um unendliches Elend zu verbreiten, nicht nur unter unseren Thieren, auch den Menschen kann das mit Infektionstoffen so überreich versetzte Getreide Verderben bringen, denn es ist Thatsache, daß auch Brot Bakterien enthält, also die Backhitze im Inneren des Gebäckes diese Lebewesen nicht alle zu töten vermag. Außerdem haften ja auch an den Backwaaren fast ausnahmlos Mehlspuren, die — von diesem infizirten Getreide stammend — Bakterien in Unzahl enthalten." Nun wissen wir ja freilich, daß es ohne Bakterien nun einmal heute nicht geht. Wasser mit 20000 Bakterien ist noch gut; werden über 100000 im Kubikcentimeter gefunden, dann schließt die Polizei die Brunnen —: warum nicht die Grenzen dem dauernden Cholera-, Typhus-, und Milzbrand-Verbreiter, dem ausländischen

Getreide, wenn es von den dazu anzustellenden Bakteriologen gesundheitschädlich gefunden wird? Wir haben uns durch die Handelsverträge doch nur verpflichtet, uns allmählich die Luft abschnüren zu lassen! Genau so ist die Sache mit den Futtermitteln. Ich kann russische Kleie, Rapskuchen u. s. w. immer 20 bis 30 Pfennige pro Centner billiger kaufen als einheimische. Warum? Weil die Russen außer allem möglichen Unkraut noch Sand, Sägespäne, Hafer- und Hirseschalen u. s. w. mit vermahlen und dieses Zeug freilich billig herzustellen ist und an der Grenze Niemand danach fragt, ob dem kleinen Manne, der die Kleie aus zweiter oder dritter Hand unwissentlich kauft, seine einzige Kuh daran krepirt.

Wir können keinen Raps, Saatlein, Rübsen, Leindotter u. s. w. mehr bauen an Stelle von Getreide. Nicht nur des Petroleums, Gases u. s. w. wegen, sondern vor Allem auch der massenhaft eingeführten ausländischen Futtermittel wegen, die nicht nur billiger gebaut, nein, vor Allem unkontrolirbar hergestellt werden. Laßt nichts herein von dem Baumwollsaatmehl, das auf dem Seetransport sich mit Milliarden Schimmelpilzen für den Laien kaum kenntlich besetzte, von dem „Rapskuchen" aus indischem Senf, dem „Erdnußmehl" aus Steinnußschalen, das nicht von der Grenzuntersuchungstation gesund und rein befunden wird, — dann wird diese Konkurrenz in ihrer eigenen Unsauberkeit ersticken.

Getreide von Tula bis an unsere Grenzen (über 1000 Kilometer) kostet pro Tonne 18 Mark Fracht, — von Breslau nach Berlin (noch nicht 400 Kilometer) 16,50 Mark! Getreide von Breslau nach Hamburg kostet mehr Fracht als von Chicago nach Hamburg! Ja, man muß sagen, wir verstehen es meisterlich, Licht und Sonne im Konkurrenzkampf gleich zu vertheilen.

Und nun zur Hauptsache: Was ist denn die faule Valuta fremder Staaten Anderes als unlauterer Wettbewerb? Wie kommen wir dazu, uns unser Getreide indirekt mit den für unser theures Geld eingetauschten schmutzigen Papierrubeln Rußlands, mit den Pesetas Argentiniens, den Rupien Indiens bezahlen zu lassen? Ich will mich nicht auf Kosten der Konsumenten mästen. Ich bin auch weit entfernt vom extremen Agrarierstandpunkt und verkenne durchaus nicht, daß die Industrie heute ebenfalls leidet. Ich würde es für kurzsichtig halten, uns zum Schaden der Industrie Hilfe bringen zu lassen. Es wird aber doch wohl Niemand den vierzig Prozent der Bevölkerung Deutschlands, die von der Landwirthschaft leben, zumuthen wollen, in edlem Opfermuth zu Grunde zu gehen, nur damit die Industrie billig ernährte Arbeiter hat.

Abwehrmaßregeln gegen den unlauteren Wettbewerb in der Landwirthschaft sind zum Theil nur durch internationale Abmachungen zu erreichen. Man sagt uns: sie sind jetzt überhaupt nicht zu erreichen. Nun gut! Dann zeigen wir endlich einmal den unlauteren Wettbewerbern den energisch gewordenen Michel, der sich aus seinem Humanitätdusel dem Auslande gegenüber herausreißt und in gesundem Egoismus an sich denkt! Das Getreideeinfuhr-Monopol widerstrebt mir im Innersten. Man sichere uns gegen den unlauteren Wettbewerb in der Landwirthschaft mit allen seinen Konsequenzen, — und wir verzichten dann, aber auch nur dann, gern auf den Nothbehelf des Grafen Kanitz.

Neuen. Gutspächter Schroeder.

# Chile und Argentinien.

Die Beziehungen zwischen Chile und Argentinien sind in den letzten Monaten immer gespannter geworden und ein baldiger Krieg zwischen beiden Staaten ist nicht unwahrscheinlich, trotz der fortgesetzten Erklärungen der Regirungen und Gesandtschaften, wonach die Beziehungen zwischen Santiago und Buenos-Ayres die freundschaftlichsten und besten sind. Die Kriegsgefahr entspringt aus den Schwierigkeiten, welche die Auslegung und wirkliche Ausführung der Verträge zur definitiven Markirung der Grenzlinie bietet. Der erste Vertrag vom Jahre 1881 war ohne genügende Kenntniß des Baues der Andes vom 36. bis 52. Grad südlicher Breite entworfen. Die wichtigste Bestimmung dieses unseligen Vertrages lautet: „Die Grenze zwischen Chile und der Argentinischen Republik bildet von Nord nach Süd, bis zum 52. Breitengrade, die Kordillere der Andes. Die Grenzlinie verläuft in dieser Ausdehnung über die höchsten Gipfel der genannten Kordillere, welche die Wasser scheiden, und geht zwischen den Wasserläufen hindurch, die sich nach der einen oder anderen Seite ergießen.“ Man hatte angenommen, daß die Andes eine mauerartige Hauptkette bildeten, von der Bäche und Flüsse nach beiden Ozeanen gesandt werden.

Nach langen Verhandlungen wurden endlich von beiden Regirungen Sachverständige ernannt, die im April 1890 in Santiago zusammenkamen. Es wurde beschlossen, die Arbeiten im Passe von San Franzisko (etwa 27 Grad südlicher Breite) zu beginnen und von da nach Süden vorzuschreiten. Zugleich sollte eine zweite gemischte Grenzkommission die Arbeiten auf der Feuerlandsinsel beginnen. Hier war die Grenze durch den Vertrag klar vorgeschrieben. Trotzdem kam es auch hier zu Schwierigkeiten und Verzögerungen, die Argentinien veranlaßte. Diese sind aber endlich beseitigt worden und 1894 wurde die Grenze hier definitiv markirt. Sie wird durch den Meridian gebildet, der durch das Kap Espiritu Santo (68 Grad 34′ westlich von Greenwich) geht, und folgt ihm nach Süden bis zum Beagle-Kanale. Durch die Revolution von 1891 (in Chile) wurden die Arbeiten der Grenzkommissionen auf dem Terrain verhindert und erst im Januar 1892 wieder aufgenommen.

Man hatte inzwischen durch einige kleine Expeditionen klar erkannt, daß die höchsten Gipfel der Andes mit der Wasserscheide nur an wenigen Stellen zusammenfallen, daß besonders zwischen dem 36. und 46. Grad südlicher Breite eine Hauptkette fehlt, die Kordillere sich hier in zahlreiche, von Nordwest nach Südost streichende Gebirgszüge auflöst, zwischen denen sich viele Flüsse hindurchwinden und in den Stillen Ozean münden. Jetzt entbrannte der Streit über die Frage: sollen die Wasserscheide oder die höchsten Gipfel die Grenze bilden? Auf energisches Betreiben der argentinischen Regirung wurden die Arbeiten endlich begonnen und man einigte sich am fünfzehnten April 1892 über die Stelle, wo der Grenzstein im Passe von San Franzisko zu errichten sei. Man konnte sich aber über den Inhalt des Protokolles nicht einigen und brach die Arbeiten wieder ab.

Durch einen neuen Vertrag sollten die Meinungverschiedenheiten über die Auslegung des Vertrages von 1881 beseitigt werden. Dieser neue Vertrag datirt vom Dezember 1893 und bestimmt an seiner wichtigsten Stelle: „Es gehören für immer in Besitz und unter die Hoheit der Argentinischen Republik

alle Ländereien und alle Gewässer, d. h. Seen, Teiche, Flüsse und Flußtheile, Bäche und Quellen, die sich im Osten der Linie der höchsten Gipfel der Kordillere der Andes, welche die Wasser scheiden, befinden." Mit den gleichen Worten wird alles westlich von dieser Linie belegene Land Chile zugesprochen. Durch Artikel 2 wird die Souverainetät jedes Staates über die Küste für absolut erklärt und werden Chile die Küsten aller Kanäle und Buchten des Stillen Ozeans, die zum Theil tief in das Land einschneiden, zugesprochen. Argentinien verliert hierdurch jeden Anspruch auf einen Hafen am Stillen Ozean und — was noch wichtiger ist — zugleich fällt die Grenzlinie über die höchsten Gipfel der Kordillere. Diese Gipfel, oft isolirte Kegel und Vulkane, liegen nämlich vom 41. Grad südlicher Breite an nahe der Küste, weit westlich von der Wasserscheide, und die einzelnen Gipfel oder Bergkegel sind durch Meereskanäle und Flüsse getrennt. Ginge die Grenzlinie über diese höchsten Gipfel, so fielen an Argentinien etwa vier Häfen am Stillen Ozean. In Artikel 8 dieses unglaublich konfusen Vertrages wird dem argentinischen Sachverständigen das Recht zugesprochen, die Aufstellung des Grenzsteines im San Franzisko-Passe durch eine neue Untersuchung berichtigen zu lassen, und Artikel 9 bestimmt, daß der alte Grenzvertrag von 1881 voll und in allen Theilen in Kraft bleibe.

Als die Arbeiten im Terrain 1894 wieder aufgenommen wurden, entbrannte der alte Streit mit neuer Kraft. Der Vertrag von 1881 bestimmt zum Schlusse, daß bei unlösbaren Schwierigkeiten der Auslegung des Vertrages diese durch Schiedsspruch einer befreundeten Macht beizulegen seien. Der argentinische Sachverständige, Herr Quirno Costa, forderte die Beseitigung des Grenzsteines von San Franzisko, der viel weiter westlich zu errichten sei. Die chilenischen Sachverständigen erklärten, der Grenzstein stehe auf der Wasserscheide. Jetzt erschienen wüthende Artikel in der argentinischen Presse: die Friedens- und Freundschaft-Versicherungen Chiles seien Heucheleien, wäre es Chile wirklich um Vermeidung des Krieges zu thun, so möge es in die Versetzung des Grenzsteines von San Franzisko willigen. Die chilenische Regirung schien damals, nach Auslassungen hervorragender chilenischer Zeitungen, bereit zu sein, die Frage des Grenzsteines von San Franzisko durch einen Schiedsrichter lösen zu lassen. Hiergegen protestirte aber die argentinische Presse fast einstimmig und mit großer Energie im Februar 1895. Sie ging speziell auf die Landverluste ein, die Argentinien in neuester Zeit durch die Unfähigkeit seiner Diplomatie und durch die ungenügende Vertheidigung seiner Rechte vor den Schiedsrichtern erlitten habe. Argentinien hätte das allen civilisirten Nationen zu empfehlende Mittel, internationale Streitigkeiten durch Schiedsspruch und nicht durch Krieg zu entscheiden, zuerst in Süd-Amerika in Anwendung gebracht, dabei aber sehr übele Erfahrungen gesammelt. Durch Schiedsspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten habe es nach dem großem Kriege gegen Paraguay einen Theil des Chaco an Paraguay und jetzt durch einen zweiten Schiedsspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten den centralen Theil des Missiongebietes an Brasilien verloren. Daß die argentinische Presse von einem neuen Schiedsspruche über die Kardinalfrage: muß als Grenzlinie die Wasserscheide oder die Haupt-Kordillere oder eine Linie über die höchsten Gipfel der Andes betrachtet werden, nichts wissen will, kann man ihr nicht verdenken. Auch dieser Schieds-

spruch eines unparteiischen Richters würde höchst wahrscheinlich gegen Argentinien ausfallen. Ziemlich ungerecht sind aber die Klagen über die „Unfähigkeit unserer Diplomatie" in argentinischen Zeitungen. Die fünf argentinischen Minister haben sich seit 1880 fast ausschließlich mit den finanziellen und inneren Wirren und Schwierigkeiten des Landes zu beschäftigen gehabt und darunter hat eben die Vertretung der auswärtigen Angelegenheiten sehr gelitten. Die chilenische Politik, der Charakter der Chilenen, ihre angebliche Eroberungssucht und die Raufluft und Blutgier der unteren Klassen Chiles, werden in wahrhaft erschreckend aufreizender und für Chile beleidigender Weise von einem Theile der argentinischen Presse geschildert. Die chilenische Presse begnügte sich meist damit, diese Brandartikel ohne Kommentar abzudrucken. Der Nationalstolz, der bei den Chilenen größer als bei einer anderen Nation des spanischen Amerika ist, fühlt sich durch derartige Beleidigungen der nationalen Ehre auf das Schwerste verletzt und so wird Stimmung für den Krieg gegen Argentinien gemacht, ohne daß die Regirung und die gebildeten Kreise, die in ihrer großen Mehrzahl den Krieg wirklich vermeiden wollen, eine Hand zu rühren brauchen. Nimmt aber die Regirung von Chile den Handschuh auf, so wird sicherlich das ganze Land hinter ihr stehen.

Die argentinische Regirung hat einen sehr schweren Stand. Sie — und besonders der neue Präsident Uriburu, der viele Jahre als Gesandter seines Landes in Chile lebte — will den Krieg nicht und hat bereits wiederholt durch offizielle Erklärungen die Gemüther zu beruhigen versucht. Aber bisher war Alles vergebens. Abgeordnete und hohe Militärs haben Artikel und Broschüren über die Nothwendigkeit des sofortigen Krieges mit Chile und über seinen wahrscheinlichen Verlauf und Ausgang geschrieben. Die chilenische Diplomatie ist freilich der argentinischen entschieden überlegen, die chilenischen Sachverständigen und Mitglieder der Grenzkommission sind besser als die argentinischen unterrichtet, da besonders in den letzten drei Jahren verschiedene Expeditionen deutscher, im chilenischen Dienste stehender Gelehrten das Grenzgebiet aufgeklärt haben.

Besonders sind aber die internationalen Beziehungen zwischen beiden Staaten durch einen Vertrag von 1893 zwischen Argentinien und Bolivia zugespitzt worden, nach dem Bolivia an Argentinien circa 100000 Quadratkilometer des Gebietes von Antofagasta abtritt. Dieses Gebiet steht aber auf Grund des Waffenstillstands-Vertrages von 1883, der einem Friedensvertrage gleich zu achten ist, unter chilenischer Oberhoheit und Bolivia hat kein Recht, über diese Gebiete zu disponiren. Der Wortlaut dieses Vertrages ist noch nicht amtlich publizirt. Aber seine Existenz wird als unbedingt richtig von vielen argentinischen Zeitungen zugegeben. In dem Blatte „El Tiempo" (Buenos-Ayres) las man, die chilenische Regirung habe der argentinischen angezeigt, daß sie eine Ausführung dieses Vertrages durch Argentinien oder Bolivien als „casus belli" betrachten würde, und dann hieß es: „Und was that die argentinische Regirung angesichts einer solchen Beleidigung? Was sie immer that und was die Schamröthe hervorruft, wenn man daran denkt. Sie schickte den Dr. Figueroa als Gesandten nach Bolivia, damit dieser Vertrag, den unser Kongreß schon ratifizirt hatte, vom bolivianischen Kongresse nicht angenommen werde und ein anderer abgeschlossen werde. Chile hat dann widersprochen." Aus dieser Probe sieht man schon, wie ein Thei'

der argentinischen Presse der Regirung eine friedliche und freundschaftliche Behandlung der heiklen Frage erschwert. Danach wird man auch beurtheilen können, welchen Werth die Depesche aus Buenos-Ayres vom zehnten April hat, durch welche die Existenz von Schwierigkeiten zwischen beiden Staaten offiziell in Abrede gestellt wird. Die Schwierigkeiten entstanden 1892, als man endlich an die Markirung der Grenze ging; beseitigt können sie heute nur durch Schiedsspruch oder durch einen neuen Grenzvertrag werden. Aber weder die Staatsmänner Chiles noch die Argentiniens wollen den Krieg und besonders von der Regirung des Herrn Uriburu ist zuversichtlich anzunehmen, daß sie klug genug ist, den Krieg an Chile nicht zu erklären und nicht auf Ausführung des neuen unseligen Vertrages mit Bolivia zu bestehen.

Leider ist es falsch, anzunehmen, daß der ganze Streit zweck- und sinnlos sei, wie die Mehrzahl der Grenzstreitigkeiten unter den sogenannten „Bruder-Nationen" in Süd-Amerika, wo es sich meist um unbewohnte und fast unbewohnbare Gebirge und Urwälder handelt. Der zunächst umstrittene Landstrich ist durchaus fruchtbar, wald- und wasserreich und durch die zahlreichen Häfen leicht zugänglich. Wie gewaltig die beiderseitigen Ansprüche und Ansichten hier auseinandergehen, zeigt eine kleine Karte, die „La Prensa" (Buenos-Ayres) am fünften Februar publizirte. Verliert Argentinien dieses Gebiet, so ist der große östliche Rest von Patagonien, der zumeist aus steinigen, wasser- und vegetationlosen Hochebenen besteht, ziemlich werthlos. Wird aber die von Argentinien beanspruchte Grenzlinie angenommen, so besteht Chile vom 41. Grad 30' südlicher Breite bis zum 52 Grad nur noch aus Inseln und einem zwei bis zehn Kilometer breiten, also an sich völlig werthlosen Küstenstriche, der aber das fruchtbare Hinterland immer von seiner natürlichen Verbindung, von den Häfen des Stillen Ozeans, abschließen würde. Nach dem Vertrage von 1893 fallen nämlich sämmtliche Häfen, so weit sie durch Seekanäle gebildet werden, an Chile. Es gehört viel Klugheit, patriotische Entsagung, wahre Friedensliebe und vor allen Dingen kaltes Blut dazu, um aus diesem Dilemma einen Ausweg zu finden. In der Nähe des 41. Grades südlicher Breite, wo der höchste Kamm der Kordillere in Wahrheit zugleich die Wasserscheide bildet, gelang es, im März 1895 mit Leichtigkeit zwei Grenzsteine im vollen Einverständnisse beider Sachverständigen zu setzen, was große Freude bei allen Friedensfreunden und besonders bei den Regirungen beider Länder verursachte. So erklärt sich der Ursprung der beruhigenden Depeschen aus der ersten Hälfte des Aprils. Aber für den ganzen Südtheil (vom 41. Grad 30' bis 52. Grad südlicher Breite) ist die Hauptfrage: Wasserscheide oder höchste Gipfel, leider noch nicht gelöst und sie erhitzt und erbittert immer weitere Kreise. Nach unserer bisherigen Kenntniß der Orographie und Hydrographie jener Gebiete kann behauptet werden, daß die höchsten Gipfel (wahre Gebirgsketten fehlen an vielen Stellen ganz) bis zum 46. Grad an sehr wenigen Stellen die Wasserscheide bilden.

Da aber die leitenden Politiker in beiden Ländern den Krieg nicht wollen, so konstatire ich nochmals: wir brauchen die Hoffnung nicht völlig aufzugeben, daß der Streit nach der ersten und nicht nach der zweiten Forderung des Wahlspruches Chiles gelöst werden wird. Dieser Wahlspruch lautet: Por la razon ò la fuerza — Durch Recht oder Gewalt. Dr. H. Polakowsky.

# Notizbuch.

Unter Heinrich Bolingbroke, Englands erstem König aus dem Hause Lancaster, tagte eine Rathsversammlung, die im Volksmunde the illiterate Parliament genannt wurde. Der Volksmund war damals noch nicht der Massenrachen, in den täglich knitternde Klumpen bedruckten Papieres geworfen wurden, sondern das zierlichere Schlündlein der Oligarchie, die, ziemlich unbekümmert um die dem König Johann bei Runnymead einst abgepreßte Magna Charta, die Geschäfte des Landes besorgte. Dieser sauber ausgespülte und von üblem Athem befreite Mund mochte jede Regung oberflächlich gereinigter Mengengefühle gern Unbildung nennen, weil es den Bischöfen und Baronen schon ärgerlich war, daß überhaupt Roturiers im Rath mitwirken durften. Wenn jetzt aber, ein halbes Jahrtausend später, einer Rathsversammlung vom Volksmunde und der aus ihm hervortönenden öffentlichen Meinung der Name eines ungebildeten Parlamentes beigelegt wird, dann muß diese Versammlung ganz auffällige Zeichen ausbündiger Thorheit gegeben haben. Der **Deutsche Reichstag**, dessen Session nach neunundneunzig Sitzungtagen jetzt geschlossen worden ist, kann den Vergleich mit dem illiterate Parliament von 1404 getrost wagen: banausenstolzere Unbildung ward zu keiner Zeit und in keinem Lande jemals gesehen. Gute Menschen erhitzen sich noch immer über die politischen Leistungen dieser stattlichen Versammlung, die doch die Militärvorlage und den Russenvertrag angenommen und sich damit, wie es hieß, um das Wohlergehen des Deutschen Reiches unvergängliche Verdienste erworben hat. Politisch sieht ein Parlament ungefähr so aus wie das andere; überall werden mit den alten Routinemitteln die alten Ausstattungeffekte versucht, überall wird mit endlosem Schwatz kostbare Zeit vertrödelt und überall werden die Geschäfte und die Geschäftchen hinter den Coulissen gemacht. Ausgewachsene Intelligenzen verweilen in dieser Klappermühle nicht gern lange und deshalb ists nicht weiter wunderbar, daß vierhundert in den Wahlen geweihte Männer in sechs Monaten wieder einmal nichts, rein gar nichts, geleistet haben und daß nur Einer von ihnen, Graf Kanitz-Podangen, einen — vielleicht in die Irre führenden, aber selbständig gefundenen — Gedanken vorgebracht hat. Uebrigens weiß nachgerade doch jedes Kind, daß die Politik bei uns nicht von Ministern und Abgeordneten bestimmt wird, sondern vom Kaiser, und daß, wenn der Kaiser ernstlich Etwas will, er im Staatsrath, im Bundesrath und im Reichstag stets gefällige Mehrheiten findet, — ganz einfach, weil er in einer Binsenwelt als der einzig starke und stark persönliche Wille steht. Die Versuche, diesen Willen nach rechts oder links hinüberzuziehen, werden fortgesetzt werden, ob nun im Wallotbräu parlamentelt wird oder nicht, und der Erfolg dieser Versuche wird über die nächste Richtung der offiziellen Politik allein entscheiden. Dann wird sichs zeigen, daß selbst mit „diesem" Reichstag, dessen Mehrheit, als sie dem Fürsten Bismarck nicht gratuliren wollte, doch auch nur gethan hat, was Jahre lang löblich und höchster Anerkennung würdig erschien, sehr gut und bequem zu regiren ist. Nicht ganz so zwecklos wie die politischen Erwägungen, die eine Jagdnachmittagsstimmung über den Haufen fegen kann, ist ein Rückblick auf die protzige Unbildung, deren dreiste Lebensäußerungen wir entsetzt empfinden mußten. Da gab es einen nationalliberalen Staatsmann, der Hartmann mit Schopen-

hauer in einen Topf warf und über den ragenden Lyriker Nietzsche die allerseltsamsten Unklugheiten riskirte; einen Centrumsführer, der das bekannteste Wort des goethischen Höllenabgeordneten nicht kannte; einen konservativen Herrn, der über die legendäre legio fulminatrix fromme, aber falsche Mittheilungen machte und gleich danach behauptete, Diderots Wort vom Darm des letzten Priesters sei von einem Parteigenossen des Herrn Bebel in die Welt gesetzt worden; einen — aber das Register ist zu lang und deshalb soll nur noch an den Vortrefflichen erinnert werden, der das Mädchen aus der Fremde mit der Pandorabüchse aufmarschiren ließ. Es ist ein ärmlicher Trost, daß solche Intelligenzen gleichgestimmten Gemüthern unter den Regirenden begegneten. In dieser Region sind namentlich die schiefen Bilder sehr beliebt; der kluge Herr Miquel, der darin sonst Beträchtliches leistet, hat in dem neuen alten Kanzler auf diesem Gebiet mindestens seinen Meister gefunden. Aber auch Herr Bronsart von Schellendorff hielt es nicht für nöthig, aus dem Stenogramm die „hirnverbrannte Phantasie" zu tilgen, die er an Freiligrath entdeckt haben wollte. Und der Graf von Posadowsky-Wehner hatte sich für die neunundneunzigste Sitzung noch eine ganz besondere Ueberraschung aufgespart. Schon vorher war ihm ein kleines Ungemach zugestoßen: er hatte Werthers Lotte für eine Episode aus Schillers Leben gehaltn. Das war fatal, aber nun sollte die Welt erkennen, daß dem von Tabaksorgen gebleichten Schatzsekretär nichts Künstlerisches fremd geblieben war. Also hub er deshalb an: „Meine Herren, nicht nur in der darstellenden Kunst ist jetzt die impressionistische Malerei modern, sondern auch im politischen Leben, und Das ist meines Erachtens natürlich. Man muß mit sehr kräftigen Farben malen, weil man nicht auf die nahe Stehenden wirken will, sondern auf die entfernten Massen." Leider war im Hohen Hause Niemand anwesend, der antworten konnte: „Meine Herren, der Vergleich des Herrn Vorredners war sehr schön; aber erstens giebt es andere als darstellende Künste überhaupt nicht und nur die Darstellungmittel sind verschieden; zweitens ist der Impressionismus schon lange nicht mehr modern; und drittens besteht das Wesen der impressionistischen Malerei durchaus nicht in der Wahl kräftiger Farben, die auf den fern Stehenden wirken sollen, sondern darin, daß sie eine Impression, einen persönlichen Eindruck, wiedergeben will, nicht ein objektiv angeschautes Naturbild, sondern ein Stück Natur, wie es in einer bestimmten Stunde ein bestimmtes Temperament gesehen und empfunden hat." Graf Posadowsky hat der Prognose, die nach seiner Ernennung hier gegeben wurde, alle Ehre gemacht: er ist ein ungewöhnlich begabter und sehr fleißiger Mann, er hat sich mit rühmlicher Schnelle in verzwickte Materien eingearbeitet und wird auch den hitzigen Dilettanteneifer noch ablegen, mit dem er jetzt manchmal ins Zeug geht; daß er sich um eine soignirte Ausdrucksweise bemüht und jede Rede mit einigen mots putzt, unterscheidet ihn angenehm von der Art klobigerer Kollegen; das glatte Gelände der Kunst und der Literatur aber sollte er ohne stützenden Stab nicht beschreiten. Es wird auf die Länge zur Nationalblamage, wenn die Maßgebendsten immer wieder auf diesem Gebiet ausgleiten und das Talent dabei hochmüthig von oben herab behandeln. Und es war von den vielen widerwärtigen Schauspielen, die der nun heimgeschickte Reichstag uns bot, das widerwärtigste, daß dieses illiterate Parliament

sammt den nicht allzu hoch über ihm Thronenden sich erdreistete, über schaffende Künstler und ernste Denker den Gerichtstag zu halten, von denen selbst der Unbeträchtlichste für das Ansehen des deutschen Namens unendlich viel mehr geleistet hat als die ganze in der Reichsfrühstückshalle vereinigte Weisheit.

* * *

Herr **Paul Langerhans**, praktischer Arzt und Stadtverordneten-Vorsteher in Berlin, ist fünfundsiebenzig Jahre alt geworden. Das ist ein Glück für ihn und kein Unglück für uns. Seine Freunde haben den privaten Festtag durch eine große Bierkneiperei verherrlicht. Das ist nur natürlich, denn jeder Heerdentraber, der sich geduldig immer in den engen Schienenstrang einer Partei gezwängt hat, erhält, wenn die Zeit erfüllet ist, seinen Lohn; die Ehrentage der Helmholtz und Fontane gehen spurlos vorüber, auf die brave Null Langerhans aber wird die Bürgerkrone gestülpt. Die läppische Posse, in deren erstem Akt uns mitgetheilt wurde, daß „es in Berlin nur eine liberale Bürgerschaft giebt", wäre nicht der Erwähnung werth, wenn der weltberühmte Herr Virchow sie nicht mit einem Couplet versehen hätte, das nicht ins Grab der Vergessenheit sinken darf. Der Vater der modernen Medizin und des Abrüstungantrages sagte, Herr Langerhans „habe jene große Leistung vollbracht, die plötzlich wie eine große Erweckung über ganz Deutschland gegangen sei und den Volksgeist zum ersten Male wieder entzündet habe, wie lange nicht zuvor; wie ein Blitz sei da plötzlich ein Licht aufgegangen über die Tiefe der Situation, in die wir gekommen sind." Aus dem Vereinsrednerschwulst ins Deutsche übersetzt, soll Das heißen, Herr Langerhans habe, weil er ohne Berechtigung eine thörichte Petition absandte und vor einem Parterre von Kommunalgrößen zweiten Ranges einen Prinzen Redeübungen anstellen ließ, uns vor der Umsturzvorlage bewahrt. Da Herrn Virchow doch wohl nicht zuzutrauen ist, daß er wissentlich grobe Unwahrheiten ausspricht, muß man annehmen, ihm sei, ihm ganz allein, die Thatsache unbekannt geblieben, daß sehr lange vor Herrn Langerhans schon die besten Männer im deutschen Land ihre warnende Stimme erhoben hatten und daß ihnen der verspätete Theaterblitz aus dem Rothen Hause höchst unbequem war, weil er eine grausam ernste Sache mit der Gefahr der Lächerlichkeit bedrohte.

* * *

Dem Reichstag ist wieder kein Börsengesetz vorgelegt worden. **Herrn von Boetticher** wurden deshalb unsanfte Vorwürfe gemacht, die er in glatter Rede und in ziersamen offiziösen Darstellungen zurückwies. Herr von Boetticher, der neben manchen Kollegen jetzt mitunter wie ein Geistesriese wirkt, weiß offenbar nicht, worauf diese Vorwürfe sich gründen. Herr von Boetticher hat, während die Entscheidung über das Reichsbankgesetz schwebte, bei den Leitern großer Bankhäuser Rettung aus einer nicht von ihm verschuldeten Verlegenheit gefunden. Diese Verpflichtung löste erst das vom alten Kaiser aus den Mitteln des Welfenfonds bewilligte Geldgeschenk. Seitdem ist die Ansicht sehr weit verbreitet, daß Herr von Boetticher der Großfinanz besondere Rücksichten schuldet. Diese Ansicht ist ganz gewiß falsch; aber sie muß dem Staatssekretär endlich offen mitgetheilt werden, damit er durch gedoppelte Energie das schlimme Raunen beschwichtigen kann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Berlin, den 8. Juni 1895.

# Kiel.

Am achtzehnten März 1869 fuhr die deutsche Korvette Hertha als das erste größere Kriegsschiff durch den hastig und nothdürftig vollendeten Suezkanal. Ismail Pascha, der verschwenderische Phantast, hatte aus der alten und neuen Welt Gäste zu glänzenden Prunkfesten geladen, deren galante Beherrscherin Eugenie Montijo war, und eine Friedensorgie in orientalischem Prachtstil vereinte entfremdete Völker. Gustav Freytag, der im Gefolge des blonden Kronprinzen still und bauernschlau, nach seiner Art, auf das bunte Treiben sah, fand freilich die Gasterei den Protzenfesten eines reich gewordenen Bankiers allzu ähnlich; aber der heiße Taumelrausch von Port Said wirkte durch Europa fort und wirbelte aus beklemmten Gemüthern die helle Hoffnung auf eine lange, herrliche Friedensaera empor. In einer Zeit, die einen Sieg der Technik mit so einstimmigem Jubel begrüßte, war an einen Krieg nicht ernstlich zu denken. Herr Virchow, damals noch ein gefeierter Führer des preußischen Volkes, formulirte den Antrag, der die Militärausgaben des Norddeutschen Bundes „entsprechend beschränken" wollte. Acht Monate später, am neunzehnten Juli 1870, verkündete Graf Bismarck dem Norddeutschen Reichstag, eben habe der französische Geschäftsträger ihm die Kriegserklärung überreicht. Die Artigkeiten, die Prinz Friedrich Wilhelm mit der rothen Kaiserin ausgetauscht hatte, waren, wie die holden Klänge der Hirtenschalmeien, ins Leere verhallt,

das Kanalfest, das für lange Jahre den Frieden verbürgen sollte, war ein kostspieliges Ausstattungstück ohne tiefer reichende Wirkung geblieben.

Die Erinnerung ist, wie die Zeitungmacher gern sagen, aktuell; denn seit manchem Monat wisperts in politischen Gesprächen und Leitartikeln: „nach Kiel" — Das soll heißen: nach den Festen, die zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanales veranstaltet werden — werde sichs zeigen, wie wundervoll friedlich die Lage geworden sei. Deshalb dürfe der Patriot an den Kosten der Feierlichkeit kein Aergerniß nehmen, obwohl die beträchtliche Summe von 1 700 000 Mark in dem selben Etat gefordert wurde, der den untersten Reichsbeamten die Aufbesserung ihrer kargen Gehälter versagt; deshalb möge er auch über den Prunk nicht murren, der beim Fest, und namentlich beim Festmahl, entfaltet werden wird. Die soziale Zufriedenheit des hamburgischen Proletariates wird durch die Märchenbotschaft zwar nicht gesteigert werden, daß ein Mittagsmahl für einen Menschen hundert Mark kosten soll; aber jede soziale Unzufriedenheit ist am Ende ja nur das Produkt boshafter Hetzereien, und wo so Großes auf dem Spiele steht, darf nicht ängstlich geknausert werden. Vielleicht hätte auch der Reichstag sich diesem Gebot gefügt, — vielleicht; die Entscheidung blieb ihm erspart, denn die Kostenrechnung wurde ihm erst präsentirt, als alle Einzelnheiten der Feier längst geordnet und die Einladungen angenommen waren, und er mußte, wenn er die Regirungen und das Reich nicht schmählich kompromittiren wollte, jede Forderung bewilligen. Die Presse wurde durch das Anerbieten, ihre Vertreter auf einem mit Geheimräthen bemannten Schiff kostenlos unterzubringen, rasch zum Wohlwollen gestimmt und in den Blättern selbst, wo sonst jeder von der Regirung verlangte Pfennig bemäkelt wird, regte sich diesmal kein kritisches Bedenken. Ein Suezjubel steht uns bevor; anstatt des den Geldmächten verfrohndeten Herrn von Lesseps wird jetzt Herr von Boetticher verherrlicht werden — Beider Verdienst um das Ersinnen der Kanalpläne ist ungefähr gleich — und in den verschiedensten Instrumentirungen wird uns die süße Weise vorgespielt werden, daß der Friede nun besser als jemals seit einem Vierteljahrhundert gesichert sei. Die Freude an dem glücklich vollendeten Werk soll keinem Deutschen verkümmert werden; es ist kein Suezkanal — die Möglichkeit, das Kattegat und das Skagerak zu meiden, ist winzig, wenn man sie dem Werth der Weltstraße vergleicht, die den nach Ostafrika, Asien und Australien steuernden Schiff

den Umweg über Cape Town erspart —, aber es bringt dem Handelsverkehr eine nützliche Erleichterung, es kann, nach dem Wort Moltkes, für militärische Zwecke alle fünfundzwanzig Jahre vielleicht einmal wirksam werden und deshalb darf man die Frage zurückdrängen, ob der große Aufwand unbedingt nöthig war und ob in den politischen Erwägungen der letzten Monate die Rücksicht auf das Kanalfest nicht eine allzu große Rolle gespielt hat. Wenn wirklich, wie böse Menschen behaupten, die Russen auf dem Zehnstundenkanal die deutsche Macht bis nach Japan geschleppt hätten, dann wäre selbst diese unnützliche Fahrt in das Gelbe Meer nicht so schlimm wie der leichtfertig angefachte Wahn, dem Deutschen Reich sei der Friede gesichert, weil es der Politik der Versöhnung gelungen sei, die Franzosen in die Kieler Föhrde zu locken.

Vor ein paar Wochen entstand das Gerücht, der Akademie der Wissenschaften sei bedeutet worden, es wäre gut, wenn sie vor dem Kanalfest einen Franzosen vorschlüge, der des Ordens pour le mérite würdig erscheine. Der Name des großen Forschers Louis Pasteur drängte sich auf; in Paris wurde sondirt und Pasteur lehnte, in vollkommen würdiger Haltung, die ihm zugedachte Auszeichnung ab. Unkluge Leute haben sich darüber gewundert, auch wohl im Gassenjungenton ein Bischen geschimpft, weil ein Gelehrter nicht von einem Herrscher dekorirt sein will, dessen Ahnherr sein Vaterland gedemüthigt hat. Wir wissen, daß die Demüthigung verdient, daß sie die gerechte Strafe für eine frivole Herausforderung war, aber wir dürfen dennoch das Empfinden ehren, das in vaterländischen Herzenssachen nicht nur vom kühl wägenden Verstand sich berathen läßt, und wir müssen wünschen, daß Männer solchen Schlages auch Deutschland im Ungemach niemals fehlen mögen. Herr Pasteur hat sich durchaus korrekt benommen: er ist den Huldigungen der Hurrahpatrioten ausgewichen und hat gethan, was ihm die Ueberzeugung empfahl. Ernest Renan, der unter den guten Europäern doch gewiß Einer der Besten war und dem in Deutschland mancher liebe Freund lebte, hätte nicht anders gehandelt — die Zweifler mögen gefälligst seine Bücher aufmerksam lesen — und es wird schwer sein, unter den geistigen Führern Frankreichs anders Denkende aufzuspüren. Die Herren, die in Artikeln und bei Enqueten für eine Verbrüderung zwischen Germanen und Galliern erglühen, sind Salonsozialisten, anarchistisch aufgeputzte Weltenbummler oder, sehr häufig, junge Leute, die mit Deutschland literarische Verbindung suchen

und um jeden Preis ihre Namen in die Zeitungen bringen wollen. Die Aelteren und Ernsthaften, deren Wort die Menge der Gebildeten gläubig lauscht, halten das Verhältniß zu Deutschland nicht für endgiltig geregelt; sie ersehnen keinen Krieg, gewiß nicht, aber sie hoffen, wie der in diesen Blättern nicht unbekannte Vicomte de Vogüé neulich schrieb, Germania werde eines Tages das „Unrecht" gut machen, das sie der Schwester Gallia zugefügt hat. Jedem, der sich bemüht hat, eine fremde Völkerpersönlichkeit kennen zu lernen, ist diese Stimmung schon recht lange bekannt und den Anderen, die jetzt staunen und schimpfen, sollte das Verhalten Pasteurs sie endlich enthüllen.

In diese Stimmung platzte die Einladung nach Kiel hinein. Was thun? Die Regirung war in arger Verlegenheit. Ablehnen konnte man die Einladung nicht und doch war es schwer, den überhitzten Patrioten begreiflich zu machen, daß es sich nur um einen Akt internationaler Höflichkeit handle. Und nun begann ein Treiben, das der Deutsche, der zu stolzem Volksbewußtsein erwachte, mit dem Gefühl unwilliger Beschämung betrachten mußte; erst ein Tuscheln zwischen der französischen und der russischen Diplomatie, geheime Abmachungen, die, wie es scheint, einen Botschafter jäh aus dem Amt rissen, dann ein Beschuldigen und Entschuldigen und schließlich eine fast beleidigend ungenirte Erörterung der Frage, ob Frankreich seiner Ehre auch nichts vergebe, wenn es sich herablasse, mit anderen Völkern der Gast des Deutschen Reiches zu sein. Der Minister Hanotaux, der in der kaum noch das Durchschnittsmaß erreichenden Diplomatie Europens jetzt wahrscheinlich den ersten Platz einnimmt, hat die Frage sehr geschickt beantwortet: wir bleiben die Alten und wir gehen, als höfliche Leute, nach Kiel, weil — mein Gott, weil wir, als höfliche Leute, eben nach Kiel gehen müssen. Der für die auswärtige Politik des Deutschen Reiches verantwortliche Minister müßte ein sehr robustes Gewissen haben, wenn ihm allgemach nicht die andere Frage entstände, ob im Jubeljahr des großen Krieges den Deutschen diese Erfahrung wirklich nicht zu ersparen war. Wenn ein Privatmann einen Gast zu sich bit und nachher hören muß, wie der Herr, der die Einladung angenomn hat, sich bei seiner Sippe deshalb eifrig entschuldigt und ihr betheu darum sei er dem Wirth ganz sicher nicht um ein Haar freundlich gesinnt, dann wird der Privatmann sich den Besuch wohl höflich u entschieden verbitten. Im heiklen Verkehr der Nationen ist Das n-

möglich und wir müssen schon zufrieden sein, wenn unter den Gästen Keiner ist, der durch eine Taktlosigkeit billigen Heldenruhm zu erwerben sucht — keine französische Regirung hätte die Macht, ein solches Vergehen nachdrücklich zu strafen —, und wenn das gefährliche Intermezzo, das die Erbitterung zwischen den beiden Völkern schlimm verschärfen kann, den bei uns Maßgebenden endlich die Augen öffnet.

Wir brauchen vor einer kriegerischen Abrechnung, die uns von den Franzosen aufgezwungen würde, nicht zu zittern. Aber wir müssen auch dafür sorgen, daß an dem Tage, wo diese Abrechnung nothwendig wird, uns selbst kein berechtigter Vorwurf treffen kann; dieser Sorge ist jede deutsche Regirung ledig, wenn sie sich um die Franzosen nicht eher bekümmert, als bis sie von ihnen dazu aufgefordert oder durch das eigene Interesse zum Eingreifen genöthigt wird. Der Versuch, die Nachbarn durch gehäufte Liebenswürdigkeiten zu gewinnen, ging gewiß aus der löblichsten Absicht hervor, aber er rechnete nicht mit einem Volkstemperament, das seit den Tagen Montaignes mancher Warner vergebens von dem steilen Pfade zur gloire zu scheuchen versucht hat und das auch in der Politik immer und überall listige Kolportageromantücke befürchtet. In Frankreich brüllt nicht nur, wie man uns vorschwatzen möchte, die große Gemeinde des Herrn Chauvin nach Rache für Sedan; auch feine und starke Geister glauben dort brünstig an einen nahen Tag der Vergeltung und dieser Glaube wird in die Ekstase gesteigert, sobald durch allzu eifrige Beflissenheit der Irrwahn genährt wird, Deutschland fühle sich schwach und suche schmeichelnd die Freundschaft der Besiegten, die dann ihre Bedingungen stellen können. Im Figaro wurde am vorletzten Maitage, während Herr Hanotaux im Senat über das Kanalfest sprach, die Frage erörtert, wie man wohl den General ehren müsse, qui nous aura rendu l'Alsace et la Lorraine, — ganz ruhig, ohne jede Erregung, als handelte sichs um ein Ereigniß, das spätestens übermorgen zu erwarten sei. Es wird Zeit, die Uebermüthigen auf gut Bismärckisch daran zu erinnern, daß der ersehnte Sieg doch nicht so ganz leicht und rasch zu erhaschen ist und daß man n Deutschen Reich gesittete Höflichkeit üben kann, ohne sich einzubilden, er gallische Groll, den Nero einst mit den Effekten seiner römischen ezialitätenbühne beschwichtigen wollte, sei durch die Zauberwirkung eines nendenden Ausstattungstückes in sanften Suttnerschlummer zu lullen.

# Georg von Gizycki.

Georg von Gizycki ist im Winter vorigen Jahres als Professor der Philosophie an der Universität Berlin jung gestorben. Das führende Organ der Sozialdemokratie hat den Toten für sich in Anspruch genommen und ich will mit dem Anspruch nicht rechten. Da der Tote aber auch mir im Leben nahe gestanden hat, mag neben dem für mein Empfinden doch allzu roth geschmückten Kranz, den der „Vorwärts" auf den frischen Grabhügel gelegt hat, nachträglich noch dieser schlichte, die Farben Altpreußens tragende Zweig daneben Platz finden.

Wir waren Vettern, — nicht cousins à la mode de Bretagne, sondern wirkliche Vettern dem Blut und der Abkunft nach. Unsere Großmütter waren Schwestern gewesen und ein gemeinsamer Urgroßvater war uns Beiden noch eine lebendig anschauliche, nach Stand und Lebensschicksalen wohlbeglaubigte Persönlichkeit. Wir gehörten Beide deutschen Kolonistenfamilien an, die, den preußischen Erwerbungen polnischen Landes folgend, sich, so viel ich weiß, allmählich über das ehemalige Südpreußen und über Westpreußen ins Posensche hineingezogen hatten. Als Domänenbeamte, als Offiziere, als Richter und Anwälte hatten unsere Geschlechtsgenossen in überreicher Zahl dem Staate Friedrichs des Großen getreulich gedient, ausnahmelos eifrige Royalisten und tapfere Pioniere deutscher Kultur. Mannichfache erneute Versippungen erhielten beide Familien lange Zeit in engem Zusammenhange. Doch wurde schon in der mir vorausgegangenen Generation, dank dem Kindersegen, der hüben wie drüben fruchtbar gewaltet hatte, die Möglichkeit, sich unter der ausgedehnten Vetternschaft zurecht zu finden, immer schwieriger. Georgs Vater, der von Posen weiter über Schlesien nach Berlin gewandert und hier als Stadtgerichtsrath verstorben war, ist mir aus den Kinderjahren noch als „Onkel Julius" dunkel erinnerlich. Dann rissen die Fäden gemeinsamer Beziehungen zwischen uns für lange Zeit vollständig ab. Da Georg von Gizycki überdies siebenzehn Jahre jünger war als ich, mußten schon die äußeren Lebenswege frühzeitig auseinandergehen. Was uns wieder zusammenführte, war der Journalismus.

Das von Gizycki im Verein mit englischen und amerikanischen Freunden gegründete „International Journal of Ethics" hat einen ziemlich langen Werdeprozeß durchzumachen gehabt. Auf der Suche nach Mitarbeitern muß irgend eine meiner Arbeiten über Gefängnißreform oder ähnliche Themata dem Ethiker in die Hände gerathen sein und ihn auf meinen Namen gebracht haben. Es war im Frühjahr 1889, als mir von seiner Seite die erste Auf

forderung zuging, mich an dem literarischen Unternehmen zu betheiligen. Die Handschrift des Einladenden war mir fremd, das Unternehmen selbst wenig sympathisch, und ich war schon im Begriff, mit den in solchem Falle landesüblichen Höflichkeitphrasen die Einladung rundweg abzulehnen: da erregte die etwas unleserliche Unterschrift des zu beantwortenden Briefes bei genauerer Betrachtung meine Aufmerksamkeit. Sollte der Briefschreiber „Professor von Gizycki" nicht Einer der vielen Vettern sein? Ich zog es jetzt vor, lieber nach Formular B. guten Willen für eine unbestimmte Zukunft dem „Journal of Ethics" lebhaft auszudrücken, nach Erledigung dieser Förmlichkeit aber meinen Korrespondenten im Stile Homers zu apostrophiren, „wer der Männer er sei, wo Heimath und Eltern gelegen?" Natürlich mußte sich der Fragende durch Auskunft über seine eigenen Personalien darüber ausweisen, was ihn zu solcher Anfrage legitimire. Die Erwiderung erfolgte umgehend, die Erkennungszene ergab sich von selbst und beide Vettern freuten sich, einander wiedergefunden zu haben.

Aus dieser zufälligen Begegnung auf den Pfaden der Ethik und Soziologie hat sich dann ein reger, freundschaftlicher Verkehr entwickelt. Im Grunde war es nicht allzu viel, was wir Beide im Denken und Glauben, in der Art, Welt und Menschen und Dinge anzuschauen, mit einander theilten. Darüber waren wir uns auch Beide vollkommen klar, ohne uns indessen dadurch anfechten zu lassen. Denn wesentlicher als Das, was uns trennte, erschien uns Beiden ein gewisser stammverwandter Zug in den Wurzeln von Gesinnung und Charakter: bei dem Einen wie bei dem Anderen die Empfänglichkeit für Menschengunst und Menschenfurcht nur schwach entwickelt, dafür der Sinn für Unabhängigkeit im Forschen und Urtheilen deutlich ausgeprägt, und den in Kirche und Staat herrschenden Parteikämpfen gegenüber die gleiche kühle Unbefangenheit. Den guten Vetter Georg hatten anscheinend die Philosophie Humes und Shaftesburys, der er sich in den Anfängen seines Gelehrtendaseins ergeben, erst dem Christenthum, dann der Religion überhaupt entfremdet. An die Stelle des Glaubens an einen lebendigen Gott war ihm der Glaube an die Menschheit getreten; die wachsende Allmacht, Allgüte, Allweisheit dieses merkwürdigen Kollektivums „Menschheit" ersetzte ihm das höchste Wesen und genügte seinem religiösen Bedürfniß. Der Uebergang von der Anbetung der Humanität zu den Kartenhäusern der Ethik ist ein leichter. Man ist sich und Anderen den Nachweis schuldig, wie ein höchst tugendhaftes, vernünftiges, selbstloses Geschlecht, lediglich von den erleuchteten Grundsätzen wahrer Sittlichkeit geleitet, sans Dieu ni maître die Glückseligkeit auf Erden zu verwirklichen berufen sei. Die fernere Evolution aus den Gleisen der modernen soziologischen Ethik, wie sie Gizycki von den Engländern und Amerikanern übernommen hatte, in den eigentlichen

Sozialismus hinein vollzieht sich dann von selbst. Die Probleme, wie man diese geschichtlich überlieferte Gesellschaftordnung nach „ethischen“ Grundsätzen reformiren, nach irgend welchen neuen und neuesten Idealen von Gerechtigkeit, Altruismus u. s. w. umformen könne, drängen sich ohne Weiteres auf.

Bei Georg von Gizycki kam noch ein besonderer Umstand hinzu, ihm die Annäherung an die sozialistischen und sozialdemokratischen Gedankenkreise zu erleichtern. Die Natur hatte ihn mit einem siechen Körper ausgestattet; der Rollstuhl führte ihn aus der Studirstube in den Hörsaal und eben so wieder zurück. So kannte er die wirkliche Welt kaum; ihre harten Kämpfe ums Dasein hatte er immer nur aus der Ferne angeschaut. Mir ist im Leben nicht wieder ein begabter Mensch begegnet, der sich als gereifter Vierziger das helle, froh hinausschauende Auge und das warmherzige, vertrauende Gemüth des Kindes in solchem Maße zu erhalten im Stande gewesen wäre, wie Dies bei meinem Vetter der Fall war. Sanguin und leicht erregt durch Alles, was ihn als schlecht und ungerecht innerlich verletzte, wandte sich sein Interesse naturgemäß den Armen und Elenden, den von den üppigen Tafeln des Lebens Ausgestoßenen, zu. „Der Zeiten Spott und Geißel, des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, des Rechtes Aufschub, der Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist“, all diese alten Hamletseufzer empfindsamer Gemüther, sie führten ihn nicht dahin, über Sein und Nichtsein melancholisch nachzugrübeln, — sie führten ihn zu den verwirrenden Truggebilden eines ethisch und sozialistisch gereinigten Zukunftstaates, oder, wie der „Vorwärts“ sich in seinem Nachrufe ausdrückte, zu den „Idealen der Sozialdemokratie“. Da es der „Vorwärts“ versichert, glaube ich es gern, daß Gizycki auch ihm gelegentlich Beiträge gegönnt hat. Mit den politischen „Idealen“ der Sozialdemokratie hatte er sicherlich nichts gemein.

Was mir, dem von der sozialdemokratischen Presse als Dunkelmann und Reaktionär übel beleumdeten Juristen, trotzdem lange Jahre hindurch die treue Anhänglichkeit des „sozialdemokratischen“ Professors erhielt, ist schwer zu sagen. Die Verwandtschaft allein hätte ein so seltsames persönliches Verhältniß nicht zu tragen vermocht. Etwas wirkte wohl der starke Tropfen Juristenblutes, den Gizycki vom Vater und Großvater her in den Adern hatte. Daher sein stetiges Interesse sowohl für das eigentliche Handwerk wie für die Parerga meines Richterberufes. Da er ein unermüdlicher Leser war, entging ihm so leicht nichts, das die öffentliche Meinung lang oder kurz beschäftigte. Als Ethiker und Soziologe interessirte ihn Alles, was das Rechtsleben anging und was von der Rechtsprechung des Reichsgerichtes öffentlichen Erörterungen führte. War ihm eine solche Sentenz sympathisch, so geizte er mit seinem Beifall nicht. Mißfiel sie ihm, so war er nicht Thor genug, nur, weil er sie nicht verstand, sie flugs thöricht zu schelten. Da er

eben kein Politiker, sondern ein maßvoll denkender Philosoph war, bemühte er sich gewissenhaft darum, sich darüber aufklären zu lassen, wie die ihm befremdliche Jurisprudenz theoretisch und praktisch möglich geworden sei. Mit rührendem, nie ermüdendem Eifer theilte er mir aus seiner Lecture Alles mit, was mich etwa interessiren konnte: jede Notiz, die meinen Namen erwähnte, heute einen das Reichsgericht betreffenden Zeitungausschnitt, morgen eine Broschüre, bald einen deutschen, bald einen englischen Journalartikel. Während der Jahre 1890 und 1891 ist kaum eine Woche vergangen, in welcher derartige Sendungen zwischen Berlin und Leipzig nicht hin und her liefen. Dazwischen erschien als stiller Mahner regelmäßig die neueste Nummer des „International Journal of Ethics".

Worüber haben wir nicht Alles Ansichten ausgetauscht! Ueber die Frauenfrage, die uns Beide zuerst erfreulich auf der selben Seite fand, über die Zustände der berliner Presse, über Bismarck und über Carlyle, über Optimismus und Pessimismus, über Bellamys Utopien und über die Lehren des Confucius u. s. w., — kurz, ich würde sagen: de omnibus rebus et quibusdam aliis, wenn sich unter den „gewissen anderen Dingen" nicht einige uns schlechthin trennende Gegensätze als von der Diskussion ein für alle Mal ausgeschlossen befunden hätten. Es blieb genug übrig, das uns des Redens werth erschien. Warum hätten wir Fragen aufsuchen sollen, die jeder ernsthaft denkende Mensch nur mit sich, mit seinem Gott und mit seinem Gewissen ins Reine zu bringen sich verpflichtet hält?

Wie frei, wie tolerant und unbefangen im Uebrigen dieser „Sozialdemokrat" all' den krausen Wellen heutiger Zeitströmungen gegenüber stand, dafür ein paar Citate, die ich willkürlich unserer Korrespondenz entnehme. Gizycki hatte mir seine Uebersetzung von Bellamys „Looking Backward" zugesendet und ich hatte über die Fahrt ins utopische Nebelland mißbilligend den Kopf geschüttelt. Darauf erwiderte er mir, „das Buch ist für uns Bourgeois(!) geschrieben, . . . wir sollen gezwungen werden, die Dinge auch einmal von einem anderen Gesichtswinkel aus anzusehen und über gewisse Fragen ernsthafter nachzudenken, als wir gewöhnt sind. Deshalb, denke ich, wird die Lecture des Buches uns Allen heilsam sein!" Ein Andermal schreibt er mir in komischer Entrüstung, man habe ihm zugemuthet, eine Petition gegen die Rückkehr der Jesuiten zu unterschreiben. „Das sollte mir fehlen! nn ich eine Petition für Aufhebung des Jesuiten-Ausnahmegesetzes in die nde bekäme, die würde ich sofort unterschreiben." Da sei z. B. ein Jesuiter Cathrein, der Allerlei gegen die Sozialdemokratie und über Moralosophie veröffentlicht habe; er (der Jesuit) habe auch ihm (dem Moralosophen) „mehr als ein Dutzendmal arge Nasenstüber applizirt;" aber s sei ein ganz tüchtiger Mann und er habe ihn (den Jesuiten) in seinem

„Journal of Ethics“ deshalb auch recht günstig rezensirt. Wieder ein Andermal waren wir auf alte gute berliner Zeiten zu reden gekommen. Ich erzählte davon, wie zwanglos ich als junger Staatsanwalt am berliner Stadtgericht, und mit politischen Strafverfolgungen besonders beauftragt, damals noch eben so freundschaftlichen wie unpolitischen Verkehr mit den verschiedensten Häuptlingen der damaligen berliner Presse pflegen durfte und wie unerfreulich sich seitdem die Verhältnisse gewandelt hätten. In seiner Antwort erklärte mir unter Anderem der „sozialdemokratische“ Vetter, er halte es für ein Gebot „politischer Ethik“, wenigstens zeitweise ein gegnerisches Blatt zu halten. Er sei jetzt auf die „Kreuzzeitung“ abonnirt, obwohl ihm „ihr Standpunkt so fern läge, wie es nur möglich ist“, ihm zumal die dort betriebene Judenhetze, „welche die Hetzer und die Gehetzten nicht besser, sondern schlechter mache“, besonders widerwärtig sei. Und nun folgen eine Reihe sehr positiver moralischer Lobsprüche zu Gunsten der „Kreuzzeitung“ und zu Ungunsten anderer, im politischen Charakter mehr schillernder Tagesblätter. Mißlicher schon wurden die Aussichten der Verständigung, sobald die eigentliche Politik und die in ihr handelnden Personen zwischen uns berührt wurden. Irre ich nicht, so hatte ich gelegentlich darüber geklagt, wie schwer gerade unter dem Regime des Fürsten Bismarck das Ansehen, die Würde, die Unabhängigkeit des deutschen Richteramtes gelitten habe. Doch hatte ich die Schuld mindestens in dem selben Maße der Widerstandslosigkeit der Justiz wie der Skrupellosigkeit des große Ziele mit allen Mitteln verfolgenden Staatsmannes beigemessen. Für eine geschichtliche Auffassung der Menschen und Dinge war aber Georg von Gizycki nur wenig beanlagt und die große historische Gestalt des deutschen Reichsgründers und Kaisermachers war ihm entschieden unheimlich. „Lieber ein quidam ignotus unter den Millionen sein als in solcher Gestalt in der Welt fortleben!“ rief er erbittert aus. Daß der „Herzog von Lauenburg“, wie er ihn gern ironisch titulirte, nach von amerikanischen Gästen des „Herzogs“ unmittelbar nach dem Besuch Gizycki gemachten Schilderungen im Essen und Trinken kein Temperenzler sei, wollte er ihm nicht verzeihen. Ich fürchte, darin hat die Lecture des „Vorwärts“ auf meinen gegen Menschenschwäche sonst so nachsichtigen Freund weder intellektuell noch ethisch förderlich gewirkt.

Was allmählich hemmend zwischen uns trat, waren jedoch nicht derartige Divergenzen unserer politischen oder sozialpolitischen Meinunger Darüber kamen wir meist ohne Schwierigkeiten friedfertig hinweg. Ab mein hartnäckiges Fernbleiben von der „Gesellschaft für ethische Kultur“ un von den Spalten seines ethischen Journals mußte früher oder später zu ein gewissen Entfremdung führen. Allmählich wurden die Zusendungen a Berlin spärlicher, der briefliche wie der persönliche Verkehr loser. E

gütiges Geschick vergönnte meinem Vetter, noch in späten Tagen in einer anmuthigen, ihm geistesverwandten Frau das seit dem Tode der Mutter schwer entbehrte Glück des Hauses wiederzufinden. Als er mir für meine Heilswünsche dankte, war der Brief von dem Vollgefühl im ungetrübtesten Sonnenschein lachenden Erdendaseins durchtränkt. Das war das Letzte, was ich von seiner Hand gesehen habe. Das Nächste, was ich von ihm las, war die Botschaft seines Todes.

Wie seltsam wirbelt doch dieses zu Ende gehende Jahrhundert alle Elemente der alten Gesellschaft durcheinander! Georg von Gizycki, nach Blut und Herkunft, Lebensführung und Lebensgewohnheit den besten preußischen Beamtenfamilien angehörig, ist weder durch politischen Ehrgeiz noch sonstige häßliche Leidenschaft, weder durch verfehlten Beruf noch herbes Schicksal der Sozialdemokratie nahegebracht worden; ein vollkommen normaler Gang seines Lebens und seiner Studien hat ihn in diese Nähe geführt. Auch ist er niemals aus der Kaste gefallen, sondern hat in den bestgeordneten bürgerlichen Verhältnissen, im fortgesetzten freundschaftlichsten Verkehr mit seinen, in der Mehrzahl dem höheren Beamten- und Offiziersstande angehörigen Blutsverwandten seine Tage beschlossen. Steht die Erscheinung dieses Mannes in der Gegenwart wirklich noch vereinzelt da? Wächst nicht täglich die Zahl unter den begabten Köpfen deutscher Sozialwissenschaft und unter den energischen Naturen deutscher Geistlichkeit, die ähnliche Wandlungen in ihrem Verhältniß zur Sozialdemokratie durchmachen? Katheder-sozialisten, Sozialethiker, Christlich-Soziale, — sind sie nicht alle sozialdemokratischer Verseuchung längst verdächtig geworden? Bin ich selbst so sicher, nicht auch noch suspekt zu werden, nachdem man schwarz auf weiß erfahren hat, mit was für Leuten ich verwandt, mit was für Leuten ich befreundet war? Und während solchergestalt bald die Weltanschauung, bald das soziale Glaubensbekenntniß der Sozialdemokratie sich immer bunter vermischen mit weit über die Schichten des vierten Standes hinaus verbreiteten Gedankenkreisen deutschen Geisteslebens, erhebt sich daneben eine halb militärisch-autokratische, halb bureaukratisch-polizeiliche Tendenz, die durch Zwangsgesetze, Umsturznovellen und Dergleichen des gesammten sozialdemokratischen Schwindels nicht nur äußerlich im Thun und Treiben, nein! auch innerlich im Glauben und Denken Herr zu werden hofft! Ich gehöre nicht zu Denen, die, weil das Fäßlein einmal trübe läuft, gleich glauben, die Welt gehe auf die Neige. Danach sieht es aber doch verzweifelt aus, als sollten wir noch geraume Zeit chaotische Zustände zu durchwandeln haben.

Leipzig. Otto Mittelstädt.

# Die Besitzverhältnisse in Ostasien.

Der anfangs Mai in Tschifu ausgetauschte Friedensvertrag von Shimonoseki hat dem seit Ende Juli 1894, zunächst über den Besitz von Korea, zwischen Japan und China entbrannten Kriege ein überraschend schnelles Ende bereitet. Nach diesem Vertrag zahlt China an Japan eine nicht allzu hohe Kriegsentschädigung, sichert ihm einige wirthschaftliche Vortheile zu, erkennt die Unabhängigkeit Koreas an und tritt Formosa sammt den Fischer-Inseln an Japan ab. Der Versuch Japans, den südlichen Theil der Halbinsel Liautung bis zum vierzigsten Breitengrade zu erwerben und damit den mühsam eroberten Kriegshafen Port Arthur zu behalten, ist an dem Einspruch der drei Mächte Deutschland, Frankreich und Rußland gescheitert. Das große Aufsehen, das der Krieg selbst mit den überraschenden Waffenerfolgen der Japaner und später auch der Friedensschluß mit dem nicht minder unerwarteten Eingreifen Deutschlands hervorgerufen hat, rechtfertigt eine Betrachtung der nunmehrigen Besitzverhältnisse in Ostasien sowie der Verschiebung der Macht der bei dem Kriege und dem Friedensschlusse betheiligten Völker.

Vor dem Kriege besaß Japan einen Flächenraum von 382 416 Quadratkilometern und (anfangs 1892) 40 718 677 Bewohner. Der Größe nach stand es zwischen Norwegen und Finland, der Einwohnerzahl nach übertraf es Norwegen 20 mal, Finland etwa 17 mal und mußte mit den dichtest bevölkerten europäischen Staaten auf eine Linie gestellt werden; 1892 hatte es etwa 2 Millionen Einwohner mehr als Großbritannien und Irland, seine Volksdichte, 106 auf das Quadratkilometer, entsprach der Italiens (105) und blieb zwar zurück gegenüber Großbritannien (124), übertraf aber erheblich die Deutschlands (92) und Frankreichs (71).

China besaß mit seinen Nebenländern in Centralasien und der Mandschurei 1892 11 115 650 Quadratkilometer mit wahrscheinlich 361 500 000 Einwohnern, wovon auf das eigentliche China 4 004 650 Quadratkilometer mit 350 000 000 Bewohnern entfielen. China stand und steht noch an Größe als drittes Reich der Erde da, nach dem britischen mit fast 26 Millionen Quadratkilometern und dem russischen mit fast $22\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometern, und übertrifft die Vereinigten Staaten mit $9\frac{1}{4}$ Millionen Quadratkilometern noch um ein Erhebliches. In Bezug auf die Bevölkerung vermag sich aber keines dieser beiden letzten Reiche mit China zu mes denn mit $361\frac{1}{2}$ Millionen überwiegt China bei Weitem gegenüber dem russisch Reiche mit 113 Millionen und den Vereinigten Staaten mit 65 Millio Einwohnern; nur das britische Reich kommt ihm mit 314 Millionen n bleibt aber immer noch um fast 50 Millionen gegen China zurück. Ch

umfaßt mehr als ein Viertel des Areals Asiens, und von dessen Bewohnern nahezu 44 Prozent, Japan nimmt von Asiens Flächenraum nur $^1/_{111}$, von seiner Bevölkerung $^1/_{20}$ ein, ist aber der dichtest bevölkerte Staat Asiens, da selbst das eigentliche China eine Volksdichte von nur 90, Britisch-Indien eine solche von 76 auf das Quadratkilometer besitzt.

Das Streitobjekt zwischen diesen beiden Großstaaten, Korea, hat eine Größe von 218 650 Quadratkilometern, was der Hälfte des Königreichs Schweden oder dem dreifachen Areal Bayerns entspricht, und wird auf 6 bis 12 Millionen Einwohner geschätzt. Nimmt man nach den neuesten Quellen $7^1/_2$ Millionen Einwohner für Korea an, so wäre die Einwohnerzahl gleich der Bayerns und Württembergs zu schätzen. Die Volksdichte ist aber geringer, 48 auf das Quadratkilometer, anzuschlagen, und der Mecklenburgs oder Serbiens zu vergleichen.

Man kann sich das Verhältniß der Größe und Einwohnerzahl von Japan zu China etwa so vorstellen, wie das Großbritanniens zu Europa; denn Japan ist an Größe und Einwohnerzahl dem britischen Inselreich, China allenfalls Europa gleichzuschätzen, wenigstens an Einwohnerzahl, und es ergiebt sich daraus:

| | qkm | Einwohner | | qkm | Einwohner |
|---|---|---|---|---|---|
| Großbritannien | 314628 | 37888152 (1891) | zu Europa | 9729861 | 357379000 |
| wie Japan | 382416 | 40718677 | zu China | 11115650 | 361500000 |
| od. Großbritann. | 314628 | 37888152 | zu Japan | 382416 | 40718677 |
| wie Europa | 9729861 | 357379000 | zu China | 11115650 | 361500000 |

Rechnet man also allein mit dem Flächenraum und der Einwohnerzahl, nicht mit der inneren Kraft und der verschiedenen Kriegstüchtigkeit, so ist der Kampf Japans mit China wie ein Krieg Großbritanniens gegen Europa etwa um den Besitz Griechenlands und des türkisch gebliebenen Restes der Balkanhalbinsel aufzufassen. Man kann diesen Vergleich noch vertiefen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Japan sowohl wie Großbritannien die dichtest bevölkerten Staaten ihrer Kontinente sind (abgesehen von Belgien und den Niederlanden, die sich ihrer geringen Größe halber nicht zum Vergleich mit Japan eignen) und daß Beide ausgesprochene Seestaaten sind gegenüber der Kontinentalmacht Europas oder Chinas.

Durch den jüngst geschlossenen Friedensvertrag ist der frühere Besitzstand der drei ostasiatischen Mächte folgendermaßen verändert worden: China tritt Formosa; Japan gewinnt es; Korea wird eine Art Schutzstaat Japans. Das Areal Formosas beträgt 34 550 Quadratkilometer, steht in der Mitte zwischen der Größe der japanischen Inseln Kiushiu (43614) und Shikoku (18 210) Quadratkilometer und läßt sich mit Ostpreußen (36 982 Quadratkilometer) vergleichen. Also sinkt Chinas Areal auf 11 108 100

Quadratkilometer, das Japans steigt auf 416 966 Quadratkilometer. Die Bevölkerung Formosas wird auf drei Millionen Einwohner geschätzt; demnach ist China künftig auf 358 500 000 Einwohner, Japan auf 43 718 677, also nahezu 44 Millionen, zu veranschlagen. Der Verlust an Menschen beträgt somit für China $^1/_{120}$, der Gewinn für Japan $^3/_{41}$, also fast $^1/_4$.

Die Abtretung der Halbinsel Liautung bis zum 40. Grad nördlicher Breite würde Japan weitere 15 000 Quadratkilometer, also ein Gebiet von der Größe Sachsens, mit einer nicht genau bekannten, wahrscheinlich mehr als eine halbe Million betragenden Einwohnerzahl zugeführt haben, doch ist es in Folge des Einspruches der Mächte nicht dahin gekommen. Dagegen darf angenommen werden, daß Korea zu Japan in ein sehr nahes Verhältniß treten wird, das dem eines Schutzgebietes gleich zu setzen sein dürfte; denn der chinesische Einfluß wird ohne Zweifel in Korea nicht wieder geltend gemacht werden können, der japanische dagegen herrschen, und mit ihm müssen wirthschaftliche Reformen, Eisenbahnbau und kulturelle Erschließung für Korea erwartet werden. Korea wird vollständig japanisirt werden. Von diesen Gesichtspunkten aus darf man Korea wohl dem japanischen Territorium als ein Nebenland, in dem Sinne, wie z. B. die Dsungarei zu China gehört, zurechnen, und dann würde sich Japan um weitere 218 650 Quadratkilometer und $7^1/_2$ Millionen Einwohner vermehren, also 635 616 Quadratkilometer und rund $51^1/_4$ Millionen Einwohner mit einer Volksdichte von 78 auf das Quadratkilometer erreichen. Berücksichtigt man Dies, so steigt Japan durch den Frieden von Shimonoseki von der Größe Finlands zu der Oesterreich-Ungarns empor, seine Bevölkerungzahl von der Oesterreich-Ungarns (ohne Bosnien) zu der des Deutschen Reiches auf.

Es fragt sich nun, ob Japan diese neuen Erwerbungen, Formosa (das ihm jetzt noch bestritten wird) und Korea, sich assimiliren und welchen Einfluß die Neugestaltung der Machtverhältnisse in Ostasien auf die Beziehungen der Mächte zu einander ausüben wird; Dies führt zu einer kurzen Besprechung der politischen Umänderungen, namentlich in der Stellung Japans.

China verliert mit Formosa nur einen verhältnißmäßig späten Zuwachs seines Gebietes, da erst kurz vor der Eroberung Chinas durch die Mandschu, um das Jahr 1625, die chinesische Besitzergreifung Formosas begann und eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten über die ganze Insel ausgedehnt worden ist. China verliert somit nichts von seinen Kernländern, wozu Liautung gehört, sondern nur ein spät erworbenes Nebenland, das überdies erst 1887 zu einer eigenen Provinz erhoben worden ist. Auch der Verlust von drei Millionen Einwohnern kann für das riesig bevölkerte Land kaum fühlbar sein, so daß nach Areal- und Einwohnerzahl der Verlust für das große Reich gering anzuschlagen ist. Von großer Bedeutung ist aber die

Abtretung Formosas für die militärische und wirthschaftliche und somit auch für die politische Lage Chinas; denn die 1876 durch Japans Erwerbung der Liukiu-Inseln begonnene Umklammerung des chinesischen Ostmeeres und der Küsten Chinas durch den japanischen Staat wird durch die Erwerbung Formosas nahezu vollendet und abgeschlossen. Der Norden Formosas liegt nur 140, der Süden 300 Kilometer von der chinesischen Provinz Fokien entfernt, der große Handelsplatz Futschou kann von Taipe oder Tamsui aus in wenigen Stunden erreicht werden und obendrein lagern sich im Süden, wo die Entfernung Formosas von der Küste etwas größer ist, die Pescadores oder Fischer-Inseln zwischen die Insel und die chinesische Küste. Es ergiebt sich daraus, daß chinesische Schiffe auf der Fahrt von Nord- nach Süd-China entweder zwischen den japanischen Liukiu-Inseln hindurchfahren oder die schmale Meeresstraße zwischen Formosa und China nunmehr unter einer Art Kontrole Japans passiren müssen, das durch Aufstellung weniger Schiffe diese Straße sperren kann. Auch nach Canton beträgt die Entfernung von Tainan auf Formosa aus nur 700 Kilometer, eine Strecke, die die raschen japanischen Kreuzer, bei der Annahme einer Schnelligkeit von nur 15 Knoten in der Stunde, in 26 Stunden durchlaufen können. Es ist also die gesammte südchinesische Küste bis Canton von Formosa aus in rund 24 Stunden erreichbar, die gesammte nordchinesische von Japan aus in ein bis anderthalb Tagen, Shanghai von Nord-Formosa aus in 24 Stunden. Formosa beherrscht also mit Süd-Japan zusammen die gesammte chinesische Küste von Canton bis Tschifu.

Weiter hat China seinen militärischen Kredit vollständig verloren und wird künftig weder von Rußland noch von England bei einem etwa möglichen asiatischen Kampfe noch in Rechnung gezogen werden; bereits ist bei dem neuesten Abkommen zwischen England und Rußland über das Pamir-Gebiet auf die Befragung Chinas anscheinend verzichtet worden. Das Landheer hat sich als gänzlich unzuverlässig bewiesen, die Flotte ist trotz tapferem Widerstand unterlegen und zerstört worden.

Eine der wichtigeren Bestimmungen des Friedensvertrages ist die Japan gewährte Erleichterung, seinen wirthschaftlichen Einfluß auf China geltend zu machen. So weit diese Bestimmung bis jetzt bekannt ist, giebt sie Japan viel, den übrigen Mächten wenig Spielraum. Von einer wirthschaftlichen Aufschließung Chinas für das gesammte Ausland ist gar keine Rede, die erhoffte Eröffnung eines großen Theils des Landes für den Wettbewerb der fremden Nationen ist ausgeblieben. Japan allein erhält, abgesehen von der Erschließung einiger nicht allzu wichtigen Vertragshäfen, größere Freiheit in der Einfuhr seiner Erzeugnisse, die schon vor dem Kriege begonnen hatten, wegen ihrer Billigkeit den europäischen Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen.

China wird nun wahrscheinlich in eine Krise treten und gedrängt werden, entweder freiwillig größere wirthschaftliche Reformen einzuführen oder auf den Rang einer wirthschaftlichen Großmacht zu verzichten und seine Bodenschätze durch andere Völker ausbeuten zu lassen. Endlich ist China durch den Verlust des Feldzugs eine drohende innere Gefahr erwachsen: die Bevölkerung muß das Vertrauen zu der nun 250 Jahre herrschenden Mandschu-Dynastie gänzlich verloren haben, eine Reaktion des Chinesenthums gegen die Mandschu ist zu befürchten und es ist noch nicht abzusehen, ob nicht Formosa, eben so wie es nach dem Aufkommen der Mandschu zuerst dem chinesischen Reiche zugefügt wurde, jetzt durch seine Abtretung den Anlaß zu deren Sturz werden wird.

Japan gewinnt aus dem letzten Kriege Formosa, dessen Bedeutung für Ostasien vorhin erwähnt worden ist. An und für sich ist dieser Zuwachs an Gebiet keineswegs besonders groß, allein die Lage der Insel ist strategisch und wirthschaftlich überaus wichtig. Nur muß sie vor allen Dingen erobert werden. Mit den Chinesen freilich wird Japan auf Formosa leicht fertig werden und eine etwa eintretende Unbotmäßigkeit der chinesischen Besatzung gegen die Bestimmungen des Friedensvertrages ohne Mühe niederschlagen. Schwieriger wird die Eroberung des Innern sein, die den Chinesen bisher nicht gelungen war, und es ist auch nicht zu hoffen, daß die kriegerischen malayischen Bergstämme, die mit den Chinesen in beständigem Kriegszustande lebten, etwa mit den Feinden der Chinesen gemeinsame Sache machen werden; sie werden vielmehr ihre Berge mit der selben Zähigkeit gegen die Japaner vertheidigen wie gegen die Chinesen. Diese sind zwar auch in das Innere der Insel eingedrungen, haben aber im wirklichen Besitze nur den Westen, Norden und die Kapsulan-Ebene des Ostens. Vereinigen sich Chinesen und Malayen zum Widerstande gegen die Japaner, so dürfte die Eroberung der Insel längere Zeit beanspruchen; doch ist kaum zu befürchten, daß die Japaner dort ihr Tongking finden werden, weil die Insel keinen Landzusammenhang mit China besitzt und etwa auftauchende sogenannte chinesische „Piraten" der japanischen Flotte auf die Dauer nicht werden entgehen können. Ein günstiges Feld für die Einführung von Reformen finden die Japaner auf Formosa deshalb vor, weil bereits die Chinesen begonnen haben, Eisenbahnen von den nördlichen Hauptstädten Taipe und Kilung nach der Westküste bei Teuktschar (Sintschu) zu bauen; der größte Theil bleibt jedoch zu thun übrig.

Durch die Abtretung Formosas schließt Japan ein weiteres Glied i die Kette, mit der es China umklammert, schiebt sein Gebiet bis 20 Gra nördlicher Breite vor, legt sich wie ein Ring um die Küsten Chinas ur sperrt den Eingang in das chinesische Ostmeer und das Gelbe Meer a Die Absperrung des Gelben Meeres wird noch vollkommener durch d

zweiten äußeren Erfolg des Krieges, die Ablösung Koreas von jeglichem politischen Verhältniß zu China. Hierin spielt sich, wie auch in der Eroberung Formosas, wo schon 1620 und 1874 vorübergehende Landungen japanischer Streitkräfte stattfanden, die Schwankung in der historischen Entwickelung der politischen Verhältnisse Ostasiens deutlich aus; denn es ist auch hier nicht das erste Beispiel des Vorwiegens japanischen Einflusses erreicht, sondern nur wiederum ein Höhepunkt der Entwickelung. Schon um 200 n. Chr. bekriegte Japan die damaligen Staaten auf Korea, um 613 verbündete es sich mit Korea gegen China und 1592—1598 eroberte es die Halbinsel vollständig. Korea ist also kein frischer Apfel des Streites zwischen China und Japan, sondern wir erleben nur ein viertes Anschwellen japanischen Einflusses zu maßgebender Höhe. Der Unterschied gegenüber den drei vorigen Hochfluthen wird aber diesmal vermuthlich darin liegen, daß Japan dem Koreanischen Reich, das von jeher ein Zwischenglied zwischen China und Japan bildete und die Kultur Chinas nach Japan übermittelt hat, nunmehr seinen Stempel aufdrücken wird. Es ist daher Korea eine ähnliche Rolle zugetheilt, wie etwa dem Grenzlande Lothringen, das ursprünglich das Eindringen der Kultur aus dem Westen nach dem deutschen Rheingebiet vermittelte, dann im Laufe der Geschichte stets ein Streitgegenstand zwischen den west- und ostfränkischen Reichen und später zwischen Frankreich und Deutschland gewesen ist. Die Behauptung aber, daß Japan Korea seine Unabhängigkeit von China verschafft habe, ist der reine Hohn, denn Korea schloß schon in den siebziger Jahren selbständig Verträge mit mehreren fremden Staaten und dürfte damals thatsächlich unabhängiger von China gewesen sein als jetzt von Japan.

Ein gewaltiger politischer Aufschwung ist für Japan die hauptsächliche sofortige Frucht des Sieges, ein wirthschaftlicher wird wahrscheinlich die weitere Folge sein, denn als erste Großmacht Ostasiens und des nördlichen Theiles des Großen Ozeans wird es auch seinen wirthschaftlichen Einfluß über kleinere Staaten und Kolonien ausdehnen, zumal da die politische Expansionkraft eines Volkes meist auch die wirthschaftliche erzeugt. Für Korea wird Japan in dieser Beziehung maßgebend werden, für China ist eine bedeutende Ausdehnung des japanischen Einflusses zu erwarten, die Kolonien des nördlichen Großen Ozeans werden mehr und mehr mit Japan zu rechnen haben.

Am Meisten bedrängt dieses Anwachsen Japans die benachbarten russischen Besitzungen. Rußland hat seit Jahren gewünscht, anstatt des im Winter nicht eisfreien südlichsten Hafens seiner ostasiatischen Besitzungen, Wladiwostok, einen anderen zu erwerben, und es hat seinen Blick auf Gensan oder Wönsan und Port Lazareff in Nordostkorea geworfen. Durch die Ausdehnung des japanischen Einflusses über Korea ist die Erfüllung dieser Hoffnung in weitere Ferne gerückt; auch liegt es nahe, ein Bündniß Japans mit China gegen das Uebergreifen euro-

päischer Mächte anzunehmen. Wenn Rußland trotzdem sich zur Zeit darauf beschränkt hat, die Abtretung Liautungs an Japan zu verhindern, und, so viel bekannt ist, keine Forderung in Bezug auf eigenen Landerwerb in Korea zu stellen, so liegt die Ursache für diese verhältnißmäßig große Zurückhaltung wohl nur in der Aussichtlosigkeit eines Krieges in Ostasien, für den die Vollendung der sibirischen Eisenbahn eine unumgängliche Bedingung ist, der freilich aber auch nach ihrer Fertigstellung außerordentlich kostspielig und von sehr unsicherem Ausgang sein dürfte, da in den russischen Besitzungen der Amurprovinz und der Küstenprovinz sammt Sachalin nur 165 390 Menschen wohnen.

In zweiter Linie darf sich Spanien in Folge der Besetzung Formosas belästigt fühlen. Die Entfernung der Südspitze dieser Insel von der Nordspitze Luzons beträgt nur 350 Kilometer, kann also von einem 15 Knoten in der Stunde zurücklegenden Schiffe in 13 Stunden durchmessen werden, und Manila läßt sich von Tainan und Anping in Süd-Formosa aus in 36 Stunden erreichen. Daher ist der angebliche Anschluß Spaniens an den Protest der drei Großmächte verständlich. Etwas länger, nämlich 54 Stunden, etwas mehr als zwei Tage, braucht unter den selben Bedingungen ein japanischer Kreuzer, um die französischen Besitzungen an den Mündungen des Rothen Flusses in Tongking zu erreichen, und Dies mag außer der üblichen Heeresfolge, die Frankreich Rußland leistet, zur Erklärung des Anschlusses Frankreichs an den Schritt Rußlands gegen Japan dienen. Mit größerem Rechte hätte freilich England seine Stellung in Hongkong von Japan bedroht glauben und sich den Protestmächten zugesellen können, da die Entfernung von Anping nach Hongkong nur 600 Kilometer, also nicht mehr als eine volle Tagesfahrt, beträgt.

Statt Dessen hat sich Deutschland dem russisch-französischen Schritte gegen Japan angeschlossen. Dieser Anschluß wird mit dem Hinweis auf den nothwendigen Schutz des großen deutschen Handels mit China begründet, und es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Japaner bereits vor dem Kriege auf dem Wege waren, die europäischen Erzeugnisse, z. B. Zündhölzer, durch eigene billigere Fabrikate vom chinesischen Markte zu verdrängen; allein diesem Wettbewerb Japans werden die europäischen Kaufleute auch jetzt, und zwar wegen der wirthschaftlichen Zugeständnisse Chinas an Japan, in erhöhtem Maße ausgesetzt sein, ob nun Liautung japanisch ist oder nicht. Ob es aber richtig war, sich aus Handelsrücksichten die politische Freundschaft der aufkommenden neuen Großmacht, Japans, das sich gerade an Deutschland in vieler Beziehung eng angeschlossen hatte, zu verscherzen — was doch wohl zweifellos eintreten muß und voraussichtlich schon eingetreten ist — Das kann bei reiflichem Nachdenken billig bezweifelt werden.

Gießen. Professor Wilhelm Sievers.

# Spekulation.

Lassalle sagt in seinem Bastiat-Schulze von Delitzsch, nachdem er die gesellschaftlichen Zusammenhänge mit der „uralten orphischen Kette" verglichen, die alles Existirende mit einander verknüpfe: „Dieses Band der gesellschaftlichen Zusammenhänge, diese Kette, welche alle existirenden, unwißbaren Umstände mit einander verbindet, sie heißt in unserer merkantilischen Welt die — Konjunktur. Und das übernatürliche Rathen auf die Wirkung, welche diese unwißbaren Umstände hervorbringen werden, ist die — Spekulation." Daran ist nun Mancherlei unzutreffend. Vor Allem deckt die geistreiche linguistische Ableitung sich doch nicht mit dem Begriffe, den die kaufmännische Welt mit dem Worte Konjunktur verbindet. Nicht die Verknüpfung unwißbarer Umstände, vielmehr die Wirkung, die von den Umständen ausgeht, wird Konjunktur genannt. Auch kann da nicht durchweg von unwißbaren Umständen die Rede sein, sondern allgemein nur von unbestimmten, variablen Umständen, deren Veränderungen eben jene Wirkungen hervorbringen. Wo ausnahmelos erkenn- und meßbare Faktoren zusammenwirken, fällt die Ermittelung des Resultates in das Gebiet der mathematischen Berechnung. Das Konkurriren lediglich unwißbarer Umstände konstituirt den genau entgegengesetzten Fall, wo der Enderfolg weder durch Schließen erkannt noch auch metaphysisch geahnt, sondern wo nur schlechtweg darauf gerathen werden kann. Was mir an diesen lassallischen Ausführungen als tief begründet erscheint und weshalb ich sie auch im Eingange dieser Betrachtungen citire, ist die enge Verbindung, in die Lassalle hier Konjunktur und Spekulation bringt. In der That gehören Beide zusammen und man wird niemals einen klaren Begriff von der Bedeutung der Spekulation gewinnen, wenn man nicht das Wesen der Konjunktur erkannt hat.

Wenn der Güteraustausch sich so vollziehen könnte, daß schließlich Jedermann das Aequivalent seiner Leistungen erhielte, so würde Das gewiß der Gerechtigkeit am Meisten entsprechen. Ich zweifle, ob es jemals möglich sein wird, zu einem solchen Zustande zu gelangen. Auch glaube ich, daß die menschliche Gesellschaft sehr wohl einen gewissen Grad von Abweichung davon ertragen kann, ja, daß sie, wenn die Abweichung eine mäßige bleibt, in ihrer Entwickelung dadurch gefördert werden mag. Die Gesellschaft braucht immer einen Vorrath von Gütern, theils zu Zwecken der Reproduktion und der Cirkulation, theils zur Deckung des Konsums bis zur konsumfähigen

Herstellung neuer Waaren. Die Masse namentlich der dem erstgenannten Zwecke dienenden Güter — es gehören dazu auch Fabriken, Eisenbahnen, Schiffe u. s. w. — ist heute schon ungeheuer. Gesetzt, alle diese Güter und der Grundbesitz wären in den Händen eines Theiles der Gesellschaft und diesen Theil setzte das Einkommen daraus in den Stand, auch den naturgemäßen Zuwachs dieser Güter sich anzueignen, nicht aber darüber hinaus zu ersparen, so wäre doch damit für den Wettbewerb, für die Entwickelung der Individualitäten, für die Bethätigung vorschauender Fürsorge, gewiß ein weiter Spielraum geboten. Ich meine auch keineswegs, daß es wünschenswerth wäre, gerade bis zu solcher Entwickelung der Privatvermögen zu gelangen. Gewiß scheint mir nur, daß hiermit eine äußerste Grenze bezeichnet ist, jenseits von der, was einmal Vernunft gewesen sein könnte, Unsinn wird, und was Wohlthat, Plage. Gewiß scheint mir ferner, daß wir diese Grenze schon bedenklich überschritten haben. Die Masse des Renteneinkommens ist so groß, daß es auch nicht entfernt durch die höheren Lebensansprüche der Rentenempfänger und ihre möglichen Anlagen in Sachgütern absorbirt werden kann. Die Rentner stunden der Gesellschaft einen Theil ihres Einkommens, aber auf der anderen Seite besteht das Bestreben, auszukommen, sich nichts stunden zu lassen, — ein Bestreben, worin der Einzelne Erfolg haben mag, die Masse aber niemals Erfolg haben kann, weil eben die Rentner für jenes Restguthaben an die Gesellschaft weder Waaren noch Leistungen, die sich nicht in Waaren verkörpern, annehmen wollen. Die Waaren realisiren nicht ihren Produktionpreis, die Leistungen nicht ihr normales Entgelt. Einem Ueberschuß an Produkten stehen Massen von Menschen gegenüber, die gern konsumiren möchten. Eben so steht den zur Arbeit willigen Händen und Köpfen, die sich vergebens anbieten, Leihkapital gegenüber, das sich gern in produktives Kapital verwandeln möchte, wenn nur eine Aussicht wäre, die produzirten Waaren mit normalem Profit abzusetzen. Den Arbeitern wird häufig der Rath gegeben, zu sparen. Man darf sich fragen, wenn es denkbar wäre, daß sie auch nur einmal den Versuch machen könnten, diesen Rath in Masse zu befolgen, — woher dann erst mit den Renten, wohin dann erst mit dem überschüssigen Produkt?

Wie der hier kaum in den rohesten Umrissen angedeutete Zustand bis weit in die Reihen der Besitzenden hinein unerquicklich wird, wie er namentlich in der Sorge für die Existenz der Kinder bedrückend wirkt, keine Ruhe aufkommen läßt und zu nervöser Hast drängt, wie er Nachtheile und Gefahren selbst für Diejenigen bringt, die auf den ersten Anblick davon am Meisten begünstigt erscheinen, ist ein Thema ganz für sich; ich hoffe, es einmal behandeln zu können. Eben so ist hier auszuscheiden eine Erörterung darüber, welche die Ursachen sein mögen, die zu einer solchen Entwickelung

geführt haben, und ob sie nicht beseitigt werden könnten. Wir nehmen hier einmal an, der menschliche Geist sei nicht im Stande, die erste und tiefste Ursache jener Erscheinungen zu ergründen, nicht im Stande, eine Gegenwirkung zu ersinnen und in Vollzug zu setzen; man habe sich fatalistisch darein zu ergeben, wie ein in bestimmten Grenzen Zweckmäßiges, in etwas weiter gesteckten Grenzen immer noch wenigstens Haltbares, nämlich das Individualeigenthum mit Individualproduktion, an der eigenen Uebertreibung zu Grunde geht. Diesen Zustand aber als ein Gegebenes, Unabänderliches angenommen, ist doch gewiß, daß Alles, was geeignet sein mag, ihn zu verschärfen, als nachtheilig, alle Abwehr solcher Verschärfung als nützlich anzusehen ist.

Die Tendenz der Vermehrung der Privatvermögen, und unter diesen gerade der größeren, wird durch nichts so sehr verstärkt wie durch die Konjunkturen. Jede Konjunktur ist antisozial. Und doch giebt es, wie wir im Einzelnen noch sehen werden, solche, die der Gesetzgeber selbst in Verfolgung höherer Interessen herbeizuführen nicht unterlassen kann. Allgemein entstehen Konjunkturen durch größere Veränderungen des den Marktpreis der Waaren regulirenden Marktwerthes. Da der Marktwerth dem Produktionkostenpreise des letzten vom zahlungfähigen Konsum verlangten Waarenquantums entspricht, kann sein Steigen oder Fallen sowohl durch veränderte Produktivität der Arbeit als durch veränderte Nachfrage veranlaßt werden. Er kann ferner veranlaßt werden durch Veränderungen, die nicht in der Waare selbst liegen, sondern in jener allgemeinen Aequivalentwaare, die allen anderen Waaren als Werthausdruck dient, im Gelde. Alle diese, oft vielfach kombinirten und einander kreuzenden Veränderungen bewirken eine Verschiebung der Preise einzelner oder aller Waaren, und ist die Ursache kräftig oder andauernd genug, wird die Wirkung zur Konjunktur.

Es giebt Konjunkturen, die durch dem Menschen nicht unterworfene Naturkräfte bedingt werden, deren Ursachen also menschlicher Beeinflussung entrückt sind. Die meisten Rohprodukte unterliegen solchen Konjunkturen. Es ist keine politische, soziale oder kaufmännische Organisation denkbar, die es verhüten könnte, daß der Getreidebau der wichtigsten Produktionländer in einem Jahre alle Gunst des Himmels erfährt und daß in anderen Jahren die Wintersaat im Boden erfriert, der Rost die Körner erfaßt oder der Hagel die Halme zerschlägt, keine Organisation, die im Stande wäre, die Baumwollernte vor unzeitigem Regen zu bewahren oder die Maulbeerbäume vor dem Froste zu schützen. Ein anderes wichtiges Produkt, durch seine Lagerung in der Erde den atmosphärischen Einflüssen entzogen, wird als Waare dennoch davon berührt; der Konsum der Kohle zur Winterszeit, und zwar auch der industrielle, wird durch die Temperaturverhältnisse bestimmt. Rauchwerk ist in beiden Richtungen, in Produktion und Konsumtion, von dem Verlaufe

des Winters abhängig. Andere, außergewöhnliche Naturerscheinungen wirken mehr ins Allgemeine, wie zerstörende Elementarereignisse oder das anormale Zufrieren wichtiger Verkehrshäfen. Von menschlichen Einrichtungen sind sie gleichfalls unabhängig.

Es besteht eine andere Klasse von Konjunkturerregern, die mit der Zeit unschädlich zu machen der Mensch nicht ohne Hoffnung anstreben mag; allein es werden gewöhnlich schon große Konjunkturen entstanden sein, bevor das rechte Vernichtungmittel gefunden wurde. Ich nenne als Beispiele die Parasiten, wie die Reblaus und den Schmarotzerpilz der Seidenraupe. In die selbe Kategorie gehören manche Elementarereignisse, wie Hochfluthen, insofern als ihre, zwar selbstherrliche Macht, je nach Weisheit oder Verkehrtheit, von unserer Produktion abgelenkt oder gegen sie heraufbeschworen werden kann. Gehen wir nun zunächst zu den Konjunkturen über, die durch politische Ereignisse hervorgerufen werden, wie Krieg, Blokaden, Aenderung von Landes- und Zollgrenzen, Zahlung von Kontributionen. Hier können wir freilich nicht sagen, es sei nicht denkbar, daß die Konjunkturen, die aus Krieg und Allem, was damit zusammenhängt, hervorgehen, je vermieden werden; aber vorerst werden wir doch mit dem Kriege und seinen Begleitern als Ursachen von Konjunkturen zu rechnen haben. Mag auch bei diesen der Großbesitz momentan nominelle Einbußen erfahren: er gewinnt schließlich immer dabei; denn er ist in der Lage, rascher von den Wandlungen informirt zu sein, er hat die Mittel, je nach Umständen durch Abwarten oder Zugreifen die Konjunktur nach seinem Vortheile zu wenden, und geht in seiner Gesammtheit stets mit vermehrtem Einkommen daraus hervor. Aehnlich bei den vorher erwähnten Arten; der Großbesitz findet in jeder Konjunktur Gelegenheit, seine Attraktionkraft zu bewähren.

Es giebt nun eine andere Klasse von Ursachen der Konjunkturen, von der wir nicht einmal wünschen können, daß sie jemals aufhören sollte: die Erfindungen. Die dauernden Errungenschaften hieraus könnten, gewisse soziale Verbesserungen vorausgesetzt, der ganzen Menschheit zu Gute kommen. Dennoch wird die nächste Wirkung, die Konjunktur, sich immer als eben so antisozial erweisen wie die aus anderen Anlässen entstandene.

Minder Wichtiges übergehend, gedenke ich noch zweier großen Hauptgruppen, bei denen direkt menschliche Initiative wirkt. Bei der einen ruft gesetzgeberische That die Ursachen ins Leben, welche die Konjunkturen bedingen. Wäre auch das Bedenkliche dieser Unregelmäßigkeiten im Wirthschaftleben vollständiger und allgemeiner als heute gewürdigt, so würden doch immer Fälle eintreten, wo man darüber hinwegsähe, Neuerungen zu Liebe, von denen mit Recht oder mit Unrecht eine jenes Mißliche überwiegende Verbesserung erwartet wird. Namentlich in Zeiten sozialen Unbehagens, wo die Gesellschaft

einen krankhaften Zustand empfindet und den Sitz des Uebels tastend sucht, werden allerlei Doktoren sich bei ihr anmelden und Gläubige finden. Man greift zu ihren Kuren, wie sehr diese auch auf Nebensächliches gerichtet sind; je oberflächlicher, desto plausibler. Herrschte der Freihandel, so glaubt man, im Schutzzoll das Heil zu finden, und kann dann auch dieser nicht helfen, so wird der Kranke gewiß versuchen, sich wieder auf die andere Seite zu legen. Es wissen eben beide Aerzte mit Worten trefflich zu streiten, und wenn man sie so hört, haben beide recht. Der Fehler liegt in Dem, was sie verschweigen oder selbst nicht wissen. Jeder Uebergang von dem einen ärztlichen Regime zum anderen bewirkt aber eine ganz bedeutende Konjunktur. Und wie mit Freihandel und Protektionismus, so verfährt man mit Gewerbefreiheit und Zunftzwang, mit der Wahl unter den verschiedenen Systemen der Besteuerung, mit der Behandlung der Währungfragen u. s. w. Ich erinnere nur an die Konjunktur, die der an sich erwünschte Uebergang der preußischen Privatbahnen an den Staat bewirkt hat; ferner an die Kette von Konjunkturen, die von der sogenannten deutschen Münzreform ausgingen, eine Kette, deren wichtigstes Glied, die Revolution in den auf Geld lautenden Kontrakten, einen dauernden Einfluß auf die sozialen Verhältnisse äußert.

In die andere der beiden Hauptgruppen gehört die einzige Art von Konjunkturen, die, wäre nur erst das Verderbliche dieser Störungen allseitig erkannt, bei vorhandenem ernsten Willen beseitigt werden könnten: ich meine die künstlich hervorgerufenen. Auf diese werde ich noch zurückkommen. Die Betrachtung aller anderen Klassen hat uns darüber belehrt, daß einer Unzahl der verschiedensten Ursachen von Konjunkturen der Bestand in absehbarer Zeit, wo nicht durch höhere Gewalt für immer, gesichert ist. Wenn wir folglich mit der Konjunktur als mit einem permanenten Elemente zu rechnen und sie als ein soziales Uebel erkannt haben, so bleibt uns nur die Frage: giebt es ein Mittel, um den Einfluß dieses unabwendbaren Uebels abzuschwächen? Offenbar kann dieses Mittel nur ein solches sein, das geeignet ist, auf die Konjunktur vorzubereiten — weil unvermittelt Eintretendes am Verderblichsten wirkt — und ihren Umfang zu beschränken. Beiden Aufgaben gewidmet ist die Spekulation. Hierin liegt ihre Bedeutung und hier ist zugleich ihre Begrenzung gegeben. Spekulation ist Erforschen, Abwägen, Kombiniren und Beurtheilen der Umstände, die eine Konjunktur erwarten lassen und — dem Resultate dieser Verstandesoperation entsprechendes — Einrichten auf die Konjunktur. Alles, was dieser Definition nicht gemäß ist, wird nur mit Unrecht Spekulation genannt. So z. B. das Zusammentreten mehrerer Großhändler, um kraft ihres Entschlusses und mit Hilfe von allerhand Manövern in dem oder jenem Artikel eine Preisbewegung hervorzurufen. Solche Unternehmungen sind sogar der direkte Gegensatz von Spekulation, denn sie kommen nicht einer

natürlichen Konjunktur entgegen, sondern sie widerstreben ihr und vermehren dadurch bei endlichem Ausbruche ihre Heftigkeit. Oder sie wirken auch in gleicher Weise durch Uebertreibung einer Konjunktur. In vielen Fällen schaffen sie künstlich eine solche oder vielmehr deren zwei, da der Rückschlag dann naturgemäß und unaufhaltsam ist. Ferner verlangen solche Unternehmungen das Dunkel und oft wird dafür die Lüge zum beliebten Aktionmittel; die Spekulation dagegen beginnt eben, wie wir sahen, mit einem Erforschen, sie sucht und braucht also Wahrheit. Bei den „unwißbaren Umständen" Lassalles könnte sie weder ihren Zweck erfüllen noch gedeihen. Sie muß vielmehr wünschen, „die Summe der wißbaren Umstände" (von der übrigens Lassalle an anderer Stelle selbst spricht) stets vermehrt zu sehen. Am Besten wird uns dies Alles klar werden, wenn wir uns einmal Entwickelung und Verlauf von Konjunkturen in einem Großartikel vergegenwärtigen.

Es sind in einer Anzahl von Ländern große Eisenbahnbauten beschlossen worden oder man hat entdeckt, daß Eisen zu Konstruktionen, die vorher anderes Material erforderten, verwendet werden kann. Der Konsum von Eisen muß zunehmen. Ist keine Spekulation vorhanden, die Dies erkennt und sich darauf einrichtet, bestellen die Konsumenten erst im Augenblicke, wo der Bedarf thatsächlich eintritt, so wird dieser vergrößerte Bedarf den Vorrath rascher aufzehren, als er ergänzt zu werden vermag. Von jeder Waare muß behufs Regelung des Austausches ein Vorrath vorhanden sein, dessen nothwendige Menge sich bestimmt nach der Konsumtion und nach der Zeit, während welcher der Rohstoff sämmtliche Stadien der Produktion bis zur fertigen Waare durchläuft. Dieser Vorrath hat die Kanäle des Verkehres zu speisen. Läßt man ihn allzu sehr, vielleicht bis zur nahen Erschöpfung, vermindern, so wird schließlich ein drängender Begehr nach prompter Waare hervortreten. Die Produktion wird sich anstrengen, diesem Begehr genügen zu können. Angereizt durch hohe Preise, wird sie suchen, möglichst rasch und möglichst massenhaft Waare zu liefern; sie wird Einrichtungen dafür treffen, Arbeiter anstellen, und doch, — je fieberhafter diese Thätigkeit ist, desto weniger lohnend wird sie sein. Bis die Hauptmasse der neuen Waare marktfähig ist, wird sie bereits einen ganz veränderten Markt vorfinden. Eisenbahnunternehmen sind inzwischen ins Stocken gerathen, zum Theil, weil die starke Erhöhung des Eisenpreises alle Kalkulationen über den Haufen geworfen hat. Für gewisse Konstruktionen schien es nicht mehr rathsam, Eisen zu verwenden, nachdem es um so viel theurer geworden war. Dem Vorrathe wird weniger entzogen, während die Produktion ihre Massenzufuhr fortsetzt und ihn zuletzt überfließen macht. Der Preisrückgang wird eben so unvermittelt, so jäh und heftig eintreten wie vorher die Steigererung; und alles Schlimme, was damit zusammenhängt: Fallimente, Schließen von Werken, Entlassen von Arbeitern, wird große

Dimensionen annehmen. Besteht jedoch in dem Artikel eine rationelle Spekulation und wird sie bei ihrer Aufgabe durch eine ausgiebige, Wahrheit bietende Statistik unterstützt, dann wird der Verlauf der Konjunktur ein ganz anderer sein. Die Spekulation, fortwährend unterrichtet über die Größe des Vorrathes und über alle Veränderungen in der Leistungfähigkeit der Produktion wie in den Anforderungen der Konsumtion, wird der Entwickelung der Konjunktur folgen können und, wenn sie ihre Operationen ihr anpaßt, dadurch mäßig anregend oder dämpfend auf die Produktion einwirken, mit dem Erfolge, den Vorrath immer auf einer angemessenen Höhe zu erhalten. Die Preisveränderung wird in sehr viel engeren Grenzen bleiben; sie wird sich mehr allmählich entwickeln und wird deshalb auch in die Industrien selbst und in die Existenz der Fabrikanten, der Arbeiter, der Händler, keine gewaltsamen Verschiebungen bringen.

Ganz anders sind Verhalten und Einfluß jenes schon erwähnten Afterbildes der Spekulation, das man kurz als Pseudo-Spekulation bezeichnen könnte. Diese hat eine auf die Bestimmung der Preise nach ihrem eigenen Willen gerichtete Tendenz, mit Nichtachtung der Entwickelung der ausschlaggebenden Verhältnisse; sie hat Absichten und keine Einsichten. In dem zuerst erwähnten Falle, wo Eisen wegen vermehrter Verwendung einer Preiserhöhung zustrebt, wird ein Widersetzen gegen die Konjunktur zwar seltener sein, weil es ohnehin unbequemer ist, Verpflichtungen zur Lieferung einer besonderen Waare als solche zur Lieferung der allgemeinen Aequivalentwaare einzugehen. Immerhin kommt auch Das wohl vereinzelt vor. Aber weit häufiger machen konjunkturwidrige Bestrebungen sich im entgegengesetzten Falle geltend, wo verminderte Konsumtion oder eine Erfindung, die das im Produkt verkörperte Arbeitquantum reduzirt, eine Preisherabsetzung bedingen würde. Da giebt es Fabrikanten und Händler, welche die sich vollziehende Wandlung nicht sehen wollen, den Preis zu behaupten suchen und im Rückgang immer wieder auf Erholung hoffen. Man läßt sich nicht einmal mit dem Zurückbehalten und Aufspeichern von Waaren genügen; man will auch das Gewünschte erzwingen und kauft noch immer zu. Das schier Unglaubliche geschieht, daß Fabrikanten den Artikel ihrer eigenen Produktion in Massen auf dem Markte kaufen, obschon ihr Fabriklager übervoll davon ist.

Für das Uebertreiben einer Konjunktur ist wohl das bedeutendste Beispiel der Kupferring von 1887/88. Der Fall ist mir besonders gegenwärtig. Ich war damals selbst darauf aufmerksam geworden, daß die beginnende Einführung von Kupferdrähten für die telegraphischen Leitungen den Verbrauch von Kupfer erhöhte und daß dessen weitere Zunahme mit der Ausbreitung des Telephonwesens erwartet werden konnte. Da ich überzeugt war, daß ich Das mit gutem Gewissen empfehlen dürfe, hatte ich einige erste frankfurter Firmen zu bestimmen gesucht, eine Erweiterung des Marktes,

wie sie für diesen Platz, seiner besonderen Situation wegen, ein Bedürfniß ist, durch Aufnahme der Rio-Tinto-Aktien zu bewirken. Diese Kupferbergwerk-Aktien standen damals 198 Francs für 250 Francs Nominal. Mein Vorschlag fand keinen Anklang und ich dachte nicht weiter daran, verreiste auch zufällig acht Tage später. Als ich nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückkehrte, fand ich, daß eine Bewegung in Kupfer und Kupfer-Aktien von Paris aus bereits im Gange war. Dort hatte der Direktor der société des métaux auf die, aus der Statistik schon ersichtliche, Abnahme der Vorräthe hin nicht etwa sich entschlossen, sein Institut durch Vorauskäufe ordentlich mit Kupfer zu versehen, was eine rationelle Spekulation in seiner Sphäre gewesen wäre, oder meinetwegen auch Kupferbergwerk-Aktien einfach, der sich ankündigenden Konjunktur wegen, zu kaufen, sondern er hatte den Plan gefaßt, die ganze Kupferproduktion der Erde unter die Kontrole eines mächtigen Konsortiums zu bringen und den Konsumenten den Preis zu diktiren. Für dieses abenteuerliche und gemeingefährliche Projekt fand er Unterstützung in hohen und höchsten Finanzkreisen. Der Kupferpreis war in London damals 38 Pfund Sterling per Tonne. Wäre er durch einfache spekulative Käufe allmählich auf etwa 44 bis 45 Pfund Sterling gebracht worden, so mochte dieser Preis schon genügen, um eine Zunahme der Produktion, entsprechend dem vermehrten Verbrauch, zu bewirken. Das Erträgniß der Rio-Tinto-Gesellschaft wäre auch bei diesem Preise wohl schon genügend gewesen, um unter damaligen Verhältnissen einen Kurs von 300 Francs für die Aktien zu rechtfertigen. Aber so billig that man es nicht. Unter den Augen der französischen Behörden, die das vernünftige Gesetz gegen accaparements zum toten Buchstaben werden ließen, begann ein Aufkaufen von Kupfer und Kupfer-Aktien, womit in wenigen Monaten der Preis von Kupfer auf über 80 Pfund Sterling, der Kurs der Rio-Tinto-Aktien auf über 600 Francs gewaltsam getrieben wurde. Der ganze Handel in Kupfer war desorganisirt. Ruhige Kaufleute konnten bei dem toll steigenden Preise nichts mehr auf Lager nehmen. Verkauften sie zuerst, um doch mit der Kundschaft nicht außer Verbindung zu kommen, so rechneten sie ohne die Kraft und Gewaltthätigkeit des Gegners, bei dem es sich bald schon um einen Kampf aufs Aeußerste, um Sein oder Nichtsein, handelte. Auch in die Industrien, die Kupfer verbrauchen, wurde schwere Schädigung und manchmal Verderben gebracht. Vernünftig und konsequent war das Verhalten der großen industriellen Konsumenten in England, die alsbald beschlossen, nur das Allernothwendigste von Kupfer zu kaufen und ihre Betriebe lieber einzuschränken. Dieser Einschränkung des Konsums gesellte sich eine Vermehrung der Produktion zu. Denn wenn auch die société des métaux den Minen, deren ganzes Erträgniß sie für eine Reihe von Jahren übernahm,

die Förderung vertragsmäßig begrenzte, so hatte sich doch eine Anzahl großer Minen nicht mit ihr eingelassen, und diese förderten denn nach Kräften. Hätte die société des métaux aber auch diese Bergwerke kontrolirt, so würde sie doch die Eröffnung neuer Minen auf der weiten Erde nicht haben verhindern können. Die Gesellschaft kaufte im Markte und übernahm die kontraktmäßigen Lieferungen, so lange Geld und Kredit reichten. Als es damit zu Ende war, schloß zuerst die société des métaux ihre Schalter und ihr engster Alliirter, das comptoir d'escompte, folgte ihr nach. Daß eine ruhige und mäßige Besserung des Kupferpreises damals den Verhältnissen entsprochen haben und ohne den gewaltsamen Eingriff des Kupfersyndikates auch eingetreten sein würde, hat sich inzwischen gezeigt, denn in diesen Jahren, die einen Rückgang fast sämmtlicher Waarenpreise sahen, ist Kupfer nicht unter 38 Pfund Sterling zurückgegangen, woraus hervorgeht, daß die allgemeinen Ursachen, welche die Waarenpreise senkten, beim Kupfer ein Gegengewicht an dem erhöhten Verbrauch gefunden haben. Der Nullpunkt der Bodenrente im Kupferbergbau war dadurch hinausgerückt. Jetzt ist der Kupferpreis 44 Pfund Sterling, wobei freilich schon wieder Bestrebungen nach Kartellirung der Produktion im Spiele zu sein scheinen, die doch nur Unheil bringen könnten und hoffentlich fehlschlagen werden.

Das ganz willkürliche Schaffen einer Preiskonjunktur erleben wir jetzt am Petroleum. Die antisemitische Partei im Reichstage konnte sich da einmal ein wirkliches Verdienst erwerben, wenn sie ihre Interpellation aus Anlaß der Preistreiberei in Petroleum ernsthaft behandelt hätte. Aber die Herren können eben nicht aus der Rolle fallen, und so lief das Ganze doch nur wieder auf die Pflege ihres edlen Sports, der Judenhetze, hinaus, wiewohl hier der Jude geradezu bei den Haaren herbeigezogen werden mußte. Die Allianz zwischen amerikanischen und russischen Petroleumfürsten ist jedenfalls nicht zu Stande gekommen; ob Rothschild sich mit den Amerikanern eingelassen hatte, bleibt ungewiß. Aber auch ein wirkliches Unrecht Rothschilds in solchem Falle dürfte doch nicht „den Juden" zur Last gelegt werden. In übergroßer Macht liegt immer ein Anreiz zum Mißbrauch. Wie die Fugger und andere Patrizier ihre Macht zur Bewucherung des Volkes durch Aufkaufen ausgenützt haben, darüber kann man ja aus einer so unverdächtigen Quelle wie Janssens Geschichte des Deutschen Volkes Belehrung schöpfen. Auf alle Fälle ging die Sache von Amerika aus, wie denn die Vereinigten Staaten als die klassische Stätte solcher Ringe, als das Heimathland dieser herrlichsten Frucht der Kapital-Assoziation, anzusehen sind. Der Mann, der systematisch und erbarmunglos alle kleineren Betriebe vor die Wahl gestellt hat, entweder sich ihm zu fügen oder ruinirt zu werden, der Mann, der dann die gewonnene Macht benutzen will, den Konsumenten das Fell über

die Ohren zu ziehen, Herr Rockefeller, ist ein guter Christ und wird wohl, wie die meisten Amerikaner seines Schlages, recht fleißig mit dem Gebetbuch zur Kirche wandern. Was der antisemitische Reichstagsredner unterlassen hat, möchte ich von dieser Stelle aus thun, nämlich einen positiven Vorschlag zur Bekämpfung jener monopolistischen Bestrebungen machen. Ich will hiermit die Bildung einer großen Liga der Petroleum-Konsumenten anregen. Als erstes Kampfmittel hätte die freiwillige Beschränkung des Petroleumverbrauches zu gelten. Dann sollte durch eine Fünfpfennig-Subskription ein Fonds geschaffen werden, um daraus möglichst große Preise für Erfindungen auszusetzen, die eine geringere Verzehrung von Petroleum in Lampen und Kesseln ermöglichen würden. Wäre man einmal so weit, den verbleibenden Bedarf aus anderen Quellen decken zu können, so müßte das Oel der Standard oil company gänzlich boykottirt werden. Geht Herr Rockefeller auf die Schädigung der Konsumenten aus, so werden diese sich am Wirksamsten schützen, wenn sie seine Standard oil company und, wenn möglich, ihn selbst zu Grunde richten.

Bei den Machenschaften des Oeldespoten ist es zum Glück handgreiflich, daß sie allgemeine Interessen verletzen, und die Abwehr würde deshalb überall sympathisch begrüßt werden. Sonst aber ist es nicht zu verkennen, daß ähnliche Bestrebungen vielfachen Vorschub erhalten durch ein weit verbreitetes, auch von Regirenden und Parlamentariern gehegtes Vorurtheil für hohen Stand der Preise, als ob dieser die allgemeine Prosperität begünstige oder ein Anzeichen dafür bilde. Und doch hat diese Meinung eben so wenig Boden wie die entgegengesetzte, wonach in der absoluten Billigkeit der Waaren ein Grund allgemeiner Wohlfahrt liegen soll. Nicht ob sie hoch, noch ob sie niedrig sind, sondern ob sie den Produktionkostenpreisen (Kapitalauslage plus Durchschnittsprofit) entsprechen und ob, bei Unvermeidlichkeit der Rentenlasten, die produzirenden Klassen wenigstens nicht noch über diese hinaus verkürzt werden, entscheidet für das Angemessene der Waarenpreise.

Wenn die Spekulation sich übernimmt, so veranlaßt sie ein Anwachsen des Vorrathes über das Maß des Nothwendigen hinaus. Dies kann z. B. auch bei Brotfrüchten vorkommen. Bei diesen muß der Vorrath zur Regelung des Austausches ein Quantum enthalten, das hinreicht, um den Konsum bis zum Einbringen der nächsten Ernte zu befriedigen und gegen solche Ausfälle an dieser Ernte, wie sie die Erfahrung schlimmsten Falles als möglich erscheinen läßt, zu sichern. Bei fortschreitender Saison kann, je nach den Aussichten, dieser Vorsichtantheil des Vorrathes allmählich vermindert werden. Mißachtet die Spekulation diese Gesetze der Regulirung des Vorrathes, läßt sie ihn über Gebühr anwachsen, so wirkt sie eben so schädlich wie das konjunkturwidrige oder eine Konjunktur bewußt erzwingende Aufkaufen, das mit

Recht als Kornwucher gebrandmarkt worden ist. Die Rolle der Spekulanten übernehmen dann die Händler, die im entgegengesetzten Sinne operiren, d. h. auf einen Rückgang der Preise rechnen. Hier komme ich denn auf die meistgeschmähte Gattung von Spekulation zu sprechen, auf die Baissespekulation oder Kontremine. In den Augen Vieler erscheint die Kontremine als die Verkörperung des bösen Prinzips im Verkehrsleben, als Umstürzler und Untergraber des öffentlichen Wohlstandes. Eine überaus naive Anschauung, die ihre Quelle in dem selben Vorurtheile für hohe Preise hat, das ich bereits erwähnte. Es hängt ganz von den Umständen ab, welche der beiden spekulativen Richtungen gerade als dem allgemeinen Interesse dienlich zu erachten ist. Doch will ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, gleich das Folgende bemerken. Sollte es — z. B. im Getreidehandel — vorkommen, daß zu gewissen Zeiten, um die Produzenten bei ihren Verkäufen zu beeinflussen, von Großhändlern ein Preisdruck geübt würde, so hätten die Produzenten allen Grund, sich hiergegen zu wehren. Das geplante Centralinstitut für landwirthschaftlichen Kredit wird es ihnen ja erleichtern können, in solcher Zeit künstlichen Preisdruckes ihre Waare zurückzuhalten. Nur werden sie sich hüten müssen, in jedem Preisrückgang einen künstlichen Preisdruck zu sehen. Auch wird die Leitung jenes Instituts alle Vorsicht zu üben haben, damit nicht aus dem Abwarten ein Aufspeichern werde, das für die Konsumenten, für die Volkswirthschaft im Allgemeinen und schließlich für die Produzenten selbst, sich als verderblich erweisen würde.

Eine besondere Art von Objekten, in denen ein umfangreicher Handel stattfindet, die Fonds und Aktien, unterliegen eben solchen Preiskonjunkturen wie die Waaren, und Alles, was hier von der Spekulation in Waaren gesagt worden ist, findet entsprechende Anwendung auch auf die Spekulation in Inhaberpapieren. Nur ist zu beachten, daß der Werth dieser Papiere sich in anderer Weise bestimmt als der Waarenwerth. Der Werth der Inhaberpapiere ist ihre kapitalisirte Rente. Die Rente selbst ist Veränderungen unterworfen, nicht nur bei den Aktien, sondern zuweilen auch bei den Fonds, — durch Steuerabzüge, Zinsreduktionen oder auch durch allmähliche Aufbesserungen nach größerer Reduktion. Eben so ist der Satz veränderlich, zu dem die Kapitalisirung erfolgt. Im Allgemeinen wird er von den Veränderungen der Durchschnittsprofitrate in Industrie, Handel und Landwirthschaft beeinflußt, doch ohne daß die Bewegung parallel wäre. Aber im Besonderen vollziehen sich wieder Veränderungen, weil bei den einzelnen Kategorien die maßgebenden Verhältnisse bald eine größere, bald eine geringere Risikoprämie bedingen. Alle diese Veränderungen bewirken Konjunkturen. Eine Spekulation im wahren Sinne, die diese Konjunkturen rechtzeitig erkennt, kann dem Nationalwohlstande manchen Nutzen bringen und manchen Schaden

abwenden. Ich will nur wenige Beispiele anführen. Für Vereinigte Staaten-Bonds während des Bürgerkrieges und nach diesem, für egyptische Papiere nach der Niederwerfung Arabi Paschas war die in der Rente enthaltene Risikoprämie sehr hoch, höher, als erforderlich gewesen wäre. Daß Dies von der deutschen Spekulation erkannt wurde, hat das Nationaleinkommen beträchtlich erhöht. Dagegen waren vor wenigen Jahren die Kurse einer Anzahl von fremden Staatspapieren auf einen Stand gebracht worden, bei dem ihre Rentabilität nur noch eine sehr unzulängliche Risikoprämie einschloß. Dadurch war nicht nur ein solches Uebermaß von diesen Papieren ins Land gekommen, daß der Markt für einheimische Fonds eingeengt ward, sondern der verhältnißmäßig billige Zins, zu dem sie ihre Anleihen unterbringen konnten, hat die Lage der Schuldner direkt verschlechtert. Denn es wurden Gelder zu unproduktiven Zwecken aufgenommen, Vieles wurde verschleudert, ja geradezu veruntreut. Nachdem es für jeden halbwegs Einsichtigen längst klar geworden war, wohin die Finanzwirthschaft jener Staaten führen müsse, sind noch die höchsten Kurse für deren Papiere behauptet und, hierdurch begünstigt, sind immer größere Mengen davon in Deutschland abgesetzt worden. Das große Publikum glaubt nur den Kursen. Mögen Zeitungmittheilungen von Monat zu Monat die Verschlechterung der Finanzlage eines Staates konstatiren —: der Eindruck wird verwischt, wenn es einer interessirten Gruppe gelingt, den Kurs zu behaupten oder gar noch zu erhöhen. Erst wenn der Kurs ins Wanken geräth, beschäftigen sich die Leute mit jenen Mittheilungen, die sie früher nicht der Beachtung werth hielten. Wenn in der Zeit, von der ich sprach, an den deutschen Börsen eine Spekulation bestanden hätte, die dem Publikum durch ihre Operationen eine zeitige Warnung geben konnte, also in diesem Falle eine Baisse-Spekulation, so würden Hunderte von Millionen, und zwar gerade vorwiegend dem deutschen Mittelstande und den kleinsten Kapitalisten, erspart geblieben sein. Freilich konnte damals bei der Entwickelung, die die Machtverhältnisse an den Börsen und die Organisation des deutschen Effektenhandels genommen haben, eine solche Spekulation schon nicht mehr bestehen. Ist überall schon der Mittelstand um seiner selbst willen zu erhalten, so kommt für den Mittelstand an der Börse die Erwägung hinzu, daß sein Bestehen dem Schutze der mittleren Klasse im Ganzen dient.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.

# Neue Konduitenlisten.

Friedrich der Große ließ sich alljährlich am ersten Januar „Konduitenlisten" einreichen. „In solche Listen soll zugleich gesetzt werden, ob der Offizier ein Säuffer ist, ob er guten Verstand und einen offenen Kopf hat oder ob er dum ist." An die Stelle dieser Konduitenlisten sind im Jahre 1848 die „Qualifikationberichte" getreten; sie werden von den Regimentskommandeuren alle zwei Jahre dem Militärkabinet eingereicht. Aber nur der Name hat sich geändert; die Qualifikationberichte haben den selben Zweck wie die Konduitenlisten: Rechenschaft abzulegen über die dienstliche Befähigung und private Lebensführung des Offiziercorps.

Diese Berichte sind vor einiger Zeit im Reichstag als der Reform bedürftig bezeichnet worden. Sie sind es wirklich. Man vergleiche Zeit und Heer Friedrich des Großen mit unserer Zeit und unserem Heer; was in jenen kleinen Verhältnissen sehr einfach sein mochte, heute ist es eine der größten Schwierigkeiten: die gründliche Kenntniß und Werthschätzung des Offiziercorps. Für die Armee ist es daher eine der wichtigsten Fragen, in welcher Weise die Qualifikationberichte geschrieben werden; ob sie regelmäßig, zu einem bestimmten Termin, eingefordert, ob sie von einem Regimentskommandeur an den anderen abgeliefert werden, ob sie Jedermann zugänglich oder geheim sind: das Alles sind Fragen von einschneidender Bedeutung. Von ihnen hängt nicht nur die richtige Beurtheilung des Offiziercorps und damit dessen Qualität ab, sondern auch die persönliche Sicherheit und die Existenz der einzelnen Offiziere. Ist die richtige Beurtheilung eines Menschen an sich schon eine schwere Aufgabe, so wird sie es noch mehr für einen Vorgesetzten gegenüber seinen Untergebenen. Ungerechtigkeiten werden in einem so großen Offiziercorps nie ganz beseitigt werden können. Es kann also nur davon die Rede sein, ob die Qualifikationberichte im Allgemeinen ein richtiges Bild von dem Gesammtcharakter des Offiziercorps geben.

Wenn der Regimentskommandeur nach Uebernahme des Regiments in der Lage sein soll, sich von vorn herein ein richtiges Urtheil über seine Offiziere zu verschaffen, so ist die erste Bedingung die, daß er ihnen gegenüber vollständig von Vorurtheilen frei ist. Da er nun aber in den Qualifikationberichten seines Vorgängers fertige Urtheile vorfindet, ist diese Vorurtheilslosigkeit a priori ausgeschlossen. Denn daß er diese Berichte zunächst zu der Grundlage macht, auf die er sein eigenes Urtheil aufbaut, darf wohl als selbstverständlich angenommen werden. Man muß doch stets in Betracht ziehen, daß der Regimentskommandeur mit etwa fünfzig Offizieren zu rechnen hat. Er mag dann nachher noch so sehr bestrebt sein, sich von seinem Vorgänger zu emanzipiren, ganz wird ihm Dies wohl nie gelingen. Semper aliquid

haeret. Ein Regimentskommandeur, der ein festes Urtheil vorfindet, ist also naturgemäß dem Offiziercorps gegenüber in einer ganz anderen Lage als derjenige, der sich selbst erst ein neues Urtheil bilden muß. Nur dieser wird unbedingt gezwungen sein, durch allerpersönlichste Fühlung mit dem Offiziercorps dieses kennen zu lernen. Das läßt sich heutzutage sehr gut beobachten. Regimentskommandeure, die außer bei dienstlichen oder besonders festlichen Gelegenheiten mit ihren Offizieren häufiger zusammenkommen, sind seltene Erscheinungen. Die meisten Kommandeure pflegen sich darauf zu verlassen, daß sie ihr Offiziercorps schon mit der Zeit kennen lernen werden. Das mag ja auch im Allgemeinen der Fall sein; und dennoch, — wie viele schiefe oder auch ganz verkehrte Urtheile müssen da unterlaufen!

Wenn ein Regimentskommandeur kurz vor dem Termin für die Qualifikationberichte das Regiment übernimmt, ist er unbedingt gezwungen, sich auf seinen Vorgänger zu verlassen. Das hat nun bedeutende Nachtheile. Zunächst: hat sich der Vorgänger geirrt, so wird dieser Irrthum ohne Weiteres übertragen. Zweitens: wenn dieser Irrthum später eingesehen wird, muß der Regimentskommandeur nicht blos das Urtheil seines Vorgängers, sondern auch sein eigenes umstoßen. Und daß er Das nicht gerade gern thun wird, leuchtet doch ein. Es wird nie ganz leicht sein, ein Urtheil, das sich schon durch mehrere Berichte hindurch behauptet hat, zu modifiziren oder gar ganz umzustoßen. Das aber sollte möglich und leicht möglich sein.

Die Berichte sollen bewirken, daß man an oberster Stelle Einblick in die Eigenschaften des Offiziercorps gewinnt. Das ist aber doch nur dann möglich, wenn man oben die gesammten Berichte, die über den Einzelnen eingereicht werden, kontroliren kann. Diese Kontrole würde durch das Vergleichen der Berichte ermöglicht werden. Wenn nun aber ein Regimentskommandeur die Urtheile seines Vorgängers im Wesentlichen adoptirt, kann doch von einem fruchtbaren Vergleich keine Rede sein. Nur wenn jeder Kommandeur unabhängig von seinem Vorgänger berichtet, wird sich eine für die Kontrole nothwendige Differenz der Urtheile ergeben. Und nur wenn jeder Kommandeur gezwungen ist, sich seiner eigenen Natur zu überlassen, können die Berichte maßgebend und von wahrhafter Bedeutung sein.

Der wichtigste Punkt aber ist der, daß die Berichte geheim sind. Das wirkt sehr ungünstig auf die Beurtheilten. Man fühlt sich dem Kommandeur sozusagen auf Gnade und Ungnade überliefert. Ob Dies nun wirklich der Fall ist, kommt nicht so sehr in Betracht wie die Thatsache, daß man eben das Gefühl hat. Gewiß: der Regimentskommandeur entscheidet überhaupt über die Karriere seiner Offiziere. Aber durch die geheime „Konduite“ wird ein Gefühl der Unsicherheit erregt, das nicht vortheilhaft wirken kann.

Ich bin auf diese Gedanken erst gekommen, als ich die mancherlei

Folgen, die durch unser heutiges System der Qualifikationberichte hervorgerufen werden, beobachtet hatte. Ich sagte mir: daß der Regimentskommandeur heute eine ganz außerordentliche Gewalt besitzt, ist unzweifelhaft. Daß diese Gewalt dem Offiziercorps gefährlich werden kann, läßt sich nicht leugnen. Wie ist es möglich, das Offiziercorps davor zu bewahren, daß es von der Macht des Regimentskommandeurs erdrückt werde? Nach meiner Ansicht ist Dies nur möglich, wenn das System der Qualifikationberichte entweder geändert oder beseitigt wird. Im ersten Falle dürfte kein Regimentskommandeur dem Nachfolger irgend welche Urtheile überliefern. Niemals dürfte ein Regimentskommandeur früher als ein Jahr nach Uebernahme des Regiments Berichte zu machen gezwungen sein. Und schließlich müßte jeder Offizier wenigstens einige Kenntniß von dem über ihn geschriebenen Bericht erhalten, damit er sich danach richten kann. Das Beste wäre freilich, wenn überhaupt keine regelmäßigen Berichte über Offiziere erstattet würden, sondern nur bei besonderen Veranlassungen. Denn erstens glaube ich nicht, daß irgend ein Militärkabinet im Stande ist, sich auf papiernem Wege ein unbefangenes Urtheil über 20 000 Offiziere zu verschaffen. Das Bild, das auf diesem Wege entsteht, wird stets tendenziös gefärbt sein. Ein Bericht bleibt ein Bericht. Das Papier drängt sich sozusagen zwischen die Personen und raubt ihnen die unmittelbare Fühlung. Diese Berichte sind ein Anachronismus. Schon weil sie geheim sind. Das paßt weder zu dem Charakter unserer Zeit noch zu dem unseres Offiziercorps, das auf eine große Vergangenheit selbstbewußt zurückschaut. Alles drängt heute auf Oeffentlichkeit hin, auf der die Möglichkeit der Verständigung und des Vertrauens beruht. Gerade weil die militärische Disziplin so hohe Anforderungen an die Unterordnung des Offiziers stellt, darf man dem Offizier nicht verschweigen, wie man über ihn urtheilt. Die Organisation des preußischen Heeres unter Friedrich dem Großen war gewiß bewundernswürdig und in Bezug auf die Selbständigkeit der Unterführer für immer mustergiltig. In dieser Hinsicht sind wir bereits bedenklich von jenen Normen abgewichen. Was ist aus der früheren Selbständigkeit des Compagniechefs geworden? Die Qualifikationberichte aber, die wir aus jener Zeit entnommen haben, wirken heute lähmend auf Selbstbewußtsein und Initiative des Offiziercorps. Es ist nicht mehr der alte Geist in ihm. Man frage nur unter den Offizieren herum. Sie fühlen sich nicht mehr sicher, sie wissen nicht, was über sie bestimmt ist und ob sie morgen noch im Dienst sein werden. Auf dem Gefühl seiner Sicherheit aber beruht das Vertrauen des Offiziers, auf seinem Vertrauen seine Hingebung, sein Pflichtgefühl. Das Offiziercorps ist das Fundament des Heeres, wenn es wankt, wankt der ganze stolze Bau.

Hauptmann a. D. Georg von Forell.

# Die sozialwissenschaftliche Vereinigung.

„Die deutschen Universitäten haben sich eine Ehrenstellung nicht blos in ihrem Vaterlande errungen; die Augen der civilisirten Welt sind auf sie gerichtet . . . Eine solche Stellung kann durch einen falschen Schritt leicht verloren, aber schwer wiedergewonnen werden.“ (Hermann von Helmholtz in seiner Rektoratsrede „Ueber die akademische Freiheit“, Berlin, 15. Okt. 1877.)

In den Augen mancher Leute ist Jeder, der sich mit der sozialen Frage befaßt, ein Sozialdemokrat. Eine solche Seltsamkeit des Urtheils hat sich in der letzten Zeit besonders peinlich in der Person des Abgeordneten Freiherrn von Stumm verkörpert, der im Reichstage Professoren der Nationalökonomie und Studirende, die sich mit den Sozialwissenschaften beschäftigen, scharf angegriffen hat. Herr Geheimrath Professor Adolph Wagner ist diesen Angriffen hier entgegengetreten und hat sie, so weit sie gegen die Professoren gerichtet waren, völlig entkräftet. Nur die Angelegenheit der „sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung“ zu Berlin hat er noch nicht ganz aufgeklärt, da er nicht genügend darüber orientirt war. Er hat an dieser Stelle gesagt, eine Darstellung der Angelegenheit von unterrichteter Seite sei erwünscht. Deshalb will ich versuchen, im Namen meiner Kommilitonen (ich war Vorsitzender der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung) eine solche Darstellung zu geben.

Seit Oktober 1893 bestand an der berliner Universität die „sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung“, die den Zweck hatte, die Studirenden aller Fakultäten in die wichtigsten und allgemein interessanten Gebiete der Nationalökonomie und der sozialen Bewegung einzuführen. Die Vereinigung wollte einen durchaus neutralen Boden für die Anhänger aller Richtungen abgeben und lehnte deshalb nach § 3 ihrer Satzungen jegliche Stellungnahme zu politischen Fragen ab. Die bisherige Entwickelung der Vereinigung rechtfertigte die Erwartungen Derjenigen, die in ihr eine unparteiische Stätte zur Belehrung über soziale Fragen suchten, vollkommen. Einmal wöchentlich hielt ein Vereinsmitglied einen Vortrag; sechsmal im Semester sprachen Professoren oder Männer, die im öffentlichen Leben Bedeutung haben; zwischen den einzelnen Mitgliedern liefen Lesemappen um, die die wichtigsten sozialpolitischen Zeitschriften enthielten; von Zeit zu Zeit wurden Fabriken, Wohlthätigkeitanstalten und andere Institute, die ein soziales Interesse beanspruchen, besichtigt; und außerdem hatten sich drei Unterabtheilungen gebildet, die den Zweck hatten, den einzelnen Mitgliedern eine intensivere wissenschaftliche Beschäftigung mit spezielleren Fragen zu ermöglichen: eine Gruppe für soziale Hygiene, eine Gruppe für soziale Psychologie und eine Gruppe für Nationalökonomie. Vielleicht sind einige Beispiele für die Art und Weise der Thätigkeit in der Vereinigung am Platze. An großen Vortragsabenden sprachen u. A. die Herren: John Elliot Massachusets über „Gefängnißwesen in Amerika“, Dr. Jastrow über „soziale formen im Steuerwesen“, Dr. K. v. Mangoldt über die „städtische Wohnu frage“, Professor Dr. Sering über die „Arbeiterbewegung in England Deutschland“, Dr. Simmel über „Psychologie des Sozialismus“, Professor Max Weber (jetzt in Freiburg) über „die landwirthschaftliche Arbeiterfra Von Vereinsmitgliedern wurden u. A. folgende Themata behandelt: Gew

betheiligung; Ländliche Kreditgenossenschaften; Geschichte der sozialistischen Utopien; Das Eigenthum in der Rechtsphilosophie; Ueber den ökonomischen Materialismus; Die Reform des Darwinismus durch Weismann und die Soziologie.

Aus dem Angeführten wird jeder Unparteiische ersehen, in welcher Weise die sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung ihr Ziel, den Mitgliedern Belehrung über Gegenstände der Nationalökonomie und Sozialwissenschaft zu bieten, zu erfüllen suchte. So haben sich denn auch die Herren Professoren der Nationalökonomie insgesammt höchst anerkennend über die Vereinigung ausgesprochen, als plötzlich, kurz vor einem vom Herrn Professor Schmoller angekündigten Vortrage über die englischen Gewerkvereine, ein Ereigniß eintrat, das die Auflösung der Vereinigung zur Folge hatte. Nach den Satzungen der Vereinigung konnte jeder akademische Bürger der Friedrich Wilhelms-Universität durch Einzeichnung in die Mitgliederliste Mitglied der Vereinigung werden. Allerdings waren seit einigen Wochen Stimmen laut geworden, die nach einer Aenderung des Aufnahmeparagraphen verlangten. So war denn seit dem Juli v. J. der Gebrauch eingeführt worden, daß über Neugemeldete erst abgestimmt wurde, bevor sie aufgenommen wurden. Da aber noch viele andere Satzungänderungen vorzunehmen waren, so wollte man mit dem nothwendigen Bericht an die Behörden über die erfolgte Aenderung so lange warten, bis alle Aenderungen erfolgt seien. Dies sollte am vierten Dezember vorigen Jahres geschehen sein und es war zu diesem Zwecke (was sonst nie vorkam) eine rein geschäftliche Sitzung einberufen worden. In dieser Sitzung erschien nun plötzlich eine große Menge der Mitglieder des „Vereins Deutscher Studenten", die sich zum Eintritt in die sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung meldeten. Ich sagte den Herren, daß sie nicht sofort aufgenommen werden könnten, da über ihre Aufnahme erst abgestimmt werden müsse; auch sei es wohl unbillig, zu verlangen, daß wir völlig fremde Herren zu einer geschäftlichen Sitzung zulassen sollten. Leider mußte die Abstimmung mit vielen anderen Punkten der Tagesordnung schließlich der vorgerückten Zeit wegen vertagt werden. Drei Tage darauf erhielt ich eine Vorladung vor den Universitätrichter, der mir bedeutete, die neugemeldeten Herren vom „Verein Deutscher Studenten" müßten nach den rechtsgiltigen alten Satzungen (die neuen seien noch nicht genehmigt) sämmtlich aufgenommen werden. Die Herren hatten sich also, ohne uns vorher davon zu benachrichtigen, an die akademischen Behörden gewandt; dieses Verfahren ließ uns ihre Aufnahme nicht als erwünschter erscheinen.

Am zehnten Dezember fand eine außerordentliche Sitzung der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung statt, in welcher über den Befehl des Richters verhandelt wurde. Vor der Abstimmung hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß die sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung nach einer offenen Widersetzlichkeit gegen die akademischen Behörden ihrer Auflösung gewärtig
a müsse, hatte aber gleichzeitig bekannt gegeben, daß der Universitätrichter,
rr Geheimer Regirungrath Daude, geäußert habe: da gegen die Vereinigung
chaus nichts vorläge, könne sie sich nach einem oder zwei Semestern wieder
thun; oder man könne auch sogleich einen neuen Studentenverein zu sozial-
senschaftlichen Zwecken mit anderem Namen und auf mehr korporativer Grund-
schaffen. Der alte Verein beschloß einstimmig die Auflösung; und noch am
en Abend wurde ein „akademisch-sozialwissenschaftlicher Verein" gegründet,

dessen Satzungen am folgenden Tage dem Rektor der berliner Universität, Herrn Professor Pfleiderer, eingereicht wurden. Wie erstaunte aber der Vorstand des neuen Vereins, als der Rektor, nach einer längeren Rücksprache mit dem Richter, die Genehmigung des neuen Vereins verweigerte, mit folgender Begründung: erstlich könne er nicht einsehen, wie es ersprießlich sein könne, daß sich so junge Leute mit diesen Fragen beschäftigten; denn es könne doch in den Diskussionen eines solchen Vereins sich nicht vermeiden lassen, daß man Punkte berührte, deren Erörterung zu unliebsamen Aeußerungen führen müsse. Zweitens hätten ihm die Bestrebungen der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung schon lange Bedenken verursacht. Und drittens halte er den Augenblick für im höchsten Grade „inopportun" zu einer Neugründung einer Studentenvereinigung zu sozialwissenschaftlichen Zwecken, da er nicht nur auf die Volksstimmung Rücksichten nehmen müsse, sondern auch auf die in den regirenden Kreisen.

Uns war dieses Benehmen der Universitätbehörden geradezu unverständlich; es widersprach auch den Satzungen der Universität, die von dem Rechte des Rektors, einen neuen Verein zu genehmigen oder zu verbieten, nichts wissen, sondern nur von dem Rechte der Auflösung von Vereinen sprechen, deren Bestehen die akademische Disziplin gefährdet oder deren Mitglieder durch ihr Verhalten Anlaß zum Einschreiten gegen sich geben. Wir konnten uns bei dieser Entscheidung nicht beruhigen und wandten uns daher am vierzehnten Dezember mit einer schriftlichen Eingabe, in der wir um die nachträgliche Genehmigung des Vereins ersuchten, an den akademischen Senat, der uns von zwei früheren Rektoren der berliner Universität als nächste Instanz bezeichnet worden war. Der Senat erklärte sich in unserer Angelegenheit für nicht zuständig. Dies theilte mir Herr Professor Pfleiderer, vor den ich citirt worden war, am neunundzwanzigsten Januar mit. So hatten wir anderthalb Monate nutzlos verloren und bereiteten nun eine Eingabe an das Kultusministerium vor, die diesem bald darauf übermittelt wurde. Noch harren wir des Bescheides.

Wir haben den Rektor interpellirt, wie er zu der Ansicht gelangt sei, daß unsere rein wissenschaftlichen Bestrebungen gefährlich seien, wir haben um Beweise gebeten, — vergeblich. Einen sicheren Anhalt für den Grund der Weigerung des Herrn Professors Pfleiderer hatten wir nicht, als ich plötzlich erfuhr, daß er sich in folgender Weise über uns geäußert habe: „Ich habe durch mehrere, von einander unabhängige Quellen, zur zweifellosen Erfahrung gebracht, daß hinter dem ‚sozialistischen Akademiker' die selben Leute stecken, die auch die Seele der sozialen Verbindung waren und die sich in einer Gesellschaft offen rühmten, daß sie für die Schließung ihres Vereins durch desto keckere Agitation in ihrem neuen Organ sich rächen würden. Diese Leute sind Sozialdemokraten sive Nihilisten des reinsten Wassers, deren Bestrebungen mit Wissenschaft nichts zu thun haben, sondern einfach politisch destruktiver Art sind. Daß es ihrer jüdischen Verschlagenheit und Schmeichelkunst gelang, unseren Professoren einigen blauen Dunst vorzumachen und sich als ehrliche Jünger der hohen Wissenschaft aufzuspielen, ist für Den, der die Menschheit kennt, begreiflich." Nachdem ich mich noch einmal vergewissert hatte, daß nichts von Alledem, was uns durch jene Aeußerungen vorgeworfen wurde, zutraf, versuchte ich nochmals, „von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden" Rector Magnificus zu appelliren. Ich

hat, mich mit den Personen, die jene falschen Nachrichten über uns ausgesprengt hätten, zu konfrontiren, ich würde mein Ehrenwort für die von mir gemachten Angaben einsetzen; ich bat, mir wenigstens die Namen jener Herren zu nennen; ich erlaubte mir, an den Grundsatz „audiatur et altera pars“ zu erinnern — Alles vergeblich; Herr Professor Pfleiderer wies mich unverrichteter Sache ab.

Als auf dem großen Kommers, der zu Ehren unserer verehrten Lehrer Schmoller und Wagner veranstaltet wurde, der Rektor in einer Rede über die Gefahren des Dilettantismus sich recht geringschätzig über die sozialen Bestrebungen der studentischen Jugend ausgesprochen hatte, da hat Herr Geheimrath Adolph Wagner die Freundlichkeit gehabt, uns Angegriffene, die wir nicht wohl antworten konnten, ohne das gute Einvernehmen des Festes zu stören, in Schutz zu nehmen und Herrn Professor Pfleiderer auf seine Rede zu antworten: „Die Männer, die einst das Schwarz-Roth-Gold hochgehalten haben, waren gerade diejenigen, die an dem Ausbau des Deutschen Reiches mitgewirkt haben, und wie damals die Einheitfrage, so ist heute die soziale Frage das große Vereinigungmoment der strebenden, idealistischen, gewiß auch hier und da falsch ideologischen Jugend.“ Herr Geheimrath Wagner hat mehrere Vortragsabende der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung besucht und hat sich ihrer und ihres Rufes nach der Auflösung immer in der liebenswürdigsten Weise angenommen. Wir haben ihm dafür sehr zu danken und auch an dieser Stelle sei ihm unser Dank ausgesprochen. Hoffentlich ist unser Bemühen, in dem er uns kräftig unterstützt hat, von Erfolg gekrönt, so daß wir nach einer mehrmonatlichen Unterbrechung, die uns wahrlich eine kostbare Zeit geraubt hat, wieder beginnen können, uns in dem Studium der Sozialwissenschaften gemeinsam und fleißig weiterzubilden.

Während an den Universitäten Breslau, Erlangen, Freiburg, Göttingen, Greifswald, Königsberg, Halle, Leipzig, Tübingen, Wien u. s. w. sozialwissenschaftftliche Studentenvereinigungen ohne Anstoß genehmigt wurden, geschieht Dies in Berlin nicht, — auf die bloße Annahme hin, daß der alte Verein nicht rein wissenschaftliche Bestrebungen gehabt habe, obwohl dieser Annahme das Zeugniß der Professoren der Nationalökonomie entgegensteht, die doch sicherlich in dieser Frage nicht mehr „Dilettanten“ sind als Herr Professor Pfleiderer. Und bedenkt Herr Professor Pfleiderer denn nicht, wie sehr seine Handlungweise den Kommilitonen schaden kann, deren Betheiligung an dem alten Verein bekannt ist und deren Karriere dadurch nicht gerade verbessert werden wird, daß diesem Verein sozialdemokratische Tendenzen untergeschoben werden?

Ist es nicht befremdend, daß Nachrichten, die hinter unserem Rücken den Universitätbehörden zugetragen worden sind, mehr Werth beigelegt wird als unserer festen Versicherung, daß es uns nicht im Entferntesten eingefallen ist, sozialdemokratische Agitation zu treiben, mehr Werth als dem Zeugniß vieler :ofessoren der Nationalökonomie? Wir haben den Kampf mit den akademischen :hörden nicht gesucht; aber nun er uns einmal aufgedrängt ist, werden wir n ausfechten. Wenn der Kultusminister ein Einsehen hat und dem akademisch-)zialwissenschaftlichen Verein die Genehmigung nicht versagt: ehrlicher Meinungustausch, ernste Arbeit, Lehren und Lernen, — Das würde sein Zweck sein.

Ernst Schultze, stud. phil.

# William Wordsworth.

Wenn der Brite die größten englischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nennt, dann wird neben Byron und Shelley, Thackeray und Browning, niemals der Name Williams Wordsworth fehlen. Seine patriarchalische Gestalt und — sein solider Lebenswandel sind dem Briten über Alles sympathisch, und wie von Browning sagt man von ihm, daß seine Lebensführung das Vorurtheil widerlegt habe, daß zu einem echten Dichter einige Lüderlichkeit gehöre. Dieser Hieb geht nicht nur auf Byron und Coleridge, sondern ist vor Allem für Goethe bestimmt, mit dessen Verhältniß zu Christiane sich der echte Engländer auch heute noch nicht auszusöhnen vermag. Daß Wordsworth der englischen Anschauungwelt ein neues Gebiet eröffnet, ihr modernes poetisches Naturempfinden, wenn nicht geschaffen, so doch ausgebildet hat, wird ihm noch weniger zum Verdienst angerechnet als sein „reines Leben". Sein starkes Selbstbewußtsein kann ein Volk, das „ich" mit dem großen J schreibt, natürlich nur anziehen. Seine Gestalt ist nur der eines einzigen deutschen Dichters vergleichbar, der Wilhelms Jordan. Hier der selbe patriarchalische Typus, das selbe Selbstbewußtsein und ein Hauch des selben Sinnes für Wald und Feld, Fels und Bergstrom, Sonnenuntergang und Seesturm, und das selbe Getragensein von einer Zeitidee, freilich bei Jordan von einer zukunftmächtigeren.

Wordsworth hat es den Beklagenswerthen, die literaturgeschichtliche Zahlen lernen müssen, bequem gemacht. Er hat sein Leben so eingerichtet, daß er 1770 geboren ward und 1850 starb. Macht rund achtzig Jahre. Deutschland ist er verhältnißmäßig fremd geblieben. Nicht einmal einen deutschen Biographen hat er lange gefunden, der zu Aloys Brandls gutem Buch über Coleridge eine mustergiltige Wordswordthbiographie gefügt hätte. Erst ganz neuerdings haben wir sie erhalten,*) und zwar von einer fein empfindenden Frau und gewissenhaften Arbeiterin. Es ist kein Zufall, daß eine Frau zuerst in Deutschland sein Leben darzustellen unternommen hat, das Leben des Mannes, der, neben Samuel Coleridge in der ersten Hälfte seines Daseins, keine näheren Freunde hatte als seine Schwester Dorothy und seine Gattin Mary, der Coleridges Gattin vielleicht der treueste Freund war, in dessen Hause die Tochter des Freundes fast lebte und der die eigene Tochter nicht heirathen lassen wollte, um sich nicht von ihr trennen zu müssen. Sein Leben ist nicht reich an großen Ereignissen; seine Jugendreise nach Frankreich ist vielleicht das einzige, seine späteren Reisen nach Deutschland und die Altersreise nach Italien mit ihren Enttäuschungen sind kaum zu zählen. Wo die eigene Dichtung und die Tagebücher der Schwester und sonstiger Freunde fast die einzigen, wenn auch überreich fließenden Quellen für einen Lebenslauf sind, da gilt es tiefes Eindringen in Charakter Neigungen des Schreibenden, um den objektiven Thatbestand zu ermitteln den Bericht aus dem persönlichen Gewande herauszuschälen. Das erfor feine Kritik und sicheren Blick für die kleinen Schwächen der Gewährsl

*) Marie Gothein, William Wordsworth, Sein Leben, Seine — Seine Zeitgenossen, Halle, Niemeyer 1893. Zwei Bände. Der zweite B enthält Uebersetzungen einer Auswahl aus seinen Dichtungen.

für ihre Auffassungweise und ihre Tendenz; selbst Dorothys Aufzeichnungen sind ja nicht gänzlich frei davon. Wo sich ein Leben auf dem Lande abspielt, getheilt zwischen Bergwanderungen, Dichten und dem Verkehr mit Freunden, wo ununterbrochen Männer und Frauen ausscheiden und andere in den Gesichtskreis und den Kreis der Beziehungen des Dichters treten, wo die landschaftliche Umgebung eine so hervorragende Rolle spielt, daß sie geradezu zum Resonanzboden für alles dichterische Schaffen wird, wo der Unterricht der eigenen Kinder und die persönlichen Verhältnisse des Hauses eine solche Wichtigkeit für einen Poeten besitzen —: da bleibt auch dem Biographen nichts Anderes übrig, als diese Umwelt im Einzelnen zu studiren. Die Wirkung von Ideen oder Bestrebungen, die in Büchern ausgesprochen liegen, lassen sich, da sie immer an eine literarische Formel geknüpft sind, freilich leichter verfolgen als der Einfluß einer Schwester, deren Bild man sich selbst erst wieder aus ihren Aufzeichnungen und den Aussprüchen von Freunden zusammensetzen muß, in denen vielleicht der bezeichnendste und entscheidendste Zug ihres Wesens niemals erwähnt wird. Was an Ausbeute für die Kenntniß der großen Geistesströmungen der Zeit dabei weniger herauskommt, Das wird ersetzt durch die intime Kenntniß eines ganzen Menschenkreises, der, wenn er auch nicht gerade typisch für die Zeit ist, doch die Charakterentwickelung der Zeit so ziemlich auf ihren höchsten Höhen zeigt.

Es ist Wordsworth nicht leicht geworden, in Großbritannien auch nur einige Popularität zu erreichen. Zwei Drittel seines langen Lebens lagen hinter ihm, ehe er auch nur als bekannt gelten konnte. Am Ende seiner Tage freilich trug er den Lorbeer des gekrönten Poeten in buchstäblichem Sinne und erntete von der jungen Generation, die er den Natursinn gelehrt hatte, reiche Verehrung. Seit ganz kurzer Zeit ist drüben das literarische Interesse für ihn erwacht. Knights große Ausgabe seiner Werke, die Gründung der Wordsworth-Society 1880 und die Herausgabe einer Reihe von Tagebüchern aus dem Kreise Wordsworth—Coleridge—Southey—Crabb-Robinson sind die sichtbaren Zeichen dieser Erweckung, die dem Erstarken des eigentlichen Angelsachsenthums in der Literatur zu entspringen scheint. Ist doch Wordsworth so speziell englisch wie nur möglich. Nicht nur in seiner Liebe zur Heimath, seiner konservativen Politik, die sich je länger, je mehr bei ihm ausbildet, seine Verehrung der Hochkirche, seiner Neigung für Seeküste und englisches Landleben, sondern vor Allem in seinem literarischen Geschmacke, seiner Auffassung- und Ausdrucksweise, seiner großen Werthschätzung des Ich und seiner Weitschweifigkeit, seinem Interessenkreis und seiner Neigung zu geregelter, oft etwas konventionell spießbürgerlicher Lebensführung. Er ist keiner von den großen Poeten, die ihrem Volke zu Führern in der Weltanschauungentwickelung werden. Allerdings gilt er in dem Vereinigten Königreich heute für einen der größten Dichter aller Zeiten. Aber das Ausland erkennt diesen Ruhm nicht an, so bereitwillig es Wordsworth neben en Coleridge und Southey stellt.

Von Rousseau, oder von der englischen Strömung, auf der Rousseau fußte, er das Evangelium von der Rückkehr zur Natur erhalten; aber in seinem nde lautet es anders als bei dem Verfasser der Bekenntnisse. Dafür ist er te, Angelsachse. Nur stellenweise hat sich ihm überhaupt eine Entfremdung der Allmutter vollzogen; seine Freisassen an der Seeküste hingen noch an

ihren Brüsten. In den einfachen Verhältnissen der Landgemeinde sucht er den echten Menschen und hat mit seiner bäuerlichen Umgebung immer auf vertrautem Fuße gestanden, wohl mit einziger Ausnahme von Nether Roway, wo er dem Kreise des Paul Göhre des achtzehnten Jahrhunderts, Thomas Pooles, angehörte, den die Polizei damals sehr gefährlich fand. Er war Demokrat im tiefsten Kerne seines Wesens, fast fanatischer Demokrat; aber er war auch konservativ, oft bis zum Seltsamen. Von keiner Einrichtung vermochte er sich zu trennen. Obgleich er kein politischer Kämpfer von Beruf war, hat er doch an den napoleonischen Kriegen tiefen Antheil genommen. Der Aufstand der Tiroler unter Hofer und die Erhebung Deutschlands haben ihn begeistert.

Wordsworth ist im Grunde aber zeitlebens doch nichts Anderes gewesen als Dichter. Wald und Strom, Berg und See und dazu das stille Leben daheim im kleinen oder großen Hause, Das war seine Welt:

Der Tag ist kalt, die Nacht ist lang,
Der Nordwind singt den düstern Sang,
Nun stille hier an meiner Brust,
Längst schläft, was froh ist und voll Lust.
Nur Du nicht, kleines Lieb.

Das Kätzchen schlief am Herde ein;
Das Heimchen läßt das Zirpen sein,
Und nichts bewegt sich mehr im Haus
Als eine winzige Knabbermaus.
Was schaffst Du nur allein?

Er liebt die Einsamkeit, d. h. die Einsamkeit mit einem lieben Gefährten, Schwester, Weib oder Freund —: Einsiedler und Genosse. Er schafft aus sich selbst heraus, und Scotts Arbeitweise ist ihm ganz fremd. Seine liebsten Freunde sind Dichter gewesen. Coleridge und Southey, Shelley und Walter Scott hat er gekannt, und es war ein glücklicher Gedanke von Marie Gothein, den ganzen Kreis, in dem der Dichter lebte, in ihre Biographie einzuschließen. Nur so war zu einem künstlerisch abgerundeten und abgeschlossenen Bilde zu gelangen, nur so war die eigenthümliche Gestalt des Lehrers seines Volkes — so faßte Wordsworth, auch darin Jordan ähnlich, seinen Beruf auf — zu zeichnen. Was dem Buche einen besonderen Werth giebt und ihm eine fast ganz vereinzelte Stellung anweist, ist, daß es in allen wesentlichen Zügen bestimmt ist durch die Eigenart des Mannes, dessen Leben es darstellt. Es schmiegt sich nicht nur an die Falten seines Gewandes, sondern an die Formen seines Körpers an. Dramatische Momente wird man vergeblich darin suchen. Deckt sich die Persönlichkeit der Verfasserin so mit der des Dichters, daß sich Dies von selbst ergab, oder entspringt diese Kongruenz bewußter Kunst? Zwei Wünsche drängten sich an Schlusse der Lecture unabweislich auf: einmal, von der selben Hand gezeichnet, ein Bild Roberts Browning zu erhalten, der in Deutschland kaum bekannter ist als Wordsworth; und ein zweiter Wunsch: daß das Buch über Wordsworth recht Vielen eine Quelle des Genusses werde und den Dichter in Deutschland so bekannt mache, wie er es nach seiner Stellung in der englischen Literatur verdient

Glasgow. Alexander Tille.

# Blasse Liebe.

Als Jacques von Thièvres sich im letzten Winter in einer etwas versteckten Villa zwischen Nizza und Mentone einmiethete, hatte er nur die Absicht, ein oder zwei Monate auszuruhen, an der Südsonne sich zu berauschen und auf Himmel und Meer hinauszusehen. Denn er fühlte sich mit seinen fünfundvierzig Jahren körperlich und geistig äußerst geschwächt. Seine Müdigkeit kam gewiß nicht davon, daß er geliebt, sondern daß er zu oft mit der Liebe gespielt hatte.

Jacques war kein Don Juan, kein Berufsliebhaber, aber ein distinguirter Dilettant der Liebe, — mit einem nicht gewöhnlichen Geschmack. Obwohl ihm ein ungestümer Zug zu allem Weiblichen angeboren war, so war er dennoch in seiner Wahl immer feinfühlig und nie gemein gewesen. Was er vor Allem bei den Frauen suchte, waren sentimentale „Fälle"; Arten, die Liebe zu empfinden, die in mancher Beziehung wenigstens ihm noch neu erscheinen sollten. Aber da sich auf diesem Gebiete etwas eigener geartete Gefühle nur sehr selten finden, so hatte ihn das Suchen nach solchen „Fällen" häufig in immerhin nicht angenehme Lagen gebracht, aus denen er sich nur mit Mühe befreite. Er hatte Das manchmal nicht vermocht, ohne die „Andere" tiefer zu verletzen, als er es wollte, und ohne selbst auch mehr zu leiden, als er geglaubt hatte. Gerade deshalb eben war er ernstlich entschlossen, seinem Herzen eine Saison über Ruhe zu gönnen, — was übrigens auch der Rath seines Arztes gewesen war.

Beinahe täglich flanirte er nun in dem kleinen Thale, das vor dem Wind geschützt war und gegen das Meer sich neigte. Bei schönem Wetter traf er da jedes Mal eine ältere Dame mit ihrer Tochter. Die alte Dame sah sehr würdig aus, die junge war hübsch, aber offenbar schwindsüchtig. Nach und nach begann Jacques sie zu grüßen und schließlich wechselte er einige Worte mit ihnen. Als er sie verließ, dachte er nur mit einem ganz banalen Mitleid: „Arme Kleine". Aber dann erfuhr er von anderer Seite, daß ihr Vater und ihr älterer Bruder an der gleichen Krankheit zu Grunde gegangen waren, daß diese Frauen sich in sehr beengten Verhältnissen befanden, daß sie ein nur kleines möblirtes Zimmer bewohnten, daß sie zärtlich an einander hingen, daß man sie bedauerte und daß man nur das Beste von ihnen zu sagen wußte.

So interessirte er sich denn schon etwas mehr für die beiden Frauen.

Wenn die Tochter sie nicht beobachtete, drückte sich auf der Mutter Gesicht ein todmüder Schmerz aus, ein Schmerz, der nichts mehr hofft und nichts mehr wünscht. Es war, als dächte sie an die Nachtwachen am Bette ihres Sohnes und ihres Gatten, an die Todeskämpfe, an die Beerdigungen der Beiden, an die Gewißheit, all Das nun so bald zum dritten Male zu erleben und schließlich dann allein auf dieser Welt zurückzubleiben, — allein mit ihrer Seele, die so ganz der Vergangenheit gehörte . . . Jacques bewunderte, wie sie in der Nähe r Kranken ein bleiches Lächeln, selbst einen Schein von Freude, finden, wie ie — trotzdem ihr Denken bei ihren Toten war — die arme Tochter zärtlich flegen und zierlich schmücken konnte.

Mit ihrem blassen Gesicht, mit ihren allzu großen Augen, ihrer allzu feinen Nase, ihrer allzu hellen Stimme, ihren allzu schweren Locken, mit den blauen Aederchen auf ihren wächsernen Händen, war die kleine Kranke zum

Weinen süß und zerbrechlich. Da sie zu schwach war, um lange lesen zu können, ließ sie ihr Buch oft in den Sand gleiten, oder vergaß bleiche Aquarelle, die sie auf ihren Knien zu malen begonnen hatte und auf denen die Segel der Schiffe wie Blumen aussahen, — und blieb dann ganze Stunden lang unbeweglich, träumend, hindämmernd, den Blick in die Weite verloren.

„Woran denkt nur diese sterbende Kleine?" fragte sich Jacques in solchen Momenten . . .

Als Luce eines Tages mit ihren langen, schmalen, blassen Fingern an einer kleinen Häkelarbeit aus weißer und blauer Seide beschäftigt war, machte Jacques ihr ein ganz berechtigtes Kompliment:

„Das sieht ja köstlich aus, gnädiges Fräulein. Stellt es nicht ein Puppenhäubchen vor?"

„Nein" sagte Luce. „Es ist für eine Freundin bestimmt, die sich im vorigen Jahre verheirathet hat und etwas Kleines erwartet . . . Sie ist so glücklich!"

Am nächsten Tage saß Luce auf der selben Bank neben ihrer Mutter und las. Die Seite, auf der sie hielt, mußte sie offenbar sehr interessiren; denn Jacques sah an der Bewegung ihrer Augenbrauen, wie sie die selbe Stelle mehrmals las. Dann lehnte sie sich nachdenklich zurück und vergaß, das Blatt zu wenden. Jacques trat hinter das junge Mädchen, warf einen Blick auf die aufgeschlagene Seite und fand die folgenden Verse:

„O Göttin! Sterben will ich gern,
Doch nicht, eh' ich gekannt die Liebe" . . .

Luce aber dachte:

„Ich werde nicht mehr lange leben. Man verhehlt es mir, aber ich weiß es, weil ich ja die selbe Krankheit habe wie mein Vater und mein Bruder. Nun, wenn es sein muß, so bin ich wohl bereit, so jung zu sterben: zuerst aber möchte ich gelebt haben wie die anderen Frauen. Fast alle meine Freundinnen sind verheirathet, und diejenigen, die es noch nicht sind, haben doch Männer, die sie lieben und ihnen den Hof machen! Mir hat man niemals den Hof gemacht, niemals. Ich soll also gar nicht wissen, was es heißt, Geliebte, Gattin, Mutter zu sein . . . Und dabei bin ich doch nicht häßlich. Ich traf ja öfters junge Leute, denen ich sichtlich gefiel und die zuerst Miene machten, sich in mich zu verlieben. Dann aber änderte sich ihr Benehmen mit einem Male, sie hörten auf, mich als junges Mädchen zu behandeln: sie hatten eben bemerkt, daß es der Mühe nicht lohne, und ihre Augen drückten nur noch Mitleid aus . . . Man sieht es mir also sofort an, daß ich sterbenskrank bin? Gerade Das ist so traurig . . . Der Herr, den wir täglich sehen, ist gewiß nicht schlecht, ja ich halte ihn sogar für sehr gut. Aber trotzdem wage ichs kaum, zu ihm zu sprechen und zu ihm aufzublicken. Ich fürchte, wieder fühlen zu müssen, daß ich für ihn wie für die Anderen nichts bin als eine Kranke, die man behandeln muß, weil sie ja sterben wird . . . Alle Welt ist so gut gegen mich. Niemand ärgert sich über meine Launen. Aber gerade diese Güte, diese freundliche Miene, die Jeder bei meinem Nahen annimmt, erinnert mich in jeder Minute an Das, was ich so gern vergessen möchte . . . Ach! Wenn mich Jemand anders lieben könnte . . . nur ein ganz klein Wenig! Ich würde ihn so, so lieben, wenn ers um etwas Anderes thäte als wegen meiner Schwäche und Blässe!" . . .

Jacques dagegen sann so:

„Das Kind ist einfach köstlich . . . Oh! ich weiß ja: ohne ihre Krankheit wäre sie vielleicht unbedeutend. Aber diese Bläße, diese Schwäche, der Gedanke an den unentrinnbaren Tod! . . . Uebrigens . . ich glaube, sie wäre selbst gesund noch ganz reizend . . . Arme Kleine!"

Plötzlich fuhr er auf:

„Warum denn ‚arme Kleine'? Ist sie denn wirklich zu beklagen?" Es fiel ihm ein Sonett des jungen Dichters René Vinci ein:

Du blasses Kind, Dein wunder Blick verräth:
Des Dramas Schluß will mählich sich verkünden —
Oh leise sprich! Den Athem spar', den linden! —
Der dürre Tod vor Deinem Lager steht.

Du weinst? — Weshalb? — Ein Engel, erdverweht,
Fliehst Du hinauf und hast vom Menschempfinden,
Was rein und gut und edel, dürfen finden:
Des Mitleids Hehre und der Sympathie Gebet.

Wie eine Blüthenseele darfst Du ziehen,
Ahnst nicht des Alters schlimm-vergeblich Mühen
Und Mutterschaft zerwühlt nicht Deinen Leib.

Doch frei von Schmerz, läßt Du, dem schalen, matten,
Im Herzen Derer, die Dich trafen, Weib,
Ein leis' Erinnern an den bleichen Schatten.

„Na, Das ist ja für uns recht schön", dachte er weiter. „Aber für sie? . . . Es ist nicht schwer zu errathen, wovon sie während ihres langen Schweigens träumt . . . Wie, wenn man ihr die Freude machte? Wenn man ihr die Illusion jedes anderen Frauenlebens gäbe, die Illusion der Liebe? Wäre es nicht eine wahre Wohlthat, wenn man bewirkte, daß dieses Seelchen, in der Einbildung, wirklich gelebt und die Liebe gekannt zu haben, beinahe zufrieden hinweghuschte? . . . Soll ichs probiren? . . . Es wäre ein frommer Betrug . . . und wer weiß, ob es bis zum Ende Betrug bliebe? . . ."

Aber plötzlich kam ihm ein Bedenken:

„Und wenn sie schließlich gar nicht stirbt?"

Er erkundigte sich bei dem Arzte, der Luce behandelte.

„Verloren!" antwortete der Doktor. „Hoffnunglos verloren. Wenn sie noch drei Monate lebt, ists schon sehr viel."

„Dann vorwärts!" sagte sich Jacques. „Allem Anscheine nach wird Das die beste That meines Lebens sein."

Er suchte ihre Mutter auf und bat sie um Luces Hand. Die alte Dame hielt ihn zuerst für nicht ganz gescheit; er aber antwortete auf all ihre Einwände nur: „Ich liebe sie eben."

Dann fügte er hinzu: „Von meiner Aufrichtigkeit und von der Reinheit meiner Absichten müssen Sie überzeugt sein, denn ich bin reich und verlange keine Mitgift . . . Wenn ich eine Dummheit mache, so ist es jedenfalls keine willige. Wer weiß aber, ob es wirklich eine Dummheit ist?"

Er zählte ihr Beispiele von geradezu unglaublichen Kuren auf; er führte seine ganze Beredsamkeit ins Treffen und erweckte schließlich im Herzen der Mutter sogar noch einen matten Hoffnungschimmer.

„Und dann", fuhr er fort, „bin ich ja nicht brutal. So weit es nöthig sein wird, werde ich Ihre Tochter wie eine liebe, kleine, kranke Schwester behandeln. Wir werden dann Zwei sein, die unsere liebe Luce gemeinsam nach besten Kräften lieben und pflegen wollen, — Das ist Alles!"

So erhielt er denn die Erlaubniß, Luce den Hof zu machen und sich ihr schließlich zu erklären . . . .

Bei den ersten zärtlichen Worten, die er ihr sagte, leuchtete in ihren Augen eine große Freude auf.

„Aber dann — dann ist es also nicht ganz sicher, daß ich sterben muß?"

„Der beste Beweis, daß nichts weniger sicher ist, meine süße Luce, ist doch gewiß mein Wunsch, daß Sie mein Weib werden. Oh! ich bin sehr vernünftig. Wenn ich glaubte, daß Sie mich thatsächlich verlassen müssen, Sie Böse, würde ich mich doch nicht selbst einem so großen Schmerz aussetzen. Sie werden leben, weil ich Sie liebe."

Luce fand diese Begründung sehr überzeugend.

Einen Monat lang brachte er nun seiner Braut an jedem Morgen duftende Blumen. Ganze Stunden sprachen sie mit einander von ihrer Liebe. Strahlend baute Luce prunkende Luftschlösser und schmiedete Pläne. Jacques war so geschmackvoll, ihr hier und da zu widersprechen, ja, manchmal sogar ein Bischen zu zürnen, — gerade genug, um ihr zu zeigen, daß er sie nicht für sterbenskrank, nicht für zum Tode verurtheilt halte . . . . Inzwischen richtete er auch ihr Brautzimmer ein. Er ließ die Mauern mit malvenfarbiger, blaßrother Seide bespannen und weiche indische Mousseline darüber breiten. Dünne Guirlanden aus künstlichen Hyazinthen hielten die Vorhänge über den Fenstern und den halbverdeckten Spiegeln. Das Bett war nicht gerade breit, . . . es war das Bett eines jungen Mädchens. Ueberhaupt war das ganze Zimmer von einer Frische und von einer so gebrechlichen Zartheit des Stiles, daß man fast schon fühlte, es sei so nur für eine kurze Zeit geschmückt worden.

In dieses Gemach führte er Luce nach der Trauung. Luce war weißer als ihr Hochzeitkleid und starb beinahe schon, so stark war ihre Freude gewesen. Er nahm die Bebende auf seine Kniee und begann, mit leiser Vorsicht ihr Gewand zu lösen. Sie athmete schwer, ihre blassen Lippen waren halb geöffnet, ihre schmalen Arme hatte sie um den Hals ihres Gatten geschlungen, und so betrachtete sie ihn, in Ekstase, in einem völligen Vergessen der ganzen Außenwelt. Und als Jacques diesen leichten und schmiegsamen Körper fühlte, der aus so wenig Materie bestand, der zur Sünde gar nicht die Zeit gehabt hatte und in seiner keuschen Form bald wie eine Vision entschwinden sollte, da wurde il unsäglich weich ums Herz. Es schien ihm, sie sei sein Töchterchen, das er an sein Herzen halte. Er wagte nicht einmal, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücke und nachdem er ihr das lange, ganz mit Spitzen und blassen Bändern beset Nachtgewand angezogen hatte, trug er sie wie ein Kind in ihr Bett.

Die ganze Nacht saß er bei ihr und hielt ihre Hand . . .

Das währte so eine Woche. Diese ganze Zeit, die ihre Ehe dau

hatte er unaufhörlich an ihrem Bette gesessen. Nur in einer Nacht, wo sie besonders aufgeregt und unruhig war, hatte er sich ganz angekleidet an ihre Seite gestreckt, um ihren Kopf zu stützen und um sie in den Schlaf zu wiegen.

Am achten Tage, eine Stunde vor ihrem Tode, flüsterte Luce Jacques ins Ohr:

„Liebster, ich glaube, ich werde bald sterben . . . Aber ich bin nicht zu — nicht gar zu unglücklich . . . Ich weiß ja, Du wirst meiner immer, immer gedenken . . . Und durch Dich hab' ich ja auch wie die anderen Frauen die Freude kennen gelernt, verheirathet zu sein und sagen zu dürfen: ‚Mein Mann!' . . ."

Geräuschlos wie ihr Leben war ihr Tod.

Jacques aber ist seit diesem Abenteuer sehr gealtert: er hatte die Liebe und den Schmerz gefühlt, Beide in ihrer stärksten Regung, — und Beide gerade da, wo er sie am Wenigsten vermuthet, wo er friedliche Ruhe gesucht hatte.

Paris. Jules Lemaître.

# Das kleine Bankgeschäft.

In Stargard hat ein Bankhaus mit Millionen fallirt, das seit dem Geburtsjahre des ersten Napoleons bestanden haben soll. Von einem Bankgeschäfte im modernen Sinne konnte damals natürlich nicht die Rede sein; die Leute werden mit allen Produkten gehandelt haben, die ihnen die Gegend bietet, und werden dann langsam aus Getreide und Wolle zu Wechseln und Effekten angewachsen sein. Dann kam die Goldwährung, die an Sorten wenig mehr verdienen ließ, die Reichsbank und die Reichspost, die das so sehr einträgliche Inkassogeschäft gleichsam verstaatlichten; es kamen die großen Institute, die das Kommissionsgeschäft durch die überraschendsten Bequemlichkeiten für die Kundschaft, vor Allem mit dem raschen Hergeben von Stücken, immer mehr an sich nahmen. Für das Provinzialbankgeschäft blieb also nur die Hälfte der sonstigen Thätigkeit: kleine Kreditgewährungen, Vertrauensverbindungen und — nun kommt das Schlimme —: eigene Spekulation. Nichts ist im Grunde lächerlicher als ein sogenanntes „altes Renommee". Die Menschen wechseln, die Zeiten ändern ihre strengen Handelsgrundsätze, das Vermögen der Firmen fließt in die Hände von so und so vielen rben, und nun soll der tote Buchstabe, der Name der Häuser, der zufällig seit enerationen unverschoben blieb, alle oder doch einen großen Theil der inneren erechtigung ersetzen. Besonders komisch wirkt ein solcher Gegensatz natürlich i einer Firma in der Provinz. Denn während diese dort im größten Ansehen linkt, wie ein gescheuerter Kessel in einer holländischen Küche, sehen die Hauptätze, die an altmodisches Geschirr nicht mehr gewöhnt sind, eine derartiges ländes Hochgeachtetsein sehr von oben herab an. Auf diese Weise wird ein Riese

von Stargard zur Mittelfigur in Stettin und zum kleinen Mann in Berlin. Kommt er gar zum Besuche nach der Hauptstadt und macht bei einer Achtzigmillionen-Bank in den elegantesten Handschuhen seine Aufwartung, so wird er höchstens zu einem unbedeutenden Prokuristen geführt, nur damit die geschätzten Herren Direktoren keine überflüssige Zeit vergeuden.

Um aber wieder auf den speziellen stargarder Fall zu kommen: die Geschäftsinhaber sollen die Stellage als eine eigene Spezialität gepflegt haben. Das ist deshalb etwas undeutlich, weil hierin nur große Kapitalisten oder Spieler stark thätig sein können. Jemand, der Papiere wirklich besitzt, kann auf Kombinationen eingehen, nach denen er sich zu höheren Kursen von seinem Besitze trennt oder zu niederen Kursen noch zukauft; die Uebrigen, die nicht wirklichen Besitzer, wären bei täglichen Transaktionen wilde Spekulanten, deren Thun und Treiben den ausführenden Banken doch auffallen müßte. Wieder eine schlechte Seite der Großbanken! Sie betreiben ihre Kommissionenbranche zu sehr in Masse, als daß sie auf den Einzelnen, und zwar zur rechten Zeit, achten könnten. Ich möchte die — noch so ausgebreitete — Privatfirma sehen, bei der ein Herr aus Stargard enorme Umsätze in Stellage machen könnte. Vielleicht wäre es schon der Mühe werth, zu erfahren, wie lange jenes in der Provinz noch renommirte Haus in Berlin selbst schon als wankend galt. Auch was die Reichsbank von dem betreffenden Vermögen hielt, wäre interessant zu wissen, da doch die Depositen, die Gegend und Umgegend der Firma anvertrauten, so überaus zahlreich waren. Jedenfalls haben den Inhaber seine Fondsspekulationen ruinirt und nicht seine Terrainunternehmungen, die bis nach Süddeutschland reichen und, wie man glaubwürdig behauptet, heute noch Gewinn versprechen.

Man muß nun fragen, wie sich die Kalamität endgiltig beseitigen lasse, daß unschuldige und der Börse ganz fern stehende Kreise ihre ersparten oder durchlaufenden Gelder bei einer solchen Gelegenheit einbüßen. Mit der kühlen Vernunft, daß die Leute sich eben vorsehen müssen, kommen wir nicht weit; Das kann man auf Mannheim anwenden, wo das Publikum Auswahl hat, aber nicht auf kleine Plätze. Das Bedenkliche ist, daß von einem Provinzialbankgeschäft das Depositenwesen ganz unzertrennlich ist. Entweder die Ein- und Umwohner brauchen Kredit und senden deshalb alle ihre Eingänge dorthin oder sie kaufen und verkaufen Papiere. Vor Allem wollen sie aber ihre Baarmittel los werden, deren persönliche Aufbewahrung trotz Geldschrank und Gewölbe immer noch zu den unbequemsten Dingen gehört. Zu wem sollen denn die Gutsbesitzer und Kleinstädter gehen? Die Reichsbank (Stargard ist z. B. Reichsbankstelle) kann als Noteninstitut keine Depositen verzinsen, da sie im Ernstfalle mit einem „run“ auf ihre Notenkassen genug zu thun hätte. Die anderen Banken? so wird der Leser fragen. Ja, diese anderen Banken fehlen eben. Unglaublich, aber wahr: unsere Institute, die bis nach Chicago und Caracas für Schi nenn sorgen, die Italien keinen Augenblick im Stich lassen, wenn es Banken brai die Paris sogar mit Betriebskraft versorgen, sie haben für die kleineren V hältnisse im Inlande selbst keine Initiative. Vergebens wird man einwen Dies sei Aufgabe der kleineren Aktiengesellschaften; da diese bisher keine artigen Geschäfte aufgethan haben, wird es doch klar genug, daß hier nur Banken helfen können. Es ist absolut nothwendig, daß die Mittelstädte zweite-

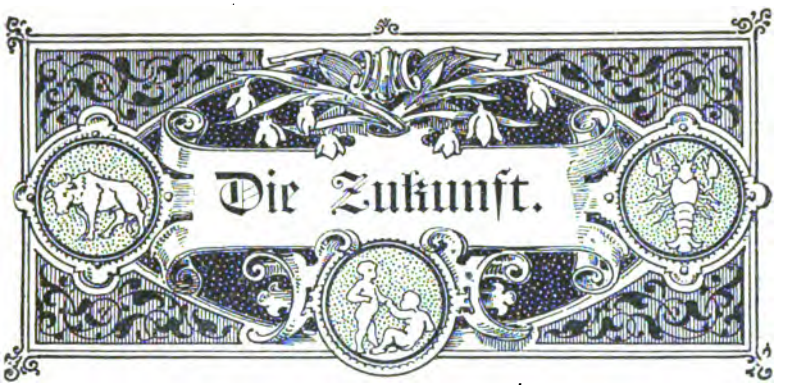
dritten Ranges mit einem Finanz- und Konto-Korrentsystem überzogen werden, das von ersten Banken vertreten wird. Sonst giebt es keine Sicherheit, sondern nur blindes, nothgedrungenes Vertrauen und — Gefahr. Wie lange ist es z. B. her, daß in Seesen ein Metzgermeister fallirte? Die Passiven betrugen 800 000 Mark, aber nicht aus Verlusten an Kunden, sondern an veruntreuten Depositen. Der Mann hatte dort eben die fehlende Bank zu ersetzen gewußt. Gehen wir von Braunschweig nach der Bergstraße, halbe Strecke zwischen Darmstadt und Heidelberg, so finden wir den bekannten Ort Bensheim, Kreishauptstadt, Gymnasium, enormes Weingeschäft, aber kein einziges Bankwesen, so daß die dortigen Wohlhabenden und Reichen sich regelmäßig an Privatleute wenden. Diese beiden nach Gegend und Charakter so ganz verschiedenen Orte zeigen gewiß am Besten die Lücken des ganzen Systems. Mir ist auch ein recht vermögender Platz bekannt, wo der Schneider des Ortes der Bankier ist; ein gebildeter Mann, Erbe eines vorzüglichen Kleidergeschäftes, der in Dresden einige Monate auf der Schneider-Akademie war und nun in seinem Kreis umherfährt, um den Kunden Maß zu nehmen. Dieser Herr, der auch gewiß das Vertrauen verdient, empfängt zuweilen von einzelnen Bürgern seiner Stadt Hunderttausende in Werthpapieren. Ganz abgesehen von diesem durchaus persönlichen Vertrauen: sind Dies rationelle Zustände? Müssen hier nicht nach großen Gesichtspunkten feste Banken-Organisationen geschaffen werden, die endlich auch energisch an das kleinere Inlandgeschäft herantreten? Feine Bankhäuser, und solche giebt es ja nur in Hauptstädten, werden überhaupt nur selten Depositen annehmen. Ist die Firma alt, so geschieht Das in Erinnerung an den Ansturm des Publikums im Jahre 1848. Und solche Häuser könnten ganz gut einige Millionen brauchen, anstatt sie sich unter Umständen an der Börse als tägliches Geld um ein Prozent höher zu leihen. Das große Depositengeschäft können aber nur die Hauptbanken machen, da sie wieder in der Lage sind, die Eingänge besser anzulegen. Deshalb könnten auch sie am Leichtesten ein solches Untersystem für alle möglichen kleinen Plätze schaffen.

Man wird auch hier wieder nach dem Strafrichter rufen. Schön: ein papierner Paragraph, der nichts verhindert, sondern nur die Missethat rächt, würde gewiß nicht das Mindeste schaden, wenn es sich dabei nicht immer wieder um die Ablenkung handelte. Die Menschen ergänzen ein Strafgesetzbuch und dann meinen sie, sie hätten auf dem betreffenden Gebiet produktiv Etwas geleistet. So leicht aber errichtet man keine Wälle und Deiche. Nein! Wir haben uns lange eingeredet: unser Bahnnetz sei ein vollkommenes, weil wir Blitz- und Harmonikazüge haben, bis eines Tages die Elektrotechnik nichts mehr zu thun hatte und auf die Kleinbahnen kam. Eben so muß auch unser Selbstbewußtsein, das beste Bankenwesen zu besitzen, Etwas heruntersteigen und an die Verhältnisse der kleinen Ortschaften [illegible]ken lernen. Wird der Unterlassungsünde nicht ein Ende gemacht, so entfacht [illegible] Reihe von Wiederholungen des stargarder Falles die übliche Gesetzeswuth [illegible] dann wird die Hochfinanz über ungerechte Bedrückung zwar laut genug [illegible]gen, aber in ihrem Jammer nicht gehört werden. Pluto.

# Berühmte Berliner.

Für den Treppenflur des berliner Rathhauses wird ein Bild gemalt, das, nach dem Programm, die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt darstellen soll. Auf diesem Bilde sollen die Männer vereinigt werden, die, Jeder in seinem Beruf, an dem Werden und Wachsen der Reichshauptstadt mitgewirkt haben. Wie werden diese Männer gewählt? Ganz einfach: eine Kommission oder Deputation macht sich an die Arbeit und schlägt nette Leute vor, die sie für berühmt oder gar für bedeutend hält. Da die Mitglieder solcher Deputationen gewöhnlich nicht über ihre eigene Nase hinaus sehen können — auch der Stadtrath von Heilbronn ahnte nicht, daß er nur durch Gottfrieden von Berlichingen im Gedächtniß der Nachwelt fortleben würde —, so wird etwas Gescheites bei solcher Wahl selten herauskommen. Und da in unserem besonderen Falle die Deputation vom noch immer sogenannten Freisinn beherrscht wird, so war bei der lustigen Listenwahl eine Zweidrittelmehrheit für die biederen Fortschrittskämpen mit Sicherheit zu erwarten. Nun aber, da die Liste veröffentlicht worden ist, scheinen naive Seelen doch beinahe ein Bischen erstaunt zu sein. Warum denn? Unter den Vorgeschlagenen fehlen ja sogar die Herren Anton Wolff und Felix Sommerfeld, die um die Entwickelung des Bankwesens doch nicht unbeträchtliche Verdienste haben, es fehlt, zum Schmerz kleiner Börsenjournale, Herr Lindau, der würdigste Vertreter der neuberliner Presse, der als Erster durch sein leuchtendes Beispiel bewiesen hat, wie man, als Dramaturg, Uebersetzer, Stückeschreiber und offiziöser Korrespondent, die Machtstellung eines Holzpapiergewaltigen ausmünzen kann, und selbst für die doch gewiß berühmte Tante des Herrn Langerhans scheint kein Plätzchen frei gemacht worden zu sein. Sonst aber ist Alles geschehen, um ein würdiges Panorama von Mottenburg herzurichten. Ganz besonders unklug sind die Bedenken, die sich an die Auswahl der Repräsentanten der Kunst und Literatur geknüpft haben. Freilich: Adolf Menzel und Karl Gutzkow, der größte preußische Maler und der Dichter des besten berliner Romanes, fehlen. Aber dafür ist Herr Ludwig Pietsch Freskenkandidat, der liebenswürdige Mann, der in abscheulichem Deutsch Festlichkeiten ganz munter beschreibt und dessen unendliche Kunstkritiken von allen Sachverständigen als ein lokales und für den deutschen Norden fast schon nationales Unglück betrachtet werden. Und neben ihm wird man Herrn Alexander Meyer sehen, in blühendem Fett und hoffentlich auch in frisch gewaschenem Hemde, und die Betrachter werden ergriffen sein, wenn sie vernehmen, wie dieser Herrliche früh durch ein kleines Ungemach der Justiz entrissen und später mit dem Adlerorden geschmückt wurde und wie er mannhaft einst in Stettin das finstere Planen der Agrarier den Versuchen Schlosser-Edes verglich, in verriegelte Wohnungen einzubrechen. Wo solche Herren von Pinseln verewigt sind, kann man Treitschke, Borsig, Hertzog, Dohm, Trojan und alle Uebrigen ohne Bedauern vermissen. Es wäre schade, wenn an der Liste auch nur das Allergeringste verändert würde. Das Treppenbild soll der Nachwelt zeigen, wie in den Köpfen der Kommunalclique die größte Epoche der neuen deutschen Geschichte sich malte, und dieses Ziel kann nur durch die Treppenverewigung dieser berühmten Berliner erreicht werden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.




**Berlin, den 15. Juni 1895.**

# Die ſchmutzige Station.

Das dreizehnte chriſtliche Jahrhundert ging im deutſchen Land traurig zur Rüſte. Der nationale Körper war morſch geworden und ſiechte dahin, weil die geſunde Herzthätigkeit, die damals nur von einer Auseinanderſtrebendes feſt zuſammenſchließenden Centralmacht ausgehen konnte, ihm verſagte. Das Königthum war nur im früheren Reich der Salier und Staufer und in den wechſelnden Gebieten der Hausmacht noch kraftvoll lebendig; in den übrigen Wohnbezirken der deutſchen Stämme friſtete es ein armes Schattendaſein und in den peripheriſchen Gegenden war ſeine Ohnmacht kaum noch zu verbergen; ein Deutſcher König, dem beinahe jede Exekutive genommen war und der mit troſtloſen Finanzverhältniſſen zu kämpfen hatte, konnte an einheitlich großes Wirken und Schaffen nicht denken und mußte froh ſein, wenn er, im Widerſtreit der verſchiedenen Intereſſen, ſacht die eigene Hausmacht mehren durfte. Die durch die Goldene Bulle privilegirten Kurfürſten verzettelten ihre Kraft gern an kleine Intriguen und ſorgten allenfalls, nach ihrer begrenzten Einſicht, für Nahes und Nächſtes. Der Adel, dem die wirthſchaftliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte die Möglichkeit eines bequemen Herrendaſeins vernichtet hatte und der durch Geldheirathen mit dem auch ſchon bröckelnden Patriziat der Städte vergebens eine dauernde Beſſerung ſeiner Lage zu haſchen ſuchte, wandte ſich immer eifriger dem Kriegsdienſt und einträglicher Straßen-

fehde zu, nach dem Wort des Bruders Bertholt, der Raub, Brennen, Turnei und andere Hoffahrt dem Volk als ritterliche Beschäftigungen verkündet hatte. Und die Städte, denen durch die Bulle der kräftigende Zuzug vom Lande abgeschnitten worden war, mußten sich schon tüchtig tummeln, um gegen die reaktionären Bestrebungen des Reichsrechtes ihren mühsam erkämpften Platz behaupten zu können. In solchen Zeiten, wo Niemand sich recht behaglich fühlt, findet fast immer die Sehnsucht nach himmlischem Trost sich ein, bei Denen besonders, die des Lebens Nöthe schmerzlich empfinden. So geschah es auch damals; und das Sacerdotium, dem es sehr viel besser als dem Imperium erging, war schlau bemüht, den neuen Wind, der durch die deutschen Lande fegte, sich nutzbar zu machen. Seit dem Beginn der Christengeschichte hat noch jeder Mächtige und in seiner Macht Bedrohte versucht, das Volk, in dem soziale Unzufriedenheit sich regt, in ein kontemplatives Dämmern zu lullen; denn Könige, Kirchenfürsten und Ritter können sehr angenehm leben, wenn das Volk in der Zeitlichkeit eine von Dornenhecken umgebene Prüfungstation sieht und den Anbruch besserer Tage erst im hellen Jenseits erhofft. Nun waren die Massen von religiöser Unruhe gepackt, die christliche Mystik drang in den Vorstellungbereich altgermanischer Mythologie, sie nahm rasch, nach Lamprechts Ausdruck, demokratisch-epidemische Formen an und fand die Gemüther den Wonnen der Askese geneigt. Die Laienkonvente der Beghinen und Begharden erstanden, das Ideal der humilitas. caritas, oboedientia wurde ins Volk getragen, und als, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, der Schwarze Tod durch die Lande strich und die Geißelbrüder unter schauerlichen Gesängen von Ort zu Ort zogen, da erst schienen die germanischen Gaue dem Dienst des Heilandes wahrhaft gewonnen zu sein. Einem trübsäligen Dienst, der aus dem Wahn hervorging, die Qual der Kreatur müsse der Gottheit wohlgefällig sein und den Schöpfer könne die Erniedrigung des Geschöpfes erfreuen. Aber in diese mittelalterliche Frömmigkeit wehte doch auch ein Hauch reiner und selbstloser Nächstenliebe hinein; dem Niedrigsten zu dienen, ward wieder höchstes Glück und die Frommen, die aus dem irdischen Jammer einer zerklüfteten Zeit sich in ekstatische Inbrunst geflüchtet hatten, machten sich nun, ohne Furcht und Ekel, auf, den Aermsten und Elendesten Heil und Hilfe zu bringen.

Früh, ehe noch die Geißler ihre düstere Straße zogen und in dem

Reich, das Pest und Hungersnoth, Ueberschwemmung und Friedlosigkeit plagten, gewaltigen Zulauf fanden, waren von den Niederlanden her die Begharden und Beghinen nach Deutschland gekommen und hatten in barmherzigem Wirken eine zunächst unscheinbare Thätigkeit begonnen. Um die Jahrhundertwende war der Kreis ihres Schaffens schon so weit geworden, daß sie an eine Vertheilung der Aufgaben denken mußten. Die Laienvereine der Lollharden übernahmen Krankenpflege und Totenbestattung und erwählten zum Schutzpatron den Heiligen Alexius, einen vornehmen Römer, der, ungefähr zur Zeit Alarichs, durch wunderbare Heilungen legendären Ruhm erlangt hatte. Man wird sich diese Laienvereine, die im Grundgedanken den Tertiariern Franzens von Assisi nahe verwandt waren, als Gemeinschaften ehrbarer Männer vorzustellen haben, die den mönchischen Müßiggang verschmähten, vielleicht auch mit dem Paduenser Marsilius an der Nothwendigkeit einer besonderen Priesterkaste zweifelten und die nun, wie wir heute gern sagen, praktisches Christenthum treiben wollten. Aus ihrer Zeit, aus der mittelalterlichen Kirchendoktrin und dem wüsten Wahngebilde apokalyptischer Träume, konnten sie gewiß nicht heraus und ihr Pflegerdienst mag zum größten Theil oft im Handauflegen, Beschwören und Exorzisiren bestanden haben. Je furchtbarer jetzt die Qual, auch Das mochten sie denken, desto herrlicher nachher die Seligkeit; eine Anschauung, der das irdische Leben nur eine läuternde Prüfungzeit war, konnte um eine allzu zärtliche Schonung des Leidenden sich nicht bemühen. Wozu den Schmerz brennender Wunden lindern, da er im Himmel doch besonders belohnt werden wird? Weshalb an Rasenden menschliche Heilkunst versuchen, da vor der Himmelspforte die Dämonen doch weichen müssen? Der mittelalterlich fromme Christ kann ein sorgsamer und mitleidiger Krankenpfleger werden, aber er wird in dem Streben, den Schmerz zu betäuben, nicht so eifrig sein wie der weltliche Arzt, der es nur mit dem Menschen der Zeitlichkeit zu thun hat und die Sorge für die unsterbliche Seele getrost dem höheren Pfleger anheimstellt. Dennoch erwarben die Alexianer im deutschen Land mannichfache Anerkennung und Brestfhafte priesen laut den mitleidigen Trost, den sie in den Häusern der Laienbrüder gefunden hatten.

Der Rückblick mag Manchem überflüssig erscheinen. Aber jedes Bild braucht, um richtig zu wirken, einen Hintergrund. Auch der Prozeß, der vor dem aachener Landgericht jetzt zu glücklichem Ende

geführt worden ist, kann ohne den zeitlich bestimmten Hintergrund nicht verstanden werden. Die Möglichkeit, die Vorgänge zu begreifen, die sich in dem Alexianerkloster Mariaberg abgespielt haben, ergiebt sich erst, wenn man sich in die Zeit der frühesten Lollharden zurückversetzt. Ein zerfallendes Reich ohne starke Centralgewalt, ein leise fortwühlender Krieg zwischen dem Königsrecht und dem Priesteranspruch, ein finanziell verkommender Adel, Städte, die mit äußerstem Kraftaufwand um ihr Dasein kämpfen müssen, — und daneben, als beinahe einzige soziale und ethische Macht, die Fähnlein der Frommen, die auf ihre besondere Art christliche Liebe üben. Diese Aufrechten mußten, da ihr dem Allzumenschlichen schlau angepaßter Kirchenglaube ihnen den Haß nicht verbot, den frech und gewissenlos ringsum prassenden Weltgeist hassen und in Askese und Flagellation heiligende Kräfte erkennen. Aber Askese und Flagellation sind zwar schöne, doch auch recht unbequeme Dinge und ein Frommer, in dessen Vorstellung der düster drohende Jahwe hoch über dem milden Nazarener thronte, konnte leicht auf den Gedanken verfallen, nicht er sei, da er der Weltlust ja längst entsagt habe, für Marter und Peinigung ausersehen, sondern der seiner Pflege Befohlene, der deshalb, als ein vom Herrn Heimgesuchter, bis auf den Grund den Leidenskelch leeren müsse. Der dienende Bruder fühlte sich als den Gehilfen des höchsten Richters; konnte es da seine Aufgabe sein, die Strafe zu mildern, die der weise Richter über ein sündiges Menschenwesen verhängt hatte? Wenn aus Krankenpflegern mitunter so Henkersknechte wurden: die profane Menge erfuhr nichts davon, denn kein Wehelaut drang durch die dicken Mauern der Brüderhäuser. Solche Grausamkeit war auch wohl selten; die katholische Krankenpflege hat ihren Weltruhm reichlich verdient, weil das mitleidige Menschengefühl fast immer stärker war als der ekstatische Wahn. Der Gedankenkreis aber, von dem diese Pflege ursprünglich ausging, war der Linderung irdischer Leiden nicht günstig, — und dieser Gedankenkreis ist im Wechsel der Zeiten unverändert geblieben. Jahrhunderte sind vergangen; alte Reiche sind versunken und neue erstanden; die Riesengestalt Luthers hat sich aufgereckt; die straffen Bande des Feudalismus sind zerrissen und der Kapitalismus hat die nur noch nach dem Besitzesantheil gegliederten Gesellschaften mit seinem Spinnengewebe umgarnt; unter Drommetenstößen ist die Lehre von der organischen Entwickelung alles Lebendigen verkündet worden und hat der Welt-

anschauung eine neue Basis geschaffen; schon wankt wieder einmal die geltende Rechtsordnung und in dumpfen Erdstößen, in dem unaufhaltsamen Sinken der Grundrente und in dem wachsenden Anspruch proletarisirter Massen, melden die Wehen einer neuen gesellschaftlichen Organisation sich an; wieder möchten die in ihrer Macht Bedrohten die soziale Unzufriedenheit in kontemplativem Dämmern beschwichtigen —: und noch immer ragt der katholische Dom in die gewandelte Welt. Die Fassade ist freilich verwittert, aber die Grundmauern sind noch fest und der mächtige Steinkoloß steht wie ein Fels zwischen den hastig gezimmerten und verkalkten Häuschen der Modernen. In dieser Unveränderlichkeit wurzelt die Macht der katholischen Kirche: stat crux dum volvitur orbis. Aber so oft diese Macht sich enthüllt, geht ein Staunen und ein starres Entsetzen durch die akatholische Welt, — als habe ein Toter, den man längst eingeurnt und von den Würmern zerfressen glaubte, heimlich das Gruftgewölbe gesprengt und wandle als ein Schreckgespenst nun durch die helle Straße der Lebenden.

Das Staunen kann man begreifen; vielleicht ists sogar gut, wenn es sich öfter wiederholt, denn ein Protestantismus, dem zum Protestiren der Anlaß fehlte, müßte verkümmern. Auch das Entsetzen ist in diesem besonderen Fall nur natürlich, weil das Enthüllte die Ausgeburten der wildesten Kolportagephantasie weit übertrifft. Als Herr Mellage mich besuchte und im Kampf für die Befreiung des englischen Geistlichen Forbes publizistische Unterstützung von mir erbat, da dachte ich, obwohl der zähe Westfale sich nüchtern und ruhig gab: der Mann hat sich, in lauterster Absicht, offenbar in ein Netz von Wahnvorstellungen verstrickt; so, wie er sie schildert, können die Zustände in Mariaberg nicht sein; wahrscheinlich herrscht die in Privatirrenanstalten übliche Wirthschaft, die der Harmlosigkeit des Herrn Mellage unerhört barbarisch erscheint, und der wackere Gastwirth aus Iserlohn kann es am Ende gar nicht fassen, daß ein Mensch, der nicht beständig rast und tobt, geisteskrank sein soll. Dieser Laieneindruck ist durch das Urtheil bestätigt worden, das der Geheimrath Finkelnburg sich nach dem Lesen der Broschüre gebildet hat. Nun hat Herr Mellage so ziemlich für jede Behauptung den strikteſten Wahrheitbeweis erbracht — wo der Beweis nicht erbracht wurde, handelt es sich um das dunkelste Gebiet der Psychologie, das nur dem Forscherblick staatsanwaltlicher Weisheit sich prompt erhellt —, nun haben wir gehört, wie kranke und für krank ausgegebene Menschen

grausam mißhandelt wurden, wie sie die Heilkraft des Wasserschluckens, der Douche, der Ofenhitze und des Schlüsselbundes am siechen Leibe erproben durften und wie sie, so oft es den allmächtigen Brüdern gefiel, Tage und Wochen lang in die schmutzige Station eingepfercht wurden, in die Gesellschaft der Jammervollen, die im eigenen Koth elend verkommen. Kann es nun aber nützlich sein, die sensationellen Schauergeschichten totzuhetzen und Himmelsreinheit und Höllenbestialität grell neben einander zu pinseln? Die Presse, die sich bei so billiger Arbeit aufhält, handelt ziemlich genau im Sinn der mittelalterlichen Kirchendoktrin: sie erklärt nicht, sondern sie richtet; sie versucht nicht, Menschliches menschlich zu verstehen, sondern möchte, was ihr verdammenswürdig erscheint, rasch in den Feuerpfuhl schleudern. Mit jäh aufflackender Entrüstung ist hier wieder einmal gar nichts gethan. Die Alexianerbrüder von Mariaberg sind die getreuen Erben der Lollharden vom Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts; sie werden, wenn sie bei der Abkehr von der Welt sich einen Rest von Herzensgüte gerettet haben, die ihrer Pflege Befohlenen sanft und freundlich behandeln; aber die Anschauung, daß der Kranke ein vom höchsten Herrscher Bestrafter ist und bis ans Ende der läuternden Prüfung zu leiden hat, wird in den Kirchenfrommen dieser Art immer bestimmend wirken. Das Menschenmaterial wechselt, die Anschauung bleibt. Die Bettelmönche, die im Lande Ditmarsen einst den Pöbel wider den ketzerischen Bruder Heinrich hetzten, sind in dieser Anschauung dem nicht moderneren Bruder Heinrich von Mariaberg nahe verwandt. Als Heinrich von Zütphen verbrannt worden war, meinte Luther, es sei mehr noth, über die schwer belasteten Mörder zu weinen und zu klagen denn über den seligen Heinrich; auch jetzt werden wahrhaft fromme Christen über den Bruder Heinrich von Aachen ein größeres Jammern erheben müssen denn über seine Opfer, — nicht aus mitleidiger Seele nur, nein, weil der furchtbare Typus dieses handfesten Gottesmannes dem Fundament ihrer Glaubenslehre gefährlich zu werden droht.

Wie entsteht dieser Typus? Der mittelalterlichen Weltanschauung muß dazu wohl noch eine andere Stimmung sich gesellen, die dem starren Katholizismus nicht allein eigenthümlich ist. Dumpfsinnige, ungebildete Menschen, die als Schuster, Schneider und Kesselflicker früher dürftige Tage fristeten, ordnen sich plötzlich einer fest gegliederten Gemeinschaft ein. Sie haben nun, was sie zum Leben brauchen, manchmal recht reichlich,

aber sie sind nicht mehr frei; sie müssen blinden Gehorsam leisten und von der harten Hand der Oberen sich kneten und biegen lassen. Ihr Wille ist gebrochen, ihr Intellekt schläft und ihrem Sinnentrieb dürfen sie sich nun nicht mehr nach brünstigem Belieben hingeben; denn das Disziplinargesetz muß befolgt, das Dekorum der Kaste muß ängstlich gewahrt werden. Das Sexualbedürfniß wird unregelmäßig befriedigt, in hastigen, scheu verborgenen Lüsten, perverse Neigungen erwachen in den von Kasteiung und Ekstase mächtig Erregten und am Ende stellt sich ein Zustand ein, den man, frei nach Krafft-Ebing, vielleicht einen ideellen Sadismus nennen könnte. In dem Geschöpf, das zum Kadavergehorsam verurtheilt ist, regt sich der Wille zur Macht und höchste Wonne wird ihm, sich als den Stärkeren zeigen und an Schwachen die Willkür austoben zu können. Fast immer bleibts bei symbolischen Vorstellungen, bei dem Hochgefühl, als ein willenlos Abhängiger doch dem gemeinen Haufen befehlen zu dürfen. Mitunter aber ist der Stachel so scharf, daß erst die körperliche Mißhandlung die Lustempfindung gewährt. Dann müssen in Kasernen und Klöstern Rekruten und Kranke die Reaktion blind geübter Gehorsamspflichten erdulden und dann entsteht der furchtbare Typus des — auch in Unteroffiziersuniform nicht unmöglichen — Bruders Heinrich, der seinen Dienst pünktlich versieht und sich für die Willensentbehrung an der Qual der noch abhängigeren Kreatur schadlos hält. Ob wir nicht von Zeit zu Zeit vielleicht noch Entsetzlicheres vernähmen, wenn das Militärgericht öffentlich tagte?

Ueber die Alexianer wurde öffentlich der Gerichtstag gehalten. Mancherlei günstige Umstände wirkten zusammen und sicherten dem löblichen Werk des Herrn Mellage das Gelingen. Man sah einen Gerichtsvorsitzenden, der den Angeklagten mit ruhigem Wohlwollen behandelte, und einen Vertheidiger, der sich fleißig auf die Sache vorbereitet hatte und sie mit sittlichem Ernst vertrat, nicht wie ein einträgliches Mandat, sondern wie eine heilige Ueberzeugung. Und an der Spitze der Sachverständigen erschien ein Mann, der die hohe Ehre hat, von den pfiffigen Geschäftsleuten des Irrenunwesens grimmig gehaßt zu werden. So fiel auf die eine Seite ein helles Licht und die andere, wo mit den neuen Lollharden und ihren Medizinmännern die braven Aufsichtbehörden erschienen, blieb in nächtigem Dunkel. Dennoch muß man bezweifeln, ob dem Gerichtserfolg eine weiter reichende Wirkung beschieden sein wird. Einstweilen ist in dem Beamtenpersonal der königlich preußischen Re-

girung zu Aachen noch kein Wechsel verfügt, ist der Staatsanwalt, der zum Einschreiten gegen die Alexianerwirthschaft keine Veranlassung fand, als untauglich noch nicht aus dem Dienst geschickt worden. Einstweilen sucht jede Sippe in dem aufgewühlten Schmutzwasser einen fetten Schlammfisch zu fangen: hitzige Kulturkämpfer zetern, Herrn Schönstedt zum Leid, laut gegen Rom, freisinnige Mannesseelen entdecken, daß Alles ganz anders wäre, wenn die Verwaltungbeamten den Speichern der Rickertei entnommen würden, und weltliche Besitzer von Privatirrenanstalten, in deren Mauern Aehnliches ja niemals sich ereignen könnte, möchten bei der wundervollen Gelegenheit sich die geistliche Konkurrenz für immer vom Halse schaffen. Das Geschrei wird ein Weilchen währen und allgemach wird Alles dann wieder zur alten Ordnung kehren. Die bürgerliche Gesellschaft liebt lange dauernde Gemüthsbewegungen nicht; starke Sensationen sind ihr willkommen, möglichst grelle, die für kurze Stunden die erschlaffenden Nerven rütteln; aber die langweiligen Leute, die jede Wirkung auf eine Ursache zurückführen und am Ende gar von den schmutzigen Stationen die schützenden Vorhänge wegziehen möchten, dürfen auf Dank nicht rechnen. Die bürgerliche Gesellschaft bekreuzigt sich jetzt, weil sie nicht ist wie die bösen Alexianer, um deren Werden sie sich nicht kümmert, sie freut sich, daß die Brüder Heinrich und Paulus nebst Herrn Chantraine, dem Psychiater von eigenen Gnaden, so gar keine typischen Züge zeigen, und sie wird an dem Tage erst unruhig werden und die rasche Entrüstung vielleicht verwünschen, wo sie erkennt, daß wieder einmal die eiligen Symptomkuren unnützlich sind und daß es nöthig wird, aus einer seit manchem Jahr schmutzigen Station mit hartem Besen den Unrath zu kehren.

# Universitätreform.

Zu den Dingen, die sich auch in unserer Zeit „schrankenloser Oeffentlichkeit“ noch der vollständigsten und ausdauerndsten Unbekanntheit in weitesten Kreisen erfreuen, gehören unter Anderem auch die inneren Zustände unserer Universitäten. Das große Publikum glaubt oder vermuthet von diesen Dingen ungefähr so viel, daß die Universität von jungen Leuten bezogen wird, die ein „Abiturium“ hinter sich haben, deren Unterhalt den „Herren Eltern“ erschrecklich viel Geld kostet und die als Aequivalent dafür von ihrer theuren „Nährmutter“ (der „alma mater“) neben einer in unglaublichem Maße ausgebildeten Befähigung zur „Stoffvertilgung“ auch eine ganz stupende Gelehrsamkeit auf den Lebensweg mitnehmen, mit deren Hilfe sie alle ihnen dermaleinst obliegenden Aufgaben des staatlichen und bürgerlichen Lebens spielend bewältigen können. Die Männer, die ihnen zu diesem überschwänglichen Wissen und Können verhelfen, die Herren Professoren, werden natürlich als ganz und gar von Gelehrsamkeit triefende, würdig bemooste Häupter vorgestellt, als deren markanteste Züge neben der monströsen Gelehrsamkeit eine rührend kindliche Unbeholfenheit in allen Angelegenheiten des praktischen Lebens, eine urkomische Zerstreutheit und ein — Manchen wohl auch als „Uebergeschnapptheit“ erscheinender — Idealismus der Gesinnung halb belächelt, halb mit respektvoller Scheu ins Auge gefaßt werden. Ist an dieser idyllischen Vorstellung, die vielleicht in der Zeit, als Heine die Schilderung seiner Harzreise in der bekannten Weise einleitete, für kleine Universitätverhältnisse etwas Zutreffendes haben mochte, heutzutage auch nur noch ein Körnchen von Wahrheit? Und „frommts, den Schleier aufzuheben“ oder für das größere Publikum auch nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften, hinter dem sich die inneren Verhältnisse unserer Hochschulen dem profanen Blicke bisher so geschickt zu verbergen wußten? Ist nicht die strenge Geheimhaltung — so lange sie sich eben aufrecht erhalten läßt — im Interesse unserer Universitäten selbst „aufs Innigste zu wünschen“? Es giebt ja doch selbst unter der kleinen Zahl der „Eingeweihten“ Leute genug, die, mehr oder weniger offenherzig, der Ansicht huldigen, daß das einst von den Jesuiten gesagte Wort: „sint ut sunt, aut non sint“ im Grunde auch für unsere Universitäten Giltigkeit habe und daß diese ehrwürdigen, mit allem Staub und Schutt der Jahrhunderte in die Gegenwart hineinragenden mittelalterlichen Monumente durch alle modernen Zuthaten und Umbauten höchstens entstellt und verdorben, keineswegs verbessert und wirklich „modernisirt“ würden. Nicht Fortentwickelung, nicht Reform, sondern Niederreißung und Neubau

wäre von diesem Standpunkte aus eigentlich die befreiende Lösung. Wo aber könnte sich in unserer Zeit der Halbheiten und schwächlichen Kompromisse für einen solchen Neubau vollends Entschluß und geniale Befähigung, — wo könnte sich unter unseren Staatsweisen die einer solchen Neuschöpfung gewachsene organisatorische Kraft, — wo könnte sich für eine solche Kraft frei vergönnte Bethätigung finden? Man braucht nur auf die ungeheuren Schwierigkeiten, auf den konzentrirten Widerstand der Interessenten, auf die Theilnahmelosigkeit und Verständnißlosigkeit aller übrigen Kreise hinzublicken, um jedes derartige Unterfangen, selbst wenn es berechtigt wäre, als auf absehbare Zeit völlig hoffnunglos zu erkennen. Es kommt dazu, daß eine radikale Umgestaltung unserer Hochschulverhältnisse, selbst die sonst dafür günstigsten Bedingungen vorausgesetzt, überhaupt undurchführbar wäre, ohne eine vorhergehende, kaum minder radikale Umgestaltung unseres Mittelschulwesens, vor Allem unserer Gymnasien, die, worüber jetzt schon fast alle Welt einig ist, mit dem letzten gutgemeinten Reformversuche von 1891 nur eine Verschlechterung, keine gesunde Fortbildung erfahren haben. Also: da eben, wie auch dieses Beispiel bekundet, halbe, verfehlte, mangelhafte Reformen schlimmer als gar keine sind, soll man denn den alten, morschen, mit unzähligen Rissen und Sprüngen behafteten Bau in Gottes Namen unverändert weiter stehen lassen, bis er unter der Last seiner Jahre und seiner ehrwürdigen Traditionen oder unter den nachhelfenden Wehen eines stürmischeren Zeitathems dermaleinst von selbst zusammenbricht, wie die Einen hoffen, die Anderen fürchten? Oder soll man nicht lieber doch, bescheiden, wie wir nun einmal geworden sind, wenn das Beste und Gute nicht zu haben ist, sich mit dem halbwegs Passablen begnügen und, wo sich das Bedürfniß gerade am Meisten fühlbar macht, hier und da die bessernde Hand anlegen, stützen und repariren? Und wenigstens dieses Bedürfniß kann, wofern der Nachweis dafür im einzelnen Falle in überzeugender Weise erbracht wird, vielseitiger, wenn auch keineswegs widerspruchsloser Anerkennung der die „öffentliche Meinung" zusammensetzenden Faktoren noch am Ersten gewiß sein.

Diese Betrachtungen wurden in mir und vermuthlich noch in manchen Anderen angeregt durch die Lecture eines ganz kürzlich erschienenen und schon in zweiter Auflage vorliegenden Buches, das den Titel führt: „Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regirung und die Volksvertretung. Von ***. (Berlin, Ferd. Dümmler, 1895)" und dessen Studium ich als eben so „angenehm" wie „gewinnbringend" möglichst vielen Lesern bestens empfehle. Der dreigesternte Anonymus, der offenbar zu den „Eingeweihten", den „Auguren", gehört, wenn er auch eben so offenbar, wie seine Reformvorschläge bekunden, nicht der höchsten Weihe des Ordinariates theilhaftig geworden ist, muß unzweifelhaft in den

berliner Universitätkreisen, vermuthlich unter deren philosophischen und pädagogischen Lehrkräften, gesucht werden. Das geht, von mannichfachen Einzelnheiten abgesehen, ganz besonders aus dem Umstande hervor, der vielleicht den am Meisten berechtigten Angriffspunkt gegen das Buch bilden wird: daß es nämlich die akademischen Dinge und Verhältnisse ein Bischen zu sehr aus dem spezifisch berliner Sehwinkel heraus, ohne genügende Würdigung der vielfachen individuellen Besonderheiten der übrigen, namentlich der älteren und kleineren provinzialen Universitäten, betrachtet. In den riesenhaften berliner Verhältnissen, wo Alles ohnehin schon unnatürlich geschraubt und verzerrt ist, müssen natürlich auch Mißstände der hier geschilderten und beklagten Art zu ungeheuerlicher Steigerung heranwachsen und so allerdings zur Vorführung höchst anschaulicher Argumente „ad oculos“ ein ungewöhnlich dankbares Material liefern, dessen verallgemeinerte Verwerthung aber doch mit dem Mangel einer gewissen Uebertreibung und Einseitigkeit leicht behaftet sein könnte. Die Anonymität des Auftretens, die der Verfasser im Interesse der Sache „einstweilen“ geboten findet, nehme ich ihm natürlich um so weniger übel, als sie ja in der That gerade bei der heiklen Beschaffenheit des von ihm behandelten Gegenstandes eine unbefangene Erörterung und Würdigung seiner Ansichten und Vorschläge in manchem Sinne erleichtert.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, hat der Verfasser es für zweckmäßig erachtet, all das leichte und schwere Geschütz seiner Angriffe auf einen Punkt, auf die „ökonomische Frage“, wie er es genannt hat, zu konzentriren. In der That bildet diese Frage für ihn den Angelpunkt der Diskussion, den Mittelpunkt jeder anzubahnenden Reform; sie greift in alle noch sonst besprochenen Einzelnheiten über, von ihr aus gewinnen diese erst, so weit von Reformbedürftigkeit dabei die Rede ist, ihre richtige, sachgemäße Beleuchtung und ohne eine prinzipielle Stellungnahme zu dieser „Grundfrage“ ist ein gedeihliches Reformwirken ihm deshalb überhaupt nicht denkbar. Diese „ökonomische Grundfrage“, an der die Zukunft unserer Universitäten und die praktische Lösung aller Reformversuche hängen soll, erscheint dem Verfasser in der Form zugespitzt, „ob der Universitätlehrer ausschließlich oder doch vorwiegend Beamter ist oder ob er sich in dieser seiner amtlichen Stellung eben so sehr, vielleicht mehr, als freien Unternehmer, als Inhaber eines so zu sagen geistigen Gewerbebetriebes, wissen darf“. Praktisch handelt es sich dabei zunächst um die Fragen des Kollegienhonorars und des Prüfungswesens, denen der Verfasser eine sehr ausführliche, gründliche, von interessanten historischen Exkursen begleitete Erörterung widmet. Unser jetziges Kollegienhonorarwesen an den deutschen*) Universitäten ist, wie näher Stehende

*) An ausländischen Universitäten kennt man das System der Kollegienhonorare in der bei uns üblichen Form großentheils nicht. In Ungarn hat ein

nur zu gut wissen, mit allerlei Uebelständen behaftet, von denen der Verfasser im Wesentlichen nur den einen, für seine Theorie bedeutungvollsten hervorhebt, daß es im Verein mit den übrigen Besoldung- und Einkommenverhältnissen dazu mithilft, die gegenwärtige Einrichtung als ein „typisches Beispiel sozialer Ungerechtigkeit und fehlerhafter Organisation" erscheinen zu lassen. „Vergegenwärtigen wir uns," so heißt es bei ihm, „die erstaunliche, ja geradezu unbegreifliche Thatsache, daß in den Einnahmeziffern der amtlich berufenen, vereidigten, mit amtlichen Pflichten betrauten Universitätlehrer Unterschiede obwalten, wie sie keine andere amtliche Pflichtensphäre auch nur annähernd aufzuweisen hat, Unterschiede, die sich nach dem Verhältniß der Addition und Subtraktion kaum ausdrücken lassen, da sie sich nicht auf Differenzen von Hunderten oder Tausenden von Mark belaufen, sondern einem geringen Vielfachen vom Hundert auf der einen Seite Zehntausende, ja in einzelnen Fällen Hunderttausende auf der anderen Seite gegenüber stellen, so daß die jährliche Einnahme des Einen, wenn sie ideell auf die des Anderen erhöht werden soll, nicht mit Zehn, sondern mit Hundert und zum Theil sogar mit Tausend multiplizirt werden müßte!" Die „soziale Ungerechtigkeit auf akademischem Gebiete" ist aber nicht etwa die Folge der Kollegienhonorare, sondern die Ungleichheiten im Bezuge der Kollegienhonorare selbst sind vielmehr als ein hervorragendes Symptom jener sozialen Ungerechtigkeit zu betrachten. Um Dies als begründet anzuerkennen, müssen wir uns allerdings rückschauend in die geschichtliche Entwickelung der jetzigen Zustände seit dem sechzehnten Jahrhundert vertiefen; es hängt aufs Innigste mit der gesammten innerlichen Umwandelung zusammen, die die Universitäten nach der Seite des Zweckes wie der Mittel seit jener Zeit durchmachten. Aus Anstalten zur schulmäßigen Aneignung überlieferter Kenntnisse und zur Verarbeitung des Wissensstoffes (namentlich auf dem Wege der Disputirfertigkeit) wurden die Universitäten Das, was sie heute sind — oder doch der Idee nach sein sollen: Stätten selbständiger wissenschaftlicher Forschung, denen nicht tote Gelehrsamkeit, sondern ideale Lebenskunst, d. h. praktisches Können auf der Grundlage freien Forschens und persönlicher Ueberzeugung, als höchstes zu erreichendes Ziel vorschwebt. Hierzu bedurfte es allerdings auch gründlich veränderter Mittel, denen sich auch die neuere Organisation des Universitätwesens, z. B. in der Loslösung der Staatsprüfungen von der Promotion, in der höheren Bewerthung konversatorischer, seminaristischer Uebungen u. s. w. mehr-

---

energischer Reformminister vor vier Jahren den Muth gefunden, mit dem System der Kollegiengelder vollständig zu brechen und sie durch eine einheitliche „Studientaxe" sowie durch eine mehr der Gerechtigkeit entsprechende Regelung der Gehaltverhältnisse des Lehrpersonals zu ersetzen. Vivat sequens!

fach anzuschmiegen versuchte. Aber dabei sind denn doch mancherlei „Anachronismen“ übrig geblieben und Das macht sich gerade bei dem Kollegienhonorarwesen in eigenthümlich überraschender Weise bemerkbar.

Die „Privatkollegia“ nämlich (d. h. die nur gegen privaten Entgelt zugänglichen Vorlesungen), die — wie der Verfasser in überzeugender Weise darlegt — ursprünglich aus dem Interesse der Studirenden hervorgegangen sind und meist von jüngeren Lehrern veranstaltet wurden, sind mehr und mehr zu einer Domäne der ordentlichen Professoren geworden: zugleich aber auch der private Entgelt, das Honorar. Der naturgemäße Gang der Entwickelung wäre gewesen, daß mit dem Augenblick, wo man richtig erkannte, daß der höhere didaktische Werth der Privatkollegia und der Privatissima deren Pflege gerade den Ordinarien zuweise, die — ursprünglich nur den unbesoldeten Dozenten zu Gute kommende — Honorarvergütung für diese Vorlesungen eingestellt oder in jedem Falle möglichst zu Gunsten der jüngeren Lehrer geregelt worden wäre, zumal seitdem die Heranziehung von freien Lehrkräften zu der allgemeinen Einrichtung des Privatdozententhumes geführt hatte. Dies geschah aber nicht; vielmehr hat sich das, wie der Verfasser sagt, „ganz unnatürliche und nur durch historische Verschleppung erklärbare“ Verhältniß herausgebildet, daß die reicher besoldeten Beamten zugleich das reichere Honorar einnehmen, während die unbesoldeten Lehrer mit ihrer akademischen Wirksamkeit überwiegend auf Anbietung unentgeltlicher Leistungen hingewiesen sind. „Wenn — so fährt der Verfasser fort — „die besoldeten Professoren in früheren Jahrhunderten für ihre privaten Kollegien honorirt wurden, so war Das insofern durchaus berechtigt, als diese Thätigkeit wirklich eine private Extraleistung in privaten Räumlichkeiten war; niemals wurde eine Thätigkeit extra honorirt, für welche sie pflichtmäßig berufen waren: niemals auch für eine und die selbe amtliche Thätigkeit amtliches Gehalt und privates Honorar liquidirt. Jetzt aber ist, zum Nachtheil Derer, die des Honorares dringend bedürften, Beides der Fall: eine und die selbe, nominell „private“, in Wahrheit amtliche Leistung, und zwar die wesentlichste offizielle Pflichtleistung, wird sowohl durch ein amtliches Fixum als auch durch Honorar entgolten.“ *)

*) Für Leser, denen die akademischen Verhältnisse fremd sind, sei zum Verständniß an dieser Stelle eingeschaltet, daß man bei Ankündigung der Vorlesungen „privatim“ (d. h. gegen Bezahlung) und „publice“ (öffentlich) gehaltene unterscheidet. Den Privatdozenten ist, wenigstens in Berlin, merkwürdiger Weise der Gebrauch des Wortes „publice“ bei ihren Ankündigungen untersagt, sie müssen ihre Vorlesungen als „gratis“ (unentgeltlich) gehaltene ankündigen: ein Zopf, der wohl auch noch darauf zurückzuführen sein mag, daß gerade die öffentlichen Vorlesungen früher den besoldeten, ordentlichen Lehrern ausschließlich als Pflichtleistung oblagen.

Hier steckt nun für den Verfasser die Wurzel alles Uebels; auf diese Quelle sind namentlich die thatsächlich vorhandenen schreienden Ungleichheiten zwischen den Angehörigen des selben Lehrkörpers zurückzuführen: Ungleichheiten, wie sie sich in ähnlichem Maße nirgends innerhalb des Beamtenorganismus vorfinden und die den vorwiegenden Beamtencharakter bei den Mitgliedern des akademischen Standes fast gänzlich verwischen. Die angeführten Beispiele erscheinen freilich monströs, sind aber, wenn auch der Wahrheit entsprechend, in ihren schlimmsten Auswüchsen doch eben nur den exzeptionellen berliner Verhältnissen entstammende seltenste Ausnahmen, die trotzdem die Abnormität der ganzen Sachlage in greller Weise beleuchten. Mit eben so großer, anscheinend zum Theil auf schmerzlichen Erfahrungen am eigenen Leibe beruhender Sachkenntniß werden vom Verfasser auch andere auf akademischem Gebiete herrschende Mißstände, des Berufungwesens, der Promotionen und Prüfungen u. s. w., freimüthig erörtert und die schädlichen Wirkungen des herrschenden ökonomischen Systems in Bezug auf Lebenshaltung, geselligen Verkehr und Kollegialität — namentlich die Herausbildung eines sogar schon zum Gegenstand mißliebiger offizieller Vermerkung gewordenen „akademischen Plutokratenthumes" — anschaulich geschildert. Bald im Tone feiner Ironie, bald mit elegischem Pathos werden die demoralisirenden Wirkungen nachgewiesen, die das herrschende System eben so sehr für die Begünstigten und Monopolisirten wie für die größere Zahl der dabei leer Ausgehenden, der Enterbten, fast mit Nothwendigkeit zeitigt, die Gefahren für die Charakterentwickelung, die gerade bei einem für die Jugend vorbildlich wirkenden Stande mit doppelter Schwere ins Gewicht fallen, und endlich, angesichts der bestehenden Verhältnisse, die völlige Unmöglichkeit, aus den Kreisen der Betheiligten heraus zu einer wirksamen Selbsthilfe auf dem Wege freiwilliger Reformthätigkeit zu gelangen.

Da nun also die Reformbedürftigkeit auf dem ökonomischen Gebiete nach des Verfassers Meinung unzweifelhaft, da aber eine spontane Abhilfe nicht zu erwarten ist, so muß natürlich auch hier wieder der Staat, das bekannte Mädchen für Alles, seine schützende Hand ausstrecken und im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit die so viel begehrte Initiative ergreifen. Zu diesem Zwecke werden denn auch vom Verfasser eine Anzahl spezieller Vorschläge beigebracht, als deren wesentlicher Inhalt etwa Folgendes herauszuheben sein dürfte. Den Mitgliedern des akademischen Standes soll — mit Rücksicht auf die vorerwähnte Doppelstellung als Beamte und als freie Gewerbtreibende — der vorwiegende Beamtencharakter gewahrt bleiben, der aber nicht zum Aushängeschild für eine ins Ungemessene gehende private Spekulation dienen darf. Um Das zu vermeiden, muß den staatlich angestellten ordentlichen und außerordentlichen Professoren ein angemessenes, mit

zunehmender Anciennetät steigendes Gehalt gesichert werden. Die Kollegienhonorare fließen in die Staatskasse, aus der die nothwendig werdenden Zuschüsse für die schon jetzt mit amtlichem Gehalt angestellten Professoren bestritten werden. Gleichzeitig würden aber von den Kollegienhonoraren auch die bisher völlig unbesoldeten Lehrer (d. h. die große Mehrzahl der Extraordinarien und sämmtliche Privotdozenten) einen Antheil beziehen, und zwar nach dem Maßstab des Besuches ihrer öffentlichen Vorlesungen, der zugleich als geeignetes Kriterium der Tüchtigkeit eines Dozenten betrachtet werden kann. Durch diese Maßregeln würde den traurigen Zuständen, unter denen gegenwärtig ein großer Theil der akademischen Dozenten zu leiden hat, wirksam und in gerechter Weise gesteuert werden, ohne daß dem Staate oder den akademischen Zuhörern neue Lasten erwachsen.

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle auf die Einzelnheiten der gemachten Reformvorschläge näher einzugehen oder gar in eine kritische Abwägung des Für und Wider, mancher unleugbar zu erwartenden Vortheile und eben so unleugbar sich aufdrängenden Bedenken, einzutreten. Nur einige mehr allgemeine und prinzipielle Bemerkungen möchte ich, aus einer dreißigjährigen eigenen akademischen Erfahrung heraus, mir dabei gestatten. Gegen die angerufene staatliche Intervention in der vom Verfasser vorgezeichneten Richtung, nämlich zur erhöhten Wahrung des Beamtencharakters der akademischen Lehrer auch in ökonomischer Beziehung, dürfte zunächst ein prinzipieller Einwand wohl in Betracht kommen. Der Verfasser scheint nicht genügend gewürdigt zu haben, daß überhaupt keineswegs alle Universitätlehrer die Beamtenqualität besitzen, daß vielmehr den sämmtlichen Privatdozenten — bei denen ja nach des Verfassers Schilderung die ökonomische Misere durchgehends am Größten sein müßte —, auch selbst wenn sie mit dem Professor-Titel ausgezeichnet oder, wie man auf deutsch-chinesisch so schön sagt, „charakterisirt" sind, dennoch der Beamten-Charakter vollständig mangelt. Dieser müßte ihnen also zunächst vom Staate beigelegt werden, was aber doch seine großen Bedenken haben würde. Von Anderem ganz abgesehen, müßte sich dann der Staat naturgemäß ein Recht der Kontrole und des Vetos bei Zulassung der Privatdozenten (die bis jetzt von den Fakultäten allein abhängt) vorbehalten, -- ein Recht, über dessen möglichen Mißbrauch man, sobald es der Staat sich anzueignen versuchte, unzweifelhaft sofort ein gewaltiges Lamento erheben würde, wie man es ja erst in den letzten Wochen über eine angeblich geplante Einschränkung des Privatdozententhumes durch Maßregelung eines sozialdemokratischen Dozenten unter Heranziehung der ältesten und erschrecklichsten Beispiele — man mußte auf 1844 zurückgreifen -- laut genug angestimmt hat. Aber auch für die Ordinarien und die Extraordinarien (von denen übrigens nur der kleinere Theil

mit festem Gehalt „etatmäßig" angestellt ist) kann der Beamten-Charakter doch immerhin nur bedingt gelten. Der Universitätlehrer ist nur insofern Beamter, als er staatlich gewollte und anerkannte Zwecke, als er mit einem Worte den ihm vom Staate ertheilten Lehrauftrag zu erfüllen berufen ist. Es ist mir aufgefallen, daß der Verfasser des hier besprochenen Werkes, der zur Hervorhebung der abnormen Lage der Universitätlehrer alle möglichen scheinbaren Analogien aus anderen Berufskreisen (Militärärzte, Lehrer, Geistliche, selbst vereidete Makler u. s. w.) heranzieht, auf das nächstliegende, sich wie von selbst darbietende Analogon gar nicht eingegangen ist, nämlich auf die Lehrer an staatlichen Kunstschulen (Kunstakademien, musikalischen Hochschulen), die auch nur innerhalb des Rahmens dieser ihnen obliegenden Thätigkeit als Beamte zu gelten haben, im Uebrigen aber in ihrem freien selbständigen künstlerischen Schaffen, und natürlich auch in dessen ökonomischer Verwerthung, ganz unbeschränkt sind.

Kommen wir nochmals auf die Lage der unbesoldeten, nicht angestellten Dozenten zurück, so hat der Staat an den Lehrern, die er für seine Zwecke nicht ausersehen hat, die er nicht braucht und vielleicht nicht einmal für geeignet hält, natürlich auch kein besonderes Interesse und zum Einschreiten für sie keine zwingende äußere oder innere Veranlassung. Dagegen muß man freilich zugestehen, daß der Staat als solcher noch weniger das Interesse oder gar die Verpflichtung hat, einzelnen Personen durch eine Art von Monopol- oder Ausnahmestellung, zu der er ihnen verhilft, Gelegenheit zu ganz außergewöhnlichen, maßlosen, von keiner anderen Beamten-Kategorie auch nur annähernd erreichten und zu den wirklichen Leistungen in gar keinem Verhältnisse stehenden Einnahmen zu verschaffen. Im Gegentheil, der Staat hat weit eher ein Interesse daran, bei der Kumulirung derartiger Einnahmen etwas scharf auf die Finger zu sehen, da von vorn herein die Möglichkeit nicht gerade ausgeschlossen erscheint, daß sie für den also Begünstigten nicht sowohl ein Sporn als vielmehr eine Veranlassung bedeuten, sich, von jeder wirksamen Konkurrenz unbehindert, seine Unterrichtsthätigkeit so bequem wie nur möglich auszugestalten und das darauf verwandte Maß von Zeit und Arbeitkraft auf ein Minimum zu verringern. Dergleichen „soll schon öfter dagewesen sein" und es spricht nur für die Güte des ausgewählten Lehrpersonals unserer Hochschulen, daß es bei so naher und stark wirkender Verlockung nicht weit öfter der Fall ist.

In dem vom Verfasser betonten Vorhandensein einer „akademischen Plutokratie" oder, wie ich lieber sagen möchte, in der Möglichkeit, daß auch einmal Männer der Wissenschaft, daß hervorragende Gelehrte außergewöhnlich hohe Einnahmen erzielen, sogar ein großes Vermögen anhäufen und hinterlassen, — in dieser Möglichkeit an sich vermag ich noch nicht etwas

so Betrübendes oder gar eine Veranlassung zu restringirendem Einschreiten zu erblicken. Eine gewisse Anzahl von Millionären müssen wir nun doch einmal haben — wie nothwendig und wünschenswerth ihr Vorhandensein für eine Nation ist, hat bekanntlich kein Geringerer als Fürst Bismarck wiederholt mit schlagenden Gründen betont — und der Reichthum in der Hand einzelner Koryphäen der Wissenschaft wird voraussichtlich weniger Uebel und mehr Nutzen stiften, jedenfalls weniger Anstoß und Aergerniß erregen als der prahlerisch zur Schau getragene Reichthum unserer Geldprotzen von Merkurs Gnaden. Man hat mindestens bisher noch nie Etwas davon gehört, daß große Gelehrte, daß beispielsweise Naturforscher oder Aerzte von Ruf ein großes Vermögen schlecht angewandt, daß sie durch extravaganten Luxus oder „noble Passionen" von sich reden gemacht hätten; mir selbst ist aus meiner um ein Menschenalter zurückreichenden Erfahrung an verschiedenen Hochschulen kein derartiges Beispiel erinnerlich. Also in diesem Reichwerden einzelner Gelehrter an und für sich steckt der Kern des Uebels gewiß nicht. Wohl aber könnte dieser Reichthum Einzelner als unsittlich, er könnte sogar als eine öffentliche Kalamität erscheinen, wenn er entweder mit verwerflichen Mitteln, durch „unlauteren Wettbewerb", erlangt oder wenn auch nur dieser Erwerbsmodus mit einer schweren und auffälligen Schädigung Gleichberechtigter verknüpft und als solche in weiteren Kreisen anerkannt wäre. Vielleicht ließe sich nun von diesem Gesichtspunkte aus der Sache schon eher beikommen. Nicht als ob den Betheiligten selbst irgend ein sittliches Verschulden dabei nachgewiesen werden könnte. Von einem solchen, wenigstens im gewöhnlichen Sinne, ist absolut keine Rede, da sie ja nur von einem ihnen zustehenden Rechte nach Kräften Gebrauch machen, und: „qui suo jure utitur, neminem laedit." Aber die staatliche Verleihung dieses Rechtes ausschließlich an Einzelne, die Monopolisirung dieses Rechtes, könnte an sich ein Unrecht sein und sie gestaltet sich allerdings in recht zahlreichen Fällen zu einer schweren, geradezu ruinösen Schädigung Mitstrebender, Gleichberechtigter, die dem glücklicheren Gegner wehr- und waffenlos gegenübergestellt und so von vorn herein des Unterliegens gewiß sind, — und, wie leicht zu zeigen ist, auch zu einem empfindlichen öffentlichen Verluste.

Wenn der Staat die ordentlichen Professoren beruft und anstellt, ertheilt er ihnen, dem Herkommen nach, zugleich einen „Lehrauftrag" für ein bestimmtes Fach, als dessen ausschließlich von Staates wegen approbirte Vertreter sie demnach in der Regel zu betrachten sind (nur in Ausnahmefällen findet sich an den größten Universitäten ein Lehrfach durch zwei oder mehrere Ordinarien vertreten). Dieses Fach ist natürlich in der Regel eines der Hauptfächer, die von Studirenden der betreffenden Fakultät aus innerer oder äußererer Nothwendigkeit — denn es giebt, trotz der viel beredeten

Studienfreiheit, thatsächlich immer eine gewisse Anzahl von Zwangskollegien — gehört oder vielmehr „belegt" werden müssen. Dieses Kolleg zu lesen, ist also der Ordinarius als Aequivalent seiner Lehrstellung und der empfangenen staatlichen Besoldung wenigstens moralisch verpflichtet; im Uebrigen ist ihm freigegeben, aus dem ganzen weiten Kreise der universitas literarum nach Gutdünken zu lesen, was und worüber er will, da er (als Ordinarius) nicht einmal auf das engere Gebiet seiner Fakultätfächer eingeengt ist, wie der Extraordinarius, oder gar auf ein einzelnes Lehrfach, wie der dafür habilitirte Privatdozent. Der Ordinarius hat allerdings die Verpflichtung, in jedem Semester eine öffentliche Vorlesung, ein „Publicum", anzukündigen. Vorauszusetzen wäre nun, wie wir sahen, der alten Tradition gemäß, daß er das Fach, wofür er seine Bestallung und sein Gehalt erhält, als „Publicum" läse. Aber Das geschieht längst, man kann sagen, niemals und nirgends mehr. Jeder Ordinarius pflegt vielmehr das Hauptfach oder die Hauptfächer, für die er bestallt ist (denn er kann deren auch mehrere kumuliren) als vielstündiges Privatkolleg gegen entsprechenden Entgelt anzukündigen und daneben ein überbescheidenes, meist einstündiges „Publicum", womit er diese lästige (man vergesse nicht —: einzige) Verpflichtung abthut oder abschüttelt. Sehr häufig ist das angekündigte „Publicum" überhaupt nur Blendwerk; sein Gegenstand ist irgend ein einzelner Abschnitt, ein Kapitel oder ein Anhängsel des großen, vielstündigen Privatkollegs, so daß ohne dessen gleichzeitiges Belegen der Genuß dieses Publicums so gut wie gar keinen Werth hat. Wie gesagt, diese Dinge sollen keinem Kollegen zum Vorwurf gereichen; die Einrichtungen haben sich einmal so entwickelt, der Einzelne hat sie so vorgefunden und von seinem Vorgänger übernommen und ist unbedenklich in der gleichen Bahn weitergewandelt. Aber in der „Vernunft der Dinge" lag es ursprünglich nicht und in der geschichtlichen Ordnung, wie vorhin gezeigt wurde, erst recht nicht. Man könnte nun denken, wenn die Herren Ordinarien ihre Hauptfächer nur gegen Entgelt und sogar oft recht hohen Entgelt lesen, so sei Das ja für die Privatdozenten eine außerordentlich erwünschte und günstige Gelegenheit, um aufzukommen, um eine Anhängerschaar, ein volles Auditorium und damit Ruf und Ansehen in akademischen Kreisen zu erobern, indem sie, die dii minorum gentium, bescheidentlich Das umsonst bieten, was man bei den Großen ihrer Größe entsprechend bezahlen müsse. Aber Das hieße die Rechnung ohne den Wirth machen! Kein Privatdozent darf ein Kolleg, das ein ordentlicher Professor „privatim" liest, unentgeltlich oder auch nur in geringerer Stundenzahl und zu niedrigeren Preisen ankündigen. Das wäre „unlauterer Wettbewerb" für ihn, der seinerseits den Wettbewerb, wenn er ihn überhaupt wagen wollte, unter den ungünstigsten Verhältnissen von Raum, Zeit, Arbeit- und Demonstrationmaterial u. s. w. aufnehmen müßte. Es sei beispielsweise

daran erinnert, daß die Universität-Auditorien den Privatdozenten erst dann zur Verfügung gestellt werden, wenn Ordinarien und Extraordinarien ihren Bedarf vollständig gedeckt haben, wobei natürlich nur die mindest günstigen Räume und Tagesstunden übrig zu bleiben pflegen. Für die zahlreichen medizinischen Privatdozenten stellt sich in dieser Beziehung die Sache vielfach noch schlimmer, da ihnen die Lehrräume der medizinischen Institute nur höchst selten und bei ganz besonderer Begünstigung durch den betreffenden Instituts-vorstand zu Vorlesungen eingeräumt werden; im Uebrigen müssen sie selbst sehen, wo sie bleiben und wie sie es treiben: der Staat und die akademischen Behörden kümmern sich darum grundsätzlich nicht. Klinische und poli-klinische Vorlesungen anzukündigen, ist ihnen — Das sei hier beiläufig er-wähnt — nach einem veralteten, aber ängstlich festgehaltenen Ministerial-Reskript von 1853 an der soi-disant ersten deutschen Universität, in Berlin, überhaupt nicht gestattet.*)

Zu allen diesen erdrückenden Vorrechten der Einen und Benachtheili-gungen der Anderen gesellt sich nun weiter als erschwerender Umstand, daß die die „Fakultät" im engeren Sinne bildenden Ordinarien ausschließlich als Prüfer ihres Faches in den wissenschaftlichen (Fakultät-)Prüfungen, und der Regel nach auch als solche in den Staatsprüfungen, fungiren, und schon dadurch allein gewissermaßen hors de concours sind. Dieser für die Extraordinarien und Privatdozenten schmerzliche Zustand bestand früher wenigstens nicht ganz in der selben Schärfe, insofern zu den Staatsprüfungen doch auch dann und wann einmal Jemand von den unteren Graden der akademischen Hierarchie zugezogen wurde oder überhaupt (z. B. bei den medizinischen Staatsprüfungen) ein gewisser Wechsel der Examinatoren herrschte, wovon jetzt — seitdem das Vorschlagsrecht auf die Fakultäten selbst übertragen wurde — fast keine Rede mehr ist. Wie sollten diese auch in die Lage kommen — es müßte sich denn gerade um einen Sohn oder Schwiegersohn handeln - -, jemals Würdigere als sich selbst dem Ministerium zu präsentiren?

Bei dieser Lage der Dinge würde allerdings die Forderung nicht un-gerecht und als im allgemeinen Interesse liegend erscheinen, auf dem Wege einer an die verloren gegangene Tradition wieder anknüpfenden Reform hier zunächst Wandel zu schaffen. Und Dies könnte einfach dadurch erreicht werden, daß die Ordinarien verpflichtet würden, jedesmal dasjenige Haupt-fach, für das sie berufen und staatlich besoldet sind, also den Gegenstand ihrer „Nominal-Professur", unentgeltlich zu lesen. Natürlich bliebe es ihnen un-benommen, außerdem noch so viele Privatkollegien anzukündigen und, falls sie

*) Man muß dabei vor Augen haben, daß Einer in Berlin ein bedeutender Arzt und Forscher von weit verbreitetem Ruf und dabei Zeit seines Lebens Privat-dozent sein kann (wie z. B. der vor zwei Jahren verstorbene Paul Guttmann).

Zuhörer finden, zu halten, wie Lust, Zeit, Kräfte und die vorauszusetzende Universalität ihres Wissens es ihnen erlauben. Das Gleiche würde natürlich auch für die kleine Minorität der fest besoldeten und mit einem Lehrauftrage versehenen Extraordinarien zu gelten haben. Unbesoldete, nicht „etatmäßige“ außerordentliche Professoren sollte es überhaupt von Rechts wegen nicht geben; es ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit, daß wir hier in Berlin (und, so viel mir bekannt ist, auch an anderen Universitäten) Extraordinarien haben, die diese „Beamtenstellung“ seit fünfzehn Jahren und länger ohne einen Pfennig Gehalt bekleiden, — ein Zustand, der um so merkwürdiger und mißbräuchlicher ist, da nicht einmal eine Anwartschaft zum Aufrücken in eine höhere und dotirte Stellung sich damit verbindet. Derartige Wunderlichkeiten begegnen uns freilich auf dem Gebiete der akademischen Personalien in so großer Zahl, daß man fast bei jedem Schritt über sie stolpert. Selbstverständlich müßten in Konsequenz dieser ausgesprochenen Forderung auch diejenigen Ordinarien (oder Extraordinarien), denen naturwissenschaftliche und medizinische Institute, Kliniken u. s. w. anvertraut sind, die dazu gehörigen Vorlesungen und Demonstrationen unentgeltlich zu halten verpflichtet sein. Wie kommt der Staat dazu, auf Kosten aller Steuerzahler mit einem oft Millionen betragenden Aufwand umfangreiche, großartig eingerichtete Institute zu gründen, um für Einzelne damit ein Privileg und oft Gelegenheit zu einer mit den Bedürfnissen des Unterrichtes gar nicht mehr zusammenhängenden privaten Ausnutzung zu schaffen? Noch dazu, wenn es sich um thatsächliche Zwangskollegien, wie etwa die Präparirübungen, Kliniken und technischen Kurse der Mediziner und Aehnliches handelt. Man fördert überdies dadurch nur den an allen „großen“ Universitäten ohnehin entwickelten „fehlerhaften Cirkel“, daß für die immer anschwellende Frequenz diese monopolisirten Einrichtungen bald in keiner Weise mehr ausreichen; daß der Unterricht Schaden erleidet und einem großen Theile der Zuhörer nicht mehr der angestrebte Nutzen erwächst; daß von den Institutleitern der Ruf nach Neubauten, nach Vergrößerungen, immer energischer erhoben und vom Staate nach einigem zögernden Zuwarten auch gewöhnlich befriedigt wird und daß dann wiederum nach kurzer Zeit bei weiter gesteigertem Andrang das gleiche Bedürfniß von Neuem hervortritt. Das Alles würde mit einem Schlage anders werden, sobald man die angestellten Ordinarien und Institutleiter verpflichtete, die zu ihrer Nominalprofessur gehörigen Vorlesungen und Demonstrationen unentgeltlich zu halten. Das Interesse an den riesigen Zuhörerziffern würde sogleich wegfallen; der privilegirte einzige Vertreter eines Faches würde gar keinen Anlaß mehr haben, sich der Berufung eines gleichstehenden Kollegen oder der Heranziehung anderweitiger Hilfskräfte zu widersetzen, — im Gegentheil, er würde vermuthlich spontan nach Hilfe, nach Entlastung, der allzu großen Zuhörer- und Prakti-

kantenzahl gegenüber rufen. Decentralisation, nicht Centralisation des Unterrichtes muß auch auf diesem Gebiete die Losung sein; Spielraum für alle Kräfte, sich frei zu bethätigen; Wegräumung aller dem Allgemeinwohl schädlichen, nur Einzelnen zu Gute kommenden und auch diese höchstens materiell fördernden, wissenschaftlich nur zu oft hemmenden und belastenden Monopole.

Es ist selbstverständlich, daß die Verzichtleistung auf die bisher bezogenen Kollegienhonorare nicht ohne Entschädigung von den Ordinarien und Institutleitern gefordert werden könnte und daß den Geschädigten durch Erhöhung ihrer festen Bezüge eine gewisse Ausgleichung — aber eine wirkliche, der Gerechtigkeit entsprechende, d. h. nach den Rangverhältnissen, der Anciennetät und persönlichen Leistung, nicht aber nach den Zufälligkeiten der jetzigen Einnahme-Verhältnisse bemessene Ausgleichung — zu Theil werden müßte. Es würde auch keineswegs schwierig sein, die nöthigen Mittel dafür zu beschaffen. Wenn man erwägt, daß den Studirenden dann sämmtliche Hauptkollegien von den ordentlichen Vertretern des Faches unentgeltlich geboten würden, so stände gewiß nichts im Wege, als angemessenen Ersatz eine halbjährlich zu zahlende Durchschnittsgebühr (die immerhin noch weit unter dem Betrage der jetzigen Honorarzahlungen zurückbleiben würde) dafür zu erheben, deren Ertrag dann ganz oder theilweise zu dem angedeuteten Zwecke Verwerthung finden könnte. Wenn man diese Gebühr nur so festsetzte, wie sie vom ungarischen Kultusministerium für die ordentlichen Hörer aller Fakultäten an der Universität Budapest geregelt ist*) (die „einheitliche, Studientaxe" beträgt daselbst 30 Gulden, also rund gerechnet etwa 50 Mark), so käme man beispielsweise für Berlin auf folgende einfache Berechnung: die Universität Berlin hatte im Winterhalbjahr 1894/95 5031 immatrikulirte Studenten (außerdem noch 3724 „zum Hören der Vorlesungen Berechtigte", die wir außer Acht lassen); zahlt Jeder von ihnen als Studientaxe den äußerst mäßigen, kaum den Betrag eines Hauptkollegs und der Immatrikulationsgebühr repräsentirenden Satz von 50 Mark halbjährlich an die Staatskasse, so ergiebt Das eine Jahreseinnahme von $50 \times 2 \times 5031 = 503\,100$ Mark, womit gewiß etwas recht Erkleckliches zur verbesserten Dotirung der Ordinarien und Extraordinarien geleistet werden könnte, ohne natürlich auf ausschweifende Ansprüche Einzelner volle Rücksicht zu nehmen. Ein Nebenvortheil wäre dabei der Wegfall der widerwärtigen und unseren berliner Universitäteinrichtungen nicht zur Ehre gereichenden Szenen, die sich jetzt in Folge des schwerfälligen und mangelhaft arbeitenden Verwaltungapparates, der sogenannten „Quaestur", beim Belegen

*) S. „Das ungarische Unterrichtswesen in den Studienjahren 1888/89 und 1889/90. Auszug aus dem 19. Jahresbericht des Königlich ungarischen Ministers für Kultus und Unterricht", Budapest 1891, S. 141.

der Vorlesungen im Beginn jedes Semesters abspielen und schon zu so vielen, bisher stets ungehört verhallenden Schmerzensschreien in den betheiligten Kreisen und in der Presse Anlaß geboten haben. Auch hier herrscht leider das Monopolsystem, „Einen zu bereichern unter Allen"; ein Quaestor, εἷς κοίρανος ἔστω, als glücklicher Bezieher der nach der Höhe des Kollegienhonorars berechneten Emolumente.*) Leute, denen das Tipfelchen auf dem J ein Bedürfniß ist, werden gegen den Wegfall dieser schönen Einrichtung einwenden, daß der Quaestor doch auch für die unbesoldeten Professoren und Privatdozenten da sei. Das ist unbestreitbar, wenn er auch vielleicht für viele von diesen nicht mehr zu erheben hat als die in die Universitätkasse fließenden Auditoriengebühren ihrer Publica.**) Aber: man wage es trotzdem nur ganz ruhig, auf die Dienste der Quaestur zu verzichten (das durch die jetzige Inskriptionweise aufrecht erhaltene, völlig veraltete Testirsystem ist ohnehin nichts weiter als ein bestenfalls unschädlicher Humbug); und man überlasse es den Universitätlehrern selbst, wie und wo sie die Honorare für ihre Privatvorlesungen künftig einziehen wollen: ich bin fest überzeugt, sie werden mit dieser Aufgabe ganz gut fertig werden und eine passende Organisation dafür auf dem Wege der Selbstverwaltung zu Stande bringen, — gerade so gut wie es beispielsweise bei den von Dozentenvereinen eingerichteten Ferienkursen für Aerzte, in Berlin und anderswo, schon seit vielen Jahren der Fall ist.

Um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, breche ich hier ab, wenn der Gegenstand auch zu weiterem Eindringen noch überreichen Stoff bietet. Nach Lage der Verhältnisse ist ohnehin von Allem, was auf diesem Gebiete geschehen könnte und müßte, vorerst kaum Etwas zu erwarten. Der Verfasser der Schrift, die zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben hat, setzt freilich — am Schlusse fühlt sich der Deutsche in Poesie und Prosa ja gern optimistisch angewandelt — sein Vertrauen auf den Reichstag, auf die Regirung und sogar auf die von ihr zu befragenden Vertreter des akademischen Standes selbst, die ihre positive Mitwirkung an der Reform nicht versagen würden. Möge ihm das „aes triplex" dieses Vertrauens die Brust waffnen gegen die Angriffe und Verdächtigungen, die seinem muthigen und dankenswerthen Vorgehen wohl nicht erspart bleiben werden.

*) Die Tantieme beträgt 2 Prozent der vereinnahmten Kollegienhonorare. In Berlin theilt sich neuerdings der Quaestor mit dem Kassenkontroleur in die Verwaltung der Geschäfte; der Quaestor bezieht dafür zwei Drittel, der Kontroleur ein Drittel der Emolumente.

**) Für jedes Privatkolleg wird eine halbe Mark, für jedes Publicum eine Mark „Auditoriengeld" erhoben, auch wenn ein Universität-Auditorium gar nicht benutzt wird.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

# Lebenskosten in England einst und jetzt.

Sehr verehrter Herr Harden,

In einem von mir vor einiger Zeit in Ihrer Zeitschrift veröffentlichten Artikel wurde die Zahl der dem Mittelstand im engeren Sinn angehörigen Personen in England, d. h. der Leute, die aus Gewerbe, Handel und den sogenannten liberalen Berufen dreitausend bis zehntausend Mark Einkommen beziehen, im Jahre 1893 der Zahl von 1843 gegenübergestellt; 1843 war jener Mittelstand durch 88000 Personen (d. h., wenn man auf den Einzelnen durchschnittlich vier Personen, die er, selbst eingerechnet, zu erhalten hat, rechnet, durch 2,2 Prozent der Bevölkerung), 1893 durch 344000 Personen (gleich, unter der vorgenannten Voraussetzung, 4,64 Prozent der Bevölkerung) vertreten. Hieraus wurde der Schluß gezogen, daß von einem Schwinden des Mittelstandes auf der britischen Insel nicht die Rede sein könne, sondern genau die umgekehrte Erscheinung einer Verstärkung des Mittelstandes zu verzeichnen sei. Diese Daten und die Deutung, die ich ihnen gab, sind nun Gegenstand der Anfechtung bei Ihnen gewesen.*) Es wurde mir gesagt, ich hätte auf den in jenen zwei Jahren verschiedenen „Umfang der Gütererzeugung" und die „damit auch in der Lebenshaltung aller Klassen" eingetretene Veränderung Rücksicht nehmen sollen. Woran hierbei gedacht ist, ist mir nicht ganz klar, ich vermuthe aber, daß auf die Verschiedenheiten der Lebenskosten heute gegen früher hingewiesen werden sollte. Denn wenn gemeint wäre, die Klassen im Allgemeinen seien zu höherer Lebenshaltung aufgerückt und darum sei die Bildung einer neuen Mittelklasse nicht zu verwundern, so würde darin von vorn herein nur eine Bestätigung meines der Absicht nach angefochtenen grundsätzlichen Standpunktes liegen.

Ich nehme also an, daß die Verschiedenheit der Lebenskosten hervorgehoben werden sollte. Setzen wir diesen Fall, d. h. supponiren wir, die Lebenskosten seien in der That verschieden in den zwei Jahren, und zwar heute höher als 1843, so wäre es meines Erachtens auch dann recht zweifelhaft, ob die früher mitgetheilten Ziffern Anderes beweisen würden, als was ihnen von mir entnommen worden ist. Auch wenn das Leben um 20, 30 Prozent und noch mehr theurer geworden wäre, wären jene Ziffern (eine absolute Steigerung der Zahl der Angehörigen des Mittelstandes um 291 Prozent, eine relative Steigerung — im Verhältniß zur Bevölkerung — um 118¼ Prozent) kein Beleg für die Lehre vom Schwinden des Mittelstandes, sondern immer noch ein solcher für die gegentheilige Lehre, die ich vertrete. In Wahrheit aber ist eine Veränderung der Lebenskosten in jenem Sinne gar nicht eingetreten. Um Dies zu beweisen, stelle ich Ihnen nachfolgende Skizze über die Lebenskosten in England 1893 gegen 1843 zur Verfügung.

Wie wir überhaupt aus keinem Lande so vollständige Erhebungen und Nachweise zur sozialen Statistik besitzen, wie aus England, so sind wir daselbst auch auf dem Gebiete der Preisstatistik vortrefflich bedient. Die volkswirthschaft-

*) S. „Zukunft" vom 11. Mai 1895.

liche Wochenschrift „The Economist“ macht seit Jahren die preisstatistischen Daten zum Gegenstand der Aufschreibung und Verarbeitung. Aehnlich ein auf diesem Gebiete rühmlich bekannter privater Statistiker, Sauerbeck, dessen Vorträge über dieses Thema sich allgemeiner Anerkennung erfreuen. „The Economist“ erhebt alljährlich die Preise von zweiundzwanzig verschiedenen Waaren und bildet durch Summirung der Preise die bekannte Index Number, die das Preisniveau des betreffenden Jahres im Vergleich zu dem Preisstand anderer Jahre ausdrücken soll. Von diesen Index Numbers werden wir im Folgenden zunächst auszugehen haben. Welches ist die Index Number heute gegen die der vierziger Jahre? Die Aufzeichnungen und Berechnungen des Economist umfassen die Periode von 1845/50 bis zum ersten Januar 1895. Die Index Number der Jahre 1845/50 ist mit 2200 eingestellt, d. h. der Preis jeder der zweiundzwanzig Waaren mit 100, und diese zweiundzwanzig Posten sind summirt. Die Frage ist nun, ob die Ziffer des Jahres 1895, bezw. 1893, höher war als die von 1845/50. Die allgemeine Annahme ist wohl, daß die Preise in ihrer Gesammtheit gestiegen sind, in jener langen Zeit, im Verlauf von bald fünfzig Jahren. Aber Das ist falsch, jene Annahme beruht, wie so Vieles im Gebiete der sozialen Welt, auf optischer Täuschung. Die Index Number der Jahre 1845/50 mit 2200 gesetzt, ist wohl die Index Number von beispielsweise 1857 2996, also um 36,2 Prozent höher gewesen, auch die Index Number von 1870 2689 und selbst die von 1880 2538. Aber seitdem ist ein kolossaler Preisfall erfolgt, der heute vielleicht noch nicht abgeschlossen ist, aber sich bereits am ersten Januar 1895 durch einen Stand der Preise von 1923 bezeichnet. Am ersten Januar 1893 2120, am ersten Januar 1892 2082, ist die Index Number am ersten Januar 1895 bei 1923 angelangt. 1923 in 1895 oder 2120 in 1893 gegen 2200 in 1845/50: Das sind bei einem Vergleiche der Lebenskosten in den vierziger Jahren gegen unsere Zeit die zunächst von uns anzuziehenden Ziffern. Wollte man sich an sie allein halten, so würden sie nicht das vom volkswirthschaftlichen Laien vorausgesetzte Steigen der Lebenskosten ausweisen, sondern ein nicht unbeträchtliches Sinken.

Aber wir wollen uns an diesen Ziffern nicht genügen lassen. Sie sind nur sehr bedingt brauchbar. Schon die Rücksichtnahme auf das Ausmaß, in welchem die verschiedenen Waaren, deren Preise hier aufgezeichnet werden, Gegenstand des Konsums sind, modifizirt sie bis zu einem gewissen Grade. Und diese Rücksichtnahme ist, wie von englischen, so auch von hervorragenden deutschen Volkswirthen, Laspeyres, Nasse, Soetbeer, Lehr und Anderen, als nothwendig anerkannt. Ein englischer Volkswirth von großem Rufe, Palgrave, hat eine Berechnung ausführen lassen, die beweisen soll, wie groß und welcher Art die Korrektur ist, die die Index Numbers des Economist erfahren, wenn jene Rücksicht auf den

verschiedenen Verbrauch der verschiedenen Waaren im Haushalte des Volkes genommen wird. Und es hat sich gezeigt, daß, wenn die ohne Rücksicht auf die verschiedene Verbrauchsbedeutung der Waaren berechneten Index Numbers von 1865/69 gegen 1885 2200 : 1550 sind, die mit Rücksicht auf die Verbrauchsbedeutung durchgeführte Rechnung die Zahlen 2200 : 1669 liefert, im letzten Falle sich also der durchschnittliche Preisstand 1885 um 7,7 Prozent höher stellt. Die Abweichung ist keine große, offenbar darum, weil, wenn bei Waaren höheren Konsums sich der Preis über den Durchschnitt erhöht haben sollte, ihnen ebenmäßig Waaren starken Konsums gegenüberstehen, deren Preisbewegung nach der anderen Richtung erfolgt ist, und analog dann bei den Waaren von geringerer Konsumbedeutung.

Die Sauerbeckschen Tabellen, die mehr Artikel als die des Economist, nämlich 45, und in besserer Auswahl, umfassen, nehmen von vorn herein Rücksicht auf verschiedene Konsumbedeutung der Waaren; nach ihnen war nun, wenn der Preisstand der Jahre 1838 bis 1847 mit 93 bezeichnet wird, jener der Jahre 1888 bis 1892 71. Danach würde innerhalb dieser Zeit der Preisstand eine Herabsetzung um rund 24 Prozent erfahren haben. Gestiegen wäre nur der Preis der thierischen Produkte.

Verfolgen wir die Entwickelung nun etwas mehr ins Einzelne. Nach Leone Levis Berechnungen und Schätzungen würden die Ausgaben der arbeitenden Klassen auf der einen Seite, der mittleren und höheren Klassen auf der anderen Seite — Alles in England — sich ungefähr vertheilen

| | arbeitende Klassen | mittlere u. höhere Klassen |
|---|---|---|
| | Prozente der Gesammtausgabe | |
| auf Speise und Trank . . . . . | 70,9 | 41,7 |
| „ Kleidung und Schmuck . . . . . | 15,0 | 19,0 |
| „ Wohnung, Einrichtung, Heizung, Beleuchtung | 9,2 | 16,8 |

Für den Rest, inclusive Steuern, würden also bei den arbeitenden Klassen 4,9 Prozent der Gesammtausgabe, bei den mittleren und höheren Klassen 22,5 Prozent verbleiben. Die Ausgabenvertheilung der mittleren Klasse dürfte sich decken mit dem Durchschnitt, der bei Verschmelzung der Ausgaben der — von Leone Levi so genannten — arbeitenden Klassen mit jenen der höheren und mittleren Klassen sich ergiebt. Danach würden sie verausgaben für Speise und Trank 56 bis 57 Prozent, für Kleidung und Schmuck 16 bis 17 Prozent, für Wohnung u. s. w. circa 13 Prozent.

Von den Nahrungmitteln halten sich die vegetabilischen und die thierischen ziemlich die Wage. Die ersten sind im Budget des englischen Volkes mit 183, die zweiten mit 191 Millionen Pfund Sterling vertreten. Die ersten sind aber weit stärker im Preise heruntergegangen, als die zweiten im Preise gestiegen sind. Weizen beispielsweise ist von 1845/50 auf 1895 im Verhältniß von 100 : 39, Zucker im Verhältniß von 100 : 23, Thee

im Verhältniß von 100 : 62 gefallen, während Fleisch im Verhältniß von 100 : 140 (gleich 71,4 : 100) gestiegen ist. In der Kleidung u. s. w. spielt die Wollkleidung mit 63 Millionen Pfund Sterling die erste, die Baumwolle mit 31 Millionen die zweite, das Leder mit 23,5 Millionen die dritte und die Seide mit 17,6 Millionen Pfund Sterling die vierte Rolle. Der Wollpreis ist im Verhältniß von 100 : 88 heruntergegangen, der Preis von Baumwollstoff im Verhältniß von 100 : 67, Seide im Verhältniß von 100 : 85, Leder dagegen im Verhältniß von 100 : 117 im Preise gestiegen. Vermuthlich ist der Woll- und Seidenstoff nicht im gleichen Verhältniß wie der Rohstoff im Preise gesunken und der Preis des Stiefels vielleicht auch mehr gestiegen als der des Leders. Aber doch vermögen auch hier die einzelnen Ziffern das Bild nicht zu stören, das die Summen vorhin geliefert haben.

Die übrigen Ausgaben gehen auf die Erziehung, Belehrung (Zeitungen und Bücher), Kirche, Ortsveränderung, Theater und Vergnügen, Tabak und Steuern. „Preisdaten" sind dafür nicht erhoben, aber es ist zweifellos, daß auch diese Dinge im Laufe der letzten fünfzig Jahre billiger, und zwar sehr erheblich billiger, geworden sind. Nun bezeichnen die mitgetheilten Ziffern allerdings nur die Preise bei Verkauf im Großen, und für den einzelnen Haushalt kommen die Kleinhandelspreise in Betracht. Aber nichts spricht dafür, daß der Zwischenhandelsaufschlag im Laufe der Zeit gewachsen ist. Sind auch Miethen und Bedienstete im Preise gestiegen, so ist doch die Verkaufsmenge pro Handlung vermuthlich (mit der größeren Dichtigkeit der Bevölkerung, dem außerordentlichen Vortreten der Städte u. s. w.) größer geworden und dadurch, auch durch den sinkenden Zinsfuß, ein geringerer Zwischenhandelsaufschlag möglich, durch die Konkurrenz aber der in England sehr bedeutenden Konsumvereine und die größere Umsicht des Publikums ein solcher geringerer Aufschlag auch nothwendig gemacht; so daß von hier aus jenes Bild eine Störung gleichfalls nicht erfährt.

Bleiben noch die Wohnungpreise. Klar ist von vorn herein, daß, da insgesammt für Wohnung in den Mittelklassen heute noch nicht mehr als 13 Prozent verausgabt werden, gegen 87 Prozent für Anderes, selbst dann, wenn sie früher nur 8 oder 9 Prozent erfordert hätten, d. h. außerordentlich gestiegen wären, sie dem von uns bisher gewonnenen Bilde nicht mehr einen anderen Charakter aufzuprägen vermöchten. Wir sprechen von ihnen am Besten im Anschluß an jüngere Aeußerungen eines französischen hervorragenden Nationalökonomen, der, von den Sauerbeckschen Ziffern für England ausgehend und die Frage der Lebensvertheuerung oder Lebensverbilligung behandelnd, ganz speziell auch die Wohnungausgaben zum Gegenstand der Untersuchung macht. Paul Leroy-Beaulieu hat vor einigen Monaten in seinem Blatte L'Economiste français der Preiserniedrigung während der letzten fünfundsiebzig Jahre zwei umfangreiche Artikel gewidmet. Er konstatirt die

Preiserniedrigung auf allen Gebieten und stellt sie als zweifelhaft blos für das Gebiet der Wohnungen hin. Sicher nicht vorhanden sei sie auch für die persönlichen Dienste. „Die persönlichen Dienste, die Dienstbotenlöhne, haben sich außerordentlich erhöht während der letzten vierzig oder sechzig Jahre." „Was die Miethen betrifft, so haben sie, ohne sich so sehr erhöht zu haben, wie man behauptet, und obschon sie seit nun zwanzig Jahren still stehen, doch für Wohnungen von der gleichen Art und mit den gleichen Mängeln, wie sie früher waren, eine leichte, aber unwesentliche Vertheuerung seit vierzig oder zwanzig Jahren erfahren. Für jeden guten Beobachter ist es aber zweifellos, daß, wenn die Miethen in Paris gestiegen sind von 1840 auf 1870 oder 1875, sie dagegen gefallen sind seit 1875 und eine Tendenz zur Erniedrigung auch weiter haben. Nur muß man allerdings jeweils gleichartige Wohnungen in Betracht ziehen." Leroy-Beaulieu beschreibt nun eine Wohnung alten Stils. Er zeigt, wie ihre Anordnung, ihr Luft- und Lichtzufluß, die Treppe u. s. w. beschaffen war und erklärt, „für Wohnungen dieser Art ist der Preis sicher nicht gestiegen; er ist vielmehr gefallen, denn man findet Niemand mehr, der sie miethen will." „Genau so, wie man das Haferbrot aufgegeben hat gegen das Brot aus weißestem Mehl, genau so hat man heute nur Geringschätzung für jene alten früheren Wohnungen. Die angebliche Steigerung der Miethen ist mindestens seit zwanzig Jahren eine bloße Einbildung, die daher kommt, daß man Ungleichartiges vergleicht: die wohl ausgestatteten Wohnungen, die heute alle Welt verlangt, mit den primitiven Wohnnngen von früher. Auch hier, wie so oft, denkt der Mensch, wenn er kostspieligere Gewohnheiten annimmt, daß es die Gegenstände sind, die eine Preissteigerung erfahren haben." Ich will nun nicht behaupten daß, was Leroy-Beaulieu hier für Paris konstatirt, genau so auch überall anderwärts für die Wohnungen des Mittelstandes zutrifft. Ich zweifle, ob seine Wahrnehmungen beispielsweise auch für Berlin Geltung haben. Dagegen ist mir nicht unwahrscheinlich, daß seine für Paris gemachten Beobachtungen ähnlich auch für London sich als wahr erweisen. Immerhin habe ich nichts dagegen, hier eine gewisse Preissteigerung anzunehmen, mich also vielleicht hier von Leroy-Beaulieu zu trennen. Leroy-Beaulieu erstreckt die Beobachtung, die er mit Bezug auf die „Sinnestäuschungen" bei dem Preis der Wohnungen macht, auf die Lebenskosten überhaupt: „Es sind die Gewohnheiten, die sich geändert haben; man ist anspruchsvoller geworden und beklagt sich, daß das Leben ‚theurer' geworden sei, weil man unter dem Worte ‚Leben' Lebensgewohnheiten versteht, wie sie Personen in gleicher Lebenslage, gleicher Stellung 1850, 1840 oder 1820 nicht kannten. Wenn man leben wollte, wie man früher gelebt hat, so würde man sehen, daß die Lebenskosten sich vermindert haben." Gestiegen sind, meint Leroy-Beaulieu, die Kosten des Dienstpersonals,

eben so die Besoldung der Lehrer, Professoren u. s. w., ferner die Gegenstände des eigentlichen Luxus; Das sei aber auch Alles.

Leroy-Beaulieu stützt sich, wie auch ich es thue, hauptsächlich auf die englische Entwickelung. Nicht überall ist die Preisentwickelung nun die englische gewesen. In England sind die Preise der Objekte des täglichen Verbrauches weit stärker gesunken als anderwärts. Für England gilt darum ganz zweifellos, daß man heute daselbst für ein gegebenes mittleres Einkommen ziemlich so viel oder doch nicht erheblich weniger kaufen kann wie vor fünfzig Jahren und daß dort in der That von einer „Stärkung des Mittelstandes" gesprochen werden kann. Die Lebenshaltung, die früher nur einer kleineren Zahl zugänglich war, ist nun einer größeren Zahl ermöglicht. Der von mir angestrebte Beweis läßt also von dieser Seite eine Anfechtung nicht zu.

Zürich. Professor Dr. Julius Wolf.

# Frühlingserwachen.

Wie gleichet den Kindern des Frühlings Erwachen,
Es schwankt zwischen Thränen und fröhlichem Lachen.

Diese beiden Verse sagte ich vor mich hin, während ich am Firnißtag ganz erfroren durch den „Salon" wanderte; — ein kalter Morgen, noch frostiger durch die ungastliche Art, wie diesmal die Ausstellung von der Künstlergenossenschaft arrangirt worden war. Ein trübes, graues Licht verdüsterte die Bilderreihen; die weißen Statuen schienen in dem die ganze Atmosphäre erfüllenden feuchten Nebeldunst zu zittern; von draußen hörte man den Regenguß auf die Kiesel der Alleen niederplätschern. Beim Anblick dieser eisigen Wasserfluthen, die mit trostloser Ausdauer das gelbliche Laub der Kastanienbäume überschütteten, schien es, als müsse der Regen ins Unendliche dauern.

Und doch hielt wenige Tage danach der Frühling jubelnd seinen Einzug und siegende Sonnenstrahlen trockneten die Regenthränen. Lärmend wirbelten die von der Reise heimgekehrten Schwalben durch den blauen Himmelsäther und die Blumenverkäufer, die ihre mit Nelken, Narzissen und Flieder gefüllten Karren längs des Trottoirs vor sich herschoben, vermischten ihre hellen Rufe mit dem Gezwitscher der Frühlingsvögel. In diesen ersten schönen Maitagen giebt es in Paris eine Tageszeit und einen Spazirweg, die beide von ganz besonderem Reize sind. Die Zeit ist Sonnenuntergang, der Weg die Quaipromenade, von der Kon-

kordienbrücke bis zum Pont des Arts. Von den schräg fallenden Sonnenstrahlen getroffen, glitzert das Wasser zwischen den Zweigen der die Seine begrenzenden Bäume auf; die prachtvollen Fassaden der Tuilerien und des Louvre tauchen sich in sanftes Rosenlicht; im Hintergrunde zeichnet der leuchtende Steinkoloß der Stadt seine mächtigen Umrisse ab, aus denen sich die Thurmspitzen der Sainte Chapelle und der Notre-Dame-Kirche schlank und fein in den Himmel emporstrecken. Eine liebliche Harmonie weich abgetönter Farben, eine Harmonie, in der die ganze Tonleiter des Grünen, Rothen und Perlgrauen singt, verleiht dieser pariser Landschaft einen eigenartigen Zauber. Das schon dunkelnde Laub der eben im Erblühen begriffenen Kastanienbäume, das zartere Blattwerk der Pappeln, die jungen, blonden Schößlinge der Platanen, das Aschgrau der Weiden verbinden sich diskret mit der leicht karminroth angehauchten Färbung des Flusses, dem Rosenschimmer der Häuserfronten und dem perlgrauen Himmel. Je weiter die Sonne hinter die Tuilerien versinkt, desto mehr verschmilzt Alles, wird zarter, die Umrisse verwischen sich und eine friedliche, zu Träumereien lockende Ruhe herrscht im Himmel und auf dem Wasser.

„Diese Maiabende," sagte mein Freund Tristan zu mir, als wir gestern über den Quai d'Orsay heimkehrten, „diese Abende, so jung, so hell, so erfüllt von süßen, neuauflebenden Suggestionen, rufen in meiner Seele eine geheimnißvolle Welt halbverblaßter Eindrücke und dunkler Erinnerungen wach; es ist, als begännen Keime, die man lange schon verkümmert glaubte, plötzlich nun zu grünen. Für kurze Augenblicke gebe ich mich dann einer Täuschung hin; es scheint mir, als finge, unter dem Hervorbrechen einer treibenden Fluth von Frühlingssäften, meine Jugend wieder frisch zu blühen an. Aber ach, es ist nur ein verspäteter Saft, jenem ähnlich, der sich im Oktober manchmal in den Kastanienbäumen zu rühren beginnt und auf ihren entblätterten Zweigen vereinzelte Knospen hervortreibt, von denen die meisten nicht einmal zum Erblühen kommen. Die Deutschen, in ihrer Bildersprache, behaupten, wir Alle bewahrten, tief in unserem Innern verborgen, einen geheimnißvollen ‚Maiengarten', der lange frisch und grün bleibt und selbst im Alter oft noch erblüht. Heute, an diesem Abend, fühle ich, wie der ideale Garten langsam in mir sein ewiges Laub entfaltet, und beim Wiederfinden lange vergessener Blüthen empfinde ich eine gleich köstliche Rührung, wie Rousseau sie empfand, als er, an den Abhängen des Mont Valérien botanisirend, das Immergrün wiedersah und in der blauen Blumenkrone die ferne Landschaft der ‚Charmettes' wiedererblickte.

Es ist dreißig Jahre her. Ich war noch im Gymnasium, Oberprimaner, und war, wie es sich für einen siebenzehnjährigen Schüler gehört, in die Tochter eines unserer Nachbarn platonisch verliebt. Meine Liebe begnügte sich mit gar wenig. Täglich ging ich, vom Gymnasium zurückkehrend, an ihrem Fenster im Erdgeschoß vorüber und erblickte durch die halb geöffneten Jalousien das feine Profil und den braunen Kopf der schönen Jüdin. Wir tauschten einen Blick, einen schnellen Gruß, — Das war Alles; aber, so wenig es scheint, es schuf mir doch einen Glücksvorrath, der mich den Rest des Tages über beschäftigte, mir das wirre Treiben des Tages gleichsam verklärte.

Eines Maimorgens ging ich, wie gewöhnlich, an den halb geschlossenen Fenstern vorüber; plötzlich that mein Herz einen wilden Schlag —: von einer

kleinen braunen Hand bewegt, hatten sich die Jalousien geöffnet und ich hörte mich anrufen:

‚Herr Tristan‘, sagte die helle klare Stimme der jungen Jüdin, ‚es ist jetzt die Zeit der Immergrünblüthe; wenn Sie in den Wald gehen, so vergessen Sie nicht, mir davon mitzubringen.‘

‚Ich werde gleich hingehen, Fräulein‘, rief ich, ‚und Sie werden noch am Vormittag Immergrün haben.‘

Ohne langes Besinnen warf ich meinen Aufsatz über die Sanktion der Moralgesetze hin und machte mich beherzt auf den Weg nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Walde. Der Himmel war ganz von großen, schwarzen Wolken bedeckt, die alle paar Stunden, von einigen Sonnenstrahlen getroffen, zerrissen. Das war mir ganz gleichgiltig; mochte der Regen in Strömen herabstürzen: der Wunsch, den die schwarzäugige Jüdin ausgesprochen hatte, machte mir das Herz warm und leicht und vergoldete mir den ganzen Weg. Nie vorher war mir das duftige Lenzbild des Waldes so reizend erschienen: die Buchen begannen zu grünen; an den Wegrainen wechselte der Gesang der Grasmücke mit dem Lied der Drossel und Nachtigall und aus der Tiefe des Forstes ließ der Kukuk seine ernsten und geheimnißvollen Töne erschallen. Der Waldboden war ganz blau von Immergrünblüthen, ich pflückte ganze Bündel davon und kehrte, durchnäßt vom Regen, doch mit triumphirender Miene meine Blumenbürde tragend, in die Stadt zurück.

Die junge Jüdin erwartete mich hinter ihren Jalousien. Als sie mich vom Fenster aus kommen sah, machte sie mir ein schnelles Zeichen und ich begriff, daß sie mir in den Hausflur entgegengehen wollte. Klopfenden Herzens erreichte ich den zu diesem dunkelen Flur führenden Korridor und sah sie auch wirklich, wie sie sich mir im Dämmerlichte näherte. In dem tiefen Schatten unterschied man nichts als den feuchten Glanz ihrer schwarzen Augen und das Lilablau der Blumen. Sie streckte die Hände aus, um das Bouquet zu nehmen, und während ich es ihr reichte, erfaßte ich diese beiden Händchen und küßte sie durch die nassen Blüthen hindurch. Hastig zog sie die Hände zurück, legte den Finger auf die Lippen und entfloh, ohne ein Wort zu sagen. . . .

Mein Roman ist hier zu Ende. Bald darauf reiste ich ab, um mich in Paris für das Abiturientenexamen vorzubereiten, und als ich im Herbst wiederkam, hörte ich, daß meine Treulose sich verheirathet habe. Zwanzig Jahre später habe ich sie wiedergesehen. Sie war unförmlich dick geworden, ihre zarte Haut hatte sich vergröbert, ihre schwarzen Haare waren gebleicht, das schlanke, junge Mädchen von einst hatte sich in eine schwerfällige Matrone verwandelt. . . . Doch, was liegt daran? . . . Der Zauber dieser Lieben der achtzehn Jahre besteht fast gänzlich in der Illusion; die Frau, die wirkliche, körperhafte, hat wenig damit zu thun. Dieser zwischen Regen und Sonne launisch schwankende Himmel, diese nassen Immergrünblüthen, gepflückt beim Lauschen auf das ringsum ertönende Vogelkonzert, dieser erste flüchtige Handkuß im feuchten Dunkel des Korridors . . . mit einem Wort, die ganze poesievolle Begleitung der Liebe, — das Alles überlebt um viele Jahre die Liebe selbst. Die Illusion! — Das ist Alles.“

Paris. André Theuriet.

# Die Christus-Aufführungen in Bremen.

Als der Herr Herausgeber mir vor mehreren Wochen den freundlichen und dringenden Wunsch äußerte, ich möchte über die „Christus-Aufführungen“ in meiner Vaterstadt der „Zukunft“ meine Eindrücke mittheilen, da lehnte ich ab, in dem begreiflichen Gefühl, zum Urtheil nicht berufen zu sein, weil ich dem Werk und seiner Darstellung als Dichter des Textes und als Leiter des Bühnenspieles zu nahe stehe. Auch jetzt werde ich mich hüten, mich in der einen oder anderen Eigenschaft zu kritisiren, aber meine Empfindung dem Ganzen gegenüber ist doch eine andere, eine objektivere, ruhigere geworden. Ungezählte Urtheile sind unterdessen gefällt, über die äußeren Schwierigkeiten, die ihm drohen konnten, ist das Unternehmen durch den ungeahnten Andrang von Nah und Fern hinweggehoben, in diesem äußeren Sinne ist sein Erfolg also nicht mehr zweifelhaft; — jetzt ließe sich doch vielleicht von Jemandem, der, wie ich, vor allen Anderen in die Entstehung des Werkes und in die Absichten, die die Leiter der Aufführungen zu dem Wagniß bestimmten, eingeweiht ist, ein klärendes, bestätigendes oder widerlegendes Wort sprechen.

Zunächst und vor Allem: die vornehmste Wirkung, die der „Christus“ von Anton Rubinstein auf der „zum Festspielhause umgewandelten Bühne des Bremer Stadttheaters“ geübt hat, ja, die allgemeine Wirkung ist die der tiefsten Ergriffenheit, der nachhaltigsten Erschütterung des Gemüthes. Das wird von Tausenden und wieder Tausenden, von Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet, und oft in so rührenden Ausdrücken versichert, daß ein paar dissentirende Stimmen dagegen nicht in Betracht kommen können. Man muß schon mit der boshaften Absicht berufsmäßiger Kritiker, sich nicht packen lassen zu wollen, im Theater gesessen, sich in schlechter Gesellschaft befunden haben oder die bocklederne Seele der Gläubiger Karl Moors besitzen, wenn man wirklich davon nichts gespürt hätte. Und dieses einmüthige Zugeständniß will um so mehr bedeuten, als es sich hier um einen Stoff handelt, der der Bühne nicht ohne Widerstand und Bedenken gewonnen werden konnte. Die uralte Verbindung von Theater und Kirche und ihre noch so gründliche Darlegung vermag über das große Publikum unserer Tage nichts. Eine Berufung auf Oberammergau verfing nur halb, denn jene Bauernspiele tragen den Charakter eines religiösen Kultus, sie bedeuten die Erfüllung eines Gelübdes und die Kirche hat sie geweiht. Hier aber galt es, die erhabene Gestalt des

Zimmermannssohnes von Nazareth zum ersten Male auf die weltliche Bühne zu bringen, — ohne jeden kirchlichen Nebengedanken. Natürlich regte sich dagegen die Opposition der Orthodoxen, deren Einer das gefährliche Unterfangen als ein „Werk des Satans" von der Kanzel herab verrief. Aber auch minder Strenggläubige, auch Männer und Frauen von der Färbung der Protestantenvereine, scheuten und fürchteten sich. Nur Wenige mögen von der Erwägung umgestimmt worden sein, daß Der, der mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen und mit den Unreinen gehaust, gewiß nichts dawider gehabt haben würde, daß man sein Evangelium in einem Hause verkündigte, das der „weltlichen" Kunst erbaut und bestimmt ist und das gelegentlich von einem sehr unheiligen Lachen widerhallt. Auch einige unklare Köpfe mischten sich in den Streit und nebelten trotz ihres „Liberalismus" von dem Hohen und Heiligen, das, wie das Abendmahl, nun einmal nicht auf die Bühne gehöre, — von einigen Heuchlern ganz zu schweigen, die einem Naturalisten vermuthlich als eine der kühnsten Befreiungthaten angerechnet hätten, was sie Rubinstein und mir verdachten: die Gewinnung der Gestalt des Heilandes für die Bühne. Ein schöner Grund, der Kunst einen Stoff nur darum fern zu halten, weil er zu hoch, zu rein sei! Einem Bibelgläubigen fühle ich seine Bedenken nach, — aber auch diesen an Herz und Geist gleich schwachen Halbmännern? Wenn mich Etwas reizen konnte, dem hiesigen Komitee für die Aufführung des „Christus" meine Dienste zur Verfügung zu stellen (denn selber gehörte ich ihm nicht an) und den Plan verwirklichen zu helfen, so war es eben der heiße Wunsch, in unseren Tagen, in denen die Kunst mit jedem Schmutz besudelt wird und nichts Menschliches und Thierisches ihr fremd bleibt, das heilige, uns Allen theure Bild des Gekreuzigten im Theater aufzurichten. Ist denn wirklich — wie Einige der Modernsten wollen — der Kunst jeder Stoff recht und billig (und auch ich bin geneigt, die Grenzen so weit wie möglich zu ziehen), nun gut, dann muß es der höchste wie der tiefste sein. Schließlich kam ja Alles, wie immer in der Kunst, nur auf das Wie an. Und das Wie hat es fertig gebracht, daß die konfessionellen Gegensätze, die kleinen und großen Bedenken, die Zweifel und Fragen vor dem wunderbaren Stoff und dem Gesammteindruck seiner Vorführung im Bremer Stadttheater vollständig verstummt sind. Die Orthodoxen sehen und hören sich das Werk eben so ergriffen an wie die Liberalen und wie Diejenigen, denen die Krippe, der Stern, die Könige, die himmlischen Heerschaaren längst, längst nichts mehr als eine schöne Legende sind. Das Wort „Profanation" ist verstummt. „Wir gewinnen ihn wieder," sagte mir ein hiesiger Kaufmann, der von dem Evangelium wenig mehr mußte, und Geistliche und Lehrer aller „Richtungen" verlangen dringend die Veranstaltung von Volks- und Schülervorstellungen. Die Prediger aber, die dagegen ge-

zetert, kommen unterdessen vielleicht zur Einsicht, daß ihnen in der Kunst, die sie so roh angefahren hatten, eine Bundesgenossin entstehen könnte, — wenigstens schwächen sie ihre Feindseligkeiten ab.

Diese Wirkung stünde also über jedem Zweifel; sie hat alle Erwartungen übertroffen und wächst und erneuert sich täglich. Aber Das wäre ja ein moralischer, kein künstlerischer Erfolg, — und darum ist es den Autoren des Werkes und den Veranstaltern der Aufführung zu thun gewesen? Vielleicht doch, wenn auch nur zum Theil. Rubinstein, der sich über die „Kirche der Kunst" des Oefteren bündig genug ausgesprochen hat (ich erinnere an seine in der „Zukunft" vom achten Dezember 1894 abgedruckten Aufzeichnungen), dachte wohl auch an ein neues Kunstgenre; ich selbst konnte seinen Projekten und Hoffnungen in dieser Beziehung nur zum Theil folgen und habe in einem Aufsatz, den ich im letzten Februarheft der „Deutschen Revue" veröffentlichte, keinen Zweifel darüber gelassen. Den festen Dramenschritt mochte man in den Werken, die für die „Kirche der Kunst" bestimmt sein sollten, immerhin mäßigen und aus den einzelnen „Akten" mehr bildartige Vorgänge machen; aber die Bühne hat nun einmal ihre unerschütterlichen Gesetze, und eine Schöpfung, der aller und jeder dramatische Charakter abgeht, findet auf ihr nicht die richtige Stätte. Der aber ließ sich einer Dichtung, die den Messias in ihren Mittelpunkt stellte, leicht wahren. Dieser Aufstieg bis zum Einzug in Jerusalem, der jähe Fall von der Höhe, die furchtbare Tragik von Golgatha! Hier that der Stoff schon so gut wie Alles. Und dieser Stoff, so groß, so mächtig, so herzdurchdringend, er wird von der Erzählung der Evangelisten in ein so unsäglich zaubervolles Gewand gehüllt, daß sich auch ein Poet, dessen Wortköcher unerschöpflich wäre, dieser Einfachheit und Einfalt gegenüber wie ein Bettler vorkommen müßte. Und mehr noch: die süßesten Kindheiterinnerungen machen den Stoff uns Allen werth und theuer, und was, von der Kanzel als Wahrheit verkündet, von unserem Verstande zurückgewiesen wird, in einem Werke der Kunst zwingt es uns die Thränen in die Augen und jedes Wunder nehmen wir willig hin. Ich habe mich darum auch nie der Täuschung hingegeben, daß etwas Anderes als der Stoff die letzte ausschlaggebende Wirkung üben könnte und müßte. Freilich wollte er mit schonsamer Hand behandelt und gestaltet sein, in der Dichtung wie in der szenischen Vorführung. Dekorationen, Kostüme, die Anordnung der Volksmassen und gar so intimer Vorgänge, wie sie das Abendmahl und Gethsemane bringen, — mit den gewöhnlichen groben Theatermitteln hätte das Beste daran verdorben werden können, und daß Das nicht geschehen ist (wie man allgemein anerkannt hat), darf die Künstler, die zu diesem Erfolge zusammenwirkten, füglich erfreuen. Trotz Allem und Allem: der Stoff sprach das letzte entscheidende Wort, und auch die Musik des theuren Meisters, der

die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, den „Christus“ mit Augen zu sehen, leider nicht mehr erlebt hat, konnte nichts Anderes und Besseres thun, als sich ihm an-, oder vielleicht noch richtiger, unterzuschmiegen.

Es ist der Fehler vieler Musikkritiker, Das verkannt und damit der Komposition und dem ganzen Werke gegenüber eine falsche Stellung eingenommen zu haben. Es handelt sich hier eben nicht um eine vorwiegend oder in erster Linie musikalische Schöpfung. Zwar hat sich der „Christus“ zum Theil auch, und gewiß nicht zum Wenigsten dank der ausgezeichneten Gesangsleistung Zur Mühlens, im Konzertsaal bewährt, aber in der Kirche, in der man einen strengeren Stil erwartet, müßte er, wie ich mir denke, zur Hälfte versagen. Alles in ihm drängt nach der Szene, und wo sich die Musik auf eigene Füße stellt (in der Einleitung und den Zwischenspielen), da weiß sie nicht viel Gutes zu verkünden. Vollends etwas musikalisch schlechthin Neues, eine bisher ungekannte Stilgattung, durfte kein Kundiger von Rubinstein erwarten. Er war kein Reformator und wollte es auch im „Christus“ nicht sein. Er verließ sich auf die musikalischen Einfälle, die ihm von je wie reife Früchte in großer Zahl, oft verschwenderisch, in den Schooß gefallen sind, und machte sich, was die „Arbeit“ betraf, nicht viel Skrupel. Eine gewisse Mäßigung in der Anwendung der orchestralen Mittel schien ihm durch den Stoff geboten; im Uebrigen sann er auf keine unerhörten Dinge. Nur durchdringen lassen wollte er sich von der heiligen Aufgabe, tief, recht tief, und niemals wird er mit gesammelterem Ernst ans Werk gegangen sein. Daß sein ungestümes Naturell ihn in dieser Stimmung nicht verharren ließ — vielleicht war es schon die Todesahnung, die ihn zur Eile mahnte —, Das ist beklagenswerth genug. Aber, wie sehr er zu Zeiten ins Opernhafte gerieth und in Meyerbeerscher Zunge redete: die Hauptbedingung für das Gelingen des großen Wagnisses trug er doch in sich und in allen Gipfelpunkten des Stoffes sprechen die Töne, die er gefunden, für den Toten und für sich selbst. Gewaltigere, eigenartigere Meister, Männer wie Wagner, wie Brahms, hätten das rein Musikalische ohne Frage reicher und breiter ausgeschwellt und es mit den eigensten Mitteln ihrer Kunst reden lassen. Der Kenner würde es ihnen gedankt haben; ob aber auch der Laie, der, ohne viel zu grübeln, sich dem Gesammteindruck willig überläßt? Und eben für diesen hat Rubinstein so völlig das Richtige getroffen, als er sich dem großen Gegenstand bescheiden hingab und sich fast nur damit begnügte, ihn musikalisch zu illustriren, daß die populäre Wirkung, die sich in Bremen so überraschend ergab, von seiner Art kaum zu trennen sein wird. Und welche Schätze hat ihm der Stoff zugetragen! Dieser liebliche Hirtenchor, aus dem die „himmlische Tröstung“ wiederklingt, die der Gruß des Engels den Armen beschieden; die Seligpreisungen, in denen die Töne, die Rubinstein ihnen geliehen, nur verborgen

geschlummert zu haben scheinen, — so völlig, so rein gehen die Worte in ihnen auf; der Schluß des Abendmahls mit der Verheißung, daß sich Denen, die auf Erden zu leiden haben, die Trauer dereinst in jauchzende Herrlichkeit verwandeln wird! Man möchte sagen: nicht ihrem Komponisten, geschweige denn einem Anderen gehören diese Töne an, sondern dem Stoff und seinen Worten; Rubinstein hat sie nur hervorgelockt. Und so, in völliger Einheit mit dem Text wie diese rührenden und weihevollen Klänge, tönt der Lobgesang der Mutter des zum Leben erweckten Jünglings, Magdalenens Zerknirschung, die holde Klage der Frauen, die „dem Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird", das Geleit auf dem Todesweg geben, der Gebetskampf in Gethsemane, der Fanatismus des Pöbels, der sein „Kreuzige!" schreit. An diesen und an zahllosen anderen Stellen eine innige, mit dem Gefühl vollzogene Anpassung an den Gegenstand, eine diskrete, aber für den Szenenvorgang völlig erschöpfende musikalische Kolorirung des Stoffes; selten oder nie ein Ueberwuchern des rein Musikalischen, neben dem Schönsten auch manches Unbedeutende und Verfehlte —: Alles in Allem aber ein völliges Verstehen der Aufgabe, die der Musik hier zufiel, und ihre Lösung zu Gunsten der Leichtverständlichkeit, der Volksthümlichkeit des neuen Werkes. Wie in der Kirche mit Worten gepredigt werden muß, die Alle verstehen, Gebildete und geistig Arme, so finden in der „Kirche der Kunst", für die Rubinstein schuf, nur solche Töne ihre Stätte, die keine Räthsel aufgeben, die mit keiner gelehrten Kunst prunken, den Einen in alle Himmel entzücken und für den Anderen nur tote Zeichen bleiben, — nur Töne, die ein Jeder verstehen und genießen kann. Noch einmal: die Partitur verliert sich zu Zeiten auch auf Irrwege, auf die ich dem dahingeschiedenen Meister zu folgen nicht vermag. Dennoch hat er in ihrem weitaus größten Theil gethan, was er mußte. Mit den Grenzen seines Könnens deckte sich hier der sicherste Instinkt. Der „absolute Musiker" mag viel zu bemängeln finden. Für das Ganze taugte kaum eine andere Musik, und wenn die Mitwirkenden die Komposition mit jedem Male lieber gewinnen, anstatt sich an ihr zu übersättigen (und unterdessen sind nach ungezählten Proben schon neun Vorstellungen ins Land gegangen), dann liegt darin der beste Beweis, daß sich hier in der Unterordnung unter den Stoff, daß sich in der Beschränkung der Meister gezeigt hat.

Die ausgezeichnete Interpretation, die das Werk gefunden hat, mußte freilich hinzukommen, um den Hörern Rubinsteins Töne ans Herz zu legen. Es ist erstaunlich, daß sich ein Sänger wie Zur Mühlen, der die Bühne niemals betreten hat, so rasch auf ihr heimisch zu machen verstand. Freilich nicht in dem üblichen Theaterstil, mit den Manieren der Heldentenöre, aber mit so beständiger Durchdringung von Wort, Ton und Geste, so hoheitvoll, so keusch in all seinem Thun, daß kein Bühnenkünstler, wenigstens von denen,

die mir bekannt sind, der Verkörperung des Heilandes näher zu kommen vermöchte als er. Von dem rein Gesanglichen nicht zu reden, dessen er Meister ist. Und gelang der theatralische Versuch mit ihm über alles Erhoffen, so erwies sich auch das zweite ähnliche Experiment als ein ungemein gelungenes: Frau Iduna Walter-Choinanus, die bisher gleichfalls nur im Konzertsaal Erfolge errungen hatte, sang die Maria so madonnenhaft rein, daß kein irdischer, geschweige denn ein Theaterschatten das schöne, in seiner Schlichtheit so sympathische Bild trübte. Das aber war es gerade, was man gewollt. An die Bühnenpose durfte hier nichts erinnern. Und sicherlich gereichte es auch dem jungen Künstler, der mit Mühlen erfolgreich wechselte und von Aufführung zu Aufführung seinem hohen Ziele näher kam, Dr. Otto Briesemeister, zum Vortheil, daß er dem Theater nur erst kurze Zeit angehört. Trefflich fügte sich auch der Charakter der übrigen Künstler dem ernsten Grundton des Ganzen: Hromada war ein meisterhafter Judas, Fräulein Luise Mulder (Beide kamen aus Stuttgart) eine inbrünstig büßende und flehende Magdalena. Und so standen alle Anderen mit geringen Ausnahmen würdig auf ihrem Platz: Fräulein Holmy (der Engel der Verkündigung), Frau Sedlmair (die Mutter des Jünglings von Nain), die Herren Piechler (der Täufer), Schmalfeld (Kaiphas), Elmblad (Satan), — bis zu den Jüngern, deren acht hiesige Dilettanten sangen, und den ganz an ihre Aufgabe hingegebenen Chören. Andere mögen ihr Lob in anderen Zeitungen lesen, denn ich schreibe keinen Theaterbericht und bin in der Beurtheilung des Einzelnen schon weiter gegangen, als ich wollte. Wenn ich aber von all den Dankesworten, die mir zu Ohren gekommen sind, der enthusiastischen Anerkennung besonders gedenke, die eine der ersten dramatischen Sängerinnen Deutschlands dem Ganzen, dem Werk und seiner Darstellung, zollte, der tiefen Bewegung, mit der sie von dem Abendmahl sprach, das den erhabensten und weihevollsten Bühneneindruck, den sie je gehabt, den des Liebesmahles im „Parsifal", noch bei Weitem übertroffen habe, — dann sage ich mir auch wieder, daß dieses Wunder vor Allem doch der Stoff gewirkt hat. An diesem durch seine Behandlung nichts verdorben zu haben, ist schon Lobes genug. Rein musikalisch betrachtet, ragt der Parsifal-Akt über das Abendmahl des „Christus" unfraglich hoch hinaus. Und wenn dieses in seiner innigen Schlichtheit gleichwohl die Gemüther noch stärker ergriffen hat, dann beweist Das eben, daß das Geheimniß seiner Wirkung nicht auf musikalischem Gebiete allein oder vornehmlich zu suchen ist, sondern daß Vielerlei zusammenkommen mußte, in dem Werke selbst und seiner Vorführung wie in den Seelen der Hörer und Zuschauer, um sie zu erzeugen. Die Kunst ist in diesem Falle nur das Mittel zur Erzielung eines moralischen Effektes gewesen.

Daß ein ähnlicher Eindruck mit den übrigen „geistlichen Opern"

Rubinsteins jemals gewonnen werden könnte, muß ich bezweifeln. Ich wünsche dem Dahingeschiedenen und den Seinen von Herzen, daß es Jemand damit wage und diese Zweifel widerlege; aber was uns im Anschauen und Anhören des „Christus“ im Innersten aufwühlt und erzittern macht, Das fehlt, bei aller Größe und Pracht des Stofflichen, doch dem „Verlorenen Paradies“, dem „Thurmbau zu Babel“, dem „Moses“; Das würde auch dem „Saul“ gefehlt haben, den ich für den Rubinsteinschen Cyklus gedichtet habe und der unkomponirt geblieben, auch dem „Kain“, den Meister Anton von mir wünschte und der ungedichtet geblieben ist. Den „Christus“ aber sollte man überall hintragen, trotz der Kostspieligkeit und Weitschichtigkeit des äußeren Apparates. Zwar möchten nicht alle Städte so bereit und eifrig sein, dem Unternehmer (Herrn Direktor Dr. Loewe aus Breslau) die künstlerische Hauptarbeit abzunehmen und ihm den musikalisch und szenisch fertig geschulten Chor zu stellen; dennoch müßte es versucht werden. An dem Gelingen kann Niemand mehr zweifeln. Die Macht der Kirche ist heutzutage fast gebrochen. Aber unsere Zeit bedarf immer neuer Bollwerke gegen den Ansturm des Materialismus und des Anarchismus. „Liebet Euch!“ Diesen Heilsruf kann die Menschheit nicht oft genug vernehmen; er ist der einzige, an dem die kranke Zeit sich aufrichten kann. Und da sollte man zögern, den großen Prediger der Liebe, dessen Bild der Gegenwart in Dogmenkrimskrams, in mystischem Gewölk, hinter Altären und Kanzeln zu verschwinden droht, durch die Kunst mit dem Leben in die innigste Berührung zu bringen? Ich würde in eigener Sache der schlechteste Prophet sein, aber ich will doch der Hoffnung ernster Männer Ausdruck geben, es könne mit der Verpflanzung des Lebens Jesu auf die Bühne nicht die Kunst allein exorzisirt, sondern der Gesellschaft ein Panier errichtet werden, um das sich Streitende schaaren und versöhnen, neu verbrüdert im Kampf gegen die Ichsucht, bereit, das Evangelium der Liebe in seiner einfachen stillen Menschlichkeit zu lehren und zu üben.

Bremen. Heinrich Bulthaupt.

# Accumulatorenbahnen.

Mehr als fünfhundert große und kleine Städte erfreuen sich jetzt bereits der elektrischen Eisenbahnen. Fast überall bedient man sich des am Meisten erprobten Systems mit oberirdischer Stromzuführung. Nur wenige Städte, wie z. B. Budapest, das eine Bahn mit unterirdischer Stromzuführung besitzt, machen davon eine Ausnahme. Diese Art der Strombeschickung ist relativ theuer und daher nicht populär geworden. Allerdings scheint es mir, daß nach den wirthschaftlich so vortrefflichen Ergebnissen der budapester Anlage die fortdauernde Zurückhaltung vor der versenkten Stromzuführung nicht mehr recht verständlich ist. Die Einrichtungen für die oberirdische Stromzuführung wirken durch die vielen Drähte und Stangen, besonders an den Weichen, entschieden häßlich. Das System wird aufgegeben werden, sobald die Techniker etwas technisch und ästhetisch Besseres und wirthschaftlich nicht Theureres bieten können. Allerdings dürfte sich eine solche Neueinführung nicht so schnell vollziehen, weil auf keinem Gebiete sich die Stadtverwaltungen so ängstlich verhalten wie auf diesem, — nicht nur die Behörden der Reichshauptstadt, deren Vorliebe für Petrefrakten ja hinlänglich bekannt ist.

Vor einigen Jahren gab es in New-York, wo die Anlagen der elektrischen Bahn nicht immer mit der gleichen Vorsicht ausgeführt werden wie bei uns, durch Zerreißen einiger Telephondrähte und durch deren Berührung mit den Stromzuführungdrähten der Bahn allerlei Unglück; Pferde wurden erschlagen, Menschen durch starke Schläge erschreckt u. s. w. Man verbot deshalb der Tramwaygesellschaft die weitere Verwendung der oberirdischen Stromzuführung. Dieses Ereigniß zwang die Techniker, sich neuen Versuchen zuzuwenden, die zu einem ganz vortrefflichen System von Accumulatorenbahnen führten. Ich habe schon früher hier auseinandergesetzt, daß ein Betrieb durch Accumulatoren alle anderen Systeme durch seine Einfachheit schlägt. Bisher scheiterten die Versuche an der ungenügenden Leistungfähigkeit der Accumulatoren. Die großen Vortheile einer Accumulatorenbahn bestehen darin, daß man nur nöthig hat, die geladenen Elemente in den Wagen einzustellen und mit dem Elektromotor in entsprechender Weise zu verbinden. Dann läuft das Fahrzeug durch seine innere Kraft und braucht keine störenden Zuleitungdrähte und keine Rückleitung.

Auch in Paris ging man vor einiger Zeit zu den Accumulatorenbahnen über und gelangte zu trefflichen technischen und wirthschaftlichen Resultaten. Zwei Linien gehen hier von der Stadt nach Saint-Denis. Die Fahrzeuge der Anlage entsprechen unseren größten Pferdebahnwagen und können wie diese zweiundfünfzig Personen fassen. Die neue Anlage wurde geschaffen, weil der Pferdebetrieb zu langsam war. Die Wagen legen innerhalb der Stadt zwölf Kilometer und außerhalb der Stadt sechzehn Kilometer in der Stunde zurück. Im Ganzen durchmessen sie während des Tages hundertfünfunddreißig Kilometer. Von ganz besonders wirthschaftlichem Werth ist es, daß man ohne Weiteres, wenn es der Betrieb erfordert, einem Motorwagen noch ein zweites Fahrzeug an-

hängen kann, ohne daß es einer neuen Kraftbeschickung bedarf. Wie es üblich ist, sind die Accumulatoren bei der pariser Anlage unter die Wagensitze eingestellt. Eine vollständige Batterie besteht aus hundertundacht Zellen von je elf Platten. Immer neun Zellen sind in einem Kasten aus Hartgummi vereinigt, der ein Gewicht von zweihundertunddreißig Kilogramm hat. Auf der Ladestation werden die Accumulatoren durch Dynamomaschinen geladen und dann auf kleinen vierräderigen Karren in die Wagen hineingeschoben. Die Einführung neuer Batterien vollzieht sich in wenigen Minuten und die Anordnung ist so geschickt getroffen, daß sich die Batterie von selbst an die Kontakte anschließt.

Die älteren Accumulatorenbahnen versagten meistens, wenn bedeutende Kurven und große Steigungen überwunden werden sollten. Die pariser Anlage zeigt nichts mehr von diesen Schäden. Ganz besonders wichtig ist aber in erster Reihe der wirthschaftliche Erfolg der pariser Accumulatorenbahn. Der Pferdebetrieb erforderte für das Wagenkilometer 4,48 Mark, der elektrische Betrieb nur 4,28 Mark. Die Allgemeine Omnibus-Gesellschaft in Paris stellt für das Wagenkilometer sogar 4,8 Mark in Rechnung. Daraus ergiebt sich für den einzelnen Platz als Preis für das Kilometer im Pferdebetrieb 12 Pfennige und im elektrischen Betrieb nur 8,8 Pfennige. Diese sehr vortheilhaften Bedingungen haben naturgemäß auf die Einnahmen der Gesellschaft einen sehr günstigen Einfluß gehabt. Im Durchschnitt erzielte die Accumulatorengesellschaft für den Platz und das Wagenkilometer einen Ueberschuß von 0,4 Pfennigen. Trotzdem der Betrieb mit Accumulatoren von den elektrischen Betriebsarten der theuerste ist, hat man somit in Paris dennoch wirthschaftlich günstigere Resultate erzielt als mit dem Pferdebetrieb.

In Deutschland hat sich besonders die Aktiengesellschaft in Hagen mit Accumulatorenbahnen beschäftigt. In Hagen besitzt die Gesellschaft eine Probebahn zur Ermittelung der günstigsten Bedingungen beim Ineinandergreifen von Accumulator, Motor und den Betriebsmechanismen, die das System erfordert. Neu ist bei der hagener Bahn die Einführung der Waddel-Entz-Accumulatoren, die in New-York gute Resultate ergeben haben. Die neue Batterie ist nur etwa halb so schwer wie die bisher gebrauchten Bleiaccumulatoren der selben Firma, ohne daß die Lebensdauer des Elementes deshalb eine kürzere geworden wäre. Die Waddel-Entz-Accumulatoren setzen sich aus einem feinen netzartigen Eisentressen-Gewebe und aus Platten, die aus Kupferdrahtlitzen aufgebaut sind, zusammen. Beide Platten stehen in einer Zinkkalilösung. Die Versuchsstrecke in Hagen hat eine Länge von 3,125 Kilometern. Für den Betrieb sind Wagen erbaut, die sechsundzwanzig Personen zu fassen vermögen, die also etwa unseren kleinen Pferdebahnwagen entsprechen. Die Geschwindigkeit kann zwischen zwölf und fünfzehn Kilometern in der Stunde je nach Wunsch verändert werden. In jedes Fahrzeug sind achtundachtzig der neuen Accumulatoren, wie bei der pariser Anlage, unter den Sitzbänken aufgestellt. Sechsundsiebenzig von ihnen dienen zum Antrieb des Motors, der Rest wird verwendet, um fünf zwölfkerzige Lampen mit Strom zu beschicken. Das Fahrzeug ist also abends glänzend erleuchtet. Wie die pariser Bahn hat auch die hagener Anlage gezeigt, daß Kurven und Steigungen mit Leichtigkeit zu nehmen sind. Dabei hat die Accumulatorenbahn den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß sie, selbst bei höchster Kraftleistung, in jedem Augenblick leicht bremsen kann.

Seit einiger Zeit hat die Allgemeine Accumulatorengesellschaft in Berlin drei Wagen in Betrieb, und zwar vorläufig mit den älteren Bleiaccumulatoren. Es ist schon als ein erfreulicher Fortschritt anzuerkennen, daß es gelang, in Berlin die Erlaubniß für die Probefahrten zu erhalten. Die Aufnahme, die sie fanden, haben wieder einmal klar gezeigt wie schwer es ist, gegen Vorurtheile aufzukommen. Die Einwürfe gingen zuweilen bis an die Grenze des Kindischen. Da las man z. B. in einer weit verbreiteten Zeitung, daß die Accumulatoren schon deshalb nicht im Großbetrieb Verwendung finden könnten, weil sich eine Batterie in vier Stunden erschöpft und sechs Stunden zur Neuladung nothwendig sind. Daß auch das Pferd in seiner Leistungfähigkeit begrenzt ist und der Erholung bedarf, scheint der Kritiker nicht beachtet zu haben. Besonders die sechs Stunden Ladezeit haben dem Publikum viel Kopfzerbrechen gemacht. Selbstverständlich vollzieht sich die Ladung auf der Station und die erschöpften Batterien werden gegen die geladenen in wenigen Minuten ausgewechselt. Ein anderer technischer Referent erzählte, daß man zum Laden einer Batterie ungeheure Flächen im Inneren der Reichshauptstadt ankaufen müsse, Flächen, die etwa dem Dönhoffs- oder Königsplatz in ihrer Ausdehnung gleichen. Hier würden die Batterien neben einander aufgestellt werden, um ihre Ladung durch die Dynamomaschine zu empfangen. Das erfordere natürlich große Kapitalien; und deshalb seien Accumulatorenbahnen nicht möglich. Ich gestehe, daß ich geradezu verblüfft über die gespendete Weisheit war. Mit dem selben Recht könnte man etwa behaupten, daß eine Millionenstadt wie Berlin nicht denkbar sei, weil, wenn die Bewohner sich hier neben einander ansiedeln würden, mindestens der Boden der ganzen Mark Brandenburg bebaut werden müßte. Man hat in den Städten die kritische Frage bekanntlich dadurch gelöst, daß man die Wohnungen über einander, und nicht neben einander, einrichtete. Der technische Kritiker hätte sich leicht davon überzeugen können, daß man auch auf den Ladestationen, wenn der Raum beengt ist, die Accumulatoren über einander und nicht neben einander aufstellt. Außer solchen Kritiken, die nur Unwissenheit zeigen, wurden aber auch solche Bemerkungen in die Presse lancirt, deren Entstehung und deren Absicht mindestens zweifelhaft sein konnte. Es ereignete sich z. B., was bei einer Probefahrt nicht ungewöhnlich ist, daß am Betriebsmechanismus, etwa am Motor, sich ein Fehler zeigte und der elektrische Wagen durch Pferde zur Station zurückgebracht werden mußte. Solche Fehler können sich auch bei durchaus praktisch erprobten Systemen mit oberirdischer oder unterirdischer Stromzuführung herausstellen; sie haben nichts mit den Accumulatoren zu thun. Obgleich Das vollkommen klar war, brachten doch beinahe sämmtliche Blätter sofort eine Notiz, die in die Worte ausklang: es ist nichts mit den Accumulatorenbahnen! Die Folge war, daß an der Börse die Aktien um zehn Prozent herunterpurzelten, um natürlich nach wenigen Tagen wieder die frühere Höhe zu erklimmen. Solche kleinen Scharmützel haben sich mehrfach wiederholt. Ich bin zu harmlos, um zu glauben, daß irgend Jemand davon Nutzen gehabt hat.

Franz Bendt.

# Anthropologischer Monismus.

In den häufig citirten Schlußzeilen des Gedichtes „Die Weltweisen“ hat Schiller den sehr realistisch, fast materialistisch klingenden Ausspruch gethan: der „Bau der Welt“ sei ein „Getriebe“, das die Natur „durch Hunger und durch Liebe“ erhalte. Schiller wollte in diesen und den vorangehenden Zeilen die Katheberweisheit solcher Philosophen und Gelehrten verspotten, die, wie die Herren „Puffendorf und Feder“, Moralsysteme schmiedeten, ohne an die grundlegenden Naturkräfte und ihre instinktive Gewalt zu denken. Der in Formelkram sich einspinnenden, selbstzufriedenen und dabei doch bornirten Spekulation setzte er die gegebene Wirklichkeit und ihre Forschungsprobleme entgegen, wie es ebenfalls in dem kleinen Gedicht „Der Metaphysiker“ geschieht, wo er diesem zuruft:

Sag an, Du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem Dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?

Aber alles Dies hat nichts mit dem modernen Materialismus zu thun. Der Anklang hieran ist nur ein scheinbarer. Das Wort „Getriebe“ mit den ihm zur Seite gegebenen großen Faktoren „Hunger und Liebe“ scheint allerdings auf eine Mechanik der Naturprozesse hinzudeuten. Es scheint also im Sinn jenes Gesetzes ausgesprochen zu sein, das die Naturwissenschaft überall als das herrschende proklamirt und dem sie, wo sie sich als blanker Materialismus ausspricht, schließlich allen Lebensinhalt und das ganze Weltgeheimniß überweist. Denn auch „Hunger und Liebe“ gelten, in solchen Zusammenhang eingereiht, doch nur als Repräsentanten der Alles umspannenden und — nach der im Erkenntnißgebiet der Naturwissenschaft wurzelnden Anschauung — im letzten Grunde immer mechanisch wirkenden, anziehenden und abstoßenden Kräfte.

Schiller war diese Auffassung fremd. Er war so weit entfernt, in dem Weltall nur ein „Getriebe“ und nichts weiter zu erblicken, den Makrokosmos sich wesentlich als eine Mechanik von Naturprozessen vorzustellen, daß er ja schon in dem Mikrokosmos des Menschen jene von der physischen Weltordnung ganz getrennte sittliche Ordnung, die, wie es in dem Aufsatz über das Erhabene heißt, „den Naturbegriff unter sich hat,“ ausschied. Er erkannte ein „absolutes moralisches Vermögen“ an, kraft dessen der Mensch sich frei entfalten könne und das an keine Naturbedingung gebunden ist. Damit war das „Getriebe“ seinem Begriff und Wesen nach wieder aufgegeben. Denn selbst wenn es nicht rein mechanisch aufgefaßt wird, wenn in dem Lebensprozeß — und also auch in einem belebten Getriebe — etwas über bloße mechanische Vorgänge Hinausreichendes anerkannt wird, so bleibt

es doch immer bestehen als ein Komplex innerlich verknüpfter und also stets kausal bedingter Wirkungbezüge. Streichen wir die Kausalität, so geben wir also den Begriff des Getriebes auf, den Schiller daher auch nur für die sogenannte „physische Weltordnung“ festhielt.

Und doch lag es nahe, den Menschen, insofern er augenscheinlich von Trieben, von Antrieben und von nichts Anderem, bewegt wird, hinsichtlich seines seelischen Bewegungapparates als ein Triebwerk, als ein Getriebe, aufzufassen. Das geschieht, wenn man als Trieb jeden Bewegungreiz innerhalb der Bewußtseinssphäre, jeden im Inneren des Menschen sich fühlbar machenden Sporn gelten läßt, gleichviel, ob er sich nun als Nahrung- oder Geschlechts- oder Erkenntniß- oder Rechtstrieb, als welcher er dem sogenannten Gewissen zugerechnet wird, fühlbar macht. Auf dieser Grundlage fußt der moderne anthropologische Monismus, der Aussicht hat, diesen einigermaßen in Mißkredit gekommenen Ausdruck wieder zu Ehren zu bringen. Statt eine Art Weltphysik zu entwerfen, was die Naturphilosophie zu ihrem Unheil und auf veränderter Grundlage der Materialismus mit nicht besserem Erfolge unternahmen, versucht er es mit der genauesten Anwendung des Begriffes Monismus in faßlicher Begrenztheit auf die Welt unseres eigenen Inneren.

Den ersten Anstoß in dieser Richtung hat schon Feuerbach gegeben. Als er, während gleichzeitig der Pantheismus sich in den Panphysismus auflöste, dem die Natur das Ein und Alles bedeutet, die Anthropologie zur Universalwissenschaft erhoben wissen wollte, drückte er ihr gleichzeitig ein monistisches Gepräge auf. Denn einem universalen Wissenschaftprinzip kann seiner Natur nach nur der Monismus, nicht der Dualismus, nur die einheitliche Zusammenfassung, nicht die Spaltung, zur Grundlage dienen. Aber Feuerbach trat erst sehr spät, gegen das Ende seiner Lehr- und Lebenszeit, an diese Fragen heran und hatte daher weder Zeit noch auch vielleicht Kraft übrig, sie einer vertieften Behandlung zu unterziehen. Seine Anwendung des Lustprinzips auf den anthropologischen Monismus hat wenig Selbständigkeit und noch weniger Tragweite. Und doch liegt hier das punctum saliens dieser verwickelten Materie. Es ist ja selbstverständlich, daß unter Trieb, auf einen Menschen angewandt, immer nur Lust oder Unlust verstanden werden kann. Schon unsere tiefsinnige Sprache deutet die enge Verbindung von Trieb und Lust durch den Ausdruck: „Ich habe Lust, Etwas zu thun“, an, was ja nichts weiter heißt als: es treibt mich, ich empfinde den Trieb, Dies oder Das zu thun. In der That können wir „Trieb“ zwar dem Wortsinn nach oder begrifflich definiren als das Moment, das uns von innen heraus treibt, Etwas zu thun oder uns in Bewegung zu setzen, sachlich aber und wesentlich wird uns der Trieb nur in der Form des sinnlichen Eindruckes als Lust oder Unlust bewußt. Der Trieb in lebendiger Beschaffenheit ist es nur durch seine Beziehung

zu Lust oder Unlust. Triebeserfüllung gebiert Lust, Triebeshemmung Unlust. Scheiden wir diese Beziehung aus, so ist Trieb nur noch ein Begriff, keine qualitative Wesenheit mehr. Und eben so wissen wir von Lust nichts weiter auszusagen, als daß sie mit der Befriedigung eines in uns erwachten Triebes, wie Unlust mit dessen Hemmung, zusammenfällt. Was darüber hinaus liegt, ist ein undefinirbarer Rest, von dem sich mit dem Psychophysiker Fechner nur sagen läßt: Fühle sie (die Lust), so weißt Du es.

Der moderne anthropologische Monismus, der sich seiner Aufgabe bewußt ist, hat es daher durchaus mit dem Menschen als Lustgeschöpf zu thun. Der gewissermaßen, nach dem Vorbilde der Engel, geschlechtslose Charakter eines Wesens, das weder von Lust noch von Unlust bewegt wird, wird von ihm für ein Phantasiegeschöpf erklärt. Den „freien", d. h. von Lust und Unlust freigesprochenen, Menschen wirft er zu den Toten. Damit schwindet allerdings Kants selbstherrliche Autonomie der Vernunft, die manchen spekulativen Köpfen unentbehrlich dünkt und wie eine Art von metaphysischer Wärmstube gehegt und gepflegt wird. Dafür ersteht eine auf das Lebensprinzip gegründete Ethik, deren Spuren nachzugehen gerade die Gegenwart, wie mir scheint, dringende Veranlassung hat.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

# Rußlands Strich durch die Rechnung.

Unsere Hochfinanz trägt jetzt eine tiefe Bestürzung zur Schau, während innerlich vielleicht eine gewisse Genugthuung empfunden wird. Denn im Grunde hat bei den chinesischen Anleiheverhandlungen nicht die Klugheit unserer Banken, sondern das Hervortreten der „Reichsregirung" eine peinliche Niederlage erlitten. Es handelte sich um die hier schon mehrfach besprochene chinesische Kriegsanleihe von ungefähr 800 Millionen Mark. Der englische Markt freute sich auf den Zuwachs einer guten, höher verzinslichen Anlage und war der industriellen Aufträge von vorn herein sicher; Frankreich begehrte die Anlage und legte, seinem inneren Absatze gemäß, auf Exportaussichten weniger Nachdruck; Deutschland dagegen übersah das eminente kapitalistische Interesse zu Gunsten unserer Eisen-

werke, die von China doch bei Weitem nicht so viel erwarteten, wie ihnen nach ihrer eigenen Meinung durch unsere Intervention gegen Japan verloren gegangen war. Politik sprach bei uns und in Frankreich mehr eifrig als sachverständig mit, in England war die politische Erwägung sogar die Hauptsache. Und dennoch ließ die Foreign Office ihre Geldmächte ganz allein verhandeln und mischte sich selbst dann nicht hinein, als man in Berlin die noch ganz neuen Zügel an sich zog, um selbst, fern von britischer Erfahrung, die Anleiheverhandlungen zu leiten.

Der erste Fehler! Da die deutsch-asiatische Bank die Hongkong-and-Shanghai Banking-Corporation zurückgestoßen hatte und ganz stolz war, die Unterhändler an der Spree zu erblicken, wurde auf diesen Blättern bereits die völlige Aussichtlosigkeit eines solchen Bestrebens dargelegt. Denn keine Wacht am Rhein kann die unvergleichlich größere Kraft jener Hongkong-Corporation ableugnen wollen. Außerdem brauchten uns aber die Engländer nur wegen des internationalen Abkommens über die zu verpfändenden Hafenzölle, während wir auch den londoner Markt brauchten, d. h. allein ein so schweres Anlehen gar nicht heben konnten. Es kam nicht darauf an, daß sich John Bull seiner Macht bewußt war, wir mußten uns in nüchterner Weise mit einem verhältnißmäßigen Antheil begnügen. Dies geschah jedoch nicht und so verstimmte die „Reichsregirung" zunächst unseren allerwichtigsten Konsorten. Inzwischen hatten sich nämlich unsere weisen Daniele, denen Gott ein Amt gegeben hat, der Verhandlung immer mehr bemächtigt. Die königlich preußische Seehandlung, ein für deutsche Fonds vorzüglich organisirtes Institut, mußte sich ins Zeug legen und es schien, als ob eine gewisse Strömung es fertig gebracht habe, gegenüber unseren Banken eine Art von staatlicher Bevormundung durchzusetzen. Dies war um so verfehlter, als man nunmehr bei der ganzen Aktion mit den Franzosen zusammenging und deren nationaler Kitzel sehr leicht erregt werden konnte, sobald die deutschen Berathungen unter staatlicher Flagge geführt wurden. Bekanntlich hatten noch kurz vorher die pariser Bankleiter die übliche Konferenz beim Minister des Auswärtigen gehabt, wo man ihnen gewiß keine Herzlichkeit gegen Deutschland aufgedrungen hatte.

Der zweite Fehler! Internationale Anleiheversuche werden durch Entrefilets in der „Norddeutschen Allgemeinen" ernstlich zu fördern gesucht. Eine gewisse Strömung hat wiederum bei unpassender Gelegenheit Respekt eingeflößt und wir wenden uns in offiziösen Druckleistungen gegen die Führung der Rothschildschen Häuser; wir verlangen ausdrücklich die Vorhand, trotzdem wir doch nun einmal nicht zu den an Kapital reichsten Völkern gehören. An sich ist es natürlich ein Kampf um den Namen, denn eine Riesenanleihe muß, wie die Dinge rechnerisch liegen, jene Welthäuser als Faktor haben. Die Folge unserer höchst einsichtvollen Kriegsführung — Dies wäre eigentlich die richtige Bezeichnung — ist das Hin- und Herschwanken Chinas, das plötzlich keine einmüthige Finanzgruppe mehr erblickt, ferner ein Frondiren innerhalb der französischen Haute Banque, wo man von den 800 Millionen einen hübschen Brocken abzwacken möchte, endlich das Hervorschlüpfen Rußlands, das jetzt auch in Peking als Helfer in der Geldnoth erscheint.

Während nämlich unsere neueste Vereinigung von Diplomatie und Seehandlung sehr eifrig auf dem einen Flügel beschäftigt war, mit Nationalstolz, Exportinteressen und Reibungen mit Engländern und Franzosen, sah sie die Gefahr gar nicht, die von einer anderen interessirten Seite herannahte. Es ist möglich,

daß man an eine unbegrenzte Dankbarkeit unseres östlichen Nachbarn glaubte, weil wir ihm in Tokio so eindringlich geholfen hatten, — jedenfalls haben wir uns geirrt. Rußland hat nicht allein einen Schritt unternommen, der die ganzen Anleiheverhandlungen durchschneidet, sondern es hat auch uns, seinen Freund, bis zur letzten Minute darüber im Dunkeln gelassen. Sollten wir daher in dieser großen Angelegenheit endgiltig unterliegen, so ist Dies nicht etwa in einem tapferen Kampfe geschehen, sondern unsere Finanzdiplomatie hat schließlich nicht einmal die Fähigkeit bewiesen, Augen und Ohren zur rechten Zeit aufzumachen. Oder redet man sich vielleicht ein, daß eine chinesische Anleihe von 400 Millionen Mark, von Rußland garantirt und von den pariser Banken abgeschlossen, das Werk einer plötzlichen Eingebung sei? An dieser komplizirtesten aller Staats- und Finanzoperationen muß man lange gearbeitet haben; und dennoch diese vorzügliche Wahrung des Geheimnisses. Wer ist denn nun der Blamirte? Die Franzosen haben den Gewinn und die „Revanche". Die Engländer haben nicht mitverhandelt und werden sich schon zu wehren wissen, wie es ihnen auch nicht im Mindesten einfällt, im Sinne der „Norddeutschen Allgemeinen" sich von China zurückzuziehen. Nur wir haben die Verhandlungen geleitet; nur wir haben durch unsere verschiedenen Bedenken den Abschluß der Anleihe verzögert, um nicht zu sagen verschleppt, und weder in Petersburg noch in Paris scheinen unsere Verbindungen genügt zu haben, um uns vor einer jähen Ueberraschung zu schützen.

Ich möchte an das Definitivum des russisch-chinesischen Vertrages erst nach der Unterzeichnung glauben, aber die Thatsache ist da, daß eine mühsälige, weitausblickende Verhandlung in Berlin in einer Weise unterbrochen wurde, die unserer Klugheit nicht gerade das rühmlichste Zeugniß ausstellt. Klugheit ist nämlich zugleich Mäßigung. Von vorn herein hatte Deutschland die beste Position. Es war uns ein ansehnlicher Theil jener großen Rente sicher, unsere Industrie mußte unter allen Umständen ziemlich umfangreiche Aufträge erhalten, unsere Politik konnte dabei die kühlste sein. Wir brauchten nur mit England und Frankreich die gemeinsame Fundirung der Anleihe vorzunehmen und die Hindernisse wären rasch geschwunden. Wenn man eine Prämie dafür ausseţte, wie eine einfache Sache, an der drei Völker pekuniär gleich interessirt sind, verwickelt und erschwert werden kann, so würde der Preis dem ganz neuen und eigenartigen Verfahren gebühren, das jetzt zum ersten Male in Berlin zur Anwendung gelangt ist. Vielleicht bricht durch dieses Düster noch ein Lichtstrahl und wir werden überzeugt, daß unsere Regirung sich außerordentlich gewandt, maßvoll und gegen jede Ueberraschung vollkommen gewappnet gezeigt hat; allein der Schein ist leider gegen sie und man leistet seinem Vaterlande keinen Dienst, wenn man die eigene Meinung hierüber unterdrückt. Unter Bismarck wäre Zweierlei nicht passirt: er hätte das Reichsinteresse nicht so offen und vor aller Welt in eine bloße Anleiheverhandlung gezogen, die doch auch schließlich scheitern konnte, und die Herren in Petersburg hätten sich wohl gehütet, ihm einen solchen Ueberfall zu bereiten, noch dazu einen Monat nach einem so wichtigen Interventiondienst. Was das bloße Auge heute in unseren „leitenden Kreisen" zu sehen vermag, ist mehr Stolz als Weisheit, mehr Sprunghaftigkeit als sichere Ausdauer. Die Rhede von Cowes kann bei einer guten Brise nicht unruhiger sein.

Wie gesagt, der Abschluß jener russischen Anleihegarantie ist in dem

Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht unterzeichnet, wenngleich die Franzosen bereits den Subskriptionstermin für nächste Woche festgesetzt haben wollen. Einerseits ist es unwahrscheinlich, daß China den Russen eine Eisenbahnkonzession bis Port Arthur gewährt, andererseits, daß die Staatsmänner an der Newa Schwierigkeiten mit England gerade jetzt zu inszeniren wünschen. Immerhin ist aber Herr Witte, von dem man so lange nichts gehört hatte, wieder unter das europäische Publikum getreten, — gleichsam mit der Fieskofrage: „Glaubtet Ihr, daß der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte?“ Der russische Finanzminister wird auch die Folgen erwogen haben, wenn der französische Markt allein die neuen Russo-Chinesen aufnehmen müßte, wenn die Engländer, wie es bereits jetzt geschieht, in Peking vierzig Millionen Pfund anbieten und wenn die Rothschilds gegen das Protektionanlehen Rußlands arbeiten.

Es ist auch eine nur sehr relative Wahrheit, daß die Anleihe, nach den Russenkursen bemessen, günstiger als die in Berlin verhandelte bezahlt werden müsse. Eine russische Garantie an sich, eben so wie der ganze russische Kredit, ist nicht halb so sicher wie ein Faustpfand in Gestalt von großartigen und wachsenden Zolleingängen. Würde man einst an einer solchen Garantie mäkeln wollen, weil etwa China einige Gegenbedingungen nicht redlich erfüllt habe, so könnten die Gläubiger keine Expeditionen ausrichten; in dem Augenblicke aber, wo die Mandarine die Häfen antasteten, wären die Schiffe der drei Großmächte zur Stelle. Man könnte auch immer nur von 400 Millionen Mark neuer russischer Fonds reden und Frankreich ist mit diesen Papieren so überladen, daß, sobald Geld in Paris anzieht, die Russenkurse etwas zurückgehen. Diese Werthe sind nämlich dort durchaus nicht ganz placirt, vielmehr bestehen große Haussepositionen darin, die an jedem Ultimo prolongirt werden. Die dortigen Banken empfinden es sogar, wenn die Presse nicht mehr ordentlich nachschürt; aber man bittet lieber gar nicht mehr darum, weil die Preise hierfür nachgerade unerschwinglich geworden sind. In Paris brauchen die Volksbeglücker schon seit Barras sehr viel, obgleich damals noch kein Presse-Syndikat existirte, das die Geldbedürfnisse aller Zeitungen ohne Unterschied der Partei vertritt. Ein furchtbarer Ring! Was die so mächtigen Agents de Change betrifft, so sind diese wohl für eine russische Anleihe; sie haben an Goldaktien zu wenig verdient, um sich für dieses neue Gebiet mehr als eben nöthig zu interessiren, und durch die von ihnen seit 1889 ausgegebene Parole, Italiener zu verkaufen, ist in Paris schließlich viel Geld verloren worden. Türken, in denen eine große Spekulation war, rentiren sich nur noch mit ca. vier Prozent, was für Turbanwerthe zu wenig ist. Spanier, zu denen viel Vertrauen besteht, leiden momentan unter Kuba. Das Alles macht natürlich den wahren Werth der russischen Papiere um kein Haar besser. Diese sind unnatürlich hoch gebracht worden durch das Auffaugungsystem des allianzfreundlich dressirten französischen Kapitals, aber nicht etwa, weil das Zarenreich selbst seine Renten kauft oder weil es ein strenges Verwaltungsystem oder gar eine absolute Friedenspolitik verbürgt. Es wird früher oder später ein Tag kommen, wo die Franzosen dafür büßen werden, daß sie ein nur von ihnen selbst gekauftes Papier in Milliarden festlegen. Das Schlimmste ist niemals der Kursfall, sondern die Unverkäuflichkeit. Pluto.

# Die Alsterinsel.

Sueton, den Herr Quidde beinahe wieder berühmt gemacht hat, erzählt die hübsche Geschichte, wie ein römischer Imperator einst den Meeresarm zwischen Bajae und Puteoli überbrückte. Lastschiffe wurden, so sagt der Klatschchronist, dessen Bericht Dio Cassius bestätigt, aus der ganzen Gegend zusammengebracht und in zwei Reihen vor Anker gelegt; auf die Fahrzeuge wurden Erdschichten geschüttet und eine nach dem Muster der appischen Heerstraße geebnete Chaussee wurde mitten hindurchgeführt. An zweien Tagen zog der Imperator über diese Brücke: einmal hoch zu Roß, angethan mit dem goldig glänzenden Reitermantel, gewappnet mit dem Römerschwert und dem spanischen Lederschild, den Eichenkranz auf dem Haupte; zum anderen Mal auf dem Renngespann, im schlichten Gewand eines Wagenlenkers, hinterdrein der prangende Troß des Hofgesindes und die Schaaren der Praetorianer. Als diese schlau kombinirte Retourfahrt beendet war, da war auch der künstlich mit großen Kosten gefügte Brückenbau wieder werthlos geworden, die Erdschichten und die Chausseekiesel wurden weggekarrt, die Schiffe suchten die Frachthäfen auf und der Busen von Bajae dehnte sich wieder in ruhiger Klarheit. Sueton schwatzt ein Beträchtliches über die Motive, die den Imperator zu dem unerhörten Schauspiel getrieben haben könnten: wars der Wunsch, durch den Ruf eines Ungeheuren Germanen und Briten in Schrecken zu setzen, oder die Gier, dem Xerxes ähnlich zu werden, der über den Hellespont die Brücke geschlagen hatte, oder gar das Bestreben, einer gefährlichen Weissagung die Spitze zu biegen? Sueton ist ein amusanter Hofgeschichtenerzähler, aber ein ungeübter Menschenbetrachter und ein noch viel schlechterer Kaiserkenner. Der Imperator brauchte gar kein bestimmtes Motiv, ihm genügte allein schon der Kitzel, nach Willkür und Laune da Erde schaffen zu können, wo im dritten Tagewerk der Schöpfer die Wasser gesammelt und die Sammlung Meer genannt hatte. Solchem Kitzel würde heutzutage kein Kaiser mehr folgen, denn die Herrscher von heute wissen, daß sie auf Schritt und Tritt mißtrauisch von einem ganzen Volk beobachtet werden, und dieses Wissen hat ihnen das Gewissen geweckt, das die Decadencemonarchen der alten Roma im Schlemmen und Schlummern nicht störte. Aber eine republikanische Körperschaft bemüht sich jetzt um den Lorbeer, den der Imperator auf Kosten anderer Leute erstritt: der Senat der freien Hansastadt Hamburg will das Eintagswunder von Bajae erneuen. Im inneren Alsterbassin, dem lieblichsten Schmuck der Stadt der Twieten und Gänge, wird jetzt eine Insel erbaut; sie wird auf gerammten Pfählen ruhen, einen ragenden Leuchtthurm tragen und mit allen Mitteln pomphafter Opernregie, mit Leinwand, Gips, Drahtgeflecht, buntem Glühlicht, Treibhausgewächsen und Bengalfeuerwerk, zu einem strahlenden Felsenwunder gestaltet werden. Der Prunkbau wird — man denke! — kaum viel mehr als eine halbe Million kosten und er wird für ein paar kurze Stunden nur den fürstlichen Gästen als Raststätte dienen, die zum Kanalfest nach Hamburg gekommen sind und die, nach den Anstrengungen des Hundertmarkdiners, in guter Luft und unter Schwärmergeprassel Kaffee trinken wollen. Der große Aufwand, möchte ein Böswicht sagen, dient einem nicht allzu beträchtlichen Zweck und er möchte mit der Kommunalbehörde hadern, die für eine rasch gefügte und rasch zerstörte Lustinsel Hunderttausende übrig hat und doch dem Anspruch der

Aermsten den Säckel verschließen muß. Aber nur der Oberflächenbetrachter könnte so unklug urtheilen. Sollte das Kanalmeeting etwa nur durch eine Massenspeisung Hungernder gefeiert werden? Das hätte die berühmte Begehrlichkeit ins Ungemessene gesteigert. Oder sollte man gar dem Beispiel des Kuratelkhedives Ismail folgen und für den Weltjahrmarkt ein neues Kunstwerk bestellen, jetzt vielleicht bei dem märkischen Wahlpatrioten Leoncavallo? Das wäre von der Kunststadt Lessings, Schroeders und Pollinis, die den Barrisons und der Flohdame beinahe berlinische Erfolge bereitet, eine arge Anmaßung gewesen. Nein, — der Senat der freien Hansastadt Hamburg hat sehr weise gehandelt: er hat durch den Pfahlbau der Alsterinsel dem schönen Vaterlandsfest, das längst nun von der Lärmsucht ins gröblich Geschmacklose aufgebauscht worden ist, ein illuminirtes Symbol errichtet, das in der Ueberlieferung durch die Zeiten noch zeugen wird. Leinwand und Eisendraht, Gips und Cement werden auf den Kehricht fliegen und die bunten Glühlampen werden später vielleicht, wenn sie billig versteigert sind, auf der Reeperbahn eine Nachtspelunke bestrahlen. Die Erinnerung an die Inselinszenirung aber wird bleiben und mit der Sage von dem Kunstschiff, das bei Kiel die Festgenossenschaft aufnehmen soll, im Gedächtniß fortleben. Damals, heißt es dann wohl, mußte Alles künstlich sein: ein künstliches Weltfriedensfest, zu dem der Nachbar nur widerstrebend, nach vielen Entschuldigungen, kam, la mort dans l'âme, wie Herr Saint-Geneſt im Figaro sagte, ein künstlich gesteigerter Lärm, der zu der Bedeutung des Werkes in keinem vernünftigen Verhältniß mehr stand, ein künstliches Schiff und eine künstliche Insel mit Cementfelsgestein und Klippen aus Boettticherstuck. Und ein ganz alter Schwan, der auf der Außenalster die junge Brut an die Futterstelle geleitet, erzählt dann vielleicht, wie damals Alles zufrieden war, als das Friedensfest ohne näher drohende Kriegsgefahr ein ruhiges Ende nahm, und wie im Schwanenparlament die Mär entstand, auch der Staatsmann, der des Ausstattungstückes Einstudirung so weislich geleitet hatte, sei nur ein unlebendiges Geschöpf gewesen, künstlich aus Wachs und Werg und weißer Haarwolle gefügt, in einen sauberen schwarzen Rock gesteckt und durch Automatenkraft bedächtigt bewegt. Dann wird ein anderer Sueton erscheinen, der die Schwanensprache nicht versteht und von den Hofgesindetreppen nur emsig den heißen Klatsch zusammenträgt, und wird sich über die tiefe Bedeutung des legendären Kunstdammes im Alsterwasser wieder den Kopf zerbrechen. Er wird durch eifriges Umfragen erfahren, daß in der Gasse, die Lessings helles Auge bei Tag und bei Nacht durchspäht, und in der Straße des Heiligen Ulrikus die nächtliche Festesfreude besonders laut war, und er wird wähnen, dort hätten, wie einst in der Grotte bei Kumae, wahrsagende Sibyllen gehaust, der Weltlust entfremdete Frauen, die das Stadtgewimmel flohen, um in Einsamkeit dem Wanderer die Zukunft zu künden. Den Grund der lackirten Künstlichkeit wird er so wenig wie sein römischer Ahn entdecken. Am Ende fährt er dann, um nach der Forschermühe im stillen Wald Erholung zu suchen, ins Lauenburgische und vernimmt dort von einem tüchtigen Waidmann, dem von dem rabelaisischen Humor eines Großen ein Legat zugefallen ist, wie einst die befremdende Welt des stucco di lustro entstand und wie von klugen Köpfen der Plan der Alsterinsel ersonnen wurde, auf daß in künftigen Kolonialverträgen dem Deutschen Reich ein ansehnliches Tauschobjekt niemals fehle.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

**Berlin, den 22. Juni 1895.**

# Lebende Bilder.

Das Kaffeefeuerwerk ist nun wohl verprasselt, das lustige Laubgewinde welkt allmählich und wird dürr, der Fahnenputz verschwindet aus dem Straßengewühl, die Eintagswunder der Alsterinsel werden bald weggekarrt, dem künstlichen Schiff droht die Zerstörung und der Silberschatz der guten Stadt Hamburg wird wieder in schwere Schränke geborgen. Noch ein Ball der Marineoffiziere, die, wohl oder übel, allerhand unbekannte Zeitungleute zum Tänzchen laden mußten, noch ein paar Regatten und Seeparaden, vielleicht ein Bischen Illumination und Nachtischkneiperei, — und das Fest ist aus. Wir wollen hoffen, daß es recht schön war, daß kein schriller Ton die laute Lust jäh zerriß und der Himmel freundliche Mienen zeigte. Aus den öffentlichen Berichten werden wir über die Feierstimmung, die wirkliche, nicht viel erfahren; die Berichterstatter, die sich auch sonst ängstlich hüten, die Festlaune des Abonnenten durch unangenehme Wahrheit zu trüben, sind diesmal so geschickt mit behaglich wärmenden Guirlanden umwickelt worden, daß die Lustempfindungen in ihrem Gemüth jede Unlustregung ersticken müssen; sie gleichen Leuten, die über ein neues Theaterstück urtheilen sollen und die der Verfasser in seinem Wagen abholt, während der Zwischenakte erfrischt und nach einer reichlichen Nachtmahlzeit heimgeleitet; unterdessen ist das erste, entscheidende Notizchen geschrieben und man darf sicher sein, daß es den freigebigen Wirth nicht unfreundlich

behandelt. Der Kanaljournalist, der auf Reichskosten befördert, gespeist und getränkt wird, dem, auf hohen Befehl des anmuthigen Herrn von Köller, abgesperrte Straßen sich öffnen und der, freilich hinter Palmen verborgen, die Wohlgerüche des Hundertmarkdiners wittern darf, wird mild und menschenfreundlich gestimmt sein: er hat, weil bei so bedeutendem Anlaß nicht geknausert wird, einen hell klingenden Vorschuß im Beutel, in der Brieftasche ruhen Einladungen in Cirkel, die dem profanen Berufsverfehler im Lande der Kasten sonst verrammelt sind, jeder Polizist zeigt sich ihm artig gekämmt, jeder Geheimrath ist ihm mit liebenswürdigen Informationen gern gefällig, ein Frühstück bei Pfordte wird unter die Spesen geschmuggelt, — warum sollte der Mann da, dem es so wohlig zu Sinn ist, kurz vor Quartalsschluß den Abonnenten noch ärgern? Er wird leisten, was nur irgend zu leisten ist, und wir werden nette Brusttöne bestellter Begeisterung vernehmen. Das ganze Milieu muß auf hungernde Sinne begeisternd wirken: Hamburg unmittelbar vor dem Derbytage, für den die von der Obrigkeit beschützten verschwiegenen Häuser mit menschlichem und sächlichem Geräth neu ausgestattet werden; Hamburg im Zeichen der Sportzeit, wo der Achtzehnmarksekt aus Wassergläsern getrunken und auf mancher Nachtfahrt in orgiastischem Taumel mancher Bläuling verzettelt wird; dazu Fahnen, Blumen, mehr sogar, als dem Kalchas lieb sein würden, Musik, Feuerwerk, gutes Essen und Patriotismus, — nur ein vereistes Herz vermöchte solchen Wonnen zu widerstehen. Und dann Kiel, Lübeck, Alles umsonst, und zum Schluß noch der Bremer Rathskeller mit erwählten Tropfen für Parlamentarier und Zeitungleute: Das wird eine köstliche Zeit. Aber wir wollen nicht neidisch sein; während die Eingeladenen an üppigen Tafeln schwelgen, werden wir zu Hause zwischen den Zeilen lesen, und während sie mit Hering und Migränin den wilden Kater zu sänftigen suchen, werden wir mit klarem und kühlem Kopf der besonderen Art des neuesten Begeisterungrausches nachsinnen.

Die Ursachen der Begeisterung, über die sich ein lehrsames Buch schreiben ließe, wechseln im Wechsel der Zeiten. Als der Fabelkönig Belsazar zum Festgelage die heiligen Tempelgefäße heischte und beim Zechen dann die alten Heidengötter pries, war das babylonische Hofgesinde sicher begeistert und die „Verständigen im Volk", von denen Daniel spricht, wurden von Schimpf und Verachtung erst erlöst, als der Chaldäer erschlagen war und Darius von Medien das Szepter ergriff.

Die Verständigen im Volk müssen geduldig stets warten, bis das Geschick sich erfüllt, dessen Schwingen sie in den Lüften spüren; und die unverständige Masse wird sich selbst von Flammenschriften nur selten umstimmen lassen. Aber ein prunkender Frevel genügt heute doch wohl nicht mehr, um die Begeisterung zu entfachen. Heute muß die Volksseele getroffen werden, das merkwürdige, nicht sehr kluge und nicht sehr reinliche Ding, das in der Epoche des allgemeinen Wahlrechtes doch seine Rolle spielt. Nur ist der Weg zu dieser Volksseele nicht immer bequem zu finden; die mächtige Individualität findet ihn leicht, am Leichtesten, wenn sie sich zu festtäglichen Banalitäten erniedert; die Mittelgroßen aber mühen sich oft vergebens um den richtigen Pfad und ihrem Lärmen lauscht nur ein sprödes Staunen. Deshalb war es wichtig, ein Mittel zu entdecken, mit dem man die Volksseele rasch trunken machen kann, und dieses Mittel bot billig die Macht der Presse. Jeder Rausch hat, wie jeder Fanatismus, eine ansteckende, eine suggestive Kraft. Wenn ein paar französische Minister jauchzen, weil der Zar Herrn Felix Faure eine Ordenskette verliehen hat, oder wenn ein paar hamburgische Senatoren die Ankunft des Herrn Gladstone, dem Deutschland gewiß keinen Dank schuldet, wie ein Feiertagsereigniß begehen, dann wird die Trunkenheit bald in der Nähe noch ein paar Grüppchen ergreifen. Aber die Zahl Derer, die solcher suggestiven Wirkung zugänglich sind, ist doch nur gering und auch sie werden sich erst begeistern, wenn vorher schon der Bacillus der Begeisterung ausgestreut war. Das geschieht durch Berichte über festliche Vorbereitungen, mit schlauer Benutzung aller Künste der höheren Reportage. Zuerst ein starker Akkord: es wird großartig; dann, in klug bemessenen Zwischenräumen, die einzelnen Angaben über die Art des Programmes; und endlich ein hastiges Geknatter von Meldungen über die nahende Herrlichkeit. Ob der Anlaß auch des großen Aufwandes ganz würdig ist: der Frage grübelt dann Niemand mehr nach; die Phantasie ist angeregt, sie fordert Befriedigung und der schwüle Lufthauch fegt schnell über ganz Europa hin und weckt Begeisterung für den Zaren, für Herrn Gladstone oder, falls er gerade seine Brillanten ausstellt, auch für den Schah von Persien. Dazu ist nun aber auch ein wirklicher Aufwand nöthig, denn die Reporter müssen doch Etwas zu berichten haben; also muß Geld ausgegeben werden, viel Geld sogar, damit Ungewöhnliches zu beschreiben ist. Große Persönlichkeiten und starke Regirungen können

auch ohne Prunkgepränge auf die — bei Wahlen und Hurrahgelegenheiten wichtige — Volksseele wirken, durch Thaten und durch den Zauber eines kraftvoll wohlthätigen Willens. Menschen und Regirungen von Durchschnittsgröße müssen sich solche Wirkung Geld kosten lassen. Und deshalb sehen wir überall in der Geschichte, wie gerade in schwachgemuthen Zeiten, in Perioden gesellschaftlichen Niederganges, die Festschaustellungen sich häufen und immer hitziger sich das Bemühen regt, durch Pomp und Pracht für kurze Stunden die Begeisterung zu entzünden, die großes Vollbringen nicht mehr aufschüren kann.

Das Kanalfest ist zu einer Probe auf dieses Exempel besonders geeignet. Es verherrlicht keinen weltgeschichtlichen Vorgang von hoher Bedeutung, es ist auch in den Annalen der Verkehrspolitik kein einschneidendes Datum, wie etwa die Eröffnung der transkaukasischen oder gar der transsibirischen Eisenbahn. Ein Kanal, der militärische und wirthschaftliche Vortheile verheißt, sollte eigentlich die nüchternste Sache von der Welt sein; den Kriegsfall, für den er nützlich werden könnte, sehnt Niemand herbei und der Umfang des zu erhoffenden wirthschaftlichen Nutzens, dem doch auch Nachtheile sich gesellen werden, ist noch in Nebel gehüllt. Wenn der Kanal mit einer kleinen Festlichkeit eröffnet worden wäre, dem üblichen Galadiner nebst Flottenparade, dann hätte kein Mensch sich darum bekümmert und von Begeisterung hätte man keinen Hauch verspürt; man hätte ruhig abgewartet, wie der Verkehr sich gestalten und was für den deutschen Handel dabei herauskommen wird. Wer aber denkt heute noch an den Kanal? Das Fest ist — in der Zeitungsprache — Selbstzweck geworden, Tausende haben sich aufgemacht, um die fremden Fürsten und die fremden Schiffe zu sehen, um an dem entfalteten Glanz sich zu weiden, um „dabei" zu sein, und durch den Blätterwald geht nun ein Rauschen und Knistern, als bräche wirklich eine für das Geschick des Deutschen Reiches entscheidende Stunde herein. Der Wahn ist, einzeln betrachtet, ungefährlich. Ein paar Millionen, die erspart werden konnten, sind, vielleicht nicht mit der wünschenswerthen Rücksicht auf das Empfinden der Armen und Aermsten, ausgegeben worden. Andere Millionen werden folgen müssen, denn in Frankreich beginnt schon die Agitation für die Verstärkung der Flotte und den canal des deux mers und wir werden nicht zurückbleiben dürfen. Auch die schweren diplomatischen Fehler, die im Festeifer bei uns gemacht worden sind,

werden hoffentlich keine allzu unangenehme Spur hinterlassen, weil Rußland sich in Europa jetzt nicht ernstlich engagiren kann und die Gluth des gallischen Genossen deshalb dämpfen wird. Und am Ende wird auch das ärgerliche Gefühl wieder verschwinden, daß unsere Gäste kalt und unwillig zum Friedensfest kamen, daß sie sich vorher zu Hause entschuldigten und Alles thaten, um dem Ereigniß den freundlichen Sinn zu nehmen. Die drohende Gefahr erkennt man erst, wenn man bedenkt, wie häufig in neuester Zeit solche Schaustellungen sich wiederholen und wie die Begeisterung beinahe nur noch um pomphafte Veranstaltungen tobt, deren wirklicher Werth recht gering ist. Das Kanalfest ist nur eine Etappe auf diesem Wege. Früher dehnten die Zeltreihen von Narwa oder der Newski-Prospekt sich vor dem staunenden Blick, das Goldene Horn that seine Wunderwelt auf, das königliche und das päpstliche Rom prangten im Festesschmuck und in der Guildhall wurde der alte Pomp der City zu flüchtigem Scheinleben erweckt. Das Beispiel, das diesmal leider, es muß offen eingestanden sein, vom Lande der einst karg und schlicht lebenden Germanen gegeben wurde, wirkte rasch weiter und in Kronstadt, Toulon und Paris folgten die Ausstattungstücke. Ueberall herrschte, wenn die Zeitungen uns nicht belogen, helle Begeisterung, überall wurde laut gejubelt und reichlich geflaggt. Und die Wirkung dieser illuminirten Politik? Der Rausch ist zerronnen und über Europa lastet ein böser, betäubender Katzenjammer.

Solche Stimmungen sind in der Geschichte nicht selten; sie melden sich jedesmal, wenn der Gedankengehalt einer Gesellschaft erschöpft ist und die starken Individualitäten, die aus eigener Kraft Neues schaffen könnten, dieser Gesellschaft fremd, oft genug auch feindlich gegenüberstehen. Jede herrschende Klasse hat, wie alles organisch Gewordene, Zeiten der Blüthe, der Reife und des Verfalles. Und wie welkendes Laub sich noch in die buntesten Farben kleidet, so putzen auch vergehende Gesellschaftschichten während der langen Agonie sich gern mit Flittern und güldenem Tand. Sie glauben dann, in blühendem Leben zu prangen, erhitzen sich an dem Jubelgeschrei der geblendeten Menge und merken nicht, wie sie hinter den hohen Schranken ihrer Klassenmacht vereinsamen und verkümmern und wie die künstlichen Reizmittel gesteigert werden müssen, damit von dem verhallenden Jubelgeheul noch ein mattes Echo ertönt.

Ernest Renan erwähnt in dem feinen Buch über den Antichristen das Behagen der neronischen Römer an lebenden Bildern. Die

Dichtung genügte nicht mehr, denn die einbildnerische Kraft des Volkes war verdorrt und die Theaterausstattungen von heute waren noch unbekannt. Ein grobsinnliches Gelüsten wollte die alten Mythen in Fleisch und Bein dargestellt sehen und im Anblick statuarischer Wirkungen schwelgen. Der Beifall der fünfzigtausend Römer, die den Cirkus füllten, schien des Strebens der Edelsten werth und der Theaterruhm lockte sogar die Imperatoren, die Caligula, Commodus und Caracalla. Man muß, um von diesem Treiben einen Begriff zu bekommen, Martials liber de spectaculis nachlesen; dann empfindet man erst, wie das kaiserliche Rom in brünstigen Räuschen ahnunglos seinem Untergang entgegenflorirte. Aber man muß auch bedenken, wie diese schwüle Stimmung entstanden war. Renan leitet sie von einem ungesunden Literaturtrieb ab, der namentlich in dem Monarchenerzieher Seneca lebendig war, und von einer romantischen Neigung, die zum Ueberschwang führen mußte. Er sagt: „Le gouvernement étant la chose pratique par excellence, le romantisme y est tout à fait déplacé. Ob dabei nicht die Wirkung mit der Ursache verwechselt ist? Romantische Perioden treten immer erst in Zuständen der Entkräftung ein; wenn die gemeine Wirklichkeit nichts Erfreuliches bietet und einfache Größe nirgends mehr zu erblicken ist, schafft der Wunsch sich eine künstliche Herrlichkeit, in der er die schlaffe Zeit wollüstig verträumen kann. Die Römer wären nicht ins Theater und in den Cirkus geflüchtet, wenn die Tageshelle ihrem Begeisterungdrang Nahrung geboten hätte; sie suchten das Große, das Wunderbare, und da sie es im Leben nicht fanden, haschten sie in heißen Sensationen danach und warfen sich in den Staub vor dem tollen Caesar, der als Tänzer, Wagenlenker und Cabotin ihnen bunte Bilder bot und der endlich, als Bär vermummt, vor dem versammelten Senat und Volk an nackten Christenjungfrauen die perverse Gier stillte. Selbst Nero, der scheusälige Komoediant, hatte nicht mit solchen viehischen Lüsten begonnen; aber er mußte die stimulirenden Mittel steigern, weil er ohne Applaus nicht leben konnte und wirkliche Großthaten doch nicht vermochte. Und Nero war nur der Vollender des Werkes, das seine Vorfahren begonnen hatten. Hadrian wird zu den guten Caesaren gezählt; er liebte und verstand sogar Epiktet, er hatte Sinn für geistige Regungen und war ein angenehm begabter Dilettant, der auf den verschiedensten Gebieten, als Dichter, Maler, Bildhauer und Architekt, sich

geschmeidig zurecht fand. Die Neugier und der gute Drang, Nützliches zu leisten, trieb ihn durch die Länder, deren höchster Hüter er war, und mitunter schien es fast, als sollte er das Mittelglied in der Kette werden, die eine neue Kultur der alten verbinden könnte. Dennoch gelang ihm nichts Großes. Er hatte die Kraft nicht, das Werdende zu erfassen, das aus der Richtung von Nazara heraufdämmerte, und als charakteristische Denkmale seiner hoch strebenden Regirung blieben die Hadrianeen erhalten, die Tempelbauten, die keine Inschrift trugen und deren gottesdienstliche Bestimmung unbekannt war. Er war der erste Liquidator der römischen Kultur, der Erste, der mit blendenden Schaustücken auf die Volksseele zu wirken suchte, und der Schöpfer der Lust an lebenden Bildern. Die geistige Welt des Römerthumes war leer geworden und altersschwach. Draußen wurde ein Neues und Rom — amusirte sich.

Die Regirung Wilhelms des Zweiten, der so Vieles zu schaffen und zu vollenden bleibt, soll, Das ist unser Wunsch, Besseres hinterlassen als Hadrianeen. Ein schönes Fest ist ein gutes Ding und die festliche Stimmung soll auch diesmal keinem Fröhlichen verärgert werden; aber mit Festen und Schaustellungen allein läßt sich auf die Dauer kein lebenskräftiges Volk abspeisen. Schon spürt der aufmerksame Betrachter ein Nachlassen der Theilnahme, ein hämisches Murren in den Massen, die nicht zur Tafel der Freude geladen sind, und bei den „Verständigen im Volk" ein wachsendes Unbehagen. Eine Steigerung der Reizmittel ist nicht mehr möglich, denn in konstitutionellen Staaten fließen die Geldquellen spärlich und ein Hohenzollernkaiser ist zu gewissenhaft, um sich auf die Spur wüster Caesaren zu verirren. Ein Hohenzollernkaiser kann nur der ernsten Mahnung des anders gearteten Imperators folgen, der, ob er auch ein Skeptiker war und von menschlichem Mühen keine bleibenden Wirkungen hoffte, doch auf dem Totenbette noch sprach: Laboremus! Das Deutsche Reich hat sich während des letzten Lustrums einer unnützlichen Berühmtheit erfreut und mit tönenden Festfanfaren ein schlimmes Beispiel gegeben. Es wird Zeit, der Welt wieder zu zeigen, daß auch eine schöpferische Politik im deutschen Lande noch eine Heimath hat und daß die germanische Phantasie Größeres vermag, als Festzüge auszuputzen und lebende Bilder zu stellen.

Der alte Herr, der jetzt die Freude erlebt, als höchster Beamter des Deutschen Reiches sich der Menge zeigen zu dürfen, hat in diesen Tagen reichliche Muße; er braucht keine Unterschriften zu geben und

keine Räthe zum Vortrag zu empfangen. Er kann nachdenken und er wird sich beim Nachdenken sicher nicht darüber täuschen, daß ihm bisher nichts, wirklich gar nichts, gelungen ist. Auch der Rückblick auf die allerletzten Wochen kann ihn nicht erfreuen; es war ein Fehler, ohne Grund und Zweck die Eitelkeit der Franzosen aufzustacheln, und es war ein noch schwererer Fehler, mit deutscher Kraft die russische Uebermacht in Asien zu sichern, — in dem Augenblick gerade, wo dieser drohenden Uebermacht ein behender Feind erstand, der für Jahre hinaus den Koloß durch Nadelstiche ärgern und schwächen konnte. Fehler darf Jeder machen; aber nur Fehler und Feste: Das giebt keinen Reim. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe wird als ein geistreicher und gebildeter Mann geschildert; er wird sich also durch gute Preßcensuren nicht blenden lassen und im Innersten sich gestehen, daß ihm noch Alles, wirklich Alles, zu thun übrig bleibt. Ein großes, von sozialer Gährung erschüttertes Reich will nicht nur repräsentirt, es will auch verwaltet sein und aus neuen Gedanken die Kraft zu gesunder Entwickelung saugen; dabei ist Straßenbeifall und Hurrahgetöse nicht zu erhaschen, wohl aber die stille und ernste Zustimmung der Verständigen im Volk zu gewinnen, die werthvoller ist als hoch gestimmte Holzpapierdithyramben. Das müssen wir jetzt, da wir nüchtern zu Hause geblieben sind und die Fremden den Festplatz verlassen haben, dem Kanzler nachdrücklich und rückhaltlos sagen. Der Jubel, der an beiden Enden des Kanals zu hören war, wird bald wieder verhallen und die Leiter und Lenker der deutschen Geschicke werden endlich eine große Aufgabe fest greifen und glücklich bewältigen müssen, wenn sie nicht in dem Buch der Geschichte als die Repräsentanten einer niedergehenden Zeit fortleben wollen, deren Gedankeninhalt ausgeschöpft war und die sich krampfhaft deshalb bemühte, aus buntem Putzkram und lockeren Laubgewinden ein flüchtiges Flackerfeuer zu entfachen, — eine Theaterbegeisterung für Ausstattungstücke mit wechselnden Dekorationen.

# Die deutschen Kriminalisten in Gießen.

Die deutsche Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung hat in der Pfingstwoche ihre Versammlung in Gießen abgehalten. Ein getreuer Bericht über Gang und Ergebniß der Verhandlungen gehört nicht in die Spalten eines an weitere Kreise sich wendenden Wochenblattes; aber die persönlichen Eindrücke, die ich aus der mir so lieben hessischen Universitätstadt diesmal mit nach Hause genommen habe, darf ich an dieser Stelle wohl so weit zur Sprache bringen, als sie zu allgemeinen Erwägungen Anlaß geben.

Von den drei vorangegangenen Landesversammlungen wurden die beiden ersten in Halle, die dritte in Berlin abgehalten. Für die Wahl von Halle waren persönliche, für die von Berlin sachliche Gründe maßgebend gewesen. Zu Gunsten von Gießen sprachen in gleicher Stärke persönliche wie sachliche Gründe. In rascher Aufeinanderfolge haben im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte die Lehrer des Strafrechtes an der gießener Hochschule gewechselt: Adolf Merkel (jetzt in Straßburg), Hermann Seuffert (Bonn), von Liszt (Halle), von Kries († in Kiel), Bennecke (Breslau), R. Frank (Gießen) haben nacheinander hier die Grundzüge ihrer Fachwissenschaft den heranwachsenden hessischen Praktikern vorgetragen. Aber dieser Wechsel der Personen bedeutete nicht etwa, wie es scheinen möchte, das Fehlen fester wissenschaftlicher Ueberlieferung. Mit berechtigtem Stolz konnte der Vertreter der gießener Juristenfakultät, der jüngste in der Reihe der eben genannten Strafrechtslehrer, es in seinen Begrüßungworten betonen, daß Jeder von ihnen sich bewußt war, der Träger eines kostbaren Vermächtnisses zu sein; daß in Gießen durch Grolman, den Freund Feuerbachs, die Strafrechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts mit begründet worden sei; daß hier Birnbaum, der langjährige Kanzler der Universität, durch die Klarlegung des Rechtsgutsbegriffes einen festen, auch heute noch nicht erschütterten Grundstein zu dem Aufbau der Strafrechtsdogmatik gelegt habe; daß hier Rudolf von Ihering, in voller, überschäumender, weithin befruchtender Manneskraft wirkend, den Zweckgedanken im Recht erkannt und damit auch der „jungdeutschen Kriminalistenschule", wie die Gegner uns nennen, die Bahn gewiesen habe. Es ist wahrhaftig kein Zufall, daß, von Adolf Merkel abgesehen, den nur Meinungverschiedenheiten zweiten und dritten Ranges von uns fernhalten, seine sämmtlichen Nachfolger zu den ältesten und hervortretendsten Mitgliedern der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, zu den Trägern der Reformbewegung gehören, die, trotz aller Verschiedenheit der von dem Einzelnen verfolgten Wege, alle ihre Anhänger dem selben Ziele zuführt. Aber auch auf die Anschauungen der hessischen Praktiker, bis zu den leitenden Stellen hinauf, mußte diese Kontinuität der wissenschaftlichen Lehre von bestimmendem Einfluß sein. Ihr ist es zu danken, daß von der Entfremdung zwischen Wissenschaft und Strafrechtspflege, wie

sie in anderen deutschen Ländern noch heute sich findet, in Hessen keine Rede ist. Und wir wußten, als wir Gießen zum Versammlungort wählten, daß wir auch bei der hessischen Landesregirung nicht nur freundlichen Willkommgruß für uns, sondern, was schwerer wiegt, volles, durch die bureaukratische Abneigung gegen jede Neuerung nicht beschränktes Verständniß für unsere Bestrebungen finden würden.

Der Erfolg hat unsere Erwartungen weit übertroffen. Scharf und knapp faßte der Vertreter der Staatsregirung, Ministerialrath und Oberstaatsanwalt Schlippe, unsere wissenschaftliche Grundanschauung, die gar Mancher von den bekanntesten unter den deutschen Fachkollegen auch heute noch nicht verstanden hat, in den kurzen Satz zusammen: „daß das Verbrechen als eine Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens und die Strafe als soziale Funktion betrachtet werden müsse". Mit feinstem Verständniß fügte Oberbürgermeister Gnauth hinzu, daß diese Auffassung „die Brücke schlage von der Theorie des Gelehrten und den Gesetzestexten des Richters zur Werthschätzung des Lebens, zur Würdigung des Einzelnen, zum sozialen Mitempfinden des Menschen für den Menschen".

So begannen unter günstigen Vorzeichen die Berathungen. Sie bestätigten auch diesmal wieder die Richtigkeit der von unserer Landesgruppe festgehaltenen Arbeitmethode: das Schwergewicht der Arbeit auf die Vorbereitung der Verhandlungen, nicht in diese selbst zu legen. Das trat besonders bei dem ersten und wichtigsten Gegenstande der Tagesordnung, der Verwendung des Arbeithauses gegen Bettler und Landstreicher, deutlich hervor. Der Berichterstatter der letzten Tagung (Berlin 1893), Professor R. v. Hippel (in Straßburg) hatte, durch uns dazu veranlaßt, bei mehr als vierzig deutschen Arbeithäusern ein überaus reiches Material gesammelt und dieses in einem vor wenigen Wochen erschienenen Buche*) mustergiltig verarbeitet. Damit war nicht nur für unsere Debatte eine feste und umfassende Grundlage gewonnen, auf die auch alle späteren Arbeiten in diesem Gebiete sich werden stützen müssen, sondern mit der Feststellung der Thatsachen zugleich die Klärung der Ansichten und die Uebereinstimmung in den Hauptfragen gesichert. Die feststehende und nunmehr unverlierbare Ansicht aller Fachmänner kann demnach in der Hauptsache dahin zusammengefaßt werden: 1. Das Arbeithaus ist die wirksamste Strafe gegen arbeitfähige erwachsene Bettler und Landstreicher. 2. Die dem Arbeithaus nach geltendem Recht vorangehende kurze Haftstrafe ist zwecklos; aus einer „korrektionellen Nachhaft" soll die Anhaltung im Arbeithaus zu einer Hauptstrafe werden. 3. Diese Strafe hat, wie jede andere, der Strafrichter selbst zu verhängen, während er jetzt den Verurtheilten nur der Landespolizeibehörde überweist, in deren freiem Ermessen es steht, den Ueberwiesenen im Arbeithaus unterzubringen oder aber laufen zu lassen. 4. Es

*) Die strafrechtliche Bekämpfung von Bettel, Landstreicherei und Arbeitscheu. Eine Darstellung des heutigen deutschen Rechtszustandes nebst Reformvorschlägen.

bedarf des Eingreifens der Reichsgesetzgebung, um die Rechtseinheit auf diesem sozialpolitisch so wichtigen Gebiete herzustellen. — Aber auch in zahlreichen weiteren Fragen trat die Uebereinstimmung der Ansichten erfreulich zu Tage. So insbesondere in dem von allen Seiten getheilten, telegraphisch an die zuständige parlamentarische Stelle geleiteten Wunsche, daß die dem preußischen Abgeordnetenhaus unterbreitete Gesetzesvorlage über die Verstaatlichung der Verpflegungsstationen möglichst bald zum Gesetz erhoben werden möge. In zwei wichtigen Fragen freilich gingen die Ansichten noch so weit auseinander, daß die Debatte zu einem gedeihlichen Ergebnisse nicht führen konnte. In beiden Fragen aber handelt es sich um weit über Bettel und Landstreicherei hinausreichende, noch lange nicht völlig geklärte Probleme, die ich eben darum hier nicht unerwähnt lassen möchte. Jene beiden Fragen können etwa so gefaßt werden: 1. Sollen unverbesserliche Bettler und Landstreicher dauernd internirt werden? 2. Soll gegen Besserungfähige innerhalb der gesetzlichen Grenze (sechs Monate bis zu zwei Jahren) die Dauer der Arbeithausstrafe im Einzelnfalle vom Richter im Voraus fest bestimmt oder aber von dem Verhalten des Häftlings abhängig gemacht werden? Dauernde Anhaltung der Unverbesserlichen hatte der zweite Berichterstatter, Strafanstaltdirektor Dr. von Engelberg (in Mannheim), gefordert, während Professor von Hippel die Entscheidung der Frage späteren Berathungen vorbehalten wollte. Die Versammlung schloß sich der Ansicht von Hippels an. Unsere Beschlüsse haben also, was wohl zu beachten ist, nur die noch besserungfähigen Elemente unter den Bettlern und Landstreichern im Auge. Für diese verlangte von Hippel feste Bemessung der Strafdauer durch den Richter; und auch hier trat, trotz dem von mir und Andern erhobenen Widerspruch, die Versammlung in beträchtlicher Mehrheit ihrem ersten Berichterstatter bei. Ich bedauere beide Beschlüsse; der erste ist zweifellos eine Halbheit, der zweite, wenigstens in meinen Augen, ein Fehler. Aber die tiefgewurzelte Scheu vor der „unbestimmten Verurtheilung" beherrschte die weitaus überwiegende Mehrzahl der Anwesenden. Und uns fehlte die Zeit, mir persönlich auch die Lust, auf dieses weittragende Problem einzugehen und die Bedenken zu entkräften, die den Anhängern der „unbestimmten Verurtheilung" so oft schon, gerade im Schoße unserer Vereinigung, entgegengehalten worden sind, ohne uns zu überzeugen. So fügten wir uns oder ließen uns überstimmen. Aber den Kampf haben wir nicht aufgegeben und an dem endlichen Siege zweifeln wir nicht.

Dramatisch bewegt gestaltete sich der zweite Verhandlungtag. Er war zunächst der Rückfallstatistik gewidmet. Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle tiefer auf den Kernpunkt der Frage einzugehen, die unsere allgemeinen Versammlungen seit Jahren beschäftigt, in der Landesgruppe aber zum ersten Male erörtert wurde und hier nicht überall dem richtigen Verständniß, theilweise nicht einmal dem wünschenswerthen Interesse begegnete. Allgemein ver-

ſtändlich dürfte Folgendes ſein. Wir verlangen in dem einen Haupttheil unſerer Forderungen eine allgemeine Zählung der heute in den verſchiedenen Staaten lebenden Verbrecher, und zwar auf Grund der ſogenannten Strafregiſter und mit Verwerthung des in dieſen niedergelegten, äußerſt werthvollen, bisher noch niemals verarbeiteten Materials, alſo eine Beſtandsaufnahme dieſes großen, nie gezählten, durch ſeine „negative Arbeit“ wichtigen Bruchtheils der Bevölkerung. Wir verlangen noch Anderes und vielleicht Wichtigeres: aber Das ſtand diesmal nicht in Frage. Wir haben, auf Grund der eingehenden methodologiſchen Unterſuchungen des Dr. Köbner in Berlin in einer internationalen Kommiſſion, in der die deutſchen Vorſchläge einſtimmige Annahme fanden, eine Denkſchrift ausgearbeitet und mit ihrer Ueberreichung an die betheiligten Regierungen und Behörden der Kulturſtaaten ſeit einigen Wochen begonnen. In Gießen handelte es ſich nun um zwei ganz verſchiedene, wenn auch mit unſeren Vorſchlägen eng zuſammenhängende Dinge, die in der Debatte manchmal recht ſtörend zuſammengeworfen wurden.

Dank dem Entgegenkommen des Statiſtiſchen Amtes, das Herrn Aſſeſſor Klein als ſeinen Vertreter nach Gießen zu entſenden die liebenswürdige Aufmerkſamkeit hatte, konnten zunächſt die techniſchen und finanziellen Bedenken erörtert werden, die man an dieſer maßgebenden und um die Entwickelung der Kriminalſtatiſtik ſo hoch verdienten Stelle gegen die praktiſche Durchführbarkeit unſeres Hauptvorſchlages hegt, obwohl die wiſſenſchaftliche Richtigkeit unſeres Standpunktes grundſätzlich anerkannt wird. In dieſer Beziehung war es nun von größter Bedeutung, daß der Vertreter des Statiſtiſchen Amtes unſere Fachmänner, insbeſondere Dr. Köbner und den ehemaligen Unterſtaatsſekretär von Elſaß-Lothringen, den bekannten Statiſtiker Dr. von Mayr (jetzt Privatdozent in Straßburg), nicht zu überzeugen vermochte. Es ſcheint jetzt alle Ausſicht vorhanden, daß unſer Eventualvorſchlag durchgeführt und probeweiſe eine Beſtandsaufnahme der Verurtheilten eines abgegrenzten Gebietes (etwa einer preußiſchen Provinz) vorgenommen wird.

Die eigentliche Veranlaſſung aber dafür, daß die Rückfallſtatiſtik auf die Tagesordnung der gießener Verſammlung geſetzt wurde, hatte nicht das Statiſtiſche Amt, ſondern das preußiſche Miniſterium des Inneren gegeben, in deſſen Thätigkeit, ſo weit die Gefängnißverwaltung in Frage ſteht, durch den Eintritt des früheren Strafanſtaltdirektors in Moabit, Dr. Krohne, neues und kräftiges Leben gekommen iſt. Auf Krohnes Veranlaſſung wurde am erſten Oktober 1894 eine Beſtandsaufnahme der in den preußiſchen Zuchthäuſern befindlichen rückfälligen Zuchthausgefangenen veranſtaltet. Die Grundlage der Aufnahme bildete eine ſehr ſorgfältig gearbeitete Zählkarte. Ihr Abdruck wird dem Leſer einen beſſeren Einblick in die uns beſchäftigenden Fragen geben, als es längere Auseinanderſetzungen vermöchten.

# Zähl-Karte

(nur für rückfällige Zuchthaus-Gefangene).

**Strafanstalt** ..... 189.... **Aufnahme-№** .....

Rückfällig im Sinne dieser Aufnahme sind die Straf-Gefangenen, welche wenigstens drei Freiheitstrafen (Zuchthaus, Gefängniß, Korrektionhaus) verbüßt haben, darunter eine oder mehrere von sechs Monaten und darüber.

Die Beantwortung der Fragen geschieht durch Worte, Zahlen, oder aber durch Unterstreichung der zutreffenden Worte in den Fragen selbst.

1. **Auf- und Familienname:** .....
2. **Geburt:** Ort: ..... Kreis: ..... Regirungbezirk: .....
   Deutscher Bundesstaat: ..... Ausland: .....
   Datum: ..... Alter: .....
   Ehelich, unehelich.
3. **Ledig. Verheirathet:** seit wann? .....
   Verwittwet: seit wann? ..... Geschieden: seit wann? .....
4. **Religion:** .....
5. **Beruf:** .....
6. **Vater:** Beruf: ..... Gestorben: wann? .....
   Stiefvater: erhalten wann? .....
   **Mutter:** Beruf: ..... Gestorben: wann? .....
   Stiefmutter: erhalten wann? .....
7. **Zahl der Geschwister:** ..... Davon sind gestorben: .....
8. **Erzogen bei wem und bis wann?** .....
   Zwangserziehung: .....
9. **Welcher Art Schulen besucht:** .....
   Bis wann? ..... Ob regelmäßig: .....
   Wodurch unterbrochen: .....
   Ohne Schulbildung — mangelhafte — Volksschulbildung — höhere Bildung.
10. **Muttersprache:** .....
11. **Dienstleistungen nach dem Schulbesuche:** .....
    .....
12. **Soldat:** wann? ..... Bei welchem Regiment? .....
13. **Kinder:** wie viel? ..... eheliche: ..... uneheliche: .....
14. **Vorstrafen:**
    Haft: ... mal; im Ganzen (Zeit): ... Korrektion: ... mal; i. Ganz. ...
    Gefängniß: ..... mal; im Ganzen: .....
    Ursache: .....
    .....
    Zuchthaus: ..... mal; im Ganzen: .....
    Ursache: .....
    Erste Strafe; Ursache: ..... Art: ..... Alter: .....

15. **Letzte Strafe:** Dauer: .....
Verbüßung-Ort: ..... Zeit: .....
16. **Jetzige Strafe:** Art: ..... Ursache: .....
Dauer: ..... Gericht: .....
Ort der That: .....
Gemeinde bis 2000, 2—5000, 5—20000, 20—100000, über 100000 Einwohner. — **Berlin.** —
17. **Nebenstrafen:** Polizeiaufsicht: ..... Verlust der bürgerl. Ehrenrechte: .....
18. **Gewohnheitstrinker.** Landstreicher. Gewerbsmäßige Unzucht.
19. **That in der Trunkenheit begangen:** .....
20. **Letzter Wohnort:** .....
Gemeinde bis 2000, 2—5000, 5—20000, 20—100000, über 100000 Einwohner. — **Berlin.** —
Aufenthalt in den letzten 2 Jahren: .....
.....
21. **Vermögen:** .....
Einkommen bis 900 ℳ, 900—2000 ℳ, 2—5000 ℳ, über 5000 ℳ
— Almosenempfänger. —
22. **Sind Geistes-,** Nerven-Krankheiten, Epilepsie, Trunksucht, Tuberkulose, Selbstmord, Verbrechen, vorgekommen?
a. beim Vater? b. bei der Mutter? c. bei den vollbürtigen? d. bei den Stief-Geschwistern?
23. **Frühere schwere Erkrankungen:** ..... insbesondere:
a. Konstit. Syphilis, seit wann? .....
b. Tuberkulose, seit wann? .....
c. Epilepsie, seit wann? .....
d. Geistesstörungen, seit wann? .....
24. **Gesundheitlicher Befund** bei der **Aufnahme:** .....
a. geistiger (beschränkt, zweifelhaft): .....
b. körperlicher (Krankheitverdacht, Krankheit): .....
.....
dauerndes Gebrechen: .....
25. **Daher arbeitfähig,** vermindert arbeitfähig, dauernd-, vorübergehend arbeitunfähig.
26. **Gewicht** bei der **Aufnahme:** ..... kg.
27. **Körpermessungen:** Kopflänge: ..... Kopfbreite: ..... **Kopfumfang:** .....
Körperhöhe: ..... cm.

---

**Gutachten der Beamten-Konferenz:**

Ob anzunehmen ist, daß der qu. Gefangene nach seiner Entlassung rückfällig wird und aus welchen Gründen:

An Stelle unseres verehrten Vorstandsmitgliedes Dr. Krohne, der dienstlich verhindert war, hatte es Dr. med. Leppmann (in Moabit bei Berlin) übernommen, uns über diesen ersten Versuch zu berichten. Er entledigte sich seiner Aufgabe in einem einstündigen, durchwegs fesselnden, mit rauschendem Beifall gelohnten Vortrage. Danach befanden sich, um die Hauptzahlen hier zu geben, am ersten Oktober 1894 in den (unter dem Ministerium des Innern stehenden) preußischen Strafanstalten 17867 Zuchthausgefangene (15409 Männer, 2458 Weiber); darunter Rückfällige (im Sinne der Zählkarte) dreiundfünfzig Prozent (vierundfünzig Prozent Männer, fünfzig Prozent Weiber); unter den Rückfälligen sind als unverbesserlich zu bezeichnen dreiundneunzig Prozent der Männer, neunundachtzig Prozent der Weiber. Der Versuch der Zählung ist nach Dr. Leppmann vollständig gelungen. Die Aufarbeitung der Zählkarten wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen, verspricht aber schon jetzt hoch interessante Aufschlüsse.

Diese Probezählung des preußischen Ministeriums des Innern unterscheidet sich in wesentlichen Punkten, die dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein werden, von der von uns vorgeschlagenen Auszählung aller (auch der heute in Freiheit lebenden) bestraften Personen. Sie muß auch nothwendig ein ganz einseitiges Bild liefern, da sie nur die schlechteste Schicht der Gefangenen umfaßt. Dennoch ist die Krohnesche Zählkarte eine bahnbrechende Neuerung, die vielfach zu ganz neuer Problemstellung führen wird. Unsere Versammlung hat denn auch in einer besonderen Resolution es ausgesprochen, daß sie „den vom preußischen Ministerium des Innern mittels Zählkartenerhebungen an den Zuchthäuslern gemachten Versuch einer systematischen Ausmittelung der körperlichen und seelischen Eigenart, sowie der sozialen Stellung der Rechtsbrecher mit dankbarer Freude begrüßt und deren allgemeine Durchführung empfiehlt".

Nunmehr sollte in die Berathung des dritten Gegenstandes der Tagesordnung eingetreten werden: „Das bei einer Revision des Strafgesetzbuches zu Grunde zu legende Strafensystem". Geheimrath Professor Dr. Seuffert (Bonn) hatte dazu in einer Reihe von zusammenhängenden Thesen ein umfassendes Programm ausgearbeitet. Da die vorgeschrittene Zeit eine eingehende Begründung, geschweige denn eine Erörterung der Thesen nicht mehr gestattete, wurde die Frage als erster Berathungsgegenstand auf die Tagesordnung der nächsten Tagung gesetzt.

Noch ist eines bedeutsamen Beschlusses zu gedenken. Auf meinen Antrag sprach sich die Versammlung einstimmig für die Veranstaltung eines kriminalistischen Kurses aus, der im Herbst dieses Jahres in Berlin abgehalten werden soll. Nach Art der an verschiedenen Orten veranstalteten sozialwissenschaftlichen Kurse sollen während einer Woche vormittags Vorlesungen

gehalten, nachmittags Anstalten besichtigt werden. Nach dem vorläufigen Plan, dessen endgiltige Feststellung einem besonderen Ausschusse (außer dem Antragsteller gehören ihm Dr. Krohne und Landgerichtsrath Dr. Felisch in Berlin an) überlassen ist, soll der diesjährige Kursus vier sechsstündige Vorlesungen umfassen: 1. Kriminalpolitik; 2. Gefängnißkunde; 3. Kriminalistik (Untersuchungskunde); 4. gerichtliche Psychiatrie. Die Theilnahme soll nicht nur den Mitgliedern der Vereinigung, sondern auch anderen Interessenten offen stehen.

Hoffnungvoll klangen nach angestrengter Tagesarbeit die Schlußworte Seufferts aus, der die Verhandlungen des zweiten Tages geleitet hatte. Den vielseitigen Angriffen gegenüber, die im Laufe der letzten Jahre auf die Vereinigung und ihre führenden Mitglieder gemacht worden waren, wies der Redner auf die unbestreitbaren Erfolge unserer Bestrebungen hin. Unter dem Beifall der Anwesenden gedachte er der Thatsache, daß in den letzten Wochen Sachsen die bedingte Verurtheilung, „diesen ersten von uns vor Jahren ausgestreckten Fühler", auf dem Verordnungweg eingeführt habe. Und der Vertreter der hessischen Staatsregirung, der unmittelbar nach Seuffert zum Abschiedsgruß das Wort ergriff, konnte erklären, daß man auch in Darmstadt die Nachahmung des von Sachsen geschaffenen Vorbildes in ernste Berathung ziehe.

Gar manche Erwägung politischen Inhalts ließe sich an diese Erklärung knüpfen. Schärfer als je zuvor seit der Gründung des Deutschen Reiches ist in diesen letzten Jahren der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland hervorgetreten. Wer trägt die Schuld daran, daß der Gegensatz sich vertieft hat bis hinab zu den festesten Grundlagen alles gesellschaftlichen Lebens: bis zu den Fragen der Gesetzgebung und der Rechtspflege? Daß die geistige Führung auf diesem Gebiete auf die mittel- und süddeutschen Staaten überzugehen scheint? Daß man daran denkt, auf dem Wege landesrechtlichen Vorgehens (man erinnere sich an die württembergischen Verhandlungen über die Militärstrafprozeßordnung) die Reformen anzubahnen, deren Durchführung zur Zuständigkeit des Reiches gehört, aber die Schaffenskraft seiner Leiter so gut wie die seiner preußischen Berather übersteigt?

Diese Fragen und manche daran anschließende haben sich mir und anderen Theilnehmern an unserer letzten Versammlung aufgedrängt. Und ihre Beantwortung ist wohl Keinem schwer, der die Verhältnisse und die Menschen kennt. Aber ich berichte hier nicht als Politiker, sondern als Kriminalist. Unbeirrt durch politische Strömungen, werden wir innerhalb unserer kriminalistischen Vereinigung fortfahren, die Bausteine zu sammeln für den Neubau eines wirklich deutschen, den Rechtsbedürfnissen und Rechtsanschauungen der Gegenwart entsprechenden Reichsstrafgesetzbuches. Sind erst die Steine alle bereit, dann wird wohl auch der Baumeister sich finden, der sie zum einheitlichen Ganzen zusammenfügt.

Halle a. S. Franz von Liszt.

# Der Nord-Ostsee-Kanal.

Es war im Sommer des Jahres 1785, — da feierte man an der „Holtenauer" Schleuse bei Kiel ein Fest zur Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals. Acht Jahre lang, von 1777 bis 1785, war an dem Werke gearbeitet worden; nun war es fertig, das neue „Weltwunder", und die Leiter des Baues, Wegener und von Peymann, sowie der Vorsitzende der „Kanalkommission", Prinz Karl zu Hessen, erhielten die wohlverdienten Orden. Dem Regenten Dänemarks, Christian dem Siebenten, der sich ganz besonders des großen Werkes angenommen hatte, wurden an den Schleusenmauern zu Kiel und Rendsburg Gedenktafeln gesetzt, welche die Inschriften trugen: „Christiani VII Jussu et Sumtibus Mare Balticum Oceano Commissum". Auf dem Marmor-Obelisk aber, der die Einfahrt in den Kanal bezeichnete, stand die Widmung: „Patriae et Populo."

Und er verdiente wahrlich die stolze Widmung, dieser Eiderkanal, denn er überragte nicht blos die Abmessungen der damaligen Kanäle, sondern er war auch für die damaligen Schifffahrtverhältnisse ein wirklicher Seekanal, ein sehr leistungfähiger Nord-Ostsee-Kanal. Auf ihm entwickelte sich ein reger Verkehr und gegen Ende des Jahrhunderts bildete sich eine dänische Handels- und Schifffahrtcompagnie, die allein auf den Verkehr des Eiderkanales begründet war.*) Noch zwanzig Jahre nach der Vollendung des Bauwerkes stellte ein angesehener hannoveranischer Techniker**) ihm folgendes bemerkenswerthe Zeugniß aus: „Dieses opus stupendum, welches alle andere der Art übertrifft und der einzigste Kanal in allen Welttheilen ist, welcher mit großen Schiffen befahren werden kann, ist ohne die mindeste Beschwerde des Landes und ohne den mindesten Zufall ausgeführt worden. Verschiedene Landstrecken, die vor zwanzig Jahren theils mit Haide bewachsen, theils morastig, theils dürre und unfruchtbar waren, prangen jetzt mit dem schönsten Wiesengrün und Getreide".

Es vergingen weitere fünfzig Jahre und der Eiderkanal war immer noch ein opus stupendum, ein bewunderungwürdiges Werk. Im Jahre 1853 fuhren durch den Kanal***), trotzdem sich die Kanalgebühren eben so hoch, ja noch höher stellten als der Sundzoll, 3997 Schiffe. Darunter waren 2447 dänische, 703 holländische, 579 hannoveranische, 86 schwedische, 58 oldenburgische, 57 hamburgische, 15 russische; dazu kamen einige finische, französische, belgische, norwegische, nordamerikanische ꝛc. und — 12 preußische Schiffe. Damals war der Kanal wohl in den sogenannten „besten Jahren" und diese kommen bekanntlich dann, wenn die guten zu Ende gehen, also wenn man alt wird. Die Seeschiffe wurden allmählich größer, zu groß für den Eiderkanal, dieser aber blieb der alte und erhielt nun, je mehr neue Projekte hervortraten, auch den Beinamen: der „alte" Nord-Ostsee-Kanal. Er ist gerade hundert Jahre alt geworden, dann begann man mit dem Bau eines neuen Nord-Ostsee-Kanals.

Als ich diesen vor einigen Wochen befuhr, ließ ich mir, meiner historischen Neigung folgend, auf der Strecke Rendsburg-Kiel, wo der alte Kanal öfters

*) Roscher: System III, Seite 160, Note 8. (2. Auflage.)

**) Woltmann: Beiträge zur Baukunst schiffbarer Kanäle, Göttingen 1802.

***) Meidinger: Die deutschen Ströme. 2. Aufl. 1861.

von dem neuen geschnitten wird, die Reste des alten zeigen. Ich glaubte, wie die meisten Besucher, etwas Gescheites sagen zu müssen, setzte eine nachdenkliche, gelehrte Miene auf und bemerkte, daß das Vorhandensein eines älteren Kanals doch ein wesentlicher Vortheil für den neuen Kanal gewesen sein müsse. „Ach was — im Gegentheil", so lautete die Antwort unseres Führers, „der alte Graben hat uns mehr zu schaffen gemacht als genützt." „So weit ist es also mit dem einstigen opus stupendum gekommen", dachte ich und machte keine gescheiten Bemerkungen mehr. Insgeheim grollte ich aber über die Pietätlosigkeit und dachte mir: „Na, wartet nur, Ihr werdet auch nicht älter als hundert Jahre". Hat mir doch einmal ein namhafter Musikschriftsteller gesagt, es werde die Zeit kommen, da man Richard Wagner eben so neu instrumentiren müsse wie jetzt den alten Gluck, — und so wird wohl auch der neue stolze Nord-Ostsee-Kanal in gar nicht zu langer Zeit neu instrumentirt werden müssen. Als ich kurz nach jenem Gespräch in Holtenau die zwei großen Anlagen besichtigte, in denen die hydraulische und die elektrische Kraft, jene für den Betrieb der Schleusen, diese für die Beleuchtung des Kanals (mit 800 Bogenlampen), erzeugt wird, da versuchte ich doch abermals, eine gescheite Bemerkung zu machen, und fragte, warum man denn nicht auch zum Betrieb der Schleusen den elektrischen Strom verwende und eine einheitliche Anlage gemacht habe. „Ja, Das ist so eine Sache", lautete die Antwort, „damals, als der Bau des Kanals begonnen wurde, stellten unsere jetzigen Einrichtungen die beste Betriebsart dar; wenn wir jetzt noch ein mal zu beginnen hätten, würden wir vielleicht die Elektrizität auch als motorische Kraft verwenden." „Hm, hm", knurrte ich selbstzufrieden und etwas hämisch; jetzt war ich ja gerächt. Ohne Groll konnte ich mich jetzt mit dem zukünftigen Schicksal des neuen Nord-Ostsee-Kanals beschäftigen.

Ich kam zu dem Schluß, daß nach dieser Richtung kein Grund zu Besorgnissen vorhanden ist. Für eine eventuell nothwendig werdende Verbreiterung des Kanals ist ein Landstreifen längs der ganzen Kanallinie vorgesehen und auch Vertiefung kann, da die Kanalsohle ja nicht befestigt ist, mühelos erfolgen. Daß man mit einer späteren Vergrößerung eines Seekanals rechnen soll, daran mahnt uns der Umbau des Suezkanals. Auch mit Nachbesserungen, Ergänzungen, Neuerungen, Rutschungen und entsprechenden Geldforderungen sollte man im Voraus rechnen, um nicht später erstaunt zu sein. Die Hauptsache ist, daß wir den „Besten unserer Zeit" genug gethan haben, — und Das haben wir. Und damit käme ich von der Vergangenheit und Zukunft des Nord-Ostsee-Kanals zu seiner Gegenwart und will, bevor ich auf seine durch die Inschrift auf dem Obelisken am alten Eiderkanal „patriae et populo" so schön bezeichnete Doppelbedeutung eingehe, einige Daten vorausschicken.

Der Hauptbestandtheil eines Kanals ist ein Graben, der in das Land eingeschnitten und mit Wasser gefüllt wird. Der Graben ist für den Kanal das Selbe wie für die Eisenbahn der Damm, und der Wasserspiegel entspricht den Schienen. Auch die Form des Grabens entspricht einem umgekehrten Damm, denn der Kanalgraben ist unten enger, oben breiter, seine beiden Seitenflächen, die „Böschungen", steigen bald flacher, bald steiler, hüben und drüben empor, so daß die Breite auf dem Grund des Grabens, der „Kanalsohle", wesentlich geringer ist als oben am Wasserspiegel und natürlich noch geringer als auf

der Höhe der Böschungen, die vom Wasserspiegel des Kanals noch auf beiden Seiten aufsteigen. Ein solcher Graben zieht sich nun 98 Kilometer lang, an der Sohle 22 Meter, am Wasserspiegel 65 Meter breit, mit etwa 9 Metern nutzbarer Tiefe quer durch die die Nordsee von der Ostsee trennende jütische Halbinsel von Holtenau bei Kiel bis in die Nähe von Brunsbüttel an der Elbe hin. Der Graben ist breit und tief genug, um den größten für die Nord-Ostseefahrt zur Zeit in Betracht kommenden Schiffen die Fahrt und zwei Handelsschiffen das Nebeneinanderfahren zu gestatten. Um bei der Kanalfahrt der großen Kriegsschiffe den anderen Schiffen das Ausweichen zu ermöglichen, sind zudem sechs besondere Ausweichestellen am Kanal angelegt worden.

Wenn nun das Terrain, durch das dieser Graben gezogen wurde, ein stark ansteigendes, ein gebirgiges gewesen wäre, so wäre ein Schleusenkanal nothwendig gewesen, d. h. man hätte, da man keine hohen Berge durchschneiden kann und da das Wasser bekanntlich nicht bergauf fließt, theils große Tunnellirungen ausführen, theils den Kanalgraben über die Höhe mit Kammerschleusen — deren System ich wohl als bekannt voraussetzen darf — hinüberführen und den ganzen, nun in zwei Theile zerfallenden Kanalgraben von dem höchsten Punkt aus nach Osten und Westen hin mit Wasser speisen müssen. Solche örtlichen Schwierigkeiten boten sich beim Nord-Ostsee-Kanal nicht. Die gewählte Richtung oder „Trace" des Kanalgrabens stieß zwar besonders zwischen Rendsburg und Kiel, dann an der Wasserscheide zwischen Elbe und Eider bei Grünenthal auf einige Bodenerhebungen, die geographisch die letzten westlichen Ausläufer des großen uralisch-baltischen Höhenrückens bilden, allein diese waren nicht zu hoch, um nicht durch tiefere Einschnitte überwunden werden zu können.

So ist also der Kanal — abgesehen von den nicht für die Höhenüberwindung bestimmten Endschleusen — ohne Schleusen gebaut, folglich ein sogenannter Niveaukanal. Sein Wasserspiegel liegt bei mittlerem Wasserstand auf dem gleichen Niveau mit dem der Ostsee und dem der Elbe. Nur ein ganz leichtes Gefälle macht sich gegen die Nordsee zu geltend. Es fließt also, abgesehen von den geringen Süßwasserzuflüssen, salziges Seewasser, und zwar wegen des leichten Gefälles zur Nordsee und wegen der bedeutenden Senkung des Elbewasserspiegels beim Eintritt der Nordsee-Ebbe — die Ostsee hat bekanntlich keine Gezeiten — Ostseewasser durch den Kanal.

Die Schwierigkeiten bei der Aushebung eines so breiten und tiefen Kanalgrabens waren keine geringen. Da hieß es, auf weite Strecken in häusertiefem Moorgrund durch Einschüttungen von Sand u. s. w. erst einen aushebungfähigen Boden schaffen, hier war der tiefer liegende Marschboden durch Deiche vom Kanalwasser zu schützen, dort war in die Anhöhe ein 20 bis 30 Meter tiefer Einschnitt zu graben, da waren die Erdmassen fortzuschaffen und, wo sie nicht zu Dämmen und zu Aufschüttungen des Moorgrundes an anderen Stellen verwendet werden konnten, weiter zu transportiren, wodurch landeinwärts künstliche Hügel entstanden, da waren die Uferböschungen ca. einen Meter über und zwei Meter unter dem Wasser wegen des Wellenschlages der Schiffe mit Steinen oder Betonplatten zu befestigen; an anderen Stellen — im östlichen Theile, wo die Eiderseen benutzt werden konnten — mußte in deren Bette die Kanalrinne ausgebaggert und durch Leuchtgasbojen bezeichnet werden. Die Eider

selbst hat an sich eben so wie der alte Eiderkanal das Werk wenig gefördert. Mußten doch dort, wo der Kanal sich der Untereider nähert, hohe Dämme gegen die Hochwasser dieses Stromes, der ja bis Rendsburg der Fluthwirkung der Nordsee ausgesetzt ist, errichtet werden. Der Anschluß an die Eider selbst wurde bei Rendsburg hergestellt, wo der untere Lauf der Eider beginnt. Im Audorfersee zweigt eine ausgebaggerte Rinne von der Kanalrinne zum Eiderstrom ab, bei der Rendsburg mittels einer neuen Eiderschleuse von 68 Metern Länge, 12 Metern Breite und 5,5 Metern Tiefe — die Abmessungen entsprechen dem Eiderfahrwasser — an den Nord-Ostsee-Kanal angeschlossen ist. Die Schleuse war nothwendig, weil bei der Durchführung unseres Niveaukanals der Wasserspiegel der Untereider und der berührten Eiderseen sich entsprechend gesenkt hatte, so daß ohne jene Schleuse die Eider von der Nordsee her in den Kanal bezw. in die Ostsee gemündet wäre. Ueberall, wo der Kanal Wasserläufe durchschnitt, senkte sich deren Wasserspiegel auf das Meeresniveau und auch das Grundwasser ging entsprechend zurück. Darin liegt die topische Bedeutung des Kanals. Er hat vielfach in wohlthätiger Weise zur Entwässerung beigetragen; wo er aber des Guten zu viel that, mußte durch Bewässerungstationen aus dem Kanal dem Lande das von unten entzogene Wasser von oben wieder zugeführt werden. Ueber den Umfang der Verwendung von Maschinenkraft bei Herstellung des Kanals geben folgende, dem Baujahr 1891, in dem wohl die größte Erdbewegung stattfand, entnommenen Zahlen einigen Anhalt. Es sind in diesem Jahre bei den Arbeiten thätig gewesen: 90 Lokomotiven, 2473 Transportwagen, 66 Dampfbagger verschiedener Art (Trockenbagger, Naßbagger, Elevatoren), 133 Schleppdampfer und Kähne, Hand- und Bockkähne, 6 große Maschinenanlagen zur Beton- und Mörtelbereitung, 1496 Aufsichtbeamte und Handwerker (ausgenommen das Aufsichtpersonal der Bauverwaltung), 5618 sonstige Arbeiter, im Ganzen durchschnittlich 7114 Personen; bei der Kaiserlichen Kanalkommission und den ihr unterstellten Dienststellen waren jährlich durchschnittlich beschäftigt: 8 höhere Verwaltungbeamte, 57 höhere Baubeamte einschließlich Ingenieure, 4 Landmesser, 51 Bauaufseher, 30 Zeichner und Vermessungsgehilfen ꝛc., 68 Bureaubeamte, 6 Baracken-Inspektoren, 61 Barackenverwalter, Gehilfen und Köche, 16 Krankenwärter, 1 Werkmeister und 38 Baggermeister, Schiffsführer und Maschinisten. Man denke sich diese ganze Kulturbrigade in Thätigkeit und man erhält eine Vorstellung von der Arbeit am Nord-Ostsee-Kanal.

Die den Kanal an der Nord- und Ostsee abschließenden großen Schleusenanlagen bei Holtenau und in der Nähe von Brunsbüttel haben den Zweck, ihn einerseits gegen die nicht durch Fluthwirkung, sondern durch den Wind verursachten Wasserstandserhöhungen in der Ostsee, also besonders gegen Sturmfluthen, andererseits gegen die täglichen regelmäßigen Nordseefluthwasserstände der Unterelbe, wozu auch hier noch Windfluthen kommen können, abzuschließen. Daraus ergiebt sich, daß die Ostseeschleuse bei Holtenau nur selten — man rechnet 25 Tage im Jahre — geschlossen werden muß, während die Nordseeschleuse bei Brunsbüttel nur täglich zweimal je drei bis vier Stunden während der Ebbe, d. h. so lange die Elbe unter den mittleren Wasserstand des Kanals und damit auch der Ostsee sinkt, offen bleibt. Dagegen wird während der Fluthzeit in der Elbe die brunsbütteler Schleuse geschlossen und dann müssen die Schiffe

zur Elbe durchgeschleust, d. h. in den Kammerschleusen durch Füllung vom Kanalgraben auf das Niveau der Elbe hinaufgehoben werden. Während des Offenlassens der brunsbütteler Schleuse zur Ebbezeit entsteht selbstverständlich eine Strömung in dem ganzen Kanal von der Ostsee zur dann tiefer liegenden Elbe hin und diese Strömung hat vor Allem das Gute, daß sie die auch durch den regen Schiffsverkehr schon behinderte Vereisung des Kanals wenigstens so weit beschränkt, daß sie nur bei ganz harten Frösten eintritt, wo dann auch die Ostseehäfen geschlossen sind und der Schiffsverkehr überhaupt ruht. Sie hat ferner den Nutzen, daß der Vorhafen zur brunsbütteler Schleuse tagtäglich durchspült und vor Versumpfung bewahrt wird.

Dieser Vorhafen vor der Schleuse bei Brunsbüttel ist nicht in die Elbe hineingebaut, sondern in das Land eingeschnitten, so daß also die Endschleuse nicht direkt an die Mündung des Kanals in die Elbe zu liegen kommt. Er hat den Zweck, den Schiffen ein ruhiges Abwarten und eine sichere Einfahrt in die Schleuse zu ermöglichen, während ein hinter der Schleuse landeinwärts befindlicher Binnenhafen auch Betriebszwecken dient. Dem gleichen Zweck wie der Vorhafen, der sicheren Einfahrt der Schiffe in den Kanal, dient eine weit in die Elbe trichterförmig hineingebaute Damm- oder Molenanlage, aus mächtigen Granitmauern bestehend, an deren beiden Endpunkten Leuchtthürme die Einfahrt kennzeichnen.

Ich hatte im vorigen Jahre den amsterdamer Seekanal und die Seeschifffahrtschleuse von Ymuiden besichtigt und erwartete mir hier deshalb nichts Neues. Das vierhundert Jahre alte System der Kammerschleuse bleibt ja im Grunde immer das selbe, dachte ich mir. Aber welch ungeheurer Abstand von den alten Schleusenkämmerchen bis zu den großartigen Dimensionen und Betriebsvorrichtungen der beiden Nord-Ostsee-Kanalschleusen! Ein Unterschied zwischen der holtenauer und der brunsbütteler Schleuse tritt nicht hervor, nur ist die brunsbütteler Anlage etwas höher, weil sie ja auch gegen Spring- und Sturmfluth zugleich gerichtet ist. Die Daten gelten also im Wesentlichen für beide Anlagen.

Man muß sich die Schleusenbauwerke im Entstehen begriffen denken, um die richtige Vorstellung zu bekommen. Man denke sich in die gegen das Wasser der Umgebung mit komplizirten Anlagen geschützte, auf riesige Betonplatten fundirte Baugrube gestellt und betrachte nun das Bauwerk, das, durch eine besonders starke Mittelmauer in zwei gleiche Hälften geschieden, zwei steinerne Rinnen von je 25 Metern Breite bildet. Diese beiden Rinnen geben nun die Grundlage für die Schleusen, die durch Einsetzung der eisernen Schleusenthore gebildet werden. Die zwei Rinnen sind nothwendig, weil es sich um Doppelschleusen, also um zwei neben einander liegende Kammerschleusen, handelt, von denen die eine zum Auslaufen, die andere zum Einlaufen der Schiffe dient. Von dem Grunde der Bauwerke aus gesehen, hat so ein eisernes Schleusenthor die Höhe eines vierstöckigen Hauses. Jetzt freilich, nachdem der Bau vollendet ist und das Wasser den ganzen unteren Theil der Bauwerke verdeckt, treten die Dimensionen nicht so hervor. Nicht vier, sondern sechs Paar Doppelthore bilden nun die Schleusenkammern, die eine Länge von 150 Metern, eine lichte Breite von 25 Metern, eine Tiefe von 9,8 Metern besitzen. Die mittleren Thorpaare sind Gitterthore, deren Oeffnungen durch Sperrschützen allmählich geschlossen werden können, und sie treten in Funktion, wenn der Wasserdruck von außen zu

stark und unvermittelt würde und die nicht gitterartig durchbrochenen äußeren Hauptthore zu sehr belasten könnte. Solche Ziehschützen hat man bei gewöhnlichen Schleusen in der Regel, um das Wasser in die Schleusenkammern zu lassen. Bei den Nord-Ostsee-Kanalschleusen geschieht jedoch der Wassereinlaß zur Füllung der Schleusenkammer durch Wasserzuleitungen in dem Mauerwerk.

Für die Bewegung der kolossalen Schleusenthore wird in einer Maschinenhalle am Ufer die nothwendige hydraulische Kraft erzeugt, die unter der Sohle der einen Kammerschleuse zu der Mittelmauer geleitet wird, in welcher — die großen Dimensionen dieser „Mauer" gestatten es — der Maschinenraum für den Betrieb der ganzen Schleuse eingerichtet ist. Die Ventile der Maschinen können durch entsprechende, oben auf der Mauer angebrachte Klappen regulirt werden, so daß ein Mann, auf der Mittelmauer stehend, durch eine Bewegung an den unscheinbaren, am Boden sichtbaren Klappen die cyklopischen Schleusenthore zur Oeffnung und zum Verschluß bringen kann. Für den Fall des Versagens der hydraulischen Maschinen sind verschiedene andere Einrichtungen getroffen, überhaupt ist — hauptsächlich des strategischen Zweckes wegen, dem der Kanal dienen soll — für Alles doppelt und dreifach vorgesorgt. Die ganze Einrichtung der Nord-Ostsee-Kanalschleusen hat auch für Den, der schon ähnliche Werke gesehen hat, etwas Imponirendes.

Ein anderes Feld zur Entfaltung moderner Ingenieurkunst bot sich bei den Ueberbrückungen des Kanals. Es führen über den Kanal zur Ueberleitung der Eisenbahnen und Chausseen außer 10 Fähren noch 3 Drehbrücken, deren Prinzip bekannt sein dürfte und deren Bewegung wie bei den Schleusen durch hydraulischen Druck erfolgt, und 2 Hochbrücken. Diese Brücken sind bei Grünenthal und Levensau angelegt und bilden für die Kanalbesucher den Hauptanziehungspunkt. Die Schleusenbauwerke sind zum großen Theil vom Wasser verdeckt, bei den Brücken kommt die Technik voll zur Geltung.

Der Einschnitt, den — wie vorhin erwähnt wurde — der Kanalgraben bei Grünenthal an der Wasserscheide der Eider und Elbe durch die Bodenerhebungen von etwa 30 Metern machen mußte, zerschnitt zugleich zwei wichtige bestehende Verkehrslinien, die Eisenbahn Neumünster-Heide und eine Chaussee. Diese Verkehrswege wurden nun mit einer gewaltigen Hochbrücke von 156 Metern Spannweite über den tiefeingeschnittenen Kanalgraben 42 Meter hoch über dem Wasserspiegel des Kanals hinübergeführt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den zur Ueberführung der Kiel-Flensburger Eisenbahn und einer Chaussee gebauten Levensauer Brücke, nur daß deren Bogen eine noch größere Spannweite, 164 Meter, und deren ganzer Bau etwas massivere Dimensionen aufweist.

Ich stand lange vor dieser Brücke, ich stieg auch hinauf bis auf die Spitze eines der Thürme, die den gewaltigen Bogen flankiren, und schaute sinnend ins Land hinein. Die Landschaft war nicht unschön: grüne Hecken, die statt dürrer Zäune die Felder, Gärten und Wiesengründe abtheilen, und Windmühlen beleben das Bild. Auch sonst hat die Gegend, die der Kanal durchzieht, neben vielen äußerst öden und langweiligen Strecken manche für den unverwöhnten Geschmack nicht ganz reizlose Stellen aufzuweisen. Aber nicht Das war es, was mich in jene gehobene Stimmung versetzte, die sonst nur ein großes Kunstwerk in uns hervorrufen kann. Dazu waren die landschaftlichen Reize zu gering.

Es war etwas Anderes, über das ich mir selbst noch nicht Rechenschaft geben konnte. Erst als ich unten, im Grase gelagert, den gewaltigen Brückenbogen mit Muße betrachtete, kam ich zur vollen Klarheit über den Eindruck und die dadurch bewirkte Stimmung. Ich begann, die Brücke und mit ihr das ganze große Kanalwerk vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und sagte mir: Ist Das nur Technik oder ist es auch Kunst? Dürfen wir die Grenzen der Kunst so eng stecken, daß wir an einem Bauwerk immer nach den historisch überkommenen Formen, nach den Rosetten, Schnecken-, Muschel-, Krabbenformen suchen, um es als Kunstwerk einreihen zu können? Haben wir in unseren gewaltigen Rundbogen nicht einen neuen Stil, der unserem empirischen, auf dem Boden der Wirklichkeit sich haltenden Zeitalter eben so entspricht wie der gothische dem himmelanstrebenden Mittelalter? Ist das ganze Bauwerk des Nord-Ostsee-Kanals — gipfelnd in seinen beiden Hochbrücken — nicht auch ein Kunstwerk? Wie soll ich es einreihen in die schulmäßige Aesthetik? Wie soll ich es benennen? Dome des Tiefbaues möchte ich solche Werke nennen, denen das Wesen des großen Kunstwerkes, die Durchdringung eines gewaltigen Stoffes mit einer großen, allgemein menschlichen Idee zu Grunde liegt wie anderen großen Kunstwerken! An der Durchdringung von Stoff hat es gewiß nicht gefehlt; und die allgemeine Idee? Sie liegt in der Beglückung des erwerbenden Volkes und in der Stärkung des wehrhaften Vaterlandes, sie läßt sich knapp und klar zusammenfassen in die Widmung: „Populo et Patriae".

Der Nord-Ostsee-Kanal dient in erster Linie der Wehrkraft des Deutschen Reiches. Wenn man betrachtet, mit welcher Zähigkeit Rußland seit Jahrhunderten auf den Besitz einer Durchgangsstraße aus der Ostsee und aus dem Schwarzen Meere hinarbeitet, wenn man bedenkt, daß Frankreich sich mit dem Gedanken trägt, einen „Canal des deux mers" von Bordeaux nach Narbonne zu bauen, um eine Vereinigung seiner West- und Südküste und eine Umgehung der Kanonen von Gibraltar zu erreichen, dann wird man es zu schätzen wissen, daß deutsche Energie das entsprechende Problem für Deutschland nun gelöst hat. Deutschland hat jetzt seinen Canal des deux mers, seinen Bosporus. Die daraus entspringenden Vortheile sind Jedermann einleuchtend und heute auch unbestritten. In früheren Jahren war Dies bekanntlich nicht der Fall und der Feldmarschall Graf Moltke hielt am dreiundzwanzigsten Juni 1873 dem Nord-Ostsee-Kanalprojekt eine Grabrede: „Man möge statt eines Kanals für die Flotte lieber eine zweite Flotte bauen". Dieser Rath war insofern berechtigt, als die Kosten für den Kanal in keinem Verhältniß zu der damaligen Größe der deutschen Flotte standen. Bei einer jährlichen Ausgabe von 28 Millionen Mark für die gesammten Marinezwecke mußte damals ein jährlicher Zins-, Betriebs- und Unterhaltungaufwand von 11 Millionen Mark für den Marinekanal außerordentlich hoch erscheinen und diese 11 Millionen glaubte man auf das Konto der Marine setzen zu müssen, da man annahm, es würden von den Gesammtjahreskosten von 13 Millionen Mark nur 2 Millionen Mark durch die Gebühren der Handelsschifffahrt gedeckt werden können. Inzwischen ist mit der Flotte auch das Gesammtmarinekonto ganz erheblich größer geworden und zudem war die Bewilligung der Kosten für den gleichzeitig doch auch dem internationalen Verkehr dienenden Nord-Ostsee-Kanal populärer als ein Postulat für eine zweite Flotte im Sinne Moltkes.

Und noch ein Moment veränderte die Situation. Während man sich bei den Marineausgaben an die größeren Ziffern gewöhnt hatte, gewöhnte man sich bei der Marine selbst an kleinere Dimensionen. So kam man allmählich von den großen Schlachtschiffen, die in der Ostsee keine rechte Heimstätte finden konnten, wieder ab. Durch ein Fortschreiten auf dem früher beschrittenen Wege wäre der Nord-Ostsee-Kanal kaum zu der jetzigen Bedeutung einer die Kriegsflotte vereinigenden Verkehrsstraße gelangt.

Die von der strategischen Bedeutung zu trennenden allgemeinen Vortheile des Kanals sind humanitäre und wirthschaftliche; sie kommen, wie es sich deutlich in dem zweiten Theile der Devise „patriae et populo" ausdrückt, dem Erwerbsleben des Volkes zu Gute. Und zwar handelt es sich nicht nur um ein Volk, sondern um ein Werk von internationaler Bedeutung, um ein Kulturwerk.

Die Ansichten über die wirthschaftliche Bedeutung des Nord-Ostsee-Kanals im Einzelnen sind noch völlig ungeklärt und gehen weit auseinander, da man sich auf Gutachten von Autoritäten nicht stützen kann. Bei allem Respekt vor den preußischen Technikern möchte ich doch behaupten, daß es nicht richtig ist, die wirthschaftliche Seite eines Kanalprojektes den Technikern zu überlassen. Der Techniker hat bei solchen Projekten die Rolle des Steuermannes, der Nationalökonom die Rolle des die Richtung angebenden Kapitäns zu übernehmen. Wenn ein Oberbaurath oder ein Viceadmiral die wirthschaftlichen Berechnungen für ein Werk wie den Nord-Ostsee-Kanal macht, so kommt mir Das gerade so vor, wie wenn die Professoren der Nationalökonomie in Berlin, Schmoller, Meitzen, Wagner, sich mit dem Bau der holtenauer Schleuse und der grünenthaler Brücke beschäftigen sollten. Sie würden sicher sagen: „Davon verstehen wir nichts." Aber die Technik kann ja heutzutage Alles, folglich auch der Techniker. Es scheint übrigens neuerdings hierin eine Aenderung insofern angebahnt zu werden, als Minister Thielen eine genaue wirthschaftliche Detailprojektirung des Mittellandkanalprojektes durch Verwaltungbeamte und Nationalökonomen vorzunehmen beabsichtigt. Einstweilen aber drängen viele Fragen sich uns auf: wie groß wird der Frachtvortheil sein, der dem Verkehr in den einzelnen Relationen durch den Kanal zu Gute kommt; wie groß die Gefahrenverminderung und die Verminderung der Versicherungprämie; wie groß ist der bestehende Verkehr im Allgemeinen und in seinen einzelnen Richtungen; welche Massen sind auf Grundlage jener Vortheile bestimmt zu erwarten; welche Gebühr kann der Verkehr ertragen, wie läßt sich die Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals und die Aufbringung der Betriebs- und Unterhaltungskosten erzielen und bis zu welcher Höhe; welches sind die Vortheile, die den deutschen Nord- und Ostseestädten zufließen werden: welcher Art werden die Nachtheile sein: welche Bevölkerungskreise kommen in Betracht: wie sind die einzelnen auswärtigen Staaten an dem Werke interessirt und wie endlich wirkt der neue Seekanal auf das deutsche Binnenland? So viele Fragen, so viele Gegenstände für verkehrspolitische Monographien, — und so viele Lücken in unserem nationalökonomischen Wissen über den neuen großen Nord-Ostsee-Kanal.

Da es nicht Aufgabe dieses zusammenfassenden, gemeinverständlichen Aufsatzes ist, diese Lücken oder auch nur eine davon durch wissenschaftliche Untersuchungen an der Hand von gesammelten Materialien auszufüllen, theile ich

das Wenige mit, was sich über die wirthschaftliche Bedeutung des Nord-Ostsee-Kanals und über die einzelnen, eben aufgeworfenen Fragen zur Zeit sagen läßt.

Daß der Nord-Ostsee-Kanal gegenüber Jütland für die westeuropäischen Häfen, mit Ausnahme einiger schottischen, eine Abkürzung bedeutet, kann jedes Kind ohne Kenntniß der Kilometerzahl durch einen Blick auf die Landkarte erkennen. Die Frage ist nur, ob der Gewinn, der durch diese Abkürzung erzielt wird, so groß ist, daß für den kalkulirenden Geschäftsmann die Fahrt durch den mit Gebühren belasteten Kanal sich bezahlt macht. Der ganze Kanalverkehr, so weit er Handels- und nicht Kriegsmarineverkehr ist, hängt nicht davon ab, wie oft sich die vom Oberbaurath Bänsch für einen Dampfer von 620 Tonnen auf 0,058 Mark bewerthete Zeitminute durch die Zeitersparniß — man berechnet für einen Dampfer einen Tag, für einen Segler drei bis fünf Tage Zeitersparniß — multiplizirt, sondern davon, in welchem Maße das Deutsche Reich auf die Verzinsung des im Kanal steckenden Anlagekapitals verzichtet, und zweitens davon, wie die Versicherunganstalten das Verhältniß der Gefahren bei der Fahrt um Skagen gegen die Fahrt durch den Kanal und besonders durch die daran anschließende Elbemündung einschätzen werden. Wie die erste Frage gelöst wird, darüber weiß man noch nichts Sicheres. Es ist bis jetzt ein Tarif von 75 Pfennigen pro Tonne in Aussicht genommen worden, womit zugleich alle für die Schifffahrt durch den Kanal nothwendigen Vorrichtungen, Lootsendienste (nicht auch in der Elbe!), Dampf-Schleppkraft für Segler, Beleuchtung, Schleusenbedienung ꝛc. gedeckt sein sollen. Der Gebührentarif wird gewöhnlich mit Rücksicht auf das Anlagekapital bestimmt. Dieses hat unter Abzug der durch den Bau erzielten Einnahmen 156 Millionen Mark betragen, demnach den Voranschlag nicht überschritten. Mit den achtjährigen Bauzinsen erhält man 178 Millionen Mark. Zum Vergleich diene, daß der Suezkanal, bei dem ähnliche Terrainverhältnisse, aber eine größere Länge in Betracht kamen, 400 Millionen Mark kostete und daß die Kosten des Panamakanals, der nur drei Viertel so lang wie der Nord-Ostsee-Kanal, aber zwei deutsche Meilen weit durch ein Felsengebirge von 95 Metern Ansteigung zu führen wäre, auf 1500 Millionen Mark veranschlagt wurden.

Es ist bekannt, daß der Suezkanal sich gut rentirt und dessen Gebühren, ohne daß die Schiffe ausblieben, noch viel höher bemessen werden könnten, wenn man rein kaufmännisch rechnete und nicht politisch beeinflußt wäre. Für den Nord-Ostsee-Kanal würden 75 Pfennige für die Tonne schon eine im Vergleich zu den Vortheilen sehr hohe Gebühr bedeuten, da es meines Erachtens zweifelhaft ist, ob sie den zur Aufbringung der Jahreskosten von 5 460 000 Mark (3½ Prozent Zins von 156 Millionen Mark) und 1,9 Millionen Mark Unterhaltungskosten, also von zusammen rund 7 Millionen Mark nothwendigen Verkehr von 8,3 Millionen Tonnen heranzuziehen vermag. Der richtige Standpunkt wird wohl der sein, daß man wenigstens einen Theil des Kapitals mit der Widmung „patriae et populo“ versieht und dazu vor Allem die Mehrkosten rechnet, die bei der Kanalanlage dadurch erwachsen sind, daß sie nicht nur dem Handel, sondern in erster Reihe der Kriegsmarine dienen soll. Auch andere Gesichtspunkte erheischen noch die Reduzirung des zur Verzinsung und Amortisation heranzuziehenden Theiles des Anlagekapitals. So hat z. B. Preußen, das als größter, schutzbedürftigster und weitaus am Meisten an dem Kanal interessirter deutscher Seestaat 50 Millionen Mark zu den Kosten des

Kanals hergab — der übrige Theil der Summe wurde bekanntlich vom Reiche getragen —, bei der Motivirung dieses Vorgehens auch darauf hingewiesen, daß ohne den Nord-Ostsee-Kanal doch auch eine ziemlich kostspielige Reform der Eider- und Eiderkanalwasserstraße nothwendig gewesen wäre. So wäre also nur ein bestimmter Theil des Anlagekapitals als verzinslich und amortisirbar zu fixiren und dann erst die kaufmännische Verwaltung dieses Kapitals und die Gebührenfestsetzung zu beginnen. Ob dann noch die Tonnengebühr von 75 Pfennigen aufrecht erhalten werden kann, Das bezweifle ich.

Auch nur einigermaßen exakte Berechnungen über den für den Nord-Ostsee-Kanal in Betracht kommenden Antheil des gesammten Nord-Ostseeverkehrs sind nicht vorhanden. Die Motive des Gesetzentwurfes berechneten nach einer heute natürlich veralteten Statistik der siebenziger Jahre einen gesammten Nord-Ostseeverkehr von rund 12 Millionen Tonnen jährlich, erklärten hiervon kategorisch 45 Prozent als „kanalpflichtig", weil für diese Masse der Weg um Skagen weiter sei, schieben nochmals einen gewissen Prozentsatz aus und kamen so auf $5^1/_2$ Millionen Tonnen künftigen Kanalverkehrs. Das war eine sehr glatte Rechnung! Selbstverständlich hatte Sartori eben so Recht, als er für 1895 auf Grund des inzwischen von 12 auf 18 Millionen gestiegenen resp. berechneten Nord-Ostseeverkehrs den Kanalverkehr auf 11,7 Millionen Tonnen steigen ließ.

Wie der Verkehr sich gestalten wird, Das hängt in erster Reihe natürlich von dem Kanaltarif und von der Gestaltung der Versicherungprämie ab. Wenn wir auch nichts wissen, so dürfen wir doch das Beste hoffen, vor Allem wegen der Massenhaftigkeit des Nord-Ostseeverkehrs. Hierdurch wird dem Kanal, der sonst in wirthschaftlicher und kultureller Beziehung wegen des verhältnißmäßig kleinen Vortheiles, den er verschafft, sich mit dem Suezkanal nicht im Entferntesten messen könnte, eine wesentlich erhöhte Bedeutung zu Theil. Die Schiffe, die zur Zeit der Eröffnung des Suezkanals um Afrika herum fuhren, hatten nicht die Hälfte des Raumgehaltes, den die Schiffe des Nord-Ostseeverkehrs heute zusammen besitzen. Nach sechzehnjährigem Bestehen (1885) erst hatte der Suezkanal einen Verkehr ($6^1/_2$ Millionen Tonnen), wie man ihn jetzt schon für den Nord-Ostsee-Kanal berechnen zu dürfen glaubt; erst 1891 stieg der Suezkanalverkehr auf ca. 12 Millionen Tonnen, also auf einen Verkehr, der erst dem durchschnittlichen Nord-Ostseeverkehr der siebenziger Jahre entspricht. Auch der Panamakanal kann nicht im Entferntesten auf die Massenhaftigkeit des Verkehrs rechnen, die bei unserem Kanal in Betracht kommt. Denn auf mehr als 2 Millionen Tonnen glauben kühle Beurtheiler des Panamakanalprojektes für den Anfangsverkehr nicht rechnen zu dürfen. Der Grund für diese Massenhaftigkeit des Nord-Ostseeverkehrs ist darin zu suchen, daß es sich hier um die Verbindung alter Kulturländer unter einander handelt, dann auch wieder um die nächste Verbindung hoch entwickelter Kulturgebiete mit solchen Ländern, die überwiegend Rohprodukte erzeugen und bereits der Peripherie des Weltmarktes angehören. In dieser Beziehung wird außerdem, je weiter die russische Kultur nach Nordosten vordringt, das Hinterland der Ostsee sich noch sehr erweitern können, da das Eismeer doch nicht in Betracht kommt.

Nicht in dem selben Maße wie die Ostseeländer stehen die deutschen Ostseestädte im Verhältniß zum Nord-Ostseeverkehr. Die deutsche Ostseeschifffahrt

geht vielmehr zurück oder stagnirt wenigstens und die Ostseegebiete werden in entsprechend erhöhtem Maße Hinterland der Nordseestädte und anderer westlichen Städte. Das Gegentheil steht freilich in den Schriften über den Nord-Ostsee-Kanal, die auf Grund einiger Ziffern beharrlich auch von der stets wachsenden Bedeutung der deutschen Ostseeschifffahrt sprechen. Fitger, der den ganzen Zeitraum von 1858 bis 1890 bei seinem Vergleich der Entwickelung der deutschen Nordsee- und der deutschen Ostseeschifffahrt ins Auge faßt, erzählt uns die „Leidensgeschichte" der deutschen Ostseeschifffahrt. Während Hamburg, dem Zuge der Zeit folgend, in fünf Jahren seine Dampferflotte verdoppelt und die alten hölzernen Segelschiffe durch eiserne ersetzt, während auch Bremen in ähnlicher Weise fortschreitet, ist die deutsche Ostsee-Segelflotte von 2006 Schiffen mit 439 000 Tonnen im Jahre 1870 auf 863 Schiffe mit 186 000 Tonnen im Jahre 1890 zurückgegangen.

Gleichzeitig entwickelte sich die deutsche Nordsee-Segelflotte von 2366 Schiffen mit 461 000 Tonnen 1870 auf 1894 Schiffe mit 523 000 Tonnen 1890. Die Dampferflotte der deutschen Ostseehäfen stieg von 76 Schiffen mit 10734 Tonnen 1870 auf 378 Schiffe mit 149 130 Tonnen 1890, die der Nordseehäfen dagegen von 71 Schiffen mit 71 260 Tonnen 1870 auf 518 Schiffe mit 574 522 Tonnen 1890. Die Segelschiffsflotte der deutschen Ostseehäfen hat nicht einmal die Durchschnittsgröße vom Jahre 1871, nämlich 219 Tonnen, behaupten können; sie ist auf 216 Tonnen gesunken, während das Segelschiff der Nordsee im selben Zeitraum von durchschnittlich 195 Tonnen auf durchschnittlich 276 Tonnen gewachsen ist. Namentlich in den letzten zwölf Jahren ist der Rückgang der deutschen Ostseeflotte ein ganz betrübender gewesen und heute sind wir so weit, daß die eine Stadt Bremen eine größere Flotte besitzt als sämmtliche deutschen Ostseestädte zusammen! In dem Maße erst, wie die deutschen Ostseestädte das Bestreben und die Kraft haben werden, Versäumtes nachzuholen, werden sie später auch einmal befähigt werden, an den Vortheilen des neuen Kanals theilzunehmen.

Ein neuer Verkehrsweg ist ein zweischneidiges Instrument. Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß eine Erleichterung des Verkehrs zwischen zwei Gebieten den stärkeren Theil, in unserem Falle also die Nordsee, noch mehr stärkt, den schwächeren, hier also die deutschen Ostseestädte, in ihren schwachen Seiten noch mehr schwächt. Aber auch nur in diesen, während auf der anderen Seite ein Ansporn gegeben wird, unentwickelte Vorzüge hervortreten zu lassen und Versäumtes nachzuholen. Die Eiderlinie ist für die deutschen Meere eine ähnliche Linie, wie es die Mainlinie für das deutsche Binnenland war. Nachdem die Zollschranken zwischen Norddeutschland und Süddeutschland gefallen waren, hat die süddeutsche Volkswirthschaft in vielen Punkten Schaden gelitten, aber ein Ausgleich hat sich doch vollzogen dadurch, daß eben nicht blos die Schwächen, sondern auch die Vorzugsbedingungen gesteigert wurden, und heute wird kein Mensch mehr die Zeit vor der Ueberwindung der Mainlinie in wirthschaftlicher Beziehung — ganz abgesehen von der politischen Seite — zurückwünschen. Für die deutschen Ostseestädte ist Hamburg-Bremen das überlegene Verkehrscentrum. Hamburg hat schon jetzt einen beträchtlichen Verkehr nach den Ostseeländern, theils um Skagen, theils per Bahn nach Lübeck und Kiel, wo der Umschlag erfolgt. Dieser Verkehr Hamburgs wird durch den Nord-Ostsee-Kanal wohl

noch steigen, vorausgesetzt, daß sich nicht an der Elbemündung des Kanals ein neues Port Said entwickelt, das den Schiffen den 150 Kilometer betragenden Umweg nach Hamburg erspart und die Spedition der nach Hamburg und anderen Orten bestimmten Güter, sowie die Beiladung der von diesem Hinterlande herkommenden Waaren in die Nord-Ostsee-Kanalschiffe betreibt.

Eine ähnliche Rolle wird wohl auch Kiel an der Ostseemündung des Kanals übernehmen; in beiden Fällen sind aber Einrichtungen für Handelshäfen an den Kanalmündungen nothwendig, die heute zum Theil noch fehlen. Die übrigen deutschen Ostseehäfen werden, wenn sie in Folge des Kanals nicht noch in erhöhtem Maße Hinterland des hamburger Handels werden wollen, sehr energisch thätig sein müssen, vor Allem für die Regeneration ihrer Flotte, dann für die Erlangung der Freihafeneigenschaft, die Hamburg einen so großen Vorsprung giebt, und für weitere Aufschließung ihres Hinterlandes durch den Ausbau der bei ihnen einmündenden binnenländischen Wasserstraßen. Lübeck schafft sich bereits eine neue Elbemündung durch den Elbe-Travekanal, Rostock strebt eine Wasserverbindung mit Berlin an, Danzig, Stettin, Königsberg können durch Ausbau der Wasserstraßen ihres Hinterlandes bis tief nach Mitteldeutschland, Oesterreich und Rußland hinein noch eben so gewinnen wie Hamburg durch seine Lage an der Elbeausmündung. Der Osten hat nach dieser Richtung um so rühriger zu sein, als die Nordseehäfen in ihren Bestrebungen um Verbindung mit den Binnenwasserstraßen äußerst thätig sind und durch den Bau des Dortmund-Emskanals, der nach der Genehmigung des Dortmund-Rheinkanals eine wichtige Rhein-Nord-Ostseeroute darstellen wird, einen beträchtlichen Vorsprung haben.

Viel größer noch als für Deutschland selbst ist die Bedeutung des neuen Kanals für das Ausland. Graf Moltke hatte nicht so ganz Unrecht, als er behauptete: „Wir bauen diesen Kanal vor Allem für Schweden, Rußland, Amerika, Frankreich u. s. w.“ Denn von allen den Nord-Ostsee-Kanal künftig durchfahrenden Schiffen wird voraussichtlich kaum ein Viertel die deutsche Flagge tragen, ja, sie wird nicht einmal die am Meisten vertretene sein, denn die englische und skandinavische wird der Zahl nach voranstehen. Freilich, die deutsche Flotte wird den größten Vortheil haben, weil für sie die Wegabkürzung vermöge der Lage der deutschen Ostseehäfen zu den Nordseehäfen die bedeutendste ist. Bisher war der Seeweg von der deutschen Ostseeküste nach dem nördlichen England näher als nach Hamburg und Bremen. Daß aber das Deutsche Reich — voraussichtlich ohne Rentabilität, also mit alljährlichen Zinsverlusten — ein großes Werk für den internationalen Verkehr hergestellt hat, Das ist der nicht nur mögliche, sondern sichere und sofort sich geltend machende Vortheil. Die europäischen Kulturstaaten hatten somit allen Grund, zur Eröffnungfeier des Kanals ihre Aufwartung zu machen. Nur Dänemark kann mit einiger Berechtigung sagen, daß es „der Noth gehorche, nicht dem eignen Triebe“.

Bei diesem Feste wird die Begeisterung einen hohen Pegelstand erreichen: je höher sie aber fluthet, um so sicherer ist später Niederwasser zu erwarten. Ich habe mich im Vorstehenden auf Mittelwasser, auf Normaltiefe, beschränkt und man wird zugeben, daß auch dann noch genug Gründe vorliegen, um den Nord-Ostsee-Kanal als ein großes, uns mit Hoffnungen erfüllendes Werk zu preisen.

Nürnberg. Dr. Gottfried Zoepfl.

# Die Lehren des Prozesses Mellage.

„Es wäre im höchsten Grade bedauerlich, wenn die obersten Behörden Preußens sich wirklich dazu entschließen sollten, eine Verschärfung in Bezug auf die Aufnahmebedingungen in die Privatirrenanstalten herbeizuführen." Also schrieb Herr Professor Mendel in der „Nation" am neunten Dezember 1893 und in ganz dem selben Sinne hat sich Herr Professor Mendel auch sonst geäußert. Das sei deshalb hervorgehoben, weil jetzt, nach dem traurigen aachener Prozeß, Herr Mendel durch seine Offiziösen verbreiten läßt, er sei stets für eine Verschärfung der Kontrole der Privatirrenanstalten eingetreten. Herr Mendel hat eine Verschärfung der Ueberwachung nicht deshalb befürwortet, damit die Kranken, sondern nur, damit die Irrenanstaltärzte gegen Angriffe des Publikums geschützt werden. Nach Ansicht des Herrn Mendel und vieler anderen Aerzte genügen im Gegentheil die gesetzlichen Bestimmungen in Preußen und, so weit die Reichsgesetzgebung in Frage kommt, im Reiche vollkommen, um unberechtigte Freiheitberaubung in Privatirrenanstalten und unberechtigte Entmündigung unmöglich zu machen; ja, man soll nach Herrn Mendel die Einsperrung noch erleichtern. Nachdem Herr Mendel die Diskussion in der nichtmedizinischen Presse begonnen hatte, fand ich in dieser Zeitschrift mehrfach Gelegenheit, die Anschauungen Mendels zu bekämpfen und die Gefahren, die mit den heutigen Privatirrenanstalten in Preußen verknüpft sind, zu zeigen. Einen besseren Beweis für das Vorhandensein dieser Gefahren als den aachener Prozeß dürfte es kaum geben.

Zunächst ist festgestellt worden, daß gesetzliche Verordnungen zum Schutz gegen unberechtigte Internirung in Privatirrenanstalten auf dem Papier existiren können, ohne daß sie befolgt werden. Es wurden in Mariaberg — es handelt sich hier um eine Privatirrenanstalt — freiwillige Pensionäre aufgenommen, ohne daß ärztlich Zeugnisse die Zweckmäßigkeit der Aufnahme bescheinigten; Das geschah im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen. Außerdem zeigt uns der aachener Prozeß, welche Gutachten zuweilen genügen, um Menschen Jahre lang der Freiheit zu berauben. Um Herrn Forbes gewaltsam festzuhalten, mußte das Gutachten eines beamteten Arztes eingeholt werden. Wie Dies in jenem Falle geschah, zeigte die Prozeßverhandlung. Jeder erfahrene Arzt weiß, in welcher Weise Gutachten oft begründet werden: auf

die Aussage irgend eines Menschen hin wird ein ärztliches Zeugniß ausgestellt, das zur Herbeiführung der Internirung ausreicht. Man vergesse nicht, daß, wenn Jemand aussagt, der Patient trinke, oder wenn eine Frau aussagt, der Mann behandele sie schlecht, solche Aussagen ohne gesetzliche Verantwortlichkeit abgegeben werden. Auf solche Aussagen hin aber werden sehr häufig über die Einsperrung angeblich Geisteskranker Gutachten ausgestellt. Es ergiebt sich aus dem Prozeß gegen Herrn Mellage, daß vor der Internirung in allen zweifelhaften Fällen eine verantwortliche Vernehmung gewisser Personen stattfinden muß. Als weiteres Ergebniß des aachener Prozesses können wir die Thatsache ansehen, daß die unberechtigte Zurückbehaltung Internirter noch leichter möglich ist als die Internirung selbst. Die amtlichen Revisionen der Privatirrenanstalten sind kein genügender Schutz, wie ich bereits früher bewiesen habe. Es wurde in Aachen festgestellt, daß der beamtete Arzt, der Kreisphysikus Geheimer Sanitätrath Dr. Kribben, Herrn Forbes im Jahre 1891 etwa fünfzehn Minuten lang untersucht und die Nothwendigkeit der Internirung bescheinigt hat. Erst nach Verlauf von mehr als drei Jahren ist Herr Forbes wieder von einem Medizinalbeamten untersucht worden. Die Zurückbehaltung der „Geisteskranken" ist im Wesentlichen ein Recht der Irrenanstaltleiter. Da nun andere Privatirrenanstalten nach den selben gesetzlichen Bestimmungen revidirt werden wie Mariaberg, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch in ihnen die Gefahr der unberechtigten Zurückbehaltung Geisteskranker eine ungeheure ist. Es hieße, die Thatsachen verschleiern wollen, wenn man behauptete, diese Gefahr sei in Mariaberg größer als in anderen Privatirrenanstalten gewesen.

Weiter zeigte sich, daß auch alle Anmeldungen, die von den Privatirrenanstalten an die verschiedenen Behörden ergehen (Polizei und Staatsanwaltschaft), durchaus keine Bürgschaft dafür sind, daß nicht eine unberechtigte Freiheitberaubung erfolge. Ich hatte schon früher darauf hingewiesen, daß diese Anmeldungen im Wesentlichen eine Formsache seien. In einer Entgegnung wurde Das bestritten. Der aachener Prozeß hat gezeigt, wie die Sache in der Wirklichkeit liegt. Allerdings erhält die Staatsanwaltschaft die Anmeldung wesentlich deshalb, um eventuell die Entmündigung einzuleiten. Es hat sich aber in Aachen herausgestellt, daß die Anmeldung keinen Schutz gegen unberechtigte Einsperrung bietet.

Eine weitere Lehre des Prozesses ist die, daß eine mehrmonatliche eingehende Untersuchung der Staatsanwaltschaft nicht im Stande war, die Mißstände aufzudecken, die in dem öffentlichen Gerichtsverfahren später bewiesen wurden. Gewiß war es der Staatsanwaltschaft bei ihrer Untersuchung darum zu thun, nur die Wahrheit zu ermitteln; aber das Räthsel bleibt bestehen: weshalb hat diese Behörde mit allen ihr zu Gebote stehenden Hilfsmitteln

die Wahrheit nicht an das Licht bringen können? Herr Mendel behauptete, wenn die Staatsanwaltschaft nichts Ungehöriges in Irrenanstalten finde, so sei Das ein Beweis dafür, daß hier Alles in Ordnung sei. Wir werden uns jetzt auf den aachener Prozeß berufen können, der Herrn Mendel widerlegt. Wir werden, wenn ein staatsanwaltliches Ermittelungverfahren gegen Irrenanstalten wieder einmal resultatlos verlaufen sollte, hierin noch lange keinen Beweis dafür erblicken dürfen, daß Alles in der Anstalt gut bestellt sei; vielmehr werden wir nur Das daraus erkennen, daß es der untersuchenden Behörde nicht gelang, etwa vorhandene Mißstände nachzuweisen.

Auch hat es sich jetzt gezeigt, daß die Zahl der Aerzte in einer Privatirrenanstalt durchaus ungenügend sein kann, ohne daß die Aufsichtbehörde schleunige Abhilfe verlangt. Ich glaube kaum, daß irgendwo in einer anderen preußischen Irrenanstalt verhältnißmäßig so wenige ärztliche Kräfte existiren wie in Mariaberg. Immerhin wäre es vortheilhaft, festzustellen, wie es in anderen Privatirrenanstalten aussieht. Man sollte ernstlich ermitteln, wie viele Stunden die einzelnen Aerzte in unseren großen Privatirrenanstalten, die zum Theil mehrere hundert Betten zählen, beschäftigt sind. Nicht nur die Zahl der Aerzte müßte festgestellt werden, sondern vor Allem, wie viele Stunden täglich oder wöchentlich sich jeder Arzt den Irren widmet. Denn ich kann es natürlich nicht als eine Beschäftigung des dirigirenden Arztes mit den Irren ansehen, wenn er in seinem sogenannten Konsultationzimmer auf dem Lehnstuhl Platz nimmt und nun die finanziellen Resultate der Anstalt prüft.

Als ich vor einiger Zeit die Garantie vermißte, daß alle ärztlichen Leiter unserer Privatirrenanstalten den hierzu nöthigen Anforderungen genügen, stellte sich bei einigen berliner und auswärtigen Aerzten eine Entrüstung über meine „unkollegiale" Gesinnung ein. Das berührte mich nicht weiter, denn Entrüstung ist noch lange keine Widerlegung. Herr Mellage hat nun gezeigt, von welcher Art die Aerzte sind, die heute zuweilen eine Privatirrenanstalt leiten. Hätte man vor einiger Zeit eine bestimmte große Privatirrenanstalt bei Berlin untersucht, so würde man vielleicht gefunden haben, daß deren ärztlicher Leiter nicht allzu sehr die Herren Capellmann und Chantraine an Fähigkeit übertraf.

Wenn der Prozeß gegen Herrn Mellage endlich dazu führen sollte, daß man allgemein die Gefahren unseres Irrenwesens erkennt, dann werden die unglücklichen Männer, die von frommen Brüdern mißhandelt wurden, wenigstens der Menschheit genützt haben. Aber leider ist die Befürchtung gerechtfertigt, daß alle Erörterungen im Sande verlaufen werden. Es ist erst vor einem Jahre in Preußen vorgekommen, daß ein Herr Feldmann auf Veranlassung seiner Frau entmündigt wurde und daß die Frau in der Zeit der Entmündigung den größten Theil des Vermögens, nämlich 700 000 Mark, verschleuderte. Daß irgend eine Nutzanwendung aus diesem traurigen Vorgange

gezogen wurde, davon ist nichts bekannt geworden. Hier kam noch der auch in Aachen besprochene Fall hinzu, daß auf die Aussage irgend einer Person hin folgenschwere ärztliche Gutachten ausgestellt wurden. Der Entmündigte hatte damals die Treue seiner Frau bezweifelt und ein bekannter Psychiater stellte daraufhin ein Gutachten aus, daß Herr F. an dem Wahn der ehelichen Untreue seiner Frau litte. Und doch wurde durch die beschworenen Aussagen mehrerer einwandsfreien Zeugen vor Gericht festgestellt, daß Frau F. thatsächlich mit ihrem Freunde in einem jedenfalls recht verdächtigen intimen Verkehr gestanden hat. „Eine etwa viertelstündige Unterhaltung mit einem in heftigen Affekt versetzten Manne genügte (einem anderen Arzte), um seinen Freiheitverlust für unabsehbare Zeit zu legalisiren." So schrieb vor einem Jahre der Geheimrath Finkelnburg über den Fall Feldmann. Es ist zu wünschen, daß die im aachener Prozeß enthüllten Vorgänge eine ernstere Beherzigung finden als manche Vorfälle der letzten Jahre. Unzweideutig ist jetzt erwiesen, daß die Aufsichtbehörden, da wir doch den guten Willen nicht bezweifeln können, nicht im Stande sind, die Privatirrenanstalten genügend zu beaufsichtigen; unzweideutig ist erwiesen, daß ein Mann, der vor Gericht von Sachverständigen für nicht geisteskrank erklärt wurde, in einer Privatirrenanstalt Jahre lang zurückgehalten worden war.

Bereits in meinen früheren Aufsätzen machte ich positive Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse. Eine Verschärfung der Kontrole der Privatirrenanstalten ist nothwendig; die Kontrole darf aber nur dazu dienen, die Internirten zu schützen. Herr Mendel, damals Besitzer einer Privatirrenanstalt, empfahl eine Kontrole, damit die Besitzer der Anstalten gegen Angriffe geschützt würden. Eine Scheinkontrole wäre die größte Gefahr und nur eine Verschlechterung des heutigen Systems. Wir müssen Gesetze oder Verordnungen zum Schutz der Internirten, nicht zum Schutz der Anstaltbesitzer verlangen, die als gewöhnliche Kapitalisten auf einen besonderen Schutz keinen Anspruch haben. Schutz vor unberechtigter Internirung, Schutz vor roher Behandlung, sei es durch Klosterbrüder, sei es durch andere Wärter: Das ist die Forderung, die wir für unsere unglücklichsten Mitmenschen stellen müssen.

Dr. Albert Moll.

# Das amerikanische Theater.

Der Amerikaner liebt das Theater leidenschaftlich. Daher erklärt sich die hohe Achtung, die bei ihm der Schauspieler genießt. Man weiß, welche Aufnahme Sarah Bernhardt, Eleonara Duse, Coquelin und Irving in Amerika gefunden haben. Aber nicht nur für ihr Spiel, auch für ihre Person interessirte sich das Publikum in hohem Maße. Besonders suchte man herauszufinden, welchen Kunstanschauungen sie huldigten. In jeder Stadt der Vereinigten Staaten giebt es mindestens eine Gruppe von Leuten, die sich darin gefallen, über die mehr oder weniger intelligente Interpretation dieses oder jenes Stückes, dieses oder jenes Musikwerkes zu disputiren. In Boston werden bei den hervorragendsten Konzerten mit den Programmen zugleich technische Kommentare von so gelehrter Ausführlichkeit vertheilt, daß die kleinen Broschüren sich fast wie ein Kapitel Musikgeschichte ausnehmen. Als in Chicago Coquelin den Tartuffe gespielt hatte, brachten die Zeitungen am folgenden Tage über die Komoedie Molières Abhandlungen, die von solcher Sachkenntniß und solcher Feinheit der Analyse zeugten, daß man meinen konnte, ein Feuilleton im „Temps" oder im „Journal des Débats" zu lesen. Und trotz diesen Beweisen eines gewählten Geschmackes und eines über den Durchschnitt hinausragenden Dilettantismus läßt sich das selbe Publikum mitunter ganz merkwürdige Kunstleistungen bieten. Ich erinnere mich einer Galavorstellung in der New-Yorker Oper, wo — bei der Aufführung des Lohengrin — ein Sänger seine Partie französisch, der andere deutsch und der Chor italienisch sang. Aber vielleicht steckt in diesem scheinbaren Widerspruch doch eine gewisse Logik. Geht man des Kunstgenusses wegen ins Theater, ist man ein Musikenthusiast, ein Epikuräer des Wohlklanges, so ärgerte und verletzte Einen wohl solches Durcheinander. Alle Illusion geht verloren und man möchte am Liebsten seinen Hut nehmen und davon laufen. Doch wenn die Darstellung eines Tonstückes mit der Vorführung eines genialen Meisters oder eines talentvollen Künstlers verbunden ist, so nimmt man es schließlich auch gern in solcher Verstümmelung hin, besonders wenn man jenes Bedürfniß nach einer Assimilation mit Europa fühlt, an dem das geistige Amerika fast eben so krankt wie das elegante Amerika. Da die Leute jenseits des Ozeans die Große Oper und die Comédie-Française nicht in ihrer Gesammtheit haben können, so nehmen sie mit Dem vorlieb, was sie davon bekommen können, und Das ist — man kann es nicht leugnen — das Beste. Sie genießen es wie die Engländer die Stücke des Parthenon: in zerbrochenen, unvollständigen Fragmenten. Aber ihr doppelter Zweck, sich zu bilden und in New-York die besten londoner und pariser Künstler zu haben, wird doch dabei erreicht.

Die Originalität amerikanischer Fähigkeit und die eigentlichen dramatischen Vergnügungen dieses Volkes muß man in Vorstellungen ganz anderer Art suchen. Die Stücke, worin Autoren und Schauspieler des Landes ihre Größe zeigen, sind die Lustspiele, in denen wenig Phantasie und fast gar keine Verwickelung zu finden ist. Sie bestehen aus Schilderungen lokaler Sitten mit eingeflochtenen Pantomimen. Wenn der Ausdruck „ein Stück Leben" überhaupt jemals auf Bühnenwerke angewendet werden kann, so paßt er auf diese. Alle Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Staaten kommen darin vor: bald die sonderlichen

Sitten des Südens, wie in New-South, bald die des Westens, wie in Mizzoura, bald in die des Nordens, wie in einem Stücke, daß ich in New-York sah und das A Temperance Town hieß. Dieses Stück, vielleicht das typischste von allen, hatte noch einen Untertitel: Wich is inbended as a more on less truthful presentation of certain incidents of life, relating to the sale and use of liquor in a small village in a prohibition state (. . . . Welches die Absicht hat, mit mehr oder weniger Wahrheit verschiedene Bräuche beim Verkauf und Gebrauch von Spirituosen in einer kleinen Stadt eines Staates mit Enthaltsamkeitgebot zu zeigen). Die Besonderheit der Komoedie besteht darin, daß die sympatische Figur darin ein Trunkenbold ist, von dem es im Personenverzeichniß also heißt: „John, know as Mink, a town drunkard . . . John, genannt Mink, ein stadtbekannter Säufer." — „Kann man den Mißbrauch geistiger Getränke dadurch beseitigen, daß man der Heuchelei zum Triumph verhilft?" sagt einer der Helden im letzten Akt. Das ist die ganze Moral des merkwürdigen Stückes, in dem neben pathetischen und melodramatischen Szenen Possen folgenden Genres vorkommen. Es ist Weihnachtabend. Die Tochter des Seelsorgers, die der Vater aus dem Hause gejagt hat, ringt draußen vor der Kirche, in der eben der Vater predigt, mit dem Tode. Unterdessen legt der Trunkenbold auf die Stufen der Kirche ein breites Brett, das bald von Schnee bedeckt ist und über das nun nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirchengänger, Einer nach dem Andern, hinwegpurzeln. Das Publikum amusirt sich wie toll über so wunderliche Kontrastwirkungen. Das nationale Prinzip des Lachens liegt nicht, wie bei uns, in dem feinen, witzigen Hintergedanken, sondern in dem nüchternsten und unvermitteltsten Blödsinn. Auf einmal, in einem tragisch ernsten Augenblicke, macht einer der Künstler einen echten und rechten Klownstreich: mit dem Fuße nimmt er seinem Partner den Hut vom Kopfe und führt über einen Tisch hinweg einen Luftsprung aus. Dann nimmt die Szene ruhig ihren Fortgang, ohne daß diese Extravaganzen eine andere Wirkung gehabt hätten als ein tolles Gelächter im Auditorium. Der Fremde, der an dieses bunte Gemisch von Sittenschilderungen und Hanswurstiaden nicht gewöhnt ist, glaubt sich in ein Irrenhaus versetzt. Das Seltsamste dabei ist, daß diese Mimen, in denen zugleich Etwas vom Gymnastiker und vom Klown steckt, in der schlichten, realistischen Darstellung der lebenswahren Theile ihrer Rollen ganz Vortreffliches leisten. In einer Komoedie, die, glaube ich, der Country Circus (der Bauerncirkus), betitelt ist, habe ich drei Gelegenheitschauspieler eine Diebstahlsszene geradezu vollendet spielen sehen. Der Eine stellte den Cirkusbesitzer am Billetschalter dar, der Andere einen Neger, der eben eine Eintrittskarte verlangt, der Dritte einen Polizisten, der am Eingang auf Posten steht. Der Neger gab dem Besitzer einen Zehndollar-Schein. Dieser zahlte ihm nur auf fünf Dollars zurück. Der Neger beschwerte sich Der Besitzer steckte den Kopf zum Schalter hinaus und rief: „Officer!" Er beschuldigte sein Opfer des Diebstahls, worauf der Polizist den armen Schwarzen packte und ihn mit Gewalt in den Cirkus drängte. Dann kam er wieder an den Schalter zurück und ließ sich von dem Besitzer zwei Dollars geben. Die staunende Verblüffung des Negers, die laute Suada des Barnum, der ihn übervortheilen will, und das brutale, schmutzige, zweideutige Benehmen des Schutzmanns —: das Alles waren scharf markirte, mit lebendiger Pantomime und fast schmerzhaft lebenswahrem Realismus dargestellte Züge.

Der Neger und der Polizist sind übrigens zwei Lieblingsfiguren solcher auf den groben, volksthümlichen Effekt gearbeiteten Farcen. Eine andere ist der Gassenbengel mit chevaleresken Allüren. Doch der eigentliche Held ist der tramp, der berufsmäßige Vagabond, im Handgemenge mit seinen beiden Feinden, dem policeman und dem brakeman oder Eisenbahnbremser. Der Kampf um einen Güterwagen, den der tramp besteigen will und von dem ihn der Bremser vertreibt, bildet das gewöhnliche Thema für alle möglichen Gewalt- und Geniestreiche. Der tramp ist in der That der große Volkshumorist. Er giebt den Eisenbahngesellschaften Beinamen und tauft die Linien Baltimore und Ohio, die B. und O.: Beefsteak and Onions. In einem Washingtoner Theater hörte ich, wie die Zuschauer sich über diesen Witz fast totlachen wollten. In der großen Proszeniumsloge saß an jenem Abend ein Zuschauer, der seine Füße über das Sammetpolster der Brüstung hinausstreckte. Man sah nur seine spiegelglatten Lackschuhe, die im elektrischen Lichte erglänzten, und seine große, behaarte, hin- und herschlenkernde Hand, die ganz mit Ringen bedeckt war. Er bekundete seine Freude dadurch, daß er mit der Ferse unaufhörlich auf das rothe Sammetpolster schlug, das ihm als Fußbank diente. Vermuthlich hatte der Mann seine Loge mit zehn Dollars bezahlt. Es war einer jener Nabobs des Westens, die alle möglichen Berufsarten hinter einander ergriffen, endlich ihr Glück gemacht und in ihrem abenteuerlichen Leben alle Sorten Leute kennen gelernt haben. Solche Individuen bilden das eigentliche amerikanische Publikum. Sie besitzen eine zu genaue Kenntniß des menschlichen Daseins, um von einem Lustspiel nicht Beobachtung der Wirklichkeit zu verlangen. Dabei haben sie aber, trotz ihren häufig skrupellosen geschäftlichen Irrungen und Wirrungen, sich eine gewisse Naivetät, etwas Jugendliches, beinahe Kindliches, bewahrt, das sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen giebt. Außerdem sind sie anständig, ja sogar zartfühlend in Dingen der Liebe. Die mit Hanswurstiaden durchsetzten Lokalschilderungen, aus denen alle Schlüpfrigkeit verbannt ist, entsprechen diesen Charakterzügen des Publikums. Das verstehen die Direktoren sehr wohl. Man lese nur die folgende Marktschreierei, die ich wörtlich nach einem mir vorliegenden Programm übersetze: „Die Schauspieler dieser Truppe werden nur Stücke des Landes und von Autoren des Landes aufführen — native plays by native authors — und dieses (folgt der Titel) ist echt amerikanisch hinsichtlich der Ausstattung, der Handlung und der Tendenz. Die Charaktere sind ebenfalls echt amerikanisch, überall athmet uns amerikanische Frische und Größe daraus entgegen. Nicht ein einziger schlechter Mensch, sei es Mann oder Frau, kommt darin vor. Nicht eine Silbe wird darin gesprochen, die eine auch noch so züchtige Wange erröthen machen könnte. Das Stück wendet sich gegen die Gebrechen einer zügellosen Gesellschaft und gegen das Unglück, das aus der Ueberhandnahme der Bevölkerung in den großen Städten entsteht. Keine geschändete Taube flattert ängstlich darin mit ihren unsauberen Flügeln und es kommen auch keine befrackten Räuber vor, die überall stehlen und sich auf der Jagd nach Beute befinden." Alles war der Wahrheit gemäß in dieser Ankündigung, die nur in dem einen Punkte eine Ungenauigkeit enthielt, daß das Stück, ohne einen für mich erkennbaren Grund, mit dem Auftreten einer Equilibristenfamilie endete.

Paris. Paul Bourget.

# Bismarcks Verlobung.

Ueber eine der bedeutsamsten Episoden in dem reichen Leben Ottos von Bismarck sind viele seiner Biographen mit wenigen, fast gleichlautenden Phrasen hinweggeeilt: über die Zeit der Verlobung und Eheschließung. Hell ließen alle „Forscher" die Flamme der Leidenschaft auflodern, dann ward wohl mit flüchtigen Worten die Hochzeit vermerkt und der Kindersegen aufgezählt, — und damit schien der Pflicht Genüge gethan.

Ueber die Vorgeschichte der Verlobung und die spätere Hochzeit mag — nach bisher unveröffentlichten Briefen — Einiges hier mitgetheilt werden, das vielleicht manches Dunkel zu lichten vermag. War es ein Zufall, der die beiden, in der ernsten Weltanschauung einander zwar ähnlichen, sonst aber so grundverschiedenen Menschen zusammen führte? Nein: der Plan, die Freundin mit dem Jugendgespielen ihres Gatten zu vereinen, scheint vielmehr von Frau Marie von Blankenburg ersonnen und der Verwirklichung entgegengeführt worden zu sein. Schon auf der Hochzeit Maries von Thadden-Trigla mit dem Herrn Moritz von Blankenburg-Zimmerhausen hatte man, wie bekannt, aus dem wilden Junker und dem stillen, klugen Fräulein von Puttkamer ein „passendes Paar" gebildet; später trafen sich die beiden „kühlen Menschen" wiederholt in Cardemin, das die Blankenburgs gern durch Gäste belebt sahen. (Dort lernte Bismarck am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1844 auch einen der besten seiner späteren Mitarbeiter kennen, den zwölf Jahre älteren Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Karl, Major von Roon.) Allein in nähere Beziehungen traten sie erst auf einer Reise, die, auf Vorschlag des Regirungpräsidenten von Mittelstädt, im Spätsommer des Jahres 1846 gemeinsam von der jüngeren Generation der pommerschen Adelsgeschlechter von Mittelstädt, von Blankenburg und von Thadden-Triglaff unternommen wurde. Die schönsten Theile des wildromantischen Harzgebirges wollte man besuchen und zum Sammelplatz war das idyllische Städtchen Wernigerode bestimmt. Unter den Reisegenossen, die sich zuerst dort einfanden, war auch das Fräulein von Puttkamer, dessen Betheiligung anscheinend lange zweifelhaft blieb: wenigstens schrieb eine ihrer Freundinnen noch kurz vorher: „Ich würde mir Vorwürfe machen, Johanna noch mitgebeten zu haben, wegen der jetzigen quälenden Unbestimmtheit und Konfusion, wenn ich nicht Johanna so gern die Freude der Reise gönnte, besonders da ihre Mutter es wünscht und sie gern von Reinfeld jetzt entfernt, weil bei ihrem Prediger ein epidemisches Nervenfieber hauft . . ." Als Letzter traf am dreiundzwanzigsten Juli Moritz von Blankenburg in Wernigerode ein, der in Berlin mit Bismarck zusammengetroffen war und ihn überredet hatte, sich dem Ausflug anzuschließen. Einem Theil der jungen Damen war er noch unbekannt, um so interessanter ist deshalb das Urtheil über seine Person, das sich in einem der Reiseberichte findet: „Blankenburg hatte Bismarck mitgeschleppt, seinen Freund, einen sehr von der Welt ausgekälteten, recht pikanten, sehr gescheiten, völlig reizlosen Mann. Sie waren am Montag früh aus Berlin gefahren, um uns noch zu treffen, kamen also mehr tot wie lebendig in Wernigerode an . . ." Am Morgen des vierundzwanzigsten Juli brach die heitere Gesellschaft auf, und theils zu Fuß, theils zu Wagen, theils zu Pferde, wurde nun das Brockengebirge durchstreift. Die

„Reiseämter" waren unter die jüngeren Herren vertheilt: „W. machte alle Pläne, Bismarck bezahlte, besorgte alles Aeußere, die Anderen hatten vollkommen Ruhe". Die Abende vertrieb man sich durch Gesellschaftspiele oder Musik, die namentlich von Johanna von Puttkamer auf dem Klavier meisterhaft ausgeführt wurde. Trennte man sich dann in später Stunde, so wurden natürlich noch von den einzelnen kleineren Gruppen die Ereignisse des Tages besprochen: „Oft," schreibt darüber eines der jungen Mädchen, „machten wir Johanna schlecht über ihre Unnatur — über ihre Gleichgiltigkeit gegen alle Männer und Dergleichen. Morgens beim Frühstück neckten uns dann unsere Herren, sie hätten jedes Wort verstanden, was wir gesprochen. Mariechen (von Blankenburg) mußte Bismarck sagen, wenn er sich nicht besser anzöge, dürfe er nicht weiter mitreisen, die Damen wendeten genug an ihre Toilette, danach müßte er sich richten . . ." Gleichgiltigkeit gegen alle Männer —: Das warf man der schweigsamen Freundin vor und ahnte nicht, daß sie zu gleicher Zeit Herz und Hand fürs Leben verschenkt hatte; nur dem scharfen Auge der Erfahreneren war es nicht entgangen, daß Bismarck mit Vorliebe die Nähe Johannas von Puttkamer suchte und daß auf den Wanderungen die jungen Leute meist Seite an Seite zu sehen waren, in anscheinend ernste Gespräche vertieft. Niemand erfuhr, was sie sich zu sagen hatten; als sie aber im Gasthaus zur Krone in Blankenburg, am Ziel ihrer Reise, ankamen, da hatten Beide die „glücklichste Stunde ihres Erdenwallens" durchlebt, sie hatten sich heimlich verlobt.

Um die Weihnachtzeit traf dann in Reinfeld ein Brief aus Schönhausen ein, der zur größten Ueberraschung der Eltern — der Vater war „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen!" — die Werbung um Johannas Hand und die Anfrage enthielt, ob ein Besuch genehm sein. „Bei Frau von Puttkamer", so erzählte jüngst eine Zeugin jener Tage, „überwog zuerst lebhafte Besorgniß das Gefühl der Freude, als aber die Tochter sich mit aller Entschiedenheit für Herrn von Bismarck oder sonst Keinen aussprach, da waren die Eltern dazu still und von der Stunde der Verlobung an sind sie bis zum letzten Lebenshauch seine treusten Freunde gewesen." In der ersten Januarwoche des Jahres 1847 erschien Otto von Bismarck auf dem Puttkamerschen Gute und am zwölften Januar wurde, wie aus den nachfolgenden Bruchstücken eines Briefwechsels zwischen den einzelnen Freundinnen und Freunden hervorgeht, Verlobung gefeiert. In einem Schreiben, dd. Reinfeld, den fünfzehnten Januar 1847, heißt es: „Hierher ins Land der Polen und Kassuben hat mich die Welle geschwenkt und hier habe ich mich mit sehenden Augen überzeugen müssen — daß Löwen wirklich Lämmer werden können. Wir haben hier am Zwölften eine aus unserer Harzblüthenzeit gereifte Frucht gepflückt und erquicken uns jetzt am Genusse. Du hast damals ganz richtig gesehen, unsere geliebten Freunde haben sich dort gehörig lieben lernen . . ." Und einer der Jugendgespielinnen wurde von dem freudigen Ereigniß also Kunde gegeben: „Was hast Du denn zu Johannas und Bismarcks Verlobung gesagt? Am Ende ist es noch gar nicht zu Euch gedrungen; alsdann wisse, daß am zwölften Januar sie sich Beide in Reinfeld verlobt haben und jetzt dort stille Freude und viel Hoffnung für die Zukunft blüht. Ich habe mich sehr gefreut, wenn auch mit vieler Wehmuth im Hinblick auf Mariechens Tod — wenn das liebe Herz noch lebte, dann würde Aller Freude vollkommen sein, — und sie selbst! Wie würde sie sich freuen, ihren Wunsch

erfüllt zu sehen! . . . Die Eltern sollen sehr freudig und heiter sein, wozu sie nach unserer Ansicht auch alle Ursache haben. Meine theure, liebe Johanna! Du kannst Dir nicht denken, wie sie mir am Herzen liegt. Wollte Gott ihr doch viel Segen bescheeren, ich wünsche wohl, daß sie freundlich durchs Leben geführt werden könnte! . . ."

Johanna war das dritte, einzig noch lebende Kind des Herrn Heinrich von Puttkamer und seiner Gattin, Frau Luitgarde, geborenen von Glasenapp. Zwei Söhne waren im zartesten Alter — der zweite, Franz, im sechsten Jahre — tückischer Krankheit erlegen; mit um so größerer Zärtlichkeit hing das Elternpaar an der am elften April 1824 geborenen Tochter, die in strenger, aber von allem Muckerthum freier Frömmigkeit, im Geiste der Herrnhuter Brüdergemeinden auferzogen wurde. Der Vater war nicht gerade reich, aber recht wohlhabend — drei Güter konnte er sein Eigen nennen: Reinfeld, Viartlum und Reddies, von denen die zwei letzten nach seinem Tode an eine Seitenlinie fielen, während die Fürstin Bismark das dritte erhielt — und er wird von Allen, die ihn kannten, als ein braver, leutseliger, frommer Mann geschildert, dem Niemand feindlich gesinnt war. Das Gleiche gilt von der Mutter, die immer kränklich war, aber vor ihrem, am fünften September 1863 erfolgten Tode noch die Freude erleben durfte, den Schwiegersohn an der Spitze der preußischen Regirung als Ministerpräsidenten zu sehen; ihr Gatte, der erst acht Jahre später, am dritten November 1871, verschied, ward sogar noch Zeuge der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones, und ehe er die Augen zum ewigen Schlummer schloß, sah er seine Tochter, mit der Fürstenkrone geschmückt, an der Seite des mächtigsten Staatsmannes der Zeit, umgeben von drei blühenden Kindern.

Mitte Juli 1847 begannen in dem neuen, einfach, aber behaglich ausgestatteten reinfelder Herrenhause — der alte Familiensitz war im Jahre 1840 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen — die Vorbereitungen zum Hochzeitfeste, für das der drittletzte Tag des Monats bestimmt war. Ursprünglich sollte auf Wunsch des Brautpaares, das am folgenden Morgen abreisen wollte, die Feier möglichst in engsten Grenzen gehalten werden; allein da erhoben Vettern und Basen, Freunde und Freundinnen lauten Widerspruch und erklärten rundweg: werden wir nicht geladen, so kommen wir ungebeten! Und die Folge davon war, daß man sich für sechsunddreißig Personen rüsten mußte. Am achtundzwanzigsten Juli, um die Mittagszeit, segnete dann in der nahen Kirche von Alt-Colziglow der Pastor Heinrich Sauer den Ehebund; das Kirchenbuch meldet darüber: Den 28. Juli 1847

wurden durch den Pastor Sauer getraut:

Name des Bräutigams:

Herr Otto Eduard Leopold von Bismarck,

Deichhauptmann, Erbsohn und Gerichtsherr auf Schönhausen und Kniephof,

32 Jahre alt.

Name der Braut:

Fräulein Johanna Charlotte Eleonore Dorothea Friederike

von Puttkamer auf Reinfeld,

23 Jahre alt,

einzige Tochter des Landschaft-Deputirten Herrn Heinrich von Puttkamer,

Erb-, Lehn- und Gutsherr auf Reinfeld, Viartlum und Reddies.

Am nächsten Tage traten die Neuvermählten ihre Hochzeitreise an, die sie über Prag, Wien und Salzburg nach Mailand, Genua und Venedig — wo Otto von Bismarck mit dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten zusammentraf — und dann auf dem Heimweg durch die Schweiz, auf den Rigi, ins Rhein- und Neckarthal führte, ehe sie in Schönhausen, dem alten Stammgut, ihren Einzug hielten. Vier Jahre lang lebten sie hier still und glücklich, die einzige Zeit, die Bismarck ganz der Familie widmen durfte. Als aber im Sommer des Jahres 1851 Frau Johanna mit den Kindern an der See weilte, erhielt sie eines Tages die völlig überraschende Nachricht, ihr Gatte sei zum Bundestagsgesandten in Frankfurt bestimmt und bereits dorthin abgereist. „Das Resultat waren drei Tage Thränen." Am sechsten Oktober siedelte sie dann selbst in die alte Reichsstadt über, wo sie sich anfangs nicht recht behaglich fühlte, wie aus den Bruchstücken eines Briefes an Hedwig von Blankenburg hervorgeht:

„An meinen Kindern habe ich unaufhörliche köstliche Freude, und Gott sei ewig gelobt dafür. Wenn ich Bismarck einmal fassen und halten kann, dann ist es wunderschön, aber diese Lustbarkeit wird mir höchst selten vergönnt, er ist ohne Maßen beschäftigt. Heute z. B. hat er von früh morgens bis 5 Uhr nachmittags unaufhörlich gearbeitet, ohne einen Blick in die freie frische Luft, weshalb er abends zwischen zehn und elf Uhr spazieren geht, unsere bockenheimer Allee und Chaussee auf und ab. — Das frankfurter Leben ist durchaus geschmacklos für mich und ich bin immer selig, wenn ich eine société schwänzen kann, wie z. B. in den letzten vierzehn Tagen, wo ich einen angenehmen Vorwand nach dem anderen hatte, zu Hause zu bleiben. Zuerst kamen die geliebten Kreppelhöfer Stolbergs, dann mein Vater, dann Charlotte aus Koblenz, dann wurde ich sehr heiser, bins auch noch und huste aus Leibeskräften, so daß ich für vier Gesellschaften gedankt habe und heute, wo wir zum Diner und Ball bei zwei verschiedenen frankfurter Größen geladen, das Selbe zu thun beabsichtige; nur ein hübsches Konzert, was am frühen Abend stattfindet, werde ich besuchen. Ich fühle mich im Allgemeinen doch sehr einsam hier, weil ich mit Niemand — also mit Niemand harmonire, in keiner Weise. Aber Das schadet ja nichts, man lebt nicht, um sich zu amusiren, gebe nur Gott meinen kleinen Lieblingen Gesundheit, dann fehlt mir nichts, um glücklich zu sein. Und möchte sich endlich ein vernünftiges ehrliches Küchenwesen zu uns verirren, dann würde ich auch von der häuslichen Behaglichkeit nichts vermissen. Aber die Küchenfrage ist bis jetzt eine sehr kritische, die uns schon viel Kopfbrechens, und ach, unzählige Gulden und Kronthaler gekostet und mit der wir nimmer ins Reine kommen. . . . Gott befohlen, meine geliebte Hedwig!

Deine treue Johanna."

Wie Frau von Bismarck später dem Gatten und seinen Gästen das Haus angenehm zu machen verstand, Das ist oft schon reizvoll geschildert worden.

Hans Kraemer.

# Neue Opern.

Es ist heutzutage schwer, sich in dem verwirrenden musikalischen Getriebe zurechtzufinden und sich inmitten des tosenden Streites der Parteien den klaren Blick zu bewahren. Links steht eine wehrhafte, bis an die Zähne bewaffnete Schaar mit gezogenen Schwertern, bereit, Jeden zu durchbohren, der nicht beschwört, daß im Tristan keine Note zu viel und keine zu wenig sei. Rechts stehen die Antis mit keuschen Augen, die den Heiligen Brahms im Wappen führen und Jeden auf den Tod hassen, der sich unterfteht, das Opus 98 ihres Schutzpatrons trocken und langweilig zu finden. Und ganz im Hintergrunde lauern die Klassizisten, die Reaktionäre, die jede Regung für fleischlich und sündhaft halten, die sich über Bach oder — besonders tolerante Stimmung vorausgesetzt — über Beethoven hinauswagt.

Eine der drohenden Gefahren hat ja die Königliche Oper in Berlin bisher mit anerkennenswerther Einsicht vermieden: die Gefahr des radikalen Wagnerianerthumes. Schlimm ist nur, daß sie nach rechts nicht das gleiche Maß zu halten versteht. Es sind freilich nicht etwa klassizistische Werke, die unsere Oper neuerdings unter ihren so viel begehrten Schutz nahm, sondern seltsame Bastardprodukte, die von Vater und Mutter nur Schlechtes geerbt haben. Von der Oper alten Stiles das leichtfaßliche Melodisiren um jeden Preis, auch um den der äußersten Banalität. Von einer Erbschaft aus den Partituren Richards Wagner kann man eigentlich gar nicht reden, sondern nur von einem mehr oder weniger willkürlichen Herübernehmen melodischer Floskeln und harmonischer Wendungen, die bei Wagner selbst tiefen Sinn haben, im Munde der Nachbeter aber zur leblosen Phrase erstarren. Daß die Hofoper Werke zu erwerben trachtet, die melodischen Kern haben, ist gut und lobenswerth. Daß sie aber nicht unterscheidet zwischen seichten und gehaltvollen Melodien, Das ist ein böser Uebelstand, der der vaterländischen Kunst nicht zum Heile gedeihen kann. Das Merkzeichen aller echten deutschen Kunst ist herbe Kraft, selbst Rauheit. Was aber soll aus uns werden, wenn von oben herab die Süßlichkeit und Weichlichkeit protegirt wird? Wohin sollen sich unsere wahrhaft begabten Komponisten wenden, wenn die erste Opernbühne sie bekämpft, anstatt sie zu unterstützen? Da bleibt nichts übrig, als Klavierstunden zu geben, zu hungern und in Ergebenheit auf bessere Zeiten zu hoffen.

Daß der „Evangelimann" von Wilhelm Kienzl angenommen und aufgeführt wurde, ist ja begreiflich, da Kienzl durch seinen Text jedenfalls beweist, daß er ein ernst strebender Künstler ist, der sich Das zu Nutze macht, was Wagner der deutschen Oper erstritten hat. Kienzls Text unterscheidet sich sehr zu seinem Vortheil von den meisten gleichzeitigen deutschen Opernbüchern, die entweder unleidlich wagnerisiren oder auf den Effekt hinarbeiten oder auch herzlich ungeschickt sind. Kienzls Gestalten haben einen Anflug individuellen Lebens, sind schlicht bürgerlich gehalten und reden eine natürliche, gesunde Sprache. Die thörichte Effekthascherei der Oper alten Stiles ist verschwunden, die Handlung geht ihren ruhigen und leidlich natürlichen Gang. Wäre es Kienzl gelungen, zu seinem Texte eine Musik von gleichem Gehalte zu schreiben, so hätte er uns, wenn auch keine bedeutende, so doch eine angenehme und sympathische Oper geschenkt. Der

Musiker Kienzl hält aber nicht so ganz, was der Dichter verspricht. Mag sein, daß wir an den Musiker unbewußt weit höhere Ansprüche stellen und dem Dichter ganz unter der Hand das halbe Zugeständniß des berechtigten Dilettantismus machen. Thatsache ist, daß Kienzls Oper in ihrer Totalwirkung hinter den Erwartungen zurückbleibt, die man berechtigter Weise von der Lecture des Textes mitbringt. Kienzl hält sich zwar immer vornehm, er wird nie eigentlich trivial, er deklamirt gut und fließend, er komponirt auch aus dem Texte heraus, Das heißt, er komponirt mit Verstand und Ueberlegung, er ist ferner bestrebt, immer natürlich zu bleiben und nicht mehr zu geben, als er hat. Er hat leider aber vorläufig eben nur wenig zu geben. Daß er sich von dem wüsten Kontrapunktiren unserer linksseitigen Wagnerianer fern hält, die da glauben, sie haben den Parnaß gerettet, wenn sie ein kurzathmiges Motiv durch sämmtliche Tonarten und Instrumente hindurchschleppen, ist gut und lobenswerth. Es bleibt aber eben doch so lange eine nur negative Tugend, wie der melodische Fluß, der an Stelle des wagnerisirenden Kontrapunktirens tritt, der Eigenart entbehrt und sich aus mehr oder weniger bekannten Floskeln zusammensetzt.

Den Anfang der Oper läßt man sich ja ganz gern gefallen. Man freut sich über die noble Art, mit der das erste Gespräch des liebenden Paares Martha und Mathias in den kirchlichen a capella Gesang hineinkomponirt ist, und über die zwar harmlose, aber immerhin deutliche Charakteristik des hinterlistigen Johannes. Den ersten Stoß erhält das Vertrauen in das schöpferische Vermögen des Komponisten durch den monologischen Gesang des über die Liebschaft seiner Nichte aufgebrachten Justiziars Engel. Man erwartet mehr Kraft von dem alten Herrn und weniger althergebrachtes Pathos. Die zweite Einführung des liebenden Paares durch sanfte Holzbläser erweckt wieder bessere Hoffnungen, dagegen findet der auflodernde Zorn des Justiziars, das gekränkte Ehrgefühl des Mathias und die Festigkeit Marthas einen nur mäßigen musikalischen Ausdruck. In der sehr hübsch und abwechselungreich gedachten Volksszene giebt Kienzl eine Reihe ansprechender, und leicht faßlicher melodischer Gedanken, die sich dem jeweiligen Sinn der Worte auch recht geschickt anschmiegen; was man aber musikalischen Humor im eigentlichen Sinne des Wortes zu nennen pflegt, Das will sich nicht einstellen. Kienzl hat den besten künstlerischen Willen und arbeitet auch aus der schätzbaren Einsicht heraus, daß die greifbare melodische Gestaltung das A und das O alles Musizirens ist, es ist aber Alles mehr oder weniger von der Oberfläche geschöpft. Der ganze zweite Akt vermag an diesem Urtheile nichts mehr zu ändern, ja, der Anfang fordert sogar noch schärferen Widerspruch heraus. Wer unter der Flagge Wagners segelt, Der müßte es unbedingt verschmähen, irgend eine seiner Gestalten — und wenn es auch eine alte Jungfer ist — in so wenig noblen Sentimentalitäten schwelgen zu lassen, wie sie das „O schöne Jugendtage" der Magdalena uns bringt. Auch die Szene des Evangelimannes mit den das Gebet nachsprechenden Kindern weist viel mehr auf schlechte Traditionen der Nachfolger Mendelssohns als auf die Schule Wagners hin. Mit solcher Musik gewinnt man allerdings Erfolge beim großen Publikum und erwirbt sich den Namen eines populären Komponisten. Das Schlimme dabei ist nur, daß gerade der Theil der Hörer dadurch zur Opposition gezwungen wird, dessen Urtheil man eben doch größeres Gewicht beimessen sollte.

Doch immerhin, trotz allen diesen Einwänden und Bedenken, wird man Kienzl gern das Zugeständniß machen, daß er ein Musiker ist, mit dem ein ernstes Wort zu reden sich verlohnt. Aber selbst dieses Zugeständniß muß Reinhold Becker und seinem „Frauenlob" gegenüber wegfallen. Hier giebt es nur Eines: Protest, unbedingten Protest gegen den Komponisten, den Textdichter und die Intendanz, die das Werk zur Aufführung annahm. Und vielleicht muß sich der Protest gerade gegen die Intendanz am Schärfsten gestalten. Der Komponist und der Dichter machten ihre Sache, so gut sie konnten. Es ist Niemand moralisch verpflichtet, gute Opern zu schreiben, aber es ist eine Art von Naturgesetz, daß Jeder, der eine Oper geschrieben hat, sie auch nachträglich für gut und einer Aufführung würdig hält. Daß also die Herren Becker und Koppel-Ellfeld mit ihrem gemeinsamen Werke vor das berliner Publikum zu treten wünschten, war ganz selbstverständlich und noch nicht einmal eine verfehlte Spekulation, wie der thatsächliche Erfolg lehrte, denn: der Komponist wurde neun Mal hervorgerufen. Daß die Intendanz diesem Wunsche aber entgegenkam, Das ist wirklich tadelnswerth, denn sie verletzt dadurch ihre wichtigsten und ernsthaftesten Kunstpflichten. Es wäre zwecklos, näher auf ein Werk einzugehen, das, trotz dem Beifall, den es am ersten Abend in Berlin fand, nach keiner Richtung hin Beachtung beanspruchen darf und das weder für die Gegenwart noch für die Zukunft der deutschen Oper irgend welche Bedeutung hat.

Es ist über die Zukunft der deutschen Oper in der letzten Zeit viel hin und her geredet worden. Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, wo das Land der Verheißung zu suchen sei: ob in der Richtung der letzten Partituren Wagners oder mehr nach dem Süden zu, wo Mascagni, Leoncavallo und Genossen veristische Eroberungen machen, oder ob vielleicht eine Verschmelzung beider Stilarten ein lebensfähiges Produkt zu Tage zu fördern vermöchte. Ich sollte aber meinen, daß alles Debattiren über die Zukunft der deutschen Oper und alles Prophezeien nur von geringem Werthe sein könne. Wie sich die deutsche Oper weiter entwickeln wird, weiß Niemand und kann Niemand wissen, weder die Kritiker und Aesthetiker noch die schaffenden Künstler selbst. Oder hätte etwa Richard Wagner, als er den Fliegenden Holländer schrieb, voraussagen können, welcher Art einst seine Musik zu Tristan und den Meistersingern sein werde? Sicher nicht. Alle spätere Musik schlummerte in den Tiefen seines Geistes, ihm selbst noch unbewußt, und brach im Laufe der Jahre nothwendig und unaufhaltsam hervor, wie ein Quell aus dem Schooße der Felsen. So ruht auch jetzt die deutsche Oper der Zukunft in den Köpfen unserer begabtesten Komponisten. Der thatsächliche Verlauf der Kunstgeschichte pflegt stets aller Prophezeiungen zu spotten. Vorhersagen läßt sich bis zu einem gewissen Grade nur der mehr mechanische Prozeß, der sich innerhalb der epigonenhaften Schulen vollzieht. Es dürfte also nicht allzu schwer sein, sich etwa nach Analogie der Barock-Skulptur und -Architektur ein Bild von Dem zu machen, was aus unseren radikalen Wagnerianern im Laufe der Jahre werden wird. Es wird ihnen nichts Anderes übrig bleiben, als sich in der Häufung orchestraler und kontrapunktischer Mittel immer mehr zu überbieten und die leitmotivische Arbeit bis zur denkbar höchsten Spitze hinaufzutreiben, so daß dem Hörer schließlich nicht mehr eigentlich Musik, sondern ein höchst kompliziertes und

schwieriges System von spitzfindigen Beziehungen im tonlichen Gewande geboten wird, in dem sich zurecht zu finden nur mit Hilfe eines thematischen Führers möglich ist. Wie aber die musikalische Kraft beschaffen sein wird, die über diese Irrthümer zu triumphiren berufen ist, Das entzieht sich aller menschlichen Kenntniß.

Der Klassizismus braucht ja heute nicht mehr beachtet oder kritisch abgethan zu werden. Er lebt eigentlich nur noch in den Köpfen einiger Kontrapunktprofessoren der alten Schule, die ihn auch auf ihre braven Normalschüler so lange vererben, wie sie diese noch unter der Fuchtel haben. Ist der gute Junge aber erst draußen in der Praxis, dann wird er unwiderstehlich mit fortgerissen vom Wirbelwind moderner Musik und sieht bald ein, daß er hier nicht weiter kommt mit seinen kontrapunktischen Spitzfindigkeiten. Die künstlerisch begabten Schüler aber lachen schon auf der Schule über den „Zopf" oder „Onkel", wie sie ihren verehrten Meister meist zu nennen belieben, und spielen, wenn er erst draußen ist, das Preislied aus den Meistersingern oder den Trauermarsch aus der Götterdämmerung, als tönenden Protest gegen die klassizistische Vergewaltigung, die sie sich in ihren Schularbeiten gefallen lassen müssen. Während wir also die wenigen reaktionären Kontrapunkt-Professoren und Dirigenten klassischer Chorvereine ruhig ihrem Schicksal überlassen können, haben wir uns mit um so größerer Aufmerksamkeit ihren Antipoden, den Wagnerianern, zuzuwenden, die das gesammte praktische musikalische Leben der Gegenwart beherrschen und — man darf es wohl sagen — durch ihren Fanatismus, ihre Einseitigkeit und Blindheit schwer schädigen.

Wagnerianer im hier gemeinten Sinne sind aber weder die Leute, die in Wagner einen der größten Künstler aller Zeiten und Länder sehen, noch die Anderen, die auch in der musikalischen Produktion seiner späteren Jahre ein stetes Vorwärtsschreiten und eine unschätzbare, wundervolle Bereicherung der musikalischen Literatur erblicken — von beiden Gesichtspunkten aus möchte ich mich selbst den begeistertsten Verehrer Wagners nennen —, Wagnerianer im schlimmen Sinne sind nur Diejenigen, die den späteren Werken Wagners kritiklos gegenüberstehen, die nicht zugeben wollen, daß sie in sich ungleichwerthig sind, die jede Kürzung für Ketzerei und Schändung des Heiligthumes erklären und die ihre blinde Bewunderung auch auf Berlioz, Liszt und Richard Strauß übertragen. Diese Leute — und unter ihnen vortreffliche, verehrungwürdige Männer von Ueberzeugung und Geist — sind es, die den musikalischen Geschmack verwirren und in den Köpfen unserer jungen Komponisten keine Klarheit aufkommen lassen, da sie das Gute und das Verfehlte mit einander vermengen und dadurch dem nach einem festen Halt ringenden Künstler auf der einen Seite rauben, was sie ihm auf der anderen gegeben haben. Charakteristisch für sie und somit für unsere gesammten musikalischen Zustände ist die Furcht, unverständliche oder schlechthin langweilige Werke als solche zu brandmarken. Richard Wagner ist einst verkannt und erst spät verstanden worden, ergo — denken unsere kritischen Titanen — muß man heute dunklen und verworrenen Arbeiten gegenüber vorsichtig sein, auf daß man sich vor einer nicht zu fernen Nachwelt nicht blamire. So entstehen wirre Gestaltungen und „tief" sein wollende Kritiken, — und Beides kann der Zukunft unserer Oper, Das wenigstens ist gewiß, nicht förderlich sein.

Paul Moos.

# Früchte der Thorheit.

In recht vermögenden Kreisen wird zwar nicht die Befürchtung, aber doch die Meinung ausgesprochen, die russisch-chinesische Anleihe könne am Ende Herrn von Marschall aus dem Staatssekretariat ins Privatleben zurückführen. Nicht etwa, als ob gerade er die verschiedenen Fehler in dieser unseligen Angelegenheit begangen hätte — er ist ja nur der Untergebene des Kanzlers —, aber er könnte, meint man, vielleicht zum Sündenbock ausersehen sein.

In den letzten acht Tagen haben sich die neulich hier geäußerten Zweifel bestätigt, ob jene russisch-chinesische Anleihe so rasch ratifizirt werden würde, wie der Jubelschrei von Paris her erwarten ließ. Die Russen und Franzosen sind einig, aber mit der großen Unterschrift in Peking scheint es etwas langsam gehen zu wollen. Es handelt sich um das große kaiserliche Siegel, das jetzt, wie es früher unser Herr von Brandt einigen deutsch-chinesischen Anleihen zu erlangen wußte, von der russischen oder französischen Gesandtschaft besorgt werden muß. Leider aber läßt es sich nicht leugnen, daß die Demüthigungen für uns noch empfindlicher geworden sind. Zunächst hat Rußland nicht allein die Anleihe garantirt, sondern auch noch durch die Hafenzölle fundiren lassen. Es hat also das eigentliche Unterpfand unserer so langen Verhandlungen vorweg genommen und zugleich verhindert, daß zu den jetzt kontrahirten 400 Millionen Francs noch weitere 400 Millionen Francs von anderer Seite hinzukommen. Höchst rücksichtvoll von einem Reich, zu dessen Gunsten wir im Geschwindschritt die Japaner zum Einlenken aufgefordert hatten! Freilich hat man in Petersburg den bitteren Trank durch ein Stückchen Zucker zu süßen versucht. Herr Witte weiß, wie eifrig man sich an maßgebenden Stellen für den deutschen Eisenexport interessirt. Nun wurden kürzlich in der russischen Hauptstadt größere Posten Schienen submittirt. Franzosen, Belgier, Ungarn forderten weniger als die deutschen Werke. Und was that der kluge Finanzminister, der für eine von ihm beabsichtigte klaffende Verwundung gern ein Heftpflästerchen bereit hält? Er hat nicht etwa den billiger Bietenden (darunter sogar Franzosen!) seinen Auftrag zugeschlagen, sondern er läßt sie den deutschen Werken übertragen, weil sie ihre Preise jenen anderen gleichstellen. Die beiden deutschen Eisenindustriellen, die zu diesem Zwecke die Reise nach dem Osten angetreten haben, wissen wenigstens jetzt, was uns diese besondere Zartheit kostet.

Noch immer hört man übrigens die Frage, ob es denn so ganz klar sei, daß wir von der russisch-französischen Transaktion bis zum letzten Augenblicke nichts wußten. Leider ist Dies völlig klar, und zwar aus drei Gründen. Erstens hätte die Norddeutsche Allgemeine sonst nicht gegen die Rothschildsche Führung gearbeitet; denn gerade diese Häuser boten doch die festeste Bürgschaft gegen eine russische Einmischung, wie sie ja auch, aus Rücksicht auf die londoner Firma und zum Schmerz der pariser Banken, jetzt sofort zurücktraten. Zweitens: durch welchen Schritt hat denn die „Reichsregirung", wenn sie wirklich Etwas gewußt haben sollte, die russischen Anleihebestrebungen eigentlich zu durchkreuzen versucht?

Eine öffentliche Bekanntgebung solcher Absichten hätte doch wenigstens die Engländer rechtzeitig in Bewegung gesetzt. Drittens: sobald wir endlich durch die französischen Zeitungen von der ganzen Transaktion erfuhren, klang unsere offiziöse Kundgebung höchst überrascht und beleidigt. Einen Umstand aber hat unsere Regirung jedenfalls gekannt, nämlich den Wunsch Rußlands, bei der in Berlin verhandelten Anleihe mit einer Quote betheiligt zu werden. Warum kam da Keiner unserer Weisen auf die Idee, daß man in Petersburg am Liebsten die ganze Anleihe nehmen würde? Die Frage ist gar nicht so wunderbar, denn auf unserem auswärtigen Amt mußte man doch wissen, wie zahlreiche und große Vortheile Rußland einst aus der türkischen Kriegsschuld gezogen hat. Dieses ruhige Warten, sobald man in Konstantinopel Geld sah; dieses ungeduldige Mahnen, sobald man die dortigen Kassen wieder leer wähnte; und dann das ewige Bitten um Aufschub, das Verlangen von Zugeständnissen hierfür u. s. w., — dieses ganze große Schachspiel konnte doch unmöglich schon vergessen sein. Und weshalb sollte es sich jetzt nicht China gegenüber wiederholen?

Ein Fehler war bei unseren Verhandlungen auch die Wahl der beauftragten Person. Wenn hier neulich gesagt wurde, daß die Hochfinanz vielleicht nur zum Schein traurig thut, so muß Einer ausgenommen werden: Herr von Hansemann. Dieser hat wirklich alle Ursache, völlig niedergeschlagen zu sein. Aber was berechtigte auch die Regirung, gerade in dem Leiter der Diskontogesellschaft ein spezifisches Talent für derartige Unterhandlungen zu sehen? Sie durfte wohl wissen, daß das kleine Konsortium, das früher bei uns chinesische Geschäfte entrirte, dank seinen gewandten Vertretern in Shanghai eine sehr glückliche Hand hatte, daß dagegen, seitdem die Diskontogesellschaft mit ihrer Deutsch-Asiatischen Bank dieses Gebiet an sich gerissen hatte, überhaupt kein Erfolg mehr zu verzeichnen war. Hier hat der persönliche Wille Hansemanns, der ja sonst oft die Klugheit ganz gut ersetzte, endlich einmal eine unheilbare Niederlage erlitten. Ein Institut, das in allen Theilen der preußischen Verwaltung werthvolle Verbindungen unterhält und zu dem man das größte Vertrauen hat; deshalb „oben" die — ganz irrthümliche — Genugthuung darüber, daß gerade Herr von Hansemann an den Verhandlungen mit China so hervorragenden Antheil nahm. Seine Gestalt allein stellte die Herren von der Seehandlung in den Schatten; es giebt auch noch eine andere, nicht beglaubigte Version, wonach die Theilnahme der Seehandlung an den Konferenzen überhaupt nur ornamental gewesen sei. Auf alle Fälle hat aber hinter der Seehandlung und der thatsächlich sehr hochmüthigen Deutsch-Asiatischen Bank die „Reichsregirung" gestanden; mit ihren Entschlüssen und ihrer Haltung stand und — fiel die ganze Unterhandlung.

Selbst an der Seine weiß man übrigens noch nicht, ob die Anleihe einen privatrechtlichen Charakter haben werde. Abgeschlossen haben sie mit China, unter Assistenz ihrer Gesandten, die russischen Banken, die, so lange sie noch kein Geld von den französischen Mitkontrahenten haben, vielleicht Interimsscheine ausgeben könnten. Dann tritt aber die Frage hervor — und, wohlgemerkt, auch bei den Betheiligten in Paris —, ob die petersburger Banken die Anleihe weiter an ihre Regirung begeben haben oder für eigene Rechnung emittiren. Selbst über die Garantie verlautet bis zur Stunde nur Ungewisses: bedingt oder unbedingt? Vielleicht weiß Dies sogar Herr Direktor Rothstein noch nicht, der auf

diesem Gebiet Herrn Witte berath. Der Herr sitzt in der selben petersburger Internationalen Handelsbank, die mit der Diskontogesellschaft und mit Rothschild innigst liirt ist, — und dennoch dieser gelinde Ueberfall! Was die Sicherheit des Unterpfandes durch die Hafenzölle anbelangt, so scheint man diese in Paris sehr genau erwogen und völlig genügend befunden zu haben. Mr. Hart ist eben kein Engländer mehr, sondern chinesischer Beamter, und sobald er Weiterungen suchen würde, um den neuen großen Zinsendienst aufzuhalten, hätte er seine Absetzung zu gewärtigen. Die Form wäre wahrscheinlich die bisher übliche. China giebt dem Gelddarleiher Custom-Bonds (Zollwerthe), die dieser verkauft und mit den Custom-Bonds haben eben die Kaufleute in den Häfen ihre Zölle anstatt in Baar zu entrichten; die Zinsen wären auf diese Weise also gleichsam schon von vorn herein gesichert.

Die allerverschiedensten Ansichten hört man über das Verhältniß Chinas zu Rußland. Einige Informationen gehen dahin, daß die maßgebenden Männer in Peking durch die vielen Niederlagen gänzlich demoralisirt seien und dem Verlangen des Zaren in Allem nachgeben würden, so daß nur noch von Japan ein ernstlicher Widerstand erhofft werden könne. Andere Meldungen sprechen dagegen von der Hartnäckigkeit der in China jetzt sehr selbständigen Provinzialbehörden, die ihrer Centralregirung durchaus nicht in Allem gehorchten. Räthselhaft wäre es immerhin, welcher Reiz für die natürlich ganz unbestechlichen Mandarinen darin gelegen haben sollte, Rußlands Offerte von 400 Millionen Francs anzunehmen und die doppelte Summe von anderer Seite zurückzuweisen. Allein Das ist ja gar nicht geschehen! Wir sind es vielmehr gewesen, die den Verhandlungen über die große Anleihe so viel Selbstbewußtsein und so große Schwierigkeiten beimischten, daß man in Peking die Engländer und die Franzosen abfallen sah. In diesem Augenblick, wo gleichsam die Taube bereits auf dem Dache saß, flog der russische Spatz den Chinesen in die Hand; besser 400 Millionen sicher als 800 unsicher, — und so kam, was kommen mußte. Dabei muß man bedenken, daß China keineswegs mit dieser Summe auskommt, also von nun an wohl weiter auf Rußlands Gnade angewiesen bleibt.

Die für uns unangenehmste Folge trat aber erst später ein. Das brüske Vorgehen Rußlands wird auch noch von den Franzosen benutzt, um ganz offen zum ersten Male die Allianz zu proklamiren. Einerlei, ob der russische Botschafter seine Sondererlaubniß zu diesem schönen Worte dem verlegenen Minister oder dem emissionlustigen Bankensyndikat zu Gefallen gab: ärgerlich ist die Sache auf jeden Fall. Die Entente könnte noch weitere Folgen haben, an die unsere feinen Köpfe, als sie sich bei der Anleiheverhandlung recht stolz erhoben, gewiß nicht gedacht haben. Die Kabinette beider Länder könnten nämlich auch in anderen Dingen zusammengehen. Nehmen wir einmal an, daß zunächst die egyptische Frage aufgerollt würde. Nilwerthe liegen in nicht geringer Anzahl bei uns. Pluto.

# Der Kleber.

Vor ein paar Tagen entstand plötzlich ein Staunen, als hätte von den Steuerleuten des neueren Kurses — der neueste beginnt vielleicht hinter Holtenau — Einer einen klugen und großen Entschluß gefaßt. Was war geschehen? Hatte Herr von Köller über die Irrenpflege oder das Argon gescheite Sachen gesagt? Oder wars in Crispinträumen Herrn Miquel eingefallen, daß er als ein gerühmter Sozialpolitiker die den Couponschneidern verhaßte Rentenkonversion nicht länger aufschieben dürfe? Nein, ein noch sehr viel Wunderbareres hatte sich ereignet: Herr von Boetticher hatte auf einen Angriff geantwortet. Das war neu; Herr von Boetticher, der über eine muntere Frühstücksberedsamkeit verfügt und bei dessen Parlamentsreden man unwillkürlich immer nach dem Rheinweinglas und der Serviette späht, verstummt sonst allsogleich, wenn ihm ein Vorwurf gemacht wird, der auch von fern nur mit der bismärckischen Zeit und dem Welfenfonds zusammenhängen könnte. Und nun wurde geraunt, er habe auf einen Angriff geantwortet, dem Fürsten Bismarck gerade ins Gesicht, und gar noch durch das Sprachrohr des ehrsamen Reichsanzeigers, der das Lügen und Leugnen niemals erlernte. So ganz einfach lag nun, wenn man genau hinsah, die Sache wohl nicht, denn von einem Angriff konnte der Unbefangene eigentlich nichts merken. Seit dem Märzmonat empfängt Fürst Bismarck mancherlei Deputationen und plaudert dabei, was ihm ohne Anstrengung gerade einfällt und was die Besucher interessiren könnte. Auch die Landwirthe, die ihre Glückwünsche brachten, erwarteten eine Rede, vielleicht über den Antrag des Grafen Kanitz, über den Bimetallismus oder eine andere Möglichkeit, den Getreidebauern wirksame Hilfe zu bringen. Diese Erwartung blieb unerfüllt, aber dafür durften die Herren sehr unterhaltsamen und lehrreichen Mahnungen lauschen, die, ohne sorgfältig erwägende Disposition, dem reichen Schatz einer nahezu universellen Lebenserfahrung entnommen wurden. Der alte Kanzler rieth den Landwirthen, sie sollten zu Abgeordneten niemals Männer wählen, die etwa Minister werden und deren Frauen dann um keinen Preis auf die Annehmlichkeiten eines Excellenzdaseins in einer geräumigen Wohnung verzichten möchten; solche „Kleber" brächten den Wählern keinen Gewinn. Der Chor der Bismarckhasser bemächtigte sich des Wortes und behauptete kecklich, mit dem Kleber könne kein Anderer gemeint sein als der längst schon schmählich verleumdete Herr von Boetticher. Das ist, mit Verlaub, nicht ganz richtig; Minister, die von Agrariern gewählt waren und die dann, des Fortkommens halber, als heißspornige Schutzzöllner von ehedem doch Handelsverträge vertraten, hat es auch sonst schon gegeben und die excellente Dame, die den bequemen Gatten beschwor, sie nicht aus der großen Ministerwohnung zu reißen, ist nicht in der Wilhelmstraße zu suchen. Einerlei: die Presse hatte Herrn von Boetticher genannt und Herr von Boetticher ergriff, vielleicht nicht dem eigenen Triebe folgend, das Wort zur Entgegnung Er sei, so las mans im Reichsanzeiger, kein Kleber, er gewiß nicht; er habe sehr oft seine Entlassung erbeten, doch sie sei ihm niemals bewilligt worden; als Beweisstück wurde ein Handschreiben des Kaisers produzirt, das in höchst huldreichen Ausdrücken der Verdienste des Herrn von Boetticher gedenkt. Der Beweis ist ein Bischen lückenhaft; für das Erbitten der Entlassung kann ein geschickter Mann

stets solche Momente wählen, wo er der abschlägigen Antwort gewiß sein darf. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob Herr von Boetticher ein zäher Kleber ist; diese Frage ist nur vom subjektiven Gefühl zu entscheiden und wird im Deutschen Reich nur ein winziges Häuflein interessiren. Viel interessanter und wichtiger ist die Gesammtpersönlichkeit des Ministers, der zwischen echtem Material und Gips keinen Unterschied findet. Wer ihn, mit schlenkernden Armen, die schwere Havannacigarre — o Tolstoi! — immer im Mund, einherschlendern sieht, mag nicht merken, welche Zähigkeit in dem Manne steckt, der jedem Sturm steht und veränderten Umständen sich schmiegsam immer anzupassen versteht. Eine altpreußische Bureaukratenlaufbahn, vom Assessor zum Staatssekretär, aber ein ganz moderner Typus von eigenartiger Prägung. Man muß gerecht sein und bedenken, welcher Verlockung dieser Mann seit fünfzehn Jahren ausgesetzt war. Er war der Günstling des Mächtigen, war so ziemlich in jedes Geheimniß eingeweiht und hatte auch im Hause des Fürsten durch eine joviale Corpsburschenlustigkeit ein warmes Plätzchen erobert. Der Kanzler prüfte den brauchbaren Dienern nicht allzu ängstlich Herz und Nieren; die Hauptsache war, daß sie eben brauchbar waren, — für alles Uebrige würde der alte Hexenmeister selbst schon sorgen. So kam es, daß Bismarck in der Beurtheilung begabter Menschen häufig irrte und daß er einen seitdem viel genannten Herrn für beinahe unentbehrlich hielt, obgleich er auf der inneren Iris des verschlagenen Helfers Flecken entdeckte; so entstand auch der Glaube, der in dem oft citirten Wort den Ausdruck fand: „Ohne Boetticher und Rottenburg könnte ich das Geschäft nicht mehr besorgen.“ Bismarck fühlte die Kraft, ungeberdige oder nicht ganz zuverlässige Charaktere zügeln zu können, und er rechnete nicht mit der Möglichkeit eines Tages, der ihm, dem Lebenden, die Macht jemals entreißen könnte. Und nun kam dieser Tag, nun wurde erwogen, wie der unbequem Große wohl zu beseitigen wäre, und der Erste, den nun der Glanz der neuen Sonne bestrahlte, war Herr von Boetticher. Das gab einen Pflichtenkonflikt: sollte der Unbegüterte dem Mann, dem er Alles verdankte, ins Privatleben folgen oder auf der Bahn vorwärts schreiten, die später vielleicht bis zum höchsten Sitz führen konnte? Der Ehrgeiz ist kein unedles Motiv; Herr von Boetticher blieb. Als es dann bekannt wurde, daß nur ein Gnadenakt des alten Kaisers ihn aus der Verschuldung an Großbankiers erlöst hatte, zerrannen die stolzen Träume. Den Ausplauderer konnte der Staatssekretär in seiner Nähe finden; aber der Verdacht, der unfreundlich Entlassene müsse im Groll das Geheimniß verrathen haben, war natürlich und er bewirkte wohl, daß Herr von Boetticher auch dann noch nicht aus dem Amte schied, als über das Haus Bismarck die große Acht verhängt worden war. Herr von Boetticher blieb und machte sich nützlich und wird sich auch künftig noch nützlich machen, so lange die Mittelmäßigkeit herrscht und Nietzsches ahnendes Wort nicht verstanden wird, daß für die kleine Politik die Zeit nun vorüber ist. Jetzt hat er, gewiß nicht gern, Erörterungen begonnen, die ihm unbequem sind und noch sehr viel unbequemer werden könnten. Jetzt hat man gehört, daß Fürst Bismarck auch für den neueren Kurs jede Verantwortlichkeit ablehnt; wer Das vor drei Monaten behauptete, wurde von schmierigen Lümmeln beschimpft. Am Ende naht jetzt bald die Zeit, Fragen aufzurühren, neben deren Bedeutung der papierne Streit um den Kleber unbeträchtlich erscheint.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juni 1895.

# Neu-Byzanz.

Vor neunhundert Jahren wurde in der Stadt des mythiſchen Helden Byzas ein herrliches Feſt gefeiert. Nikephoros Phokas, den Theophano nach dem Tode des zweiten Romanus zum Kaiſer ausrufen ließ, hatte die vorwärts drängende Macht des Islams von den Grenzen geſcheucht, den Emir von Aleppo niedergeworfen und war, an der Spitze eines Heeres, in deſſen Reihen Albaneſen, Armenier, Ruſſen und Ungarn dienten, ſiegreich von der Donau nach Sizilien und von Tauris nach Perſien gezogen. In ſeinem Lager duldete er den üppigen Aufwand oſtrömiſcher Prunkſucht und ſeine Schiffe erſtrahlten im Wiederſchein des griechiſchen Feuers; er ſelbſt aber ging immer ſchlicht und einfach einher, — nicht, um aufzufallen, wie Napoleon, der im grauen Mantel und mit dem ungeputzten Dreiſpitz aus dem ſtrotzenden Troß der Generäle und Höflinge hervorſtechen wollte, ſondern, weil dieſer mönchiſche Krieger in Asketengewohnheit erwachſen war und an der wollüſtigen Prachtliebe der Volksgenoſſen die rauhe Männertugend nicht verweichlichen wollte. Einmal wenigſtens aber mußte auch er ſich der Sitte equemen: am Tage der Krönung. Da nahte ein märchenpomphafter Zug der Hagia Sophia und inmitten des Glanzes ſchritt der Baſileus, in goldenen Sandalen, mit köſtlichen Geweben bekleidet, die goldene Binden ſchürzten, in der Rechten das Kreuzſzepter, in der Linken die purpurne Akakia, das ehrwürdige Symbol der Auferſtehung. Und hinter-

drein wälzte sich die Schaar der Beamtenschaft und des Hofgesindes, die unübersehbare Menge der Würdenträger und Truppenführer, streng nach der Rangordnung abgetheilt, in die sieben Kuppelräume des justinianischen Wunderbaues. Ein holder Feentraum schien Wirklichkeit geworden, und als am Abend die Ballisten kreuzförmige Feuergarben über den Bosporus warfen und aus den weit geöffneten Basiliken süßer Weihrauchduft auf Straßen und Plätze drang, da packte betäubender Taumel das Volk und die orientalische Zaubernacht bescheerte dem alternden Mann die Vergötterung, den im cubiculum eben die schöne Theophano umfing.

Die festliche Lust war nicht durch den Glanz der Ausstattung allein angefacht worden. Byzanz hatte wieder einen Herrn: anstatt des Schwächlings Romanus, der dem Jagdtrieb nur und den Sinnenlaunen gefolgt war und dem starrköpfigen Eunuchen Bringas die Sorge für das Reich überlassen hatte, saß nun ein vom Sieg vielfach gekrönter Held auf dem Thron, ein Mann, von dem die Völker Schutz gegen drohenden Angriff und die Krieger Ruhm und Beförderung hoffen durften. Auch die Gelehrten, die Künstler und Literaten konnten bessere Zeiten erwarten; den Künstlern war es schlecht ergangen, seit Leo der Isaurier den Bilderstreit begonnen und das zweite Konzil von Nikaea die Malerei und die Skulptur als der Verdammung würdige Künste verboten hatte, und die Literatur hatte bis zum Ausgang des achten Jahrhunderts von den Kaisern arg zu leiden gehabt. Jetzt sollte es anders werden; ein starker und gerechter Herrscher würde im Lande walten, frei würden sich die so lange niedergehaltenen Kräfte regen und dem oströmischen Reich herrliche Tage heraufführen. Der Thronwechsel, der immer schlummernde Sehnsucht weckt, schien hier eine Erneuerung der Volkskraft anzukünden und in der Menge, die ihr Jubelgeheul zum Kaiserpalast hinaufsandte, war wohl Keiner, der nicht von dem neuen Licht einen Strahl zu erhaschen hoffte. Sechs Jahre später huldigte die selbe Menge mit der selben Begeisterung dem Armenier Timiszes, der, auf Theophanos Gebot, den Phokas ermordet hatte. Die Hoffnungen waren nicht erfüllt worden; Otto der Große war in die Geschichte des Ostens eingetreten und hatte das Griechenheer zerstreut, das in Apulien das Erbe der Caesaren suchte; Wladimir von Kiew war mit seinen Horden in das Balkangelände gedrungen, — und mählich verfiel die Macht von Byzanz. Ihr Glanz erhellte noch fast drei Jahrhunderte hindurch, bis in die Zeit der letzten Palaeologen, die östliche Welt, aber de

Flackerschein stieg aus einem verglimmenden Herdfeuer auf und in dem Plunderprunk wühlten fressende Würmer. Ein langer Zersetzungprozeß begann, der erst mit dem Tode Konstantins des Elften enden sollte, in dessen Verlauf aber ein selbständiges und kraftvolles Leben der oströmischen Macht kaum mehr zu bemerken war. Die Kunst, die in einem bunten Gemisch von christlichen, griechischen und asiatischen Elementen die Wirkung gesucht hatte, erstarrte bald im Zwang des höfischen Ceremonials und in der Ueberladenheit einer kindisch tandsüchtigen Epoche, die höchstens am Ornamentalen und Dekorativen noch Freude hatte, und erlebte nur in der Kunststickerei und Emailmalerei eine ärmliche Nachblüthe. Und die Gelehrten und Literaten machten Ragouts aus Anderer Schmaus: sie exzerpirten die griechischen Geschichtwerke, trieben emsig Dialektik und Rhetorik und mühten sich als Uebersetzer, Nachahmer und Sammler. Die ragenden Baudenkmäler, die der Fremde im Türkenland heute bestaunt, stammen zum werthvollsten Theil aus der justinianischen Zeit, die Kleinkünste der Elfenbeinschnitzerei und der Zellenschmelzbilder wirken wie wunderliche Raritäten und die geistigen Schätze des Weltreiches füllen in der Weltliteratur nur eine schmale und staubige Rumpelkammer. Von der prunkenden Herrlichkeit ist dem Besitz der Menschen von heute nicht viel mehr erhalten geblieben als der Begriff des Byzantinismus, die Bezeichnung eines Zeitempfindens, das in maßlosem Luxus und strebsamer Knechtschaffenheit sein Genügen fand. Das byzantinische Leben ist uns ein übertünchtes Grab und nur die Erinnerung an die tötliche Krankheit, die den faulenden byzantinischen Körper im Innersten zerfraß, lebt in unserem Bewußtsein.

Wie entstand diese Krankheit? Den ersten Fäulnißherd schuf ihr der „stationäre" Zustand der orientalischen Staaten; wo es keine individuelle Freiheit und keine Auslese der Tüchtigsten giebt, kann es auch keine organische Entwickelung geben, und wo die Entwickelung fehlt, stocken die Lebenssäfte und die Versumpfung beginnt. Ueber die Masse der nicht Privilegirten — und auch die heute Privilegirten können morgen schon, nach der Willkür des Autokraten, armsälige Sklaven sein — lagert sich ein dumpfer Fatalismus, der den Willen lähmt und den letzten Rest des Anspannungvermögens auf das allein noch lockende Ziel lenkt, den Tag zu genießen und die Gunst der Stunde hastig auszuschlürfen. Was nützt die Wahrhaftigkeit und die Summe des festen Wollens, die man den Charakter nennt, wenn am Ende doch

eine Laune das Schicksal des Einzelnen und der ganzen Volkheit bestimmt? Wozu unter der Last einer ernsten und sittlichen Lebensauffassung durchs Dasein keuchen, da ringsum doch Binsenseelen üppig gedeihen, bis ein jäher Windstoß sie knickt? Wichtig ist nur, daß man gefällt, und damit man gefalle, muß man gefällig sein, das eigene Denken unterdrücken, die laute Lust niemals durch einen persönlichen Ton stören und jedem Wunsch des Vordermannes stets sich willfährig zeigen; einmal kommt dann doch die Stunde, wo man ihn hinterrücks überrennen kann. So entsteht ein wildes Wettlaufen um Gunst und Gnade: die strenge Kastenordnung gliedert die Menge und Jeder erstrebt, ohne in den Mitteln allzu wählerisch zu sein, einen höheren Platz, weil der im Rang vornehmere auch der bessere und angesehenere Mann ist. Alle Künste der Schmeichelei und des Bedienteneifers stehen in hohem Preis und die reichlichste Anerkennung wird Dem gezollt, der zu Allem bereit ist, den Freund und Gönner von gestern heute schmählich verräth und keine Lakaienhandreichung weigert. Zuerst widersteht da oder dort Einer wohl der Versuchung; allgemach aber sieht er, wie neben ihm hundert Hände sich gierig ausstrecken, um den Dienst zu verrichten, den er versagt hat, und wie hundert Häupter sich blitzschnell zu dem Geschäft des Staubleckens beugen, vor dem ihn der Ekel würgte; er sieht die Dienernden befördert, mit Titeln und Tressen geschmückt, und muß selbst in dunkler Vereinsamung arme Tage fristen. Ists ein Wunder, wenn die Widerstandskraft ihm endlich erschlafft und er sich in die bequemere Sitte schickt, die den Genossen im Kampf ums Dasein sich so nützlich erweist? Wer als ein bequemer Mensch erkannt wird, als ein zum Lachen und Weinen, zum Jubeln und Trauern je nach dem Kommando immer bereiter, hat die beste Empfehlung. Die Geselligkeit, die muntere Mörderin jeder individuellen Besonderheit, thut das Uebrige; im geselligen Verein ist der Spielverderber, der sich den Massenstimmungen nicht fügt, als ein Störenfried am Meisten verhaßt und der Glatte und Krumme, der auch die schmutzigste Hand herzlich drückt und den umlauerten Todfeind verbindlich begrüßt, wird der beliebte Held jeder Tafelrunde. Eine stationäre Kultur, die in leeren Prunkfesten schwel
ein verschnörkeltes Titelwesen, das dem Einzelnen Werth und „Charak
verleiht; ein hitziges Vorwärtsstoßen, um in die Nähe der wärmen
Sonne zu kommen, und dabei doch das Bestreben, die gesellige L
nie unliebsam zu durchbrechen: so ungefähr wird die Diagnose

byzantinischen Krankheit lauten, die den Willen und die Würde zernagt und den geputzten Haufen der Kriecher und Schmeichler so verschlafft und verschwächlicht, daß er nur das eine Streben noch kennt, rechtzeitig stets vor dem Herrscher der Stunde anbetend zu knien und nicht mehr an Phokas zu denken, wenn Timiszes die Krone trägt.

Es ist keine an das Erdreich von Byzanz geknüpfte Krankheit, die etwa durch die schwüle Ausdünstung des Bosporus bewirkt worden ist; sie tritt unverändert überall endemisch auf, wo die lokalen Besonderheiten ihrem Entstehen günstig sind. Als der römische Senat dem Tiberius den Preis der Beredsamkeit zuerkannte, als die Unterfeldherren Alexanders nach dem Vorbild des Führers den Kopf schief trugen, als die Höflinge des Mithridates, der sich für einen großen Heilkünstler hielt, ihre Gebresten von dem königlichen Kurpfuscher behandeln ließen, als der Philosoph Favorinus sich weigerte, weiser zu scheinen als Hadrian, der dreißig Legionen gebot, — da waren die Senatoren und Feldherren und Philosophen so gute Byzantiner wie je nur Einer im Reich der Makedonier und der Komnenen. Und unter den lüderlichen Louis von Frankreich wüthete die Krankheit beinahe noch schlimmer als einst im verwesenden Körper des Oströmerthumes. Schon der ehrliche Michel Montaigne hatte, da er mit klarem Blick auf das höfische Treiben sah, geschrieben: Le plus aspre et difficile mestier du monde, à mon gré, c'est faire dignement le roy. J'excuse plus de leurs faultes qu'on ne faict communément, en considération de l'horrible poids de leur charge, qui m'estonne: il est difficile de garder mesure à une puissance si démesurée. Sein Staunen hätte sich noch beträchtlich gesteigert, wenn er den Hof Ludwigs des Vierzehnten erlebt hätte, der mit einem Jahresaufwand von 45 Millionen Livres 15000 Personen beschäftigte, darunter auch zwei Kavaliere, die jeden Morgen, in Sammetgewändern und mit dem Degen an der Seite, den Nachtstuhl des Königs zu untersuchen, zu leeren und wiederzubringen hatten; diese Charge, die ihrem Inhaber 20000 Livres jährlich eintrug, war sehr umworben, weil sie früh, gleich bei der entrée des brevets, in die nahe Intimität des Herrschers führte. Als ein französischer Freund Friedrich dem Großen die Hofetikette von Versailles beschrieb, meinte der Hohenzollernfürst, wenn er König von Frankreich wäre, würde seine erste Sorge sein, sofort einen neuen König zu ernennen, der an seiner Stelle den Hof halten müsse,

da die grüßenden Faullenzer doch einen Faullenzer brauchten, der sich von ihnen grüßen läßt. Vielleicht wäre das alte Byzanz nicht die leichte Beute der Türken geworden, wenn ihm ein Herrscher wie Friedrich geschenkt worden wäre. Er blieb ihm versagt: Weiberſinn, Schwächlingslaune und Eunuchenschlauheit wechselten im Regiment und wütheten im Land; und wo heute das Rückgrat verkrümmt und in grinsend verzerrten Mienen Lakaienunterwürfigkeit sich malt, da steigt das fahle Gespenst des fernen Ostens aus dem Modergrab und alles kraftvoll Lebendige entsetzt sich vor dem Spuk der byzantinischen Krankheit.

Ist sie nun schon bis zu uns gelangt? Vor den Schranken des Gerichtes stand ein Student, der offen bekennen mußte, er habe sein Geld und sein bürgerliches Anstandsgefühl geopfert, um einen Titel, einen hohen Rang, zu erhaschen, und ihm zur Seite stand der ausgeplünderte Vater, der dieses Streben ganz begreiflich fand. Der Operettenprozeß, der das Treiben der angeblichen Erzherzogin von Oesterreich enthüllte, ist ernster Betrachtung nicht werth, aber er zeigt doch an einem Symptom, bis in welche Schichten die Strebergesinnung bereits gedrungen ist; keine Spur einer sengenden Leidenschaft, die den von ihr Befallenen in Fieberhitze bis zum Verbrechen zerrt: eine listige Dirne, die sich auf den Gimpelfang schlau versteht, ködert Vater und Sohn durch die Lockung mit Hoheit und Fürstenwonne. Ein kleines Symptom, — gewiß; aber brauchen wir nach größeren heute, da die Feste von Hamburg und Kiel eben verrauscht sind, noch lange zu suchen? Mancherlei haben wir während der letzten Jahre erlebt, manchen Umschlag der Stimmung, manchen Fehler und manche Lüge; Manchen haben wir da heute anbeten sehen, wo er gestern ausspie, und ausspeien, wo er gestern noch anbetend winselte; niemals aber, niemals vorher haben wir ein widerwärtigeres Schauspiel vor Augen gehabt als in der letzten Woche. Und die bange Frage drängt sich dem Betrachter auf: sind wir wirklich auf dem Wege nach Byzanz oder wird uns von der ehrsamen Wedlerzunft nur ein ekelhaft byzantinisches Trugbild vorgegaukelt?

Das Fest war, so erzählten die Heimkehrenden, recht schön; hie und da kam wohl ein Mißgriff vor, die völlige Unzulänglichkeit aller Verkehrsmittel störte manchmal das Behagen und das nationale Selbstbewußtsein litt unter dem Eindruck, daß einem Theil der Gäste, und nicht eben dem artigsten, Konzessionen gemacht wurden, die, namentlich im Jahr der Erinnerung an ein leichtfertig heraufbeschworenes Menschen-

morden, beſſer verſagt worden wären. Einen politiſchen Vortheil erwartete kein Verſtändiger von dem Feſt und jeder Freund eines ehrenvollen Friedens wird wünſchen, daß die Verſtimmung, die, wie es hier vorausgeſagt wurde, zwiſchen Deutſchland und Frankreich jetzt ſchlimm verſchärft worden iſt, wieder weichen wird; Das kann, da der Großfürſt Alexei und der Admiral Ménard ſich wohl überzeugt haben werden, daß mit dem Deutſchen Reich doch nicht zu ſpaßen iſt, geſchehen, wenn die bei uns maßgebenden Männer raſch die Bahn der Illuſionen und Sentimentalitäten verlaſſen und für die Stärke und ſtille Stetigkeit der Reichspolitik Sorge tragen. Die Folgen der diplomatiſchen Fehler, die unter der Leitung eines mit den franzöſiſchen Zuſtänden angeblich beſonders genau vertrauten Kanzlers begangen wurden, können vielleicht alſo noch vermieden werden und dann wird von dieſer Seite wenigſtens kein trüber Schatten mehr auf die glänzenden Feiertagsbilder fallen. Dann wird man, langſam zwar, auch vergeſſen, daß die Feſtlichkeiten in einem mit Pappe und Leinwand künſtlich hergerichteten Rathhauſe begannen, auf einer künſtlichen Inſel, einem Alſtergipfel der Geſchmackloſigkeit, fortgeſetzt und auf einem künſtlichen Schiff beendet wurden, daß dieſe Eintagskünſtlichkeit Millionen verſchlang und daß man die Bundesfürſten und den Bundesrath, die gemeinſam den föderativen Charakter des Reiches verkörpern, gern von der Maſſe der ſtummen Statiſten geſondert geſehen hätte. Ein gemüthlicheres, weniger prunkvolles Feſt im engen Kreis ehrlicher Freunde hätte der preußiſchen Ueberlieferung, die in ſozialen Botſchaften und in Erlaſſen gegen den Luxus der Offiziere mahnend nachklingt, mehr entſprochen und auf die Volksſtimmung wohl auch günſtiger eingewirkt. Solche Erörterungen ſind unbequem und ſcheinen post festum auch überflüſſig; ſie ſind es nicht, denn das Feſt, deſſen Eigenart von dem chriſtlichen und dem germaniſchen Ideal ſehr weit entfernt blieb, iſt auf dem Wege der pomphaften Veranſtaltungen nur eine Etappe und die ſchamloſe Frechheit, die es zur Irreführung des Volkes und ſeines gekrönten Repräſentanten zu nützen verſuchte, fordert zur Abwehr heraus.

Früh ſchon wurde hier vor einem Suezjubel gewarnt und vor acht Tagen wurde geſagt, die Berichterſtatter ſeien ſo geſchickt mit behaglich wärmenden Guirlanden umwickelt worden, daß der Zeitungleſer von der wirklichen Feierſtimmung nicht viel erfahren werde. Dieſe Vorausſicht ſcheint jetzt, wenn man ſie an dem Geſchehenen mißt,

ruchloser Optimismus; auf redseligen Ueberschwang mußte man gefaßt sein, nicht aber auf tobsüchtiges Lallen. Die glänzendsten Leistungen der hurtigen Sensationenjäger von Kronstadt und Toulon werden durch das von unseren lieben Landsleuten Vollbrachte grell nun überstrahlt: sie erlebten unvergeßliche und für ewige Zeiten denkwürdige Tage; sie sahen jetzt erst das Deutsche Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht angelangt; sie entdeckten flink, daß die Bedeutung des Kanals alle Erwartungen übertrifft; sie telegraphirten Ausrufungzeichen irrer Verzücktheit und waren an jedem Tage mindestens zehnmal überwältigt. Seit in Berlin die inzwischen längst verkrachte Monacherei eröffnet worden ist, hat man Ausbrüche solcher Taumelbegeisterung nicht mehr vernommen; leider waren auch die Mittel, die sie erzeugten, dem bewährten Rezept der Zechspekulanten entlehnt. Am Vorabend der Eröffnung großer Kaffeehäuser und Restaurants wird in Parvenupolis stets eine sogenannte Beleuchtungprobe abgehalten; die auch sogenannten Vertreter der Presse finden in stattlicher Zahl sich ein, mitunter ein Vierteldutzend und mehr von einer Zeitung, sie werden reichlich gespeist und getränkt und schreiben dann, uneigennützige Liebe habe der Kulturmenschheit eine neue, herrliche Heimstätte gegründet, die jeder gute Europäer von nur mäßiger Selbstachtung spätestens übermorgen aufsuchen müsse. Wer sich an diesem Spektakel oft erlustigt und öfter geärgert hat, Der glaubte gewiß nicht, das System der Beleuchtungproben könne jemals von einer deutschen Regirung die Weihe empfangen. Er hat sich geirrt. Zur Kanalfeier wurde der Presse ein Schiff überlassen; darüber ließ sich reden, obgleich es anständiger gewesen wäre, wenn die Besitzer großer Annoncenplantagen zusammengeschossen und für ihre Kulis einen eignen Dampfer gechartert hätten. Aber es kam noch viel besser: beim Besteigen des Schiffes wurde jedem zünftigen Volksbildner eine mit Importen gefüllte Cigarrentasche und ein Berechtigungschein auf fünfzig Flaschen des besten Weines, stillen und schäumenden, eingehändigt. Naive Gemüther werden nun wähnen, die sonst so stolz sich spreizenden Herren hätten gegen diese unwürdige Zumuthung, die jeder von starkem Klassenbewußtsinn erfüllte Arbeiter wi eine rohe Beleidigung empfinden würde, sich in heller Entrüstung gewehr Nicht doch: sie nahmen, mit verbindlichstem Dank, die Cigarrentasch und die Weinanweisung und Einer von ihnen meldete neckisch, nach de ersten zwei Stunden schon sei der beträchtliche Sektvorrath bis zu

letzten Tropfen ausgetrunken gewesen. Dieser mehrfach bestätigten Schilderung muß man entnehmen, daß die vereinigte Holzpapierintelligenz sich, wie ein Rudel dürstender Hunde hitzig an die Tränke drängt, auf die kostenlose Letzung gestürzt und, wie sonst nur gierige Dirnen pflegen und thun, von den vorhandenen Labegenüssen zunächst rasch die theuersten ausgewählt hat. Das wird die Edlen nicht hindern, über kurz oder lang wieder von der hohen Würde der Presse zu schwärmen, die sie selbst unaufhörlich doch prostituiren. Einstweilen waren sie weich gestimmt, denn zu Wein und Cigarren kam noch das sehr gute Essen, vier Mahlzeiten mindestens jeden Tag, und so darf man sich nicht weiter wundern, wenn sie beständig überwältigt waren, lallten und tobten und am Ende gar Herrn von Köller hoch leben ließen, der sie auf dem Festlande früher mit Fußtritten bewirthet hatte und den, all in seiner entschüchterten Unwissenheit, jeder leidlich Gebildete als seinen Todfeind erkennen muß. Herr von Köller berühmte sich, er habe in der Presse viele gute Freunde; darüber wird Niemand erstaunt sein, der Gelegenheit hatte, zu erfahren, wie dieser Herr in der Presse Freunde zu werben sucht; aber der Treffliche darf, weil ein trunkener Haufe von Heiterlingen ihm Beifall johlt, nicht etwa glauben, die zahlreichen ehrenwerthen Männer, die noch immer in der deutschen Presse bedienstet sind, hegten nun auch den Wunsch, mit ihm von einem Tischtuch zu tafeln; diese achtbaren Leute sehen mit Zorn und Schmerz auf die schmählichen Vorgänge der großen Schaumweinwoche zurück und fragen sich sorgenvoll, wem man mit dem neuen Bemühen, buckelnde Tintenbyzantiner zu züchten, eigentlich dienen will. Dem Volk, dem von dem läppischen Lügengewirr ganz wirbelig wird? Oder dem Monarchen, der doch kein Basileus und kein Empereur, sondern ein auf Anbetung und Applaus nicht angewiesener Deutscher Kaiser ist?

Für Beide ist die Gefahr nicht gering, denn Beide sind auf ihrem Gebiet souverain und Beide umdienert beflissener Höflingseifer. Ein Volk, dem immerfort, nach Handelsverträgen, Militärvorlagen und estvorstellungen, gesagt wird, es stehe auf der Sonnenhöhe der Macht nd sei der glänzende Mittelpunkt einer neidischen Welt, kann leicht e bösen Erfahrungen der Oströmer und der jauchzend à Berlin pazirenden Franzosen erneuen. Und ein Herrscher, dessen Schritte, mögen sie auch in noch so verschiedene Richtungen führen, stets ein Jubelgeheul umtost, kann, selbst bei der besten Veranlagung, die Zeit-

stimmung allmählich verkennen lernen. Kein ernster Beobachter täuscht sich darüber, daß die innere Festigkeit und das äußere Ansehen des Deutschen Reiches während der letzten Jahre gelitten haben; den alten wirthschaftlichen Schwierigkeiten haben sich neue gesellt, die europäische Situation ist für uns unvortheilhafter geworden und die Folgen der Verwirrung, die der jähe Bruch mit einer in dreißig schweren Jahren erfolgreich geführten Politik bewirkt hat, treten mit jedem Tage deutlicher hervor. Das Volk, das diese Wirkungen schließlich im eigenen Beutel spürt, kann das Lügengesträhne noch eher entwirren als ein Monarch, der in höfischer Abgeschlossenheit lebt und dem man die künstlich, in Weindunst und Tabaksqualm, gezeugten Lobhudeleien für das getreue Echo öffentlicher Meinungen ausgeben kann. Eine Regirung, die in behaglich ausgestatteten Kunstbrütanstalten Preßerzeugnisse in usum Serenissimi herstellen ließe, würde ihre Pflicht gröblich verletzen und an einem dann früher oder später unvermeidlichen Zusammenbruch die Hauptschuld tragen; sie würde auch den Regenten kränken, der Wahrheit braucht und Wahrheit verlangt und der mit seinem Volk nur in Frieden auskommen kann, wenn er wirklich der Vertrauensmann dieses Volkes ist, nicht nur der gefeierte Held durstiger Telegraphisten. Noch ist, Das lehrt jedes stille Gespräch mit ruhigen, ihrem Kaiser und König anhänglichen Männern, die byzantinische Krankheit zu bannen; noch lebt das Vertrauen, der Kaiser, dessen Interesse so eng mit dem des Volkes verknüpft ist, werde alle Hoffnungen erfüllen, die ihn begrüßten und, auf oft nicht klar erkennbaren Pfaden, vorwärts geleiteten. Er wird den Weg nach Byzanz niemals beschreiten und, sobald er das Nahen der kritischen Stunde empfunden hat, auch die Kraft und den Willen haben, das Gaukelgebilde der Fälscher und Färber in nächtigen Schatten zu bannen. Er hat, mit milden und wirksamen Reden, beim Kanalfest einen starken persönlichen Augenblickseindruck geübt; wenn aber der flüchtige Zauber der Sommernachtfeier längst verflattert ist, wird man noch daran denken, daß Wilhelm der Zweite den ersten Kaiser im neuen Reich den Großen genannt hat, wie jenen Otto, der einst der prunkenden Macht des alten Byzanz den ersten Stoß gab, und man wird wünschen, daß ihn das Beispiel der beiden Treuen, Stillen und Stetigen, deren höchster Herrscherruhm das modeste regere war, zu gutem und nützlichem Wirken immer leiten und lenken möge.

# Konservatives Christenthum.

Die evangelische Kirche in Deutschland hat das Jahr 1848 nur als Zeit der Auflehnung und Empörung im Gedächtniß; es ist ihr kein großes Jahr gewesen, sondern ein Jahr der Klage und Buße. Nur ganz wenige Vertreter des Kirchenglaubens sahen in den Ergebnissen der Revolution einen Fortschritt. Vielen kamen die Märzstürme überhaupt unerwartet; sie hatten so wenig Fühlung mit dem Drängen und Eilen ihrer Zeit gehabt, daß ihnen die „Dämonen" gleichsam aus dem Unbekannten herauszusteigen schienen. Andere haben die Revolution vorher schon kommen gefühlt. Zu ihnen gehört der praktischste Geist, den die evangelische Kirche damals besaß. Wichern schrieb während der berliner Unruhen: „Es ist ein wunderbares Gefühl, in die größten Ereignisse hineingekettet und bis zu einem Punkte gelangt zu sein, wo das größte Unglück mit einem Mal wie eine rettende Gotteserlösung erscheint." Wichern erkannte das Wegziehen des Schleiers von der Wirklichkeit als einen Fortschritt, aber diese Wirklichkeit eines Volkes, das sich die eine Hälfte der Krone auf das eigene vielköpfige Haupt setzt und das von Pietät und Tradition nichts mehr wissen will, war ihm unheimlich. Während Hamburg etliche Tage lang hoch erregt war, schien er sich auf seinem vaterstädtischen Boden „vereinsamt wie auf einer Insel". Er hatte den König geliebt und trauerte nun für ihn und mit ihm. Wenn Wichern das Werdejahr des deutschen Lebens so ansah, dann war es nicht wunderbar, wenn Andere, die den selben Kreisen angehörten, nicht viel anders dachten. Der Vater der neueren Glaubenspredigt, Ahlfeld, damals in Halle, trat unter den Stürmen der Revolution in den konservativen „Preußenverein" ein. Er predigte: „Ich habe meinem Könige Treue geschworen, bei dem will ich bleiben, zu dem will ich mich halten, mag es mir darüber gehen, wie es wolle." Und Heinrich Leo, der konservative Historiker, scherzte: „Wenns ans Hängen geht, dann kommen wir Beide, Ahlfeld und ich, zuerst daran." 1849 predigte Ahlfeld in Erinnerung an das vergangene Jahr über den verlorenen Sohn. Ein Geistesverwandter von Wichern und Ahlfeld war V. A. Huber, eine frühe Schwalbe, die noch lange keinen sozialreformerischen Sommer machte. Er formulirt kurz und klar 1852: „Der Bruch mit der Revolution muß nicht blos auf dem politischen, sondern auch auf dem sozialen und kirchlichen Gebiet durchgeführt werden. Mit der Revolution brechen, heißt, den vorrevolutionären Staatskörper herstellen, nehmen und anerkennen." Und was Huber denkt, verkündigt wie ein Dogma für das gläubige preußische Kirchenthum der mit achtzehn Jahren vom Israeliten zum Lutheraner gewordene Rechtslehrer Stahl, ein Mann, der wie kein Anderer den Bund zwischen dem politischen Konservatismus und der kirchlichen Be-

kenntnißtreue fest gemacht hat. Stahl fand die Formeln oder nahm sie von Anderen auf: „Umkehr der Wissenschaft! Autorität, nicht Majorität! Die Solidarität aller konservativen Interessen! Der christliche Staat! Toleranz ist ein Kind des Unglaubens! Die Forderung der Gewissensfreiheit als eines Rechtes gesetzlicher Staaten und verfassungmäßig regirter Völker ist ein Theil jenes Werkes der Zerstörung und Umwälzung, welche die moderne Wissenschaft bezeichnet und die Ruhe des Staates bedroht!" Stahl will sich mit keinen Konzessionen begnügen. Als Präsident des deutschen evangelischen Kirchentages in Lübeck sagt er: „Die Kirche darf den Materialisten nicht etwa zurufen: erkennt doch wenigstens Geist, Freiheit, Sitte, persönlichen Gott an! Mit einem ‚wenigstens' kann die Kirche sich nie und nirgends begnügen. Eher hat sie den Rationalisten zuzurufen: Seht, wohin Ihr kommt, wenn Ihr beim Leugnen des positiven Glaubens verharrt!"

Natürlich sind Das nur einzelne Aeußerungen, aber doch Aeußerungen, die uns eine wichtige Entwickelungphase des evangelischen Christenthumes vergegenwärtigen. Man denke sich, wie es geworden wäre, wenn nicht Runge und die Lichtfreunde, sondern bibelgläubige Vertreter des evangelischen Christenthumes rechtzeitig mit dem deutschen Liberalismus gegangen wären, wenn neben der Parole „Thron und Altar" das Wort „Glaube und Freiheit" erklungen wäre! Dann wäre der deutsche Idealismus im letzten Menschenalter nicht so gar arm geworden, dann hätten wir nicht einen Begriff „Bildung" bekommen, der die Religion als überwunden ansieht, und dann wäre vielleicht auch die proletarische Bewegung nicht von vorn herein antireligiös gewesen. Doch was hat es für Zweck, einem „Wie wäre es geworden, wenn" nachzudenken? Das Vergangene ist gewesen und will nun verstanden sein. Das konservative Christenthum mag noch so viele Bedürfnisse des deutschen Volkes nicht erfüllt haben, so muß es doch in seiner geschichtlichen Nothwendigkeit begriffen werden, wenn wir es heute, wo es einer anderen Form christlichen Denkens Platz macht, nicht ungerecht beurtheilen wollen.

Es ist nicht ganz leicht, alle Verbindungfäden zwischen Konservativismus und Kirche aufzuzeigen. Vieles ist Stimmung, unbewußter Zug zur Gemeinsamkeit. Die alten Gewalten fühlen sich einig gegenüber der neuen Welt. Der Geist der Geduld, der im Christenthum liegt, verbindet sich mit dem Ruhebedürfniß einer Kirche, die in ihrer Lehre und in ihrem Kultus genug Arbeit vorfindet. Die Warnung des Apostels Paulus der Revolution in Rom, und Jesu bedingte Aufforderung, dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, waren Denen eine willkommene biblische Gr lage, die auch sonst gern nach dem Grundsatz handelten: quieta movere. Wichtiger aber ist die dreihundertjährige Tradition evangeli Staatskirchenthumes. Jedem Lutheraner standen die Wettiner des Reform

zeitalters und ihre Mitfürsten als gottbegnadete Helden vor der Seele. In den alten Bibeln sah man neben Luther und Melanchthon die wackeren Landesherren Friedrich den Weisen und Johann den Beständigen. Auch Joachim von Brandenburg und „Vater August" von Kursachsen waren von der dankbaren Erinnerung vergoldet worden. Durch Gustav Adolph gewannen auch schwächliche lutherische Herren etwas Halt im Bewußtsein des Volkes, und manches private und öffentliche Glaubensbekenntniß aus fürstlichem Mund war dem Volke ein Zeugniß für die Wahrheit der Lehre, daß der Fürst der sichtbare Stellvertreter Gottes sei. Man hatte keinen Papst mehr, aber einen summus episcopus, einen geborenen Landesbischof. Es ist fast rührend, was sich die Evangelischen von ihren Bischöfen in Purpur haben gefallen lassen. Wenn ein armer Landpastor von der rechten Lehre abwich, wurde er auf den Weg in die weite Welt hinein verwiesen; der Bischof aber durfte die Konfession wechseln, über den Glauben spotten, Ehebruch treiben, Landeskinder verkaufen: er blieb doch evangelischer Bischof. Es war, als höre hier die Gewalt des Wortes Gottes auf, von der so oft und warm gepredigt wurde. Und wenn nach solchen Erscheinungen nun gar ein König kam wie Friedrich Wilhelm IV, der für Wittenberg und Jerusalem ein Herz hatte, der sein „ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" aus Ueberzeugung sprach, der Kirchen baute, Liebesanstalten besuchte, Kirchenreformpläne erörterte, da vergaß man Alles, was den Bund zwischen Thron und Kanzel je hätte lockern können, und stellte sich in schwerer Zeit neben seinen König. Neben den König sich stellen, hieß aber 1848 in Preußen, sich zu den Konservativen rechnen.

Die religiöse Erweckung der Freiheitkriege hatte zur Erneuerung des altlutherischen Lehr- und Kirchenbegriffes geführt. Dieser Lehrbegriff war in der Praxis theilweise abhanden gekommen, bestand aber zu Recht. So kam es, daß die neuerwachte Frömmigkeit eine gewisse Neigung hatte, sich auf alten Rechtsboden zu stellen. Sie berief sich weniger auf das ewige Recht der immer neu quellenden Wahrheit als auf das geschichtliche Recht des bestehenden Bekenntnisses. Damit war sie allen Strömungen verwandt, die ein geschichtliches Recht zu behüten hatten. Sie schloß sich ein in die Solidarität konservativer Interessen. Wer am historischen Recht mäkelte, Der war wohl auch im Glauben nicht echt. Der Rationalismus

der Feind. Lieber Rom als Rationalismus! Rom mochte zahllosen rglauben unter der Toga des Heiligen Vaters bergen, es galt doch als utz der Autoritäten. Autorität aber war es, was dem Volke fehlte. Es ..e dankbar, demüthig und gehorsam bleiben, es sollte Vertrauen haben zu ig, Landrath, Pastor. Das Christenthum wurde im Gegensatz zur Reaktion zum geistigen Halt der Autoritäten, zur Predigerin der ersten -gerpflicht, zur Stütze des Bestehenden.

Dieses Bestehende wurde nicht so materiell gefaßt, wie es heute unter marxischer Geschichtbeleuchtung erscheinen mag. Man wußte kaum, wie sehr man Besitzrechte zu schützen gedachte. Die Köpfe waren voll von Romantik, von der Idee eines harmonischen Volkskörpers, der annähernd im Mittelalter schon einmal vorhanden gewesen sein soll, als die Kaiser, Herzöge und Päpste eine gemeinsame Heilige Messe halten konnten, als der Herr und der Knecht die selbe Beichte beichteten, als die Kanzler Kleriker waren und die Bischöfe Waffen trugen. Damals gab es Einheit des Glaubens, oft erzwungen, oft umlodert von Scheiterhaufen, aber es gab einen Geist, dem Jeder sich fügte. Die subjektive moderne Welt mit ihrer Unruhe des Denkens und Rastlosigkeit der Vereinzelung des Geisteslebens war noch nicht da. Es gab Geschlossenheit, kompaktes, massives Innenleben. Solche Geschlossenheit wollte man wieder fassen und greifen. In diesem Sinne sprachen 1857 in Stuttgart auf dem Kirchentage von Bethmann-Hollweg, Nitzsch und Stahl über „evangelische Katholizität".

Die beste praktische Leistung der evangelischen Gläubigkeit in dem Jahrzehnt nach 1848 war die Ausbreitung der inneren Mission. Als eben die Nachricht von den frankfurter Morden gekommen war, hatte Wichern im Herbst 1848 die Losung ausgegeben: Volkskirche durch das allgemeine Priesterthum der Gläubigen in Werken der Barmherzigkeit! Er reiste durchs deutsche Land und gründete Rettunghäuser, christliche Herbergen, Waisenhäuser, Stadtmissionen. Seine besten Helfer fand er im preußischen evangelischen Adel. Von den Schlössern Pommerns, Schlesiens und anderer Provinzen kam dem Unermüdlichen ein fast unerschöpflicher Zustrom von Gaben, Liebe und Sachverständniß. Auch der König hatte seine besondere Freude an der inneren Mission und zog Wichern von 1856 an nach Berlin. Man kann sagen, daß die innere Mission in ihrer Werdezeit in Preußen, aber nicht blos da, von den konservativen Kreisen getragen worden ist. Durch ihre thätige kirchliche Barmherzigkeit erwarben sich gerade auch die damals maßgebenden Kreise Berlins einen Einfluß auf die Entwickelung des religiösen Lebens, der von den Gegnern des Kirchenthumes oft viel zu oberflächlich eingeschätzt worden ist. Aber freilich, die innere Mission jener ersten Periode war, wie Wichern selbst sagt: Assoziation der Wohlhabenden für der Hilfe Bedürftige, nicht Assoziation der Hilfebedürftigen selbst; sie war Patronage, Wohlwollen, Almosen im weitesten und edelsten Sinne. Die innere Mission nahm die vorhandene sozialen Unterschiede als gegebene Größen. Sie linderte die Härten, aber sie dachte noch nicht ernstlich an Organisation der Arbeit. Wicherns scharfes Auge hat zwar auch diese vorhergesehen, aber mit dem Material seiner Helfer und Freunde konnte er sie nicht angreifen. So kommt es, daß ihm, der die Anfänge des Sozialismus besser kennt als fast irgend ein Glied der damalige

gebildeten Schicht, die Größe der politischen Umwandlung der Jahre 1848 und 1866 verschleiert bleibt. Er kennt die kommende Gewalt des Stimmzettels nicht. Bis in seine letzten Reden hinein fehlt der Blick für den Parlamentarismus. Hätte er ihn erkannt, so wäre er der Mann dazu gewesen, den Christen ihre Pflicht als der verantwortlichen Mitträger der Volksgewalt ins Gewissen hinein zu prägen. Statt Dessen bleibt er bei dem alten Begriff von Regirung; und die weit sich ausbreitende innere Mission folgt seinen Spuren, indem sie zahllose Anträge und Petitionen an regirende Gewalten richtet, aber keine eigenen Ideale für die Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte herausarbeitet. Auf diesem Gebiet hat der katholische Ketteler früher seine Zeit erfaßt als der evangelische Wichern.

Weil nun aber die evangelische Kirche dem sozialen und politischen Triebe der neuen Zeit in solcher Weise mit verbundenen Augen gegenüberstand, so entfremdete sie sich gerade den Volkstheilen, in denen dieser Trieb am Stärksten war. Die neue Industrie und der neue Handel blieben ihr im Ganzen fern. Die Emanzipation des Bürgerthumes und die Emanzipation der Arbeiterklasse begannen ohne einen wesentlichen Beisatz religiöser Ideen. Zwar hat das liberale Bürgerthum eine Zeit lang versucht, sich mit dem kirchlichen Liberalismus zu verbinden. Bennigsen gehörte zu den Mitbegründern des Protestantenvereins, aber die religiöse Kraft auf der einen und das religiöse Interesse auf der anderen Seite waren zu gering, um Dauerhaftes zu schaffen. Der bürgerliche Liberalismus hat theilweise bei der Reform der kirchlichen Verfassung mitgeholfen, aber zu einer Durchdringung der neuen Volkstheile mit der tiefen Wahrheit des Evangeliums ist es auf diesem Wege nicht gekommen. Es war mehr die Abwehr des Kirchenthumes, in der man sich zusammenfand, als die positive Begeisterung für eine christliche Neubelebung der Volksseele. In der Hauptsache stützte sich das Christenthum auf die beharrenden, sich vertheidigenden, ruhenden Volksgruppen, auf den Adel, den Bauern und den Handwerker. Hier, wo man einen goldenen Boden in der Vergangenheit sah, liebte man den Glauben der Väter. Das Kreuz war weniger das Feldzeichen der Erobernden als das Zeichen, mit dem die alte Treue den Ansturm der neuen wilden Wetter zu beschwören gedachte.

Als darum nun durch das Auftreten der Sozialdemokratie alle öffentlichen Fragestellungen sich verschoben, schien es selbstverständlich, daß das Christenthum unter die Mächte gezählt wurde, die die vorhandene Gesellschaft schirmen sollten. Man dachte an die Dreiheit: Religion, Monarchie, Eigenthum gegenüber der von Bebel citirten Dreiheit von Atheismus, Republik, Kommunismus. Das Christenthum gehörte für die Führer der neuen Arbeiterbewegung zur reaktionären Masse und es hat sich die ihm zugedachte Rolle leider nicht nur vereinzelt angeeignet. Im Namen des Christenthumes stellte

man sich auch solchen Dingen entgegen, die, an seinem ursprünglichen Begriff gemessen, dem Christenthum nicht feindlich zu sein brauchten. In diesem Kampfe ist auf beiden Seiten viel gefehlt worden und es ist nun sehr schwer, die geschichtlich gewordene Verworrenheit zu lösen.

Als Stoecker 1878 der Versammlung im berliner Eiskeller entgegenrief: „Ich meine es treu, ehrlich und gut mit dem Arbeiterstande, so wahr mir Gott helfe!", da begann eine der interessantesten und schwierigsten Auseinandersetzungen in der Geschichte des evangelischen Glaubens. Stoecker kam aus der ganzen Tradition des konservativen Christenthumes, von der wir bisher geredet haben. Trotzdem sah er das Problem: der Glaube muß wieder Fühlung gewinnen mit den Volkstheilen, die das konservative Christenthum verloren hat. Daß der Glaube bei diesem Uebergang gewisse Wandlungen durchmachen mußte, war von vorn herein klar; welcher Art diese Wandlungen aber sein würden und wie weit sie gehen müßten, konnte Niemand damals vorhersehen. Stoecker ist muthig vorwärts gegangen und hat geglaubt, weil das Christenthum der Konservativen und der Arbeiter doch im innersten Grunde nur ein Christenthum sein könne, deshalb müsse es möglich sein, beide Formen in einer Person zu vereinigen. Dieser Glaube ist seine Größe, — aber auch seine Noth. Unzweifelhaft giebt es von dem höheren Gesichtspunkt der Weltgeschichte und der ewigen absoluten Wahrheit aus nur ein evangelisches Christenthum; aber etwas Anderes ist es, ob ein einzelner begrenzter Mensch die Weite und Tiefe haben kann, um sehr verschiedene geschichtliche Ausprägungen dieses einen Glaubens zugleich in sich zu tragen. So kommt es, daß Stoecker heute mehr als je im Mittelpunkte einer großen religiösen Frage steht. Er wird von zwei Seiten gezogen, von dem konservativen und von dem sozialen Christenthum. Das ist nach unserer Auffassung der Kern der Fragen, die jetzt den evangelisch-sozialen Kongreß bewegt und die in der Absage der Kreuzzeitung an mich einen vorübergehenden Ausdruck gefunden haben. Diese Fragen brennen auf der ganzen Linie, wo sich Konservative und Evangelisch-Soziale berühren, und es reicht nicht aus, diese Differenzen auf bloße Verschiedenheit in der Taktik oder im Temperament einzelner Wortführer zurückführen zu wollen. Der Absagebrief, den Professor von Nathusius in der Konservativen Monatsschrift dem evangelisch-sozialen Kongreß geschrieben hat, enthält zwar im Einzelnen auch sachliche Irrthümer, aber er ist in dem Gefühl geschrieben, daß es sich um eine Auseinandersetzung han
die nicht zunächst parteipolitischer, sondern religiöser Natur ist. Nur ist
ein volles Mißverständniß, wenn der alte, in absehbarer Zeit nicht zu erledige
Gegensatz von orthodoxer und liberaler Theologie in diese Sache hineingetrage
wird. Dieser Theologengegensatz ist eine Angelegenheit für sich, die mit d
Unterschied des konservativen und sozialen Christenthumes nichts zu th

hat. Ein liberaler Theologe wie Pfleiderer kann von sozialem Christenthum sehr weit entfernt und ein orthodoxer Theologe wie Schall kann von ihm erfüllt sein. Auch in Professor von Nathusius findet sich, wie sein vortreffliches Buch über die Kirche und die soziale Frage beweist, ein guter Theil sozialen Christenthumes bei streng kirchlicher Lehre.

Was ist nun das Eigenthümliche des sozialen evangelischen Christenthumes im Gegensatz zu der konservativen Form des Glaubens? Wer sich die Sache an zwei Personen deutlich machen will, die an den beiden entgegengesetzten Rändern des Gebietes stehen, Der denke einerseits an das Bekenntniß des Freiherrn von Stumm, daß er „ein treuer Sohn seiner Kirche" ist, und andererseits an den Wahlaufruf, den der sozialdemokratische Theologe Theodor von Waechter vor etlichen Monaten erscheinen ließ. Beide wollen in gutem Glauben evangelische Christen sein, ihre subjektive Ueberzeugtheit von der Richtigkeit ihres Christenthumes kann nicht angefochten werden, und dennoch trennt sie eine Welt von Gedanken. Keiner ist als voller Typus anzusehen, weil Beide in ihrer Art extrem sind, aber sie eignen sich zur Feststellung der Differenz. Für Stumm ist das Christenthum eine erhaltende Macht und für Waechter eine umwälzende Wahrheit. Für Stumm ist das Christenthum Autorität, Wohlwollen, Gehorsam, für Waechter ist es Persönlichkeit, Kampf, Freiheit. Dem Einen ist das Christenthum die Liebe, mit der man Unmündige schützt und leitet, dem Anderen ist es die Liebe, die dem Proletarier ein Proletarier wird. So fern vor sechs Jahrhunderten das Christenthum der Kardinäle von dem Christenthum des Heiligen Franziskus war, eben so fern ist heute der Glaube Stumms von dem Glauben Waechters. Eine spätere Zeit mag Beide als Einheit erfassen, eine Gegenwart bringt es schwer fertig.

Es wäre aber irreführend, wenn wir nur das Christenthum dieses einen Großindustriellen mit dem des einen Arbeiterführers vergleichen wollten, weil dann leicht die oberflächliche materialistische Geschichtbetrachtung Recht zu haben scheinen könnte, als sei die Form des Glaubens nichts als die Widerspiegelung der Berufs- und Lebensverhältnisse. Es ist nöthig, zu zeigen, wie das soziale Christenthum innerlich aus dem konservativen Christenthum herauswächst.

Den ersten Ansatz zu der Neubildung giebt gerade die innere Mission, deren konservative Verkettungen wir besprachen. Sie pflegt die Idee des praktischen Christenthumes. Je mehr sich diese Idee vertieft, desto weniger kann sie bei Bevormundung und Almosen stehen bleiben. Sie muß dazu übergehen, die der Hilfe Bedürftigen selber zu wecken und ihrer Noth, die eine gemeinsame ist, durch allgemeinere Fürsorge vorzubeugen. Das Eine führt zunächst zu einer Art von Staatsfürsorge, wie sie in der bismärckischen Sozialreform vorliegt, und vereinigt sich noch ohne alle Noth mit der konservativen Auffassung. Das Andere aber führt zu Dem, was Wichern schon 1849 die

„Assoziation der Hilfebedürftigen" nannte, und ruft die Geister der Bedrängten zu eigenem Thun. Hier hören die Ermahnungen zur Wohlthätigkeit auf, der Grundton der christlichen Verkündigung zu sein, und an ihre Stelle treten die Gedanken vom Bruderbund, in dem nicht Herr noch Knecht ist. Das Gemeinschaft Bildende des Urchristenthumes erscheint in neuer Frische, es erscheint als Prinzip des Zusammenschlusses von Solchen, die gemeinsam kämpfen wollen. Das Christenthum erinnert sich daran, daß es in den ersten Jahrhunderten eine Religion von Sklaven und Handwerkern war, die von den Caesaren gefürchtet und verfolgt wurde, ein freier, heimlicher Bund, der in den Katakomben betete und sich mit Bestimmtheit von der damaligen oberen Gesellschaft abschied. Das Christenthum der Hilfebedürftigen erinnert sich an Sekten und Gemeinschaften des Mittelalters, an Bruderschaften und Schwesterschaften voll Gluth und Hoffnung, an Märtyrer und Bekenner. Noch ist diese Gedankenentwickelung in ihren ersten Anfängen, aber man fühlt sie herannahen, und weil man sie fühlt, ist man scheu und mißtrauisch. Man erinnert an gräuliche Ausschreitungen, die von derartigen Schwärmern vorgenommen wurden, man malt uns die Wiedertäufer von Münster an die Wand und erschreckt vor dem Zündstoff, der in der Geschichte des Christenthumes liegt, sobald sie dem Volke bekannt wird. Dabei vergißt man aber, daß die Ausschreitungen fast immer erst Folgen der Unterdrückung waren und daß das Christenthum der Geringen eine unendlich rührende Geduld aufgewiesen hat, so lange es nicht mit Feuer und Wasser erstickt werden sollte. Man vergißt auch, daß die Gefahr der Ausschreitungen nicht nur auf der Seite des Christenthumes der Kleinen besteht, sondern eben so auf der Seite des Christenthumes der Herrschenden. Wer hat mehr Unheil gebracht: die Vertreter der Gewalt im Christenthum oder die Vertreter des geringeren Volkes?

Dazu kommt ein wichtiges Moment. Das unberechenbare, radikale, chiliastische Moment, das vor Zeiten dem Christenthum der Geringen als Sünde anhing, hat sich heute bereits in anderen Formen ausgelebt. Es war die Stimmung der Sozialdemokratie in ihren Anfängen, es ist heute Stimmung eines Theiles der materialistischen Anarchisten. Dieses Element, das kulturfeindlich, ordnungwidrig erst eine Gesellschaft in Trümmern sehen will, ehe es an neue Zustände denkt, dieser fremde Tropfen im christlichen Guß ist heute weniger zu besorgen als je zuvor. Es droht da, wo einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Bibelworte in eine Masse hineinfallen, die keinerlei Bildung hat. Der Boden aber, auf dem heute das soziale Christenthum wirken will, ist ein anderer. Wir haben ein Volk, das durch die Volksschule hindurchgegangen ist und das schon Jahrzehnte politischen Kämpfens miterlebt hat. Der christliche Sozialismus kommt an Leute, die im Allgemeinen die Sozialdemokratie schon kennen, er kommt nicht unvermittelt auf unvorbereiteten

Boden. So, wie die Dinge jetzt liegen, kann er ein starker Trieb des gemeinsamen Hoffens und Kämpfens sein, aber kein Brand der Zerstörung.

Die kämpfende Assoziation der Hilfebedürftigen kann nicht die selbe Form des Glaubens haben wie die Schaar der Vereinzelten, die von der Güte ihrer Herren Alles erwarteten. Ihr Gottvertrauen wird nicht nur das persönliche Gottvertrauen des Einzelnen sein, der in seinen privaten Nöthen zu dem ewigen Vater betet, sondern es wird auch das gemeinsame Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache in sich schließen, der sich die Vereinigten widmen. Wie in Kampfeszeiten ganze Völker ihr Waffenglück dem Herrn der Heerschaaren empfehlen, so werden auch die Berufsgruppen ihr Ringen unter den Segen des gerechten Gottes stellen, wenn sie zum Glauben gekommen sind. Das „Vorwärts mit Gott" wird ihnen Zähigkeit, Geduld, Hoffnung verleihen können. Es wird sie bewahren vor unrechten Wegen, es wird sie behüten vor Gewalt, die nichts nützt, es wird den Kampf, der nun einmal da ist, läutern und auf seine rechte Höhe erheben. Der Glaube ist stark genug, das Sittliche im Wirthschaftkampf zu bieten, das jetzt unter dem Einfluß des Materialismus sich nicht entwickeln kann, er ist stark genug, Selbstzucht und Opferfreudigkeit zu schaffen, wo er die ganzen Seelen erfaßt.

Aber dieser Gesichtspunkt: der Umschwung der Anschauungen, der durch das Wort Assoziation der Hilfebedürftigen bezeichnet wird und zu dem die innere Mission mehr als einem ihrer Vertreter die Thür geöffnet hat, ist nur eine Seite der Sache. Viel wichtiger und innerlicher ist das Folgende. Wir haben vorhin vom konservativen Christenthum nur insoweit geredet, als es ein Theil des öffentlichen Lebens ist, wir haben aber noch nicht von seiner Innenseite, von seiner Seele, geredet. Die Seele des konservativen Christenthumes ist der Glaube an das Leiden und Sterben Jesu Christi, durch das die Menschen erlöst worden sind. Man wollte von den kalten Tugendlehren des Rationalismus, von den blassen Religionbegriffen der Philosophen nichts mehr hören und vertiefte sich in Paul Gerhards „O Haupt voll Blut und Wunden" und in Zinzendorfs „Das that ich für Dich, was thust Du für mich?" Die Religion des Opfers und der Versöhnung wurde mit aller Inbrunst erfaßt, der auferstandene, lebendige, gegenwärtige Jesus wurde von Herzen geglaubt. Jesus war diesem Theil des Volkes unendlich viel geworden. Das ist das Verdienst der Neubelebung des alten Glaubens. Der Blick aufs Kruzifix ward wieder inhaltreich. Was nun sah der gesicherte Mann, der sich mit seiner Regirung einig wußte und der mit ihr „subversive Tendenzen" bekämpfte, in dem Gekreuzigten? Er sah das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, aber er sah nicht mit der selben Klarheit den Verfolgten, an dem die geistliche und weltliche Obrigkeit einen Justizmord beging. Er sah eine Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit des Kreuzes.

Die Stimmung des Verklagtwerdens, Verhörtwerdens, Gebundenwerdens war im Allgemeinen den konservativen Schichten fremd. Sie konnten einen Kaiphas, Hannas, Pilatus nicht so empfinden, wie der kämpfende Proletarier sie empfindet. Das Wort geistlicher Regentenweisheit: „Es ist besser, ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe“ kann bei einem Anhänger Stahls, der die Toleranz für ein Kind des Unglaubens hielt, nicht eben so einschlagen wie bei einem Genossen Derer, die unter dem Sozialistengesetz um der Wohlfahrt des Vaterlandes willen zur Weihnachtzeit ausgewiesen wurden. Wenn Jesus sich einem hinterlistigen Vorverhör über seine Jünger und seine Lehre entzieht mit der Antwort: „Ich habe stets frei und offen geredet, frage Die, so es gehört haben“, wenn er schweigt, weil er den Gerichtshof durchschaut, so weckt Das unten andere Erinnerungen als oben. Wenn Jesus wegen Gotteslästerung verurtheilt wird, so denkt ein konservativer Christ dabei nicht leicht an § 166 und die Erweiterungvorschläge des Centrums, einem sozialen Christen aber werden gewisse Verhandlungen des Deutschen Reichstages dabei ohne Weiteres vor seinem Geiste stehen. Kurz, der Proletarier wird das Leiden Jesu in anderer Weise als etwas Gegenwärtiges, noch nicht aus der Welt Verschwundenes, ansehen als der gesicherte Staatsbürger. Ihm wird das Wort „Für uns und mit uns“ einen voll durchlebten Inhalt bekommen können. Er kann Alles behalten, was jeder Menschenseele an dem Gekreuzigten theuer sein kann, er kann aber die Situation näher erfassen, weil er ringt und zittert.

Jesus ist lebendig. Dieser Glaube bekommt die Form: Herr Jesus, wie würde es Dir heute gehen, wenn Du das Selbe sagen und thun wolltest wie damals? Jesus lebt nicht nur als Begriff des Gottmenschen, als Opferlamm für die Sünden, er lebt mit seinem unvergänglichen Wort. Dieses Wort aber ist Kritik: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon; wenn Du ein Gastmahl machst, so lade die Bettler und Krüppel ein; wehe Euch Reichen; wer unter Euch groß sein will, sei Euer Diener; leihet, ohne daß Ihr Etwas dafür hoffet; liebet Eure Feinde; was Ihr nicht gethan habt einem meiner geringsten Brüder, Das habt Ihr mir nicht gethan.“ Von solchen lebendigen, gegenwärtigen Worten ist das Evangelium voll; diese Worte sind im Allgemeinen vom konservativen Christenthum als schwer und dunkel empfunden worden. Man hat sie mit Einschränkungen und Konzessionen eingehüllt. Vor diesem reinen Evangelium haben auch Solche, die gut evangelisch glauben wollen, bisweilen eine geheime Scheu. Gerade diese lebendigen Worte Jesu aber werden die Freude eines sozialen Christenthumes werden.

Es regt sich der Eindruck, daß ein Raub an unseren Seelen begangen wurde, als man uns Jesus nur halb darstellte. Wir wollen ihn ganz kennen lernen. Wir haben die Verblassung seines irdischen Lebens lange genug getragen. Entweder er wird lebendig, wie er ist und war, oder er ist zu schwach,

die Seelen zu fassen. Jesus als Schutzgeist für die Bestrebungen gegen den „Umsturz“ oder als rother Faden in den Stricken, mit denen die Geister der Mühsäligen gebunden werden sollen, ist uns wie Gotteslästerung. Jesus war kein Mann der Beschwichtigung, er war ein Feuer. Dieses lebendige Feuer ist noch heute da. Es ist die heilige Flamme der Vergebung und das Abendroth des ewigen Trostes; es ist aber auch der Fackelschein Derer, die in der Nacht den Pfad zum Morgen suchen.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß diese Erfassung der Person Jesu sich vollständig mit dem kirchlichen Glauben an ihn verträgt, daß sie recht eigentlich biblisch ist und keine Verarmung, sondern eine Bereicherung des religiösen Lebens in sich schließt. Wenn darum die Kreuzzeitung und mit ihr zahlreiche kleinere konservative Blätter den Vorwurf mangelnder Gläubigkeit gegen uns erheben, so ist Das nur ein Zeichen dafür, wie schwer es einem Konservativen wird, die neu beginnende Geistesrichtung richtig zu verstehen. Er lebt gewöhnlich so in den alten Formeln des Streites zwischen orthodoxer und liberaler Theologie, daß er meint, diese alten Formeln reichten auch den jüngeren Bewegungen gegenüber aus. Die Zeit aber hat gewechselt, die innerkirchlichen Gegensätze werden andere, und wir glauben, nicht nur uns, sondern auch unseren Gegnern einen wirklichen Dienst zu thun, wenn wir nach Kräften den Unterschied religiöser Auffassung darlegen, wie er soeben in der Bildung begriffen ist. Der Gegensatz heißt: konservatives oder soziales Christenthum.

Es ist nicht wunderbar, daß dieser Gegensatz nicht rein und fertig zu Tage tritt. Das soziale Christenthum hat seine Eierschalen noch nicht abgestoßen. Wenn Stoecker von Jesus dem „Proletarierkönig“ redet und von der „Bibel als Arbeiterbuch“, so bedeutet Das für ihn noch keine Trennung von der religiösen Denkweise seiner Parteifreunde. Auch wir jüngeren Christlich-Sozialen sind noch so umweht von der Luft des konservativen Christenthumes, die wir von unserer Kindheit an eingeathmet haben, daß wir das soziale Christenthum zwar kommen sehen und es mit Sehnsucht erwarten, daß aber dessen reife Formen von uns mehr geahnt als bestimmt angegeben werden können. Uns verbindet so viel Dankbarkeit mit der Generation, die uns den Glauben gab, daß wir uns selbst nur als Uebergangserscheinungen ansehen können und erwarten, daß von da an, wo Proletarier selbst das Gewebe weiter spinnen, das Muster noch anders sein wird. Jetzt ist erst die Zeit, wo das soziale Christenthum sich anbahnt. In der Sozialdemokratie bricht der Glaube an die Unverletzlichkeit der materialistischen Doktrinen, in den evangelischen Arbeitervereinen versucht sich eine kleine Schaar mit dem Greifen nach der neuen Weltanschauung der Arbeiterschaft, in der wissenschaftlichen Theologie wird Material herbeigebracht, dessen praktischen Zweck

wir erst dann voll erkennen werden, wenn wir um etliche Jahre weiter in der christlichen Volksbewegung sind. Sicher ist nur, daß die Zeit, wo das konservative Christenthum der kräftigste Ausdruck der christlichen Religion auf evangelischem Boden war, sich ihrem Ende zuneigt.

Wie wird der Uebergang sich vollziehen? In dieser Frage liegen zwei schwere Probleme. Erstens: wie wird die Umwechselung des Materialismus mit dem sozialen Christenthum sich in der Arbeiterschaft gestalten? Zweitens: wie wird die Umwandlung der Denkart der Geistlichen innerhalb der Staatskirche möglich sein? Auf die erste Frage will ich jetzt nicht eingehen, da sie mit unseren Auseinandersetzungen über das konservative Christenthum nichts zu thun hat. Die zweite Frage kommt auch der Zeit nach vor der ersten. Erst muß der Kampf um das kirchliche Recht des sozialen Christenthumes ernstlich begonnen haben, ehe die Arbeiterschaft an die Aufrichtigkeit der neuen geistigen Strömung glauben wird. Bis jetzt giebt es nur kleine Vorspiele zu diesem innerkirchlichen Kampf. Die verschiedenen Konsistorialverwarnungen an allerlei christlich-soziale Geistliche sind die erste Stufe. Verweise an solche Pastoren, die Proteste gegen die Umsturzvorlage unterschrieben haben, helfen mit, den Begriff des konservativen Christenthumes deutlicher zu machen. Ein Fall wie der des Pastors Kock in Triglaff ist von vortrefflicher Anschaulichkeit. Die mehr geheimen Maßnahmen, wonach man sozial gesinnte Geistliche in verschiedenen Landeskirchen gern auf weltfremde Dörfer setzt, helfen eine Zeit lang dem Ansehen des konservativen Christenthumes. Doch was ist das Alles gegen die Opfer, die am Beginn der Sozialdemokratie gebracht wurden? Eine neue Richtung muß, wenn sie dem Herz des Volkes nahe kommen will, in Hinsicht auf persönliche Opfer nicht zu gefühlvoll sein. Die christlich-sozialen Geistlichen müssen darauf rechnen, daß sie weiteren Schwierigkeiten entgegengehen. Wenn sie Das nicht wollen, dann können sie getrost dem konservativen Christenthum und dem Atheismus das Feld räumen. Erst wenn eine ganze Anzahl von „Fällen" vorgekommen sein wird, werden die Kirchenregimenter den ganzen Ernst der Lage erfassen und werden wissen, daß es sich im Fall der Verhärtung des konservativen Christenthumes um Sein oder Nichtsein der Landeskirchen handelt. Vor einiger Zeit sagte mir ein Arzt: „Ich schließe mich den Christlich-Sozialen deshalb nicht an, weil ich nicht glaube, daß die Pfarrer im Ernstfalle Stand halten." Er hat damit sehr richtig den Punkt bezeichnet, wo sich zunächst unsere Bewegung zu bewähren hat.

Darin aber, daß wir einen immer schärfer werdenden Kampf zwischen konservativem und sozialem Christenthum voraussehen, liegt noch nicht, daß wir die Aufgabe des konservativen Christenthumes für völlig abgeschlossen halten. Es hat auch weiterhin zu thun, denn neben dem vierten Stand, der sich organisiren kann und der fähig ist, eigene Gedanken zu tragen, steht der

fünfte Stand, die Menge der einfach Zerbrochenen, der endgiltig Hilflosen. Ob diese Menge je beseitigt werden kann, diese Frage gehört nicht hierher; jetzt ist die Menge da, jetzt will sie verpflegt sein, heute streckt sie ihre Hand nach Almosen aus. Für sie ist noch immer die einzig mögliche Form der barmherzige Dienst des Wohlhabenderen, der sich als Patron gütig zu dem Elenden niederneigt. Ein Heer von Kindern, Kranken, Alten, Einsamen würde verloren sein, wenn das konservative Christenthum plötzlich verschwände. Darum muß es von uns mitten im Kampf doch geschätzt werden, wenn es ehrlich und wohlthätig ist. Wir dürfen nie so weit gehen, zu sagen, es sei kein Christenthum. Das Christenthum ist größer als wir, es ist größer als alle seine Richtungen, es ist das Leben Jesu Christi in der Geschichte der Menschen. Alle Zeiten des Christenthumes haben verschiedene Richtungen ans Licht gebracht. Wenn eine einzelne Richtung behaupten will, sie sei allein die Hüterin der Offenbarung, so kennt sie die Geschichte nicht. Darin liegt unsere Haltung zum konservativen Christenthum vorgezeichnet, darin liegt aber auch die Achtung, die wir von jener Seite erwarten dürfen.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

# Sonett.

Warum ward mir ein beff'res Loos gegeben?
Ich schäme mich des Vorzugs alle Tage
Und sehe meiner Brüder Leid und Plage
Raubvögeln gleich um meine Freuden schweben.

Die Noth muß ja mein Glück aus Thränen weben;
In jeden Jubel mischt sie ihre Klage,
Mir ist, als ob die Armuth keuchend trage
Auf Sklavenarm den Günstling durch das Leben.

Und wär' als Lohn den Menschen einst beschieden,
Daß sie nach ihrem Tode auferstehen,
So wäre Dies mein letzter Wunsch hienieden:

Ich mag den Jammer nicht von oben sehen,
Dazu gehört, o Herr, Dein Gottesfrieden, —
Doch mich, den schwachen Sohn, laß schlafen gehen.

Frankfurt a. M. Hermann Faber.

# Der Reichskanzler.

Zu den staatsrechtlich interessantesten Einrichtungen, die durch die deutsche Verfassung geschaffen worden sind, gehört das Amt des Reichskanzlers. Wenn auch der Glanz des Ansehens, der dieses Amt umgiebt, nicht durch Verfassungartikel allein hervorgerufen werden konnte, sondern vorzugsweise der großen Persönlichkeit des ersten Amtsinhabers zu danken ist, so ist doch die Stellung an sich schon, abgesehen von der Person, wichtig und eigenartig genug. Man hat in staatsrechtlichen und politischen Erörterungen wohl zum Oefteren lesen können, das Amt des Reichskanzlers sei auf die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck zugeschnitten worden. Sofern dabei an eine Absicht gedacht ist, ist diese Behauptung unrichtig. Allerdings saß der Rock dem Manne wie angegossen und deswegen konnte jene Meinung wohl entstehen; aber für ihn zugeschnitten wurde er von Haus aus nicht. Der Entwurf zur norddeutschen Bundesverfassung dachte sich den Bundeskanzler lediglich als Präsidialgesandten im Sinne der bundestäglichen Zeit, und wenn die verbündeten Regirungen den Satz in den Entwurf eingefügt hatten, daß die Anordnungen des Präsidiums vom Bundeskanzler mit zu unterzeichnen seien, so dachten sie dabei nicht an eine Gegenzeichnung im Sinne des konstitutionellen Staatsrechtes. Erst im verfassungberathenden Reichstage vollzog sich, keineswegs nach den Wünschen Bismarcks, die Wandlung. Den Anträgen, verantwortliche Bundesminister einzuführen, widersetzte er sich damals wie später mit Entschiedenheit. Er war dieser Einrichtung nicht nur persönlich abgeneigt, sondern erachtete sie auch als unverträglich mit der Souverainetät der Bundesgenossen, — eine Ansicht, die auch von den Bundesregirungen, und zwar mit vollem Rechte, stets getheilt worden ist. Dagegen ließ Bismarck eine Aenderung des Artikels 18 der Verfassung über sich ergehen, durch welche die Stellung des Kanzlers eine bedeutsame Umgestaltung erfuhr. Dies geschah durch Einschaltung der wenigen Worte, daß die Anordnungen und Verfügungen des Präsidiums „zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Bundeskanzlers“ bedürfen, der „dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt“. Damit war mit einem Schlage aus dem preußischen Präsidialgesandten ein Präsidialminister geworden und der preußische Ministerpräsident zu einem Schritte genöthigt, an den er vorher gar nicht gedacht hatte, nämlich dazu, selbst Bundeskanzler zu werden. An die Stelle eines untergebenen preußischen Beamten mit wesentlich formalen Obliegenheiten, eines Bundesrathsbevollmächtigten, trat ein leitender Staatsmann mit der Doppeleigenschaft eines Bundesrathsvorsitzenden und Präsidialministers, der als Solcher kein Anderer sein konnte als der Lenker der preußischen Politik.

Man hat allerdings häufig darauf hingewiesen, daß die Vorschrift des

Artikels 18 der Bundes-, jetzt Reichsverfassung ein unvollkommenes Gesetz sei, weil es an Bestimmungen darüber fehle, wie die Verantwortlichkeit des Kanzlers — selbstverständlich durch den Reichstag — geltend gemacht werden könnte. Indessen betrifft diese Bemerkung nur eine Frage, die in zweiter Linie steht; in der Hauptsache, in Bezug auf die staatsrechtliche Stellung des Kanzlers gegenüber dem Präsidium, nun dem Kaiser, ist Artikel 18 eine lex perfectissima. Jene Ausstellung, die man am Artikel 18 macht, rührt daher, daß man sich gewöhnt hat, die Folgeerscheinung — die Ministerverantwortlichkeit — als den staatsrechtlichen Kern der Ministerialeinrichtung anzusehen, während staatsrechtlich entscheidend die Stellung des Ministers zur Krone ist. Das Kennzeichnende dieser Stellung aber ist, daß die Gehorsamspflicht, die den Verwaltungbeamten gegenüber der Krone obliegt, für den Minister eine Aenderung erleidet. Der Monarch bedarf des Ministers — nicht der Person, sondern des Amtes —, um zu regiren. Der jeweilige Minister ist willensfrei bei Beantwortung der Frage, ob er zu den Regirunghandlungen, die der Monarch vorzunehmen wünscht, seine Mitwirkung leihen will oder nicht, ob er diese Handlungen für zweckmäßig und für gesetzmäßig hält oder nicht; und eben deswegen, weil er hierin frei, durch die staatsdienerliche Gehorsamspflicht nicht gebunden ist, kann er für jene amtliche Thätigkeit verantwortlich gemacht werden.

Der Bundeskanzler des Entwurfes konnte in seiner Eigenschaft als Bundesrathsmitglied und als Vorstand der Bundeskanzlei Untergebener des preußischen Staatsministeriums sein. Der Bundeskanzler der Verfassung, der dem Präsidium, d. h. seinem Könige, gegenüber ministerielle Selbständigkeit eingeräumt erhalten hatte, konnte unmöglich in dienstliche Abhängigkeit von der preußischen Staatsregirung gebracht werden, sondern mußte vielmehr selbst ihr angehören.

So ist denn die eigenthümliche Stellung des Reichskanzlers — fast möchte man sagen — ein Ergebniß des Zufalles, sicherlich aber nicht ein Ergebniß der Absichten des Schöpfers der deutschen Verfassung. In Folge Dessen sind auch die Bestimmungen der Verfassung, die sich auf den Kanzler beziehen, so knapp ausgefallen, daß man eine Reihe der wichtigsten staatsrechtlichen Sätze erst durch Schlußfolgerungen aus den Verfassungartikeln herausziehen muß.

Politisch ist es von hoher Bedeutung, daß der Bundesrathsvorsitzende und der kaiserliche Minister die selbe Persönlichkeit sind, so daß der Reichskanzler gewissermaßen das Bindeglied zwischen Bundesrath und Bundespräsidium darstellt. Staatsrechtlich aber sind beide Stellungen scharf auseinander zu halten. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Bundesrathes muß der Reichskanzler Bevollmächtigter zum Bundesrathe für Preußen sein. Unmittelbar ist Das in der Verfassung nicht gesagt; aber es ergiebt sich aus deren Artikel 15 und aus Ziffer IX des Schlußprotokolles zum Bündnißvertrage mit Bayern mittelbar mit aller Sicherheit. Das Recht auf den

Vorsitz im Bundesrathe wird dort als ein Recht Preußens bezeichnet und zugleich dem Reichskanzler dieser Vorsitz und die Geschäftsleitung zugeschrieben. Auch wird gesagt, daß der Reichskanzler sich durch jedes andere Mitglied des Bundesrathes im Vorsitze vertreten lassen kann, mit der Maßgabe, daß, wenn kein preußischer Stellvertreter gewählt wird, der Vorsitz an den bayerischen Bevollmächtigten abzugeben ist. Fürst Bismarck hat einmal gelegentlich die Ansicht vertheidigt, die Leitung der Geschäfte, von welcher Artikel 15 der Verfassung spreche, sei die Leitung der Geschäfte des Reiches, nicht des Bundesrathes. Er verfocht diese Meinung zu dem Zwecke, eine Lücke auszufüllen, die damals in Bezug auf seine Stellvertretung als Reichsminister in den gesetzlichen Bestimmungen bestand. Von den staatsrechtlichen Schriftstellern wird diese Ansicht nicht getheilt. Indessen ist die Streitfrage durch den Erlaß des Stellvertretungsgesetzes gegenstandslos geworden.

So weit der Reichskanzler als Vorsitzender des Bundesrathes handelt, ist von seiner ministeriellen Verantwortlichkeit keine Rede. Wenn der Kanzler eine Bundesrathsverordnung ausfertigt, unterschreibt er nicht als Minister, sondern lediglich als Vorsitzender des Kollegiums. Daraus ergiebt sich auch, daß der Kanzler dem Bundesrathe gegenüber nicht die Kabinetsfrage stellen kann, ganz abgesehen davon, daß man seine Entlassung aus dem Amte nur von Dem fordern kann, der das Besetzungrecht hat. Aber auch mittelbar kann die ministerielle Eigenschaft, die dem Reichskanzler gegenüber dem Kaiser zukommt, rechtlich nicht dazu benutzt werden, gegen Bundesrathsbeschlüsse ministeriellen Einspruch zu erheben. Dies hat insbesondere für folgenden Fall praktische Bedeutung. Nach der Reichsverfassung giebt es sachlich keine Vorlagen des Kaisers an den Reichstag; alle Vorlagen sind Vorlagen des Bundesrathes, d. h. der verbündeten Regirungen. Der Kaiser aber ist nach Artikel 16 der Reichsverfassung verpflichtet, Vorlagen, die im Bundesrathe beschlossen worden sind, an den Reichstag zu bringen. Zu diesem Zwecke bedient sich der Kaiser des Reichskanzlers, der hierbei, in dieser formellen Thätigkeit, als kaiserlicher Minister, nicht als Bundesrathsvorsitzender, handelt. Gleichwohl kann der Reichskanzler hier, wenn er nicht etwa, was ihm zu jeder Zeit frei steht, seine Entlassung fordern will, die Mitwirkung zum Vollzuge des kaiserlichen Befehles nicht versagen. Denn für den Inhalt trifft den Kanzler keinerlei Verantwortung im Rechtssinne; für den Kaiser aber ist es staatsrechtliche Pflicht, die Vorlage so, wie sie der Bundesrath beschlossen hat, an den Reichstag zu übermitteln, und den Reichskanzler könnte eine rechtliche Verantwortung denkbarer Weise nur dafür treffen, daß diese Pflicht nicht erfüllt wird, keinenfalls aber dafür, daß sie erfüllt wird. Dies ist die staatsrechtliche Sachlage; daß das Spiel der politischen Kräfte thatsächlich ein anderes Ergebniß liefern, daß der Bundesrath, dem an der Persönlichkeit

eines bestimmten Reichskanzlers Etwas liegt, dem Kanzler gegenüber Nachgiebigkeit üben kann, ändert an der staatsrechtlichen Beurtheilung der Sachlage nichts. Ein Vorgang vom Jahre 1881 liefert ein lehrreiches Beispiel eines solchen Zugeständnisses; besonders ist die hierauf bezügliche Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom vierundzwanzigsten Februar 1881 von hohem Interesse.

Die staatsrechtlich bedeutsamste Seite der Stellung des Reichskanzlers ist natürlich sein Amt als Reichsminister. Der Kanzler ist Reichsbeamter und war bisher wenigstens thatsächlich zugleich preußischer Staatsbeamter, eine Doppeleigenschaft, die er wohl stets haben wird. Das Reichsbeamtengesetz enthält eine Anzahl besonderer Bestimmungen, durch die das allgemeine Beamtenrecht für den Reichskanzler mit Rücksicht auf die Besonderheit seiner Stellung geändert wird, Bestimmungen, die anderwärts meist in den Gesetzen über die staatsrechtlichen Verhältnisse der Minister stehen.

Der Geschäftskreis des Reichskanzlers als Minister ergiebt sich im Allgemeinen aus dem Satze, daß er Minister des Kaisers ist. Nicht alle Reichsgeschäfte überhaupt fallen in diesen Bereich, sondern nur diejenigen, die dem Präsidium (Kaiser) übertragen sind, also insbesondere die Gegenstände eigener Verwaltung des Reiches und die Reichsaufsicht über den Vollzug der Reichsgesetze.

Der Reichskanzler hat als kaiserlicher Minister keine Kollegen. Die Staatssekretäre der Reichsämter — die dem Geschäftsbereiche nach den Ministerialdepartements entsprechen — sind keine Minister, sondern Untergebene des Kanzlers. Es ist klar, daß der Reichskanzler nicht diese ganze Fülle von Geschäften durch persönliche Weisungen leiten kann; ja, die große Mehrung der Reichsämter, die ihm unmittelbar unterstellt sind, hat den Anlaß gegeben, daß dem Reichskanzler zum Zwecke der Befehlsführung ein besonderer Stab beigegeben worden ist: die Reichskanzlei.

Gleichzeitig hiermit vollzog sich eine bedeutsame Ergänzung der Reichsverfassung durch das Gesetz vom siebenzehnten März 1878 über die Stellvertretung des Reichskanzlers. Dieses Gesetz bezweckte, die vorhin erwähnte Lücke auszufüllen, die hinsichtlich der Vertretung des Kanzlers als Minister in den Bestimmungen der Verfassung bestand. Es wurde eine Stellvertretung des Reichskanzlers unter Entlastung von seiner verfassungmäßigen Verantwortlichkeit, also insbesondere eine Stellvertretung in der Gegenzeichnung, ermöglicht. Der Stellvertreter kann entweder ein allgemeiner, ein Vicekanzler, also für den Gesammtumfang der ministeriellen Geschäfte des Kanzlers eingesetzt sein, oder ein besonderer für einen einzelnen Geschäftskreis. In Bezug auf die Auswahl des Vicekanzlers besteht keine Beschränkung; zu besonderen Stellvertretern können nur die Vorstände der obersten Reichsämter ernannt werden.

Man hat hierin den Ansatz zur Ausbildung eines verantwortlichen Reichsministeriums erblicken wollen. Wäre diese Auffassung richtig, dann

müßte man von der gesetzgeberischen Geschicklichkeit des Bundesrathes und des ersten Reichskanzlers eine sehr geringe Meinung haben. Denn Beide haben sich, wie schon erwähnt wurde, so oft und mit solcher Entschiedenheit gegen die Schaffung von Reichsministerien erklärt, daß es kaum zu begreifen wäre, wenn sie eine Einrichtung, die sie unmittelbar stets zurückwiesen, mittelbar gleichwohl zugelassen hätten. In der That ist auch davon nicht die Rede. Weder ging die Absicht der verbündeten Regirungen dahin, durch das Stellvertretungsgesetz die Entwickelung von Reichsministerien anzubahnen, noch haben die Dinge bisher thatsächlich diesen Verlauf genommen. Eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen zielt vielmehr darauf ab, die Stellung des Reichskanzlers — und damit wohl auch die des Bundesrathes — ungeschmälert zu erhalten und die Ausbildung einer politischen Selbständigkeit der Staatssekretäre zu verhindern.

Vor Allem kann dem Reichskanzler kein Stellvertreter aufgedrängt werden. Stellvertreter werden nur auf Antrag des Reichskanzlers und so weit dieser selbst sich behindert findet, ernannt. Ferner können einzelne Stellvertreter nur für Geschäftskreise ernannt werden, die in eigener unmittelbarer Verwaltung des Reiches stehen. Dagegen kann die Handhabung der Reichsaufsicht über den Vollzug der Reichsgesetze in den Bundesstaaten niemals einem einzelnen Stellvertreter, sondern nur einem Vicekanzler übertragen werden. Die Reichsaufsicht soll eben nie vom Ressortstandpunkte aus, der seiner Natur nach zu Uebergriffen geneigt ist, sondern nur vom höheren und maßvolleren Standpunkte der politischen Oberleitung gehandhabt werden.

Die entscheidende Bestimmung endlich, durch welche die Dienstgewalt des Reichskanzlers über seine Staatssekretäre gesichert wird, ist die, daß der Kanzler „jede Amtshandlung auch während der Dauer einer Stellvertretung selbst vornehmen kann". Er kann demnach, kraft des Gesetzes und ohne daß es eines besonderen Vorbehaltes bedürfte, im Bereiche der Stellvertretung Anordnungen erlassen und Anordnungen, die der Stellvertreter getroffen hat, wieder rückgängig machen. Der Reichskanzler bleibt also, der selbständigen Verantwortlichkeit des Vertreters unerachtet, stets der Vorgesetzte, der Staatssekretär sein Untergebener.

Damit ist ein Grundgedanke der Reichsverfassung, daß nämlich dem Bundesrathe aus dem Bestande eines Reichsministeriums keine Konkurrenz erwachsen soll, zweckmäßig gewahrt und andererseits dem Reichskanzler die verantwortliche Leitung eines in der That ungewöhnlich ausgedehnten Geschäftsbereiches ermöglicht. Wie die Dinge jetzt gestaltet sind, unterliegt das Amt des Reichskanzlers zwar der selben Möglichkeit wie jedes andere Amt, daß es je nach den persönlichen Eigenschaften seines Inhabers gut oder schlecht geführt werden kann; daß aber das Maß der geforderten Arbeit die Grenzen menschlicher Leistungfähigkeit überschreite, läßt sich mit Grund nicht behaupten.

München. Professor Dr. Max von Seydel.

# Manchesterliche Kolonialpolitik.

Kaum ist seit dem Beginn einer deutschen Kolonialbewegung ein Jahrzehnt verstrichen, und schon ist all der romantische Schimmer, den sie wie eine Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten über die Prosa unseres politischen und geschäftlichen Lebens ausgebreitet hatte, fast bis auf die letzte Spur verflogen. Vorbei ist jene Zeit, in der unser begeistertes Jungdeutschland auszog nach dem geheimnißvollen Kontinent, um dort mit den schwarzen Quasi-Herrschern sich an europäischem Rum und an afrikanischem Blut zu berauschen und ihnen, als sie anfingen, sich gegen die allzu derben Beweise dieser Blutsfreundschaft aufzulehnen, mit den Waffen in der Hand zu zeigen, daß der Deutsche, was er einmal mit festem Griff gefaßt hat, auch nicht wieder fahren läßt, — so lange wenigstens, wie er selbst, und nicht irgend ein Fremder — etwa ein Kroat oder Italiener — die Entscheidung darüber zu treffen hat. Und wie kam dieser Umschwung so schnell? Sie hat sich selbst vernichtet, diese Romantik des afrikanischen Kriegsspieles. Was ursprünglich der Ausfluß jugendlicher krafttoller Begeisterung war, Das wurde allmählich zum ganz gemeinen „Kommiß"; was anfangs dem Triebe entsprang, dem Expansionstreben des deutschen Volkes ein neues Feld der Bethätigung, wenn nöthig mit Gewalt, zu erzwingen, Das wurde einfach zur Jagd nach dem doppelt angerechneten Kriegsjahr und nach dem lieblich blinkenden Kreuz auf der Brust. Als nun aber gar dieses afrikanische Streberthum von des Reiches höchstem Beamten vor versammelter Volksvertretung sanktionirt und als die eigentliche Aufgabe der Herren Kolonialliеutenants bezeichnet wurde, da wandte sich, was noch eine Spur der alten Begeisterung für die kolonialen Ideale im Herzen trug, mit Ekel ab von diesem Treiben, und die Epoche der kolonialen Romantik fand, kaum daß sie begonnen hatte, ihr jähes Ende.

Schon aber bereitet sich wiederum eine neue Epoche unserer Kolonialgeschichte vor, für die der Sturz Caprivis die Bahn endlich frei gemacht hat. Man fängt an, sich klar zu machen, daß die afrikanischen Schutzgebiete als bloße Mandverfelder doch ein etwas zu theurer Boden sind, und entschließt sich endlich, den wenigen Kolonialpolitikern einigen Glauben zu schenken, die schon seit Jahren darauf hingewiesen haben, daß den ersten Zweck einer deutschen Kolonialpolitik doch die wirthschaftliche Arbeit in unseren Kolonien bildet.

Nichts wohl beweist deutlicher den Beginn dieses Umschwunges, als daß der Mann, der mit Recht als der Hauptvertreter jener ersten Epoche der deutschen Kolonialgeschichte gilt, dessen mit einer wahrhaft dämonischen Energie und mit zäher Ausdauer gepaarter Begeisterung wir den Erwerb unseres größten Schutzgebietes verdanken und der in der Beschreibung seines Zuges zum Entsatz Emin Paschas dieser afrikanischen Romantik auch schriftstellerisch einen so beredten Ausdruck verliehen hat, daß Dr. Karl Peters, der auch, so lange er in amtlicher Thätigkeit in Afrika war, diese kaum in etwas Anderem als in Krieg und

Diplomatie gesucht hat, daß er unlängst ein Buch über Deutsch-Ostafrika*) herausgegeben hat, das nur von der wirthschaftlichen Ausnutzbarkeit unserer Kolonie handelt und das als Ueberschrift des ersten Kapitels sowie als die innere, durch das ganze Buch hindurchgehende Devise die Worte trägt: Wirthschaftliche Kolonialpolitik.

Was aber versteht Peters unter diesem Begriff? Hören wir ihn selbst: „Der staatliche Verwaltungapparat kann vernünftiger Weise nur die Aufgabe haben, die Kaufleute und Pflanzer bei ihren produktiven Arbeiten zu schützen und zu unterstützen." „Verschieden von den Bedürfnissen mancher europäischen Staaten wird man für die Kolonien unumwunden als den großen, Leben und Thätigkeit schaffenden Grundsatz proklamiren dürfen: freien Spielraum für alle wirthschaftlichen Kräfte, so weit sie sich nicht gegenseitig hemmen; möglichste Förderung und Unterstützung der wirthschaftlichen Unternehmungen, so weit solche nicht zur willkürlichen Ausbeutung der eingeborenen Bevölkerung führen, und mit nüchterner Beobachtung der natürlichen Verhältnisse: nach Kräften Anregung zu neuen kulturellen, auf die Erschließung der Kolonie gerichteten Arbeiten." Nichts wohl dürfte mehr geeignet sein, in den Augen des späteren Geschichtschreibers dem Caprivismus in der Kolonialpolitik ein hartes Verdammungurtheil einzutragen, als die Thatsache, daß die Forderung einer solchen Art von wirthschaftlicher Kolonialpolitik überhaupt ernsthaft und mit einer gewissen Energie aufgestellt werden konnte, daß Das, was dem gesunden Menschenverstande doch als ein Minimum erscheinen muß, unter das herabzugehen einfach Verletzung der allergewöhnlichsten Amtspflichten wäre, als ein Beweis für die endlich eingetretene wohlwollende Gesinnung der Regirung für die Kolonien erst erbeten werden muß.

Und doch ist Dem in der That so. Was unsere Beamten bisher in den Schutzgebieten für deren wirthschaftliche Entwickelung geleistet haben, ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, rein negativ gewesen. Es hatte sich in der That unter den militärischen wie den civilen Beamten die Idee eingenistet, daß die Kolonien in der Hauptsache den Zweck hätten, dem Ueberschuß des Beamtenangebotes über die in Deutschland vorhandene Nachfrage einen Abzugskanal zu verschaffen — eine Idee, die auch in den mißverstandenen theoretischen Auseinandersetzungen mancher Kolonialpolitiker ihre Unterstützung fand —, und man betrachtete daher den Kaufmann und den Pflanzer als ein mehr oder weniger überflüssiges, häufig recht lästiges Bevölkerungelement, dessen einziger Daseinszweck war, von den Beamten regirt und chikanirt zu werden. Was in dieser Beziehung an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, genügt ja vollkommen, um sich einen Begriff von der Art und Weise zu machen, wie unsere Kolonien verwaltet wurden, und wer mehr davon weiß, Der schweigt lieber, — aus Rücksicht auf die Kritik des Auslandes und in der Hoffnung, daß jetzt endlich ein anderer Geist in unsere Kolonialverwaltung einziehen werde. Geschieht Das, und würde damit der vom Dr. Peters befürwortete Uebergang von einer negativen, die wirthschaftliche Entwickelung durch unnöthige Reglements sowie durch ein übelwollendes Verhalten der Beamten hemmenden, zu einer, sagen wir: rein neutralen, der wirthschaftlichen Entwickelung freie Bahn gewährenden, Kolonialpolitik

*) Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. Im amtlichen Auftrage von Dr. Karl Peters. München und Leipzig 1895. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

geschaffen, so würden wir in der That einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben. Aber stehen bleiben dürfen wir bei diesem manchesterlichen Prinzip des reinen Gehenlassens denn doch nicht. Die eigenthümlichen Verhältnisse unserer Kolonien sowohl wie die Lage des Weltmarktes verlangen vielmehr unbedingt, daß wir so bald wie möglich den Uebergang zu einer vierten Epoche unserer Kolonialpolitik, zu der einer positiven Förderung der wirthschaftlichen Entwickelung, zu finden suchen. Da gilt es zunächst, einen argen Irrthum zu zerstören, dem Peters verfallen ist. Um seine manchesterliche Kolonialpolitik möglichst plausibel erscheinen zu lassen, führt er an, daß auch die Engländer, diese großen und erfolgreichen Kolonisatoren, stets nach den gleichen Grundsätzen gehandelt, daß sie das Eingreifen des Staates von jeher auf den dem Unternehmer gewährten militärischen und Rechtsschutz beschränkt und „alles Andere den Kolonisten überlassen" hätten. Das ist grundfalsch: überall, wo sie hingekommen sind, haben die Engländer von Staats wegen Straßen und in vielen Kolonien auch Eisenbahnen und Bewässerunganlagen gebaut oder wenigstens die privaten Unternehmungen dieser Art durch Staatszuschüsse oder Zinssubventionen unterstützt. In Indien allein hat die englische Regirung im Laufe einiger Jahrzehnte nicht weniger als 700 Millionen Mark für Bewässerunganlagen und 4 Milliarden Mark für Eisenbahnen ausgegeben und mit dieser Summe ein Eisenbahnnetz geschaffen, dessen Länge nur um 4000 Kilometer dem der großbritannischen Heimath nachsteht. Ueberall ferner haben sich die englischen Kolonisatoren die Förderung des Handels durch Hafenbauten und Quaianlagen, durch Schiffswerften und Maschinenwerkstätten, und die Förderung der Landwirthschaft durch Versuchsstationen, Einführung neuer Nutzpflanzen, Vertheilung von Samen und Pflänzlingen und in mannichfacher anderer Weise angelegen sein lassen. Gerade auf dieser ausgedehnten staatlichen Thätigkeit, und durchaus nicht, wie Das so häufig angenommen wird, ausschließlich auf dem Unternehmungsgeist des Einzelnen, beruht ein großer Theil des Erfolges der englischen Kolonisation überhaupt. Man unterrichte sich beispielsweise einmal darüber, was der frühere Gouverneur der Bahamas, Sir Ambrose Shea, durch seine unermüdlichen Bestrebungen, die Kultur des Sisalagawe daselbst einzuführen und zu verbreiten und den Absatz des aus ihr gewonnenen Sisalhanfes im Mutterlande zu sichern, für die wirthschaftliche Entwickelung dieser Kolonie geleistet hat, und man wird erstaunt sein, zu finden, eine wie geringe Bedeutung die Thätigkeit der einzelnen Kolonisten und Unternehmer gegenüber diesen kolonisatorischen Leistungen des Gouverneurs beanspruchen kann.

In einem Punkt freilich hat die englische Regirung niemals mit ihrer kolonisatorischen Thätigkeit Erfolge gehabt: bei der Erziehung der Eingeborenen zu intensiver kultureller Thätigkeit. Hier hat sie nicht nur stets die ödeste Manchesterei in ihren Kolonien herrschen lassen, sondern sie hat auch, unter eifriger Unterstützung der Mission und der Aborigines Protection Society, durch eine geradezu sinnlose Ueberspannung des Humanitätbegriffes überall die Eingeborenen so gründlich verzogen und verdorben, daß es kaum eine englische Plantagenkolonie mehr giebt, in der nicht die Hauptmasse der Arbeiten durch importirte Kulis geleistet werden muß, trotzdem zahlreiche Eingeborene da sind, die jede Nachfrage nach Arbeitkräften über und über zu decken vermöchten.

Ganz anders sind in diesem Punkte die Holländer verfahren. Sie haben auf den Inseln des ostindischen Archipels das Prinzip des Arbeitzwanges gegenüber den Eingeborenen in so vorzüglicher Weise anzuwenden gewußt, daß ihre dortige Kolonisation, trotz vielen Mißgriffen, die in früheren Zeiten auch hier vorgekommen sind, als die vom volkswirthschaftlichen, finanziellen und kulturellen Standpunkt erfolgreichste bezeichnet werden muß, die die Kolonialgeschichte überhaupt kennt. Auch sie war übrigens stets mit einer positiven, kultur-politischen Thätigkeit des Staates, insbesondere mit einer ausgedehnten Fürsorge für die Verkehrsmittel und für den Fortschritt der Plantagenkultivation, verbunden, ohne die eine erfolgreiche Einwirkung auf die kulturelle Thätigkeit der Eingeborenen ja auch gar nicht möglich gewesen wäre.

Angesichts dieser Erfolge, die von den beiden bedeutendsten Kolonialvölkern der Erde mit einer positiven Kulturthätigkeit des Staates in den Kolonien erzielt worden sind, erschiene es geradezu als Vermessenheit, wenn wir ohne eine solche unsere Schutzgebiete vorwärts bringen zu können hofften. Denn wir müssen bedenken, daß diese Gebiete, wenn sie auch durchaus nicht so werthlos sind, wie es die Feinde der deutschen Kolonialpolitik häufig behaupten, doch entschieden nicht so günstige Verhältnisse darbieten wie etwa Ost- oder Westindien, Nordamerika oder Brasilien. Die Produktion hat also aus diesem Grunde in unseren Kolonien schon schwerer zu kämpfen als anderwärts, und dieser Kampf ist bei mangelnder staatlicher Unterstützung um so aussichtloser, als bei der jetzigen Lage des Welthandels die Preise für viele dort zu erzeugende Produkte — ich erinnere nur an Wolle, Thee, Baumwolle und Zucker — so ungewöhnlich niedrig sind, daß es für neu hinzukommende Produzenten fast unmöglich erscheint, die alten von dem Weltmarkt zu verdrängen. Dazu kommt ein anderer Punkt, den zu berühren für den national gesinnten Deutschen zwar recht schmerzhaft ist, dessen grundsätzliches Verschweigen aber zu noch herberen Enttäuschungen führen könnte, als wir sie in Kolonialsachen bereits erlebt haben. Der Deutsche hat sich bisher als ein durchaus ungeeigneter Leiter von Plantagenunternehmungen erwiesen. Einmal weiß er sich zu wenig in die Anforderungen des tropischen Klimas zu schicken, versteht sich insbesondere nicht dazu, dem unmäßigen Trinken von Alkoholicis zu entsagen; zweitens hat er in den meisten Fällen sich als unfähig erwiesen, eine richtige Stellung gegenüber der heimischen Gesellschaftverwaltung, gegenüber seinen Mitbeamten und häufig auch gegenüber den Eingeborenen, zu finden; drittens hat ihn die Möglichkeit, über Summen, die er früher niemals in den Kreis seiner wirthschaftlichen Berechnungen gezogen hatte, mehr oder weniger frei verfügen zu können, oft zu einer geradezu tollen Verschwendungsucht, regelmäßig aber zu einem wenig haushälterischen Umgehen mit dem ihm anvertrauten fremden Gelde, verführt; und endlich hat die große Entfernung der Centralverwaltung von der Kolonie und der daraus folgende Mangel an Kontrole in recht vielen Fällen ihn zu einer mit seinem Vorleben meist in schneidendem Gegensatz stehenden Nachlässigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten verleitet. Eine Folge dieser Uebelstände war und ist, daß ein erschreckend häufiger Wechsel der Gesellschaftbeamten stattfindet, daß unter den Beamten der selben Plantage unausgesetzt Zank und Streit herrscht, der ein gedeihliches Zusammenarbeiten ausschließt, und daß auf den

Plantagen viel zu theuer gewirthschaftet und dabei weit weniger geleistet wird, als bei Anspannung aller Kräfte von den Beamten geleistet werden könnte.

Mancher Leser wird diesen Behauptungen gegenüber sich erstaunt fragen: Wo bleibt denn da die so oft gerühmte kolonisatorische Fähigkeit der Deutschen, die man mir, als es galt, für eine selbständige deutsche Kolonialpolitik Stimmung zu machen, mit so großem Nachdruck vorgeführt hat? Nun, diese Befähigung ist in der That vorhanden, allein nur gewissen kolonialen Aufgaben gegenüber. Der Deutsche ist ein vorzüglicher, nur noch vom Italiener übertroffener Kolonist einmal als selbständiger Unternehmer und zweitens als ein unter unmittelbarer Aufsicht des Herrn arbeitender Untergebener. Als Unternehmer hat er sich ganz besonders dann bewährt, wenn er selbst mit Hand anlegt bei den landwirthschaftlichen Arbeiten; aber auch größere landwirthschaftliche Betriebe ist er wohl zu leiten im Stande, am Besten dann, wenn er sich in dem Koloniallande selbst zu solchen Unternehmungen heraufgearbeitet hat. Um dagegen ein guter Gesellschaftbeamter, um Das zu werden, was der Engländer manager nennt, wird der Deutsche noch eine harte Schule durchmachen müssen, aber er wird sich, wie ich bestimmt hoffe, die hierzu nöthigen Eigenschaften allmählich aneignen, wenn er in der selben Kolonie, in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, selbständige kleinere und größere Unternehmer an der Arbeit sehen und wenn er hier einmal Gelegenheit finden wird, einem guten Beispiel nachzueifern, zweitens aber auch einer die Kontrole seiner Auftraggeber einigermaßen ersetzenden Kritik seitens dieser von ihrem eigenen Gelde lebenden und im eigenen Interesse arbeitenden Pflanzerkollegen ausgesetzt sein wird.

Was kann nun die deutsche Regirung thun, um diese für die Kolonialproduktion so ungünstigen Verhältnisse zu verbessern oder auszugleichen?

Sie kann erstens die Produktionbedingungen günstiger zu gestalten suchen, indem sie für Verkehrsanlagen sorgt, Anlagen zur künstlichen Bewässerung der Pflanzungen herstellt, durch die deren Ertrag ungemein gesteigert und gegen eintretende Trockenheiten geschützt werden kann; indem sie durch ausgedehnte Aufforstungen die klimatischen und hydrographischen Verhältnisse zu verbessern sucht; und indem sie endlich durch Einführung eines Arbeitzwanges, wenn auch noch so milder Art, den Plantagen ausreichende Arbeitkräfte sichert. Sie kann ferner den kolonialen Produkten den Kampf um den Absatz zu gewinnbringenden Preisen dadurch erleichtern, daß sie ihnen — beispielsweise durch Aufhebung der deutschen Eingangszölle für deutschkoloniale Provenienzen — die Gewinnung wenigstens des deutschen Marktes sichert. Sie kann drittens diejenige Art von Kolonisation, in der die Deutschen bisher unter fremden Völkern die unbestrittensten Erfolge errungen haben, nämlich die Ansiedelung selbständiger landwirthschaftlicher Unternehmer, zu fördern suchen. Dazu gehört vor allen Dingen die Erbauung von Fahrstraßen oder besser noch von Eisenbahnen nach den zur Besiedelung mit Deutschen geeigneten Stellen, die leider meist im Innern unserer Schutzgebiete liegen — wie z. B. das Kilimandscharogebiet —, und zweitens die Erbauung großer Anlagen zur künstlichen Bewässerung des Landes dort, wo, wie in Südwestafrika, das Klima zwar die Aufnahme von Auswanderern sehr begünstigt, die herrschende Trockenheit aber den Ackerbau ohne künstliche Bewässerung unmöglich macht.

Eine weitere vom Reich zu schaffende Vorbedingung für die Ansetzung

selbständiger Unternehmer bestände in einer Regelung der Landfrage, die den drei hierbei hauptsächlich zu berücksichtigenden Forderungen: aus dem Verkauf des Landes eine sichere Einnahmequelle für das Reich zu machen, den Kolonisten, namentlich den Pionieren unter ihnen, die Ansiedelung nach Möglichkeit zu erleichtern und den Ankauf des Landes zu reinen Spekulationzwecken zu verhüten, in einer Weise gerecht wird, die für eine glückliche Gestaltung der wirthschaftlichen Zukunft der Kolonien und der sozialen Verhältnisse ihrer Bewohner die meisten Aussichten bietet, nicht aber ausschließlich von dem Bedürfniß beherrscht wird, den Wünschen einiger hochmögenden deutschen oder gar englischen Kapitalisten nach Möglichkeit entgegenzukommen.

In wie hohem Grade eine positive Kulturpolitik für eine gedeihliche Entwickelung nothwendig erscheint, Das geht wohl am Deutlichsten daraus hervor, daß der selbe Dr. Peters, der sich in der Einleitung seiner Schrift mit solcher Energie für das Prinzip des Gehenlassens ausgesprochen hat, nachdem er in erschöpfender Weise die wirthschaftlichen Verhältnisse aller Theile des ostafrikanischen Schutzgebietes und die Möglichkeit ihrer Verwerthung auseinandergesetzt hat, durch die Natur der Dinge dazu gedrängt wird, am Schlusse seines Buches selbst Vorschläge für das Eingreifen des Staates in die wirthschaftliche Entwickelung des Landes zu machen. So verlangt er insbesondere, daß die Regirung die Regelung der Verkehrsmittel in die Hand nehme, zunächst durch Organisation des Trägerverkehrs und durch Anlage von Fahrstraßen, und verlangt ferner, daß sie auch die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit sich angelegen sein lasse und wenigstens für alle fiskalischen Arbeiten von allgemeinem Nutzen einen gewissen Arbeitzwang einführe. Diese Inkongruenz zwischen Einleitung und Schluß können wir dem Schriftsteller Peters gern nachsehen, zumal gerade sie ein köstliches Beispiel dafür darbietet, wie selbst die schönsten Doktrinen der Manchesterei dem Studium der Thatsachen nicht Stand zu halten vermögen. Aber wie steht es mit den Ansichten des Reichskommissars Peters und wie mit den Ansichten der Behörde, in deren Auftrage und mit deren Billigung er sein Werk veröffentlicht hat?

Wie diese Frage zu beantworten ist, darüber befinden wir uns um so mehr im Dunkeln, als auch der Chef dieser Behörde, der Geheimrath Dr. Kayser, bei der letzten Berathung des Kolonialetats sowohl in der Kommission wie auch im Plenum des Reichstages über diesen Punkt eine Aeußerung gethan hat, die, wie einstmals die Sprüche des delphischen Orakels, sehr wohl nach beiden Seiten hin gedeutet werden kann. Er theilte nämlich dem Hohen Hause mit, der Gouverneur von Schele sei der Ansicht, die Aufgabe der Regirung könne in den Kolonien nur darin bestehen, daß sie ihnen jede Störung der wirthschaftlichen Entwickelung fern halte. Ob aber der Chef der Kolonialabtheilung selbst diese Ansicht sich angeeignet hat, darüber verlautete nichts. Nun kann man sehr wohl annehmen, daß T der Fall sei, — denn wozu hätte er sie sonst mit einer gewissen Feierlichkeit Vertretern des Volkes vorgetragen? Allein eben so gut läßt sich aus die Vorgang das Gegentheil schließen angesichts des Umstandes, daß ja, wie allgen bekannt ist, der vorige Gouverneur, Herr von Schele, sich mit den Anschauu der Kolonialabtheilung stets im Widerspruch befunden und gerade aus di Grunde seinen Abschied erbeten und erhalten hat.

Auch die Ernennung Wissmanns zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, die im Uebrigen von allen Kolonialfreunden mit größter Genugthuung begrüßt werden muß, giebt auf diese Frage: Manchesterpolitik oder positive Kulturpolitik, keine Antwort. Wissmann selbst hat zu dieser Frage wohl noch keine Stellung genommen und ihre Entscheidung wird überdies bei der schärferen Unterordnung unter den Chef der Kolonialabtheilung, die sich nach der Neuorganisation der Kolonialverwaltung Nichtexcellenz von Wissmann gefallen lassen muß, nicht von ihm, sondern vom Geheimrath Kayser abhängen. Immerhin aber scheint mir durch diese Ernennung die Möglichkeit der Anbahnung einer positiven Kulturpolitik mehr als bisher gegeben zu sein. Und zwar aus zweierlei Gründen. Einmal hoffe ich, daß die Verwaltung Wissmanns mehr Gelder für wirthschaftfördernde Zwecke freimachen wird. Sein Name wiegt allein eine halbe Schutztruppe auf. Ihm wird es daher vielleicht gelingen, mit weniger Mannschaften als bisher die Ruhe im Lande zu erhalten und den freiwerdenden Ueberschuß dann zu Kulturarbeiten, insbesondere zur Anlegung großer, das ganze Schutzgebiet durchziehender Fahrstraßen, zu verwenden, die ja natürlich auch für militärische Zwecke von höchster Wichtigkeit wären. Aber auch mit dem Ueberfluß an Schreiberpersonal wird Wissmann, wenn anders er die während seines Kommissariats befolgten und unlängst auch nach der kalkulatorischen Seite hin glänzend gerechtfertigten Grundsätze gegen den Widerstand des nun einmal in Ostafrika schon eingenisteten Bureaukratismus durchzusetzen vermag, gründlich aufräumen und dadurch ganz erhebliche Summen für andere Zwecke freimachen. Unter Soden und Schele ist thatsächlich in administrativer Hinsicht nicht mehr, sondern eher weniger geleistet worden als zur Zeit Wissmanns, und doch ist das Schreiberpersonal gegenüber der geringen Menge von Beamten, die damals im Reichskommissariat und bei der Verwaltung des Zolles beschäftigt waren, ganz ungeheuerlich gewachsen. Während zu Wissmanns Zeit die wichtigsten Angelegenheiten durch mündlichen Verkehr rasch und sicher und in einer den Eingeborenen wirklich imponirenden Weise erledigt wurden, kommt jetzt die lächerlichste Kleinigkeit in die Akten; und während früher von den Beamten des Kommissariats Leistungen verlangt wurden, wie sie unseren Anschauungen von den Dienstpflichten eines deutschen Beamten oder Offiziers wirklich entsprechen, wird jetzt sogar von vielen Beamten selbst über ihre Beschäftigungslosigkeit Klage geführt. Es ist unter Schele vorgekommen, daß nach einer Station — Pangani — ein neuer Beamter nur deshalb geschickt wurde, weil Niemand von den bisher dort vorhandenen Herren das Heften der Akten gründlich genug verstand, und ein Anderer, weil Keiner der dortigen Bureaukraten in die Geheimnisse der Registraturarbeiten in wünschenswerthem Umfange eingeweiht war. Daß übrigens nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität der Leistungen der Beamten gegen früher erheblich nachgelassen hat, Das habe ich an anderer Stelle — im Kolonialen Jahrbuch von Gustav Meinecke — zu zeigen versucht, wo ich nachgewiesen habe, daß durch eine ganz verkehrte Aenderung in den zollstatistischen Aufnahmen es den Anschein gewinnt, als ob der deutsch-ostafrikanische Handelsumsatz im Jahre 1892 gegen das Vorjahr um $^3/_5$ Millionen Mark gewachsen sei, während er in Wirklichkeit um $1^2/_5$ Millionen Mark abgenommen hat. Einen Irrthum von 2 Millionen Mark hat man der Wissmannschen Verwaltung, trotz aller Mühe, die man sich augenscheinlich nach dieser Richtung hin gegeben hat, nicht nachzuweisen vermocht.

Der zweite Grund für den Eintritt der vorhin bezeichneten Möglichkeit liegt darin, daß Wissmann frei ist von jedem doktrinären Eigensinn und daß er daher während seiner Amtsverwaltung seinen Stationchefs in der inneren Verwaltung ihrer Stationen ziemlich freie Hand gelassen hat. Das war ein Grund mehr für die große Beliebtheit, deren sich Wissmann wie bei den mit den Verhältnissen versöhnten Eingeborenen, Indern und Arabern, so auch stets bei seinen Untergebenen erfreut hat. Nur so war es möglich, daß Offiziere wie Richelmann, Krenzler und von Zelewsky, die alle Drei ein großes Interesse für wirthschaftliche Fragen bekundeten, auf ihren Stationen auch dieser Seite ihrer Verwaltung in so erfolgreicher Weise Rechnung tragen konnten. Bleibt Wissmann diesen mehr decentralistischen Grundsätzen treu, so wäre es sehr wohl möglich, daß einzelne Bezirksverwalter eine ganz bedeutende wirthschaftfördernde Thätigkeit entfalten würden. So halte ich es für gar nicht ausgeschlossen, daß der Bezirkshauptmann von Tanga, Herr von Saint-Paul-Illaire, der schon durch seine eigenen Plantagenkulturen genöthigt ist, den wirthschaftlichen Fragen ein großes Interesse zuzuwenden, und der nur durch das Ueberwuchern der Bureaukratie in der Centralverwaltung zuletzt in eine falsche Richtung gedrängt worden ist, ein von mir ausführlich bearbeitetes Projekt einer großen Bewässerunganlage bei Tanga oder auch den gleichfalls von mir ausgearbeiteten Plan der systematischen Einführung der Kaffeekultur unter den Eingeborenen von Bondei im Hinterlande von Tanga unter seiner Verantwortung mit Billigung des Gouverneurs zur Ausführung bringt.

Aber selbst wenn diese Hoffnungen, die man in die Amtsführung Wissmanns setzen könnte, sich nicht verwirklichen sollten, Eines ist sicher: er ist der gegebene Mann dazu, um wenigstens das Programm der neutralen Kolonialpolitik durchzuführen und den Unterdrückungen und Beschränkungen der erwerbsthätigen Deutschen durch Beamte und Offiziere ein Ende zu machen. Denn Das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen, daß zu seiner Zeit von einer Ueberhebung der Beamten und Offiziere gegenüber den Pflanzern und Kaufleuten nicht die Rede war, daß vielmehr jeder deutsche Pionier dort draußen in erster Linie nach seiner Persönlichkeit und seinen Leistungen und nicht nach seiner Stellung geschätzt wurde. Schon wenn es Wissmann gelänge, den jetzt leider vorhandenen Gegensatz zwischen Beamten und Privaten zu überbrücken, den Hochmuth namentlich auch der subalternen Beamten gründlichst zu beseitigen und den Angestellten des Reiches die Erkenntniß beizubringen, daß sie für die Ansiedler da sind und nicht diese für sie, so würde seine Verwaltung sicher als eine segensreiche zu preisen sein und die Grundlage schaffen, auf der mit einer großangelegten positiven Kulturpolitik vorgegangen werden könnte.

Dr. Karl Kaerger.

# Antike und Moderne.

Daß die Zeiten des Hellenismus in der Baukunst überwunden sind, weiß heute Jeder. Sah Winkelmann in der Nachahmung der Alten den einzigen Weg, „groß, ja unnachahmlich zu werden," so warnt jetzt der wohlmeinende Meister den Schüler, nach Rom oder gar nach Hellas zu gehen, auf daß er mit dem Aufnehmen unbrauchbarer, falscher Ideale sich nicht die Freiheit des Schaffens verderbe. Ist der Hellenismus deshalb auf ewig verbannt? Nun — in der Form, in der ihn Schinkel und die Seinen verwertheten, wird er wohl nimmer auferstehen. Aber so lange Säulen errichtet und Gebälke gelagert werden, muß die Erinnerung an jene erste mustergiltige abendländische Form dieser Bautheile lebendig bleiben und nachwirken.

In der That sehen wir auch in modernen Bauten, der alten wie der neuen Welt, die alten klassischen Bauformen mehr oder minder rein unausgesetzt zur Anwendung kommen. Sehr oft freilich „minder rein", so „minder rein", daß die echten Tektoniker sich entsetzen müssen bei dem Gedanken, daß all ihr Belehren umsonst gewesen ist. Und warum schlägt man heute ihre Lehren in den Wind? Weil man in konsequenter Befolgung ihrer Prinzipien schließlich zu einer unerträglichen Monotonie in der Ausgestaltung der Architektur gelangt war, weil ihre stets nach dem gleichen Kanon proportionirten Schöpfungen längst nicht mehr dem modernen Bedürfniß nach Reichthum, Wechsel, malerischer Gliederung genügten, weil sie die Formen so lange geläutert und gereinigt hatten, bis ein kaltes, starres Schema allein übrig blieb.

Der Blick der Schinkel und Genossen war, wie in der Gothik, so im Hellenismus auf das „Prinzip" gerichtet. Hatte der klassizirende Stil am Ende des vorigen Jahrhunderts damit begonnen, möglichst kräftige, ja plumpe Verhältnisse zu bevorzugen, aus etruskischen Grabbauten, frühhellenischen Tempeln und gelegentlich aus römischen Thermen und späten Bauten Motive zusammenzutragen, so hatte man allmählich sich davon abgewandt und immer mehr die Werke eines eng begrenzten Zeitraumes, der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, als ausschließlich maßgebend hingestellt. Man nannte diese Epoche die Blüthezeit und man wachte eifrig darüber, daß auch aus dieser Epoche nicht etwa die Motive benutzt wurden, die Abweichendes darboten. So schnitt man sich selbst die Möglichkeit einer Entwickelung, eines Weiterwachsens, ab und der Gegenschlag war unvermeidlich. Man strich die ganze reiche Entwickelungsgeschichte der hellenischen Bauten. Man ignorirte die zahlreichen Spuren einer ursprünglich differenzirten Formulirung der ionischen, der dorischen Säule und ihrer Gebälke in den einzelnen Staaten. Man sah eben so über die spätere Ausgestaltung in hellenischer Zeit hinweg, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß auch die Forschung von dieser späteren Ent-

wickelung nur Weniges kannte. Die Werke jener ganz willkürlich als „Blüthezeit“ gepriesenen Epoche entsprachen in ihrem feingliederigen Bau, ihren schon ein Wenig zu zarten Proportionen, eben dem Geschmack dieser etwas matten, dürftigen, rein zeichnerisch empfindenden Kunstperiode Schinkels.

Heute aber ist das Empfinden so gekräftigt, daß wir der derben Urkraft des älteren Dorismus wieder gerecht werden können. Die wuchtige Masse des Olympia-Zeus-Tempels, die ragende Last des Gebälkes vom Demetertempel zu Paestum wirken für uns reizvoller als jene wohlausgeglichene Harmonie des Parthenon und Theseion. Hatten wir uns vordem überzeugen lassen, daß in dem schmächtigen Kapitäl der attischen Erechtheionsäule das Ideal zu finden sei und daß es sträflich wäre, von diesem Kanon abzuweichen, so könnte ich mir heute sehr wohl ein antikisirendes Bauwerk denken, das die schwerfällig gerollten Voluten vom Apollotempel zu Phigaleia wieder aufnimmt. Hatte man früher sogar Museumsbauten, wie die berliner Nationalgalerie, in das enge Schema eines unechten Peripteros hineinzupressen versucht, so wird man heute die freien Anlagen des Hellenismus verwerthen müssen.

Vor Allem wende man den Blick auf die geschichtliche Entwickelung der klassischen Bauten, unbeirrt durch den Glauben an eine alleinseligmachende wahre und echte Blüthezeit von Perikles' und Phidias' Gnaden. Wie lustig blüht die Form der ionischen Säulen und Gebälke in kleinasiatischen und cyprischen Werken; welche bunten und reizvollen Variationen und Kombinationen! Was Alles läßt sich aus dem korinthischen Kapitäl entwickeln, besonders, wenn man den Blick rückwärts auch auf ältere orientalische Pflanzenkapitäle lenkt. Und vor Allem gedenke man der Farbe an hellenischen Bauten.

Jetzt, da die Renaissance mit allen ihren Ableitungen durchgearbeitet wurde und man nach neuen Vorbildern schaut, bleibt wohl eine Rückkehr zur Antike für die Architekten eben so unvermeidlich wie für den Maler die Rückkehr zur Romantik. Nur müssen Beide sich in neuer Gestaltung zeigen, und statt der „reinen“, stilgerechten, strengen Antike wird die freie, malerische Antike erscheinen. Dann erst wird man sehen, welche Fülle von Schätzen die hellenistischen Puristen im Eifer aus Prinzipienreiterei ungenützt gelassen haben.

Schneiden wir den aus Parthenon- und Erechtheionmotiven gedrehten Zopf ab. Machen wir es zum Gesetze, daß auf Baugewerkschulen und Kunstgewerbeschulen nicht in ewiger Monotonie drei Normaltypen der klassis[illegible] Kunst gelehrt werden. Zeigen wir, wie reich und mannichfaltig das Hellenthum in seiner architektonischen Entwickelung war und wie deshalb in [illegible] voller Umbildung und Weiterbildung dieses Reichthumes, nicht, wie bi[illegible] im starren Festhalten an einer willkürlich gewählten einzelnen Epoche, Studium der Alten dazu führen kann, „groß, ja unnachahmlich“ zu w[illegible]

Aachen. Professor Dr. Max Schn[illegible]

# Das Unglück in Rieselwang.

Meine Familie pflegt die Sommerfrische in Rieselwang zuzubringen. Rieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin durch mein Amt an die Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers immer nur zwei- oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet mans recht angenehm, ganz sein eigener Herr, sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein anderes Mal erwacht der Familiensinn und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß Allen wohl ist Denn die Briefe sind nicht immer verläßlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anders Mal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbehagliches Gefühl und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sein und gerade in der Gegend von Rieselwang furchtbar gewirthschaftet haben sollte. Man sprach von einer großen Ueberschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturze, von Blitzfeuern . . . Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Nachricht. Am Besten wäre es gewesen, mich gleich früh auf die Eisenbahn zu setzen. Gegen Abend endlich kam die folgende Depesche: „Rieselwang. Komme, wenn irgend möglich, heute Nacht. Natalie.“ Wenn Die einmal so telegraphiren!

Also doch! Also doch ein Unglück. Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte genau, was Das hieß, in der Nacht nach Rieselwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benutzte ich; kaum war ich vom Bahnhof abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungmannschaft mitnehmen sollen oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Rieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationbeamte, ob ich denn nicht den Samstags-Vergnügungzug aus der Stadt benutzen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Rieselwang halte. Der Samstags-Vergnügungzug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß; und so sollte ich denn mit dem Vergnügungzuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts weiter erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich wesentlich getröstet, ging in die Restauration und ließ mir eine Flasche Bordeaux geben. Das soll Jeder thun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, Das soll Keiner thun, der in Kummer ist und auf einen

Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maschine; ich fragte, ob der Vergnügungzug schon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wuth in den Boden ein Loch treten zu müssen. „Halten lassen! Halten lassen!“ Laut rief ich es auf dem Perron. Es half nichts. Die rothen Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Strecke und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgetheilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigestellt werden dürfe. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche der Bureaukraten. Mein grenzenloser Aerger — nicht über mich Leichtsinnigen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher zu den Meinigen dahinrollte — dieser Aerger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Aerger, der mich zu Asche zu verzehren drohte in jener Nacht, wenn ich das Mißgeschick nicht noch zu pariren versucht hätte. Ich nahm in Kalten einen Wagen; dreifach mußte er bezahlt werden, um überhaupt einen zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Räderwerk. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieselwang abzuladen.

Und so gings mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Thal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter dem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der, vom Gebirge kommend, nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Rieselwang. Der Zug sauste vorüber und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Noth.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halb geschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens war immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. Komme, wenn irgend möglich, heute Nacht! Ob sie Alle leben? Ob sie nicht verschwemmt oder verschüttet oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht, Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückkörben keuchten und mühsälig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie.

„In Rieselwang“, sagte der Eine mit heiserer Stimme, „da schauts schlecht aus. Alles derschlagen.“

Ob auch Menschen zu Grunde gegangen wären?

„Alles derschlagen“, wiederholte er.

„Vom Blitz? Vom Bergsturz?“

„Alles derschlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was doch das ein träges Ding ist, ein Pferdewagen! Oft hatt ich mich über die Poesielosigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an mei sündige Brust. Von einer Höhe aus schaute man in die Niederungen, wo dunkel war wie auf dem Meere. Der Mond schien nieder und stellenweise blitz

ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weißen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Ueber der Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mauthner. Der kam nicht und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Thore des Mauthhauses, es war verschlossen und es meldete sich drinnen Niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenschlosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Thor des Hauses, das bald wich, und drangen hinein, immer nach dem Mauthner rufend, daß er uns passiren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unserem Lärmen nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohschaub lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Wegschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fistelstimme bat er, doch nur Alles fortzunehmen, was wir fänden, blos das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!" rief der Kutscher ärgerlich aus. Ich langte nach einer Axt, die an der Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich gings wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann, der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? ob wir die Mauthgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mauthner sind, so rathe ich Ihnen, sich eilig davon zu trollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen." Auf diese meine Antwort hat er sich weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir muthmaßten, daß es seine Ehewirthin war, die ihn vom Wirthshaus heimtreibe. Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Branntwein geschänkt wurde und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirth ist gehenkt worden, aber der Sohn führt das Geschäft fort," schloß der Kutscher seine unheimliche Mittheilung.

Wir hielten da nicht an, aber später, bei einem Brunnentroge, standen die Pferde still und tranken. Inzwischen horchte ich hinaus in die Nacht. Im kurzen nassen Grase sangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte gleichmäßig ein Murren und Rollen, — der Kutscher sagte, Das wären die altacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten gingen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. An einzelnen Stellen waren sie im Zickzack gebogen und unterbrochen, an anderen zuckten und sprühten sie Funken, und wieder an anderen war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spülte. Das war so schön, daß ich halten ließ, um ein Weilchen hinschauen zu können. Aber durch das

dumpfe Tosen der Wasser hörte ich meine Natalie leise wimmern: Komme, wenn irgend möglich, heute Nacht! — —

Die Straße war arg verwaschen und ging nun in vielen Windungen thalwärts; der eingeschliffene Radschuh quietschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewände auf, zur Linken war ein finsterer Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war. Im blassen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutscher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst hätten wir wohl in der Tiefe gelegen. Die halbe Straße war zu Ende abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Karn niedergefahren war, hatte die Brücke weggerissen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttstrom durchquerte unseren Weg und zwischen den Steinen rieselten die Wasser.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich sah, daß Alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich und auch der Kutscher sagte sonst nichts, blos ganz leise: „Wenn man nur umkehren könnte!"

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit unendlicher Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege nicht gewendet werden, der mußte stehen bleiben, wenn der Kutscher mit den Pferden nach Hause fuhr.

Und ich? Man konnte es zur Noth versuchen, über den Schuttstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwemmen Dich die Wässer in den Abgrund oder es giebt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen Du eingeschlossen bist, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Rieselwang?

„Es kann nicht mehr so weit sein", antwortete der Kutscher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenns der Herr wagen will, über diesen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß war gewirthschaftet haben, so nicht probiren hinüberzusteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit."

„Kehren Sie nur um, Kutscher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon Alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sies und sagen Sies meiner Familie, wie ich zu ihr habe gewollt."

„Nein", sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Rösser im Stich als den Herrn."

Ich habe aber seinen Beistand zurückgewiesen und bin meines W. gegangen, geklettert, — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geschütte Gestein, hier über Wildwässer, über die der Sturm Baumstämme umgebro hatte, die manchmal als Steg benutzt werden konnten. Meine Kleider w feucht vor Thau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich huben die höchsten Spitzen der Berge an, röthlich zu glüh

milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen huben die Vögel an, zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Thal. An den Bergsockeln standen Hütten zerstreut, jenseits des Flusses war am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hingezogen, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirchlein mit spitzem Thurme, von dem jetzt die Morgenglocke läutete. Das war ja Rieselwang! Wahrhaftig, das war schon Rieselwang! — Ich erschrack fast, als sich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war unter der Felswand. Die Felswand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, um so schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern Etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Ueber ein breites Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein einziger Pfahl, sonst keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpenthales mit einander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal, zum letzten Mal, da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Wasser aufnehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entschlossen, meine letzte Macht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im ersten Augenblick fast die Besinnung; als ich sie wieder fand, trug es mich schon rasch dahin, ohne daß ich mich halten konnte. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir beschäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen und Alle fragten nun: Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein? Die Kinder waren da, streichelten mich und sagten: „Papa, ist Dir schon wohl?"

„Wo ist Mama?" Das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern Abend in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphirt, daß sie mit dem Abendzuge hineinfährt."

Wie? Sie? Meine Frau in die Stadt?

Komme, wenn irgend möglich, heute Nacht! Das ganze Unglück, das sich bei den Meinigen in Rieselwang zugetragen hatte, bestand also darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich" zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, darum die Aufregung, die Angst, die unerhörte Nachtreise nach Rieselwang! Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fensterscheiben eingeschlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: Rieselwang. Komme Du, wenn möglich noch heute, mit dem Eisenbahnzuge nach Rieselwang, wo Dich mit Sehnsucht erwartet Dein

Peter Rosegger.

# Aus der Papierwelt.

In Naumburg und Frankfurt schweben schon seit Jahren Prozesse wegen einer augenscheinlich sehr verwickelten Materie. Herr Mitscherlich klagt gegen die Erwerber seiner Licenz, die nach seinem Verfahren Cellulose bereiten, aber ihm seit der Ungiltigkeiterklärung des Patentes (um die Mitte der achtziger Jahre) nichts mehr zu bezahlen wünschen.

Cellulose ist ein höchst wichtiger Waarenartikel geworden, denn der größte Theil des Papiers wird mit Cellulose hergestellt und ohne Papier ließe sich die wachsende Verbreitung von Wahrheit oder Lüge nicht durchführen. Schon um das Jahr 1886 hatte ein Fachmann (Flinsch in Freiburg) den Tagesverbrauch von Zellstoff auf 2000 Centner geschätzt. Bis vor einigen zwanzig Jahren wurde Papier nur aus Lumpen gemacht, aber angesichts des rasch steigenden Papierverbrauches nahm auch diese Sorte von Lumpen in der Preisschätzung auffällig zu. Nur im Elsaß konnte man noch einige Spezialitäten kultiviren, weil die dortigen zahlreichen Manufakturen die Baumwollfaser hergaben. Da kam die Natroncellulose auf. Die zu gewinnende Holzfaser — bisher dachte man nur an Leinenfaser — wurde durch mechanische Zerkleinerung des Holzes gewonnen und gab dann, nach der Bearbeitung mit Natronlauge, die reine Holzfaser. Aber die Anlagen waren sehr kostspielig und die Ausbeute blieb so gering, daß diese ganze, hauptsächlich in Aschaffenburg betriebene Methode die Fabrikation aus Lumpen eben nur ergänzen konnte. Dann kam endlich Mitscherlich mit einem ungemein einfachen Verfahren. Ein Holzhacker — oder eine Holzhackmaschine — wirft das Material in den Kochtopf, der allerdings die Höhe eines Hauses hat, so daß 40 Festmeter Holz auf einmal bearbeitet werden können. Dazu gehört aber eine Einwirkung von doppelt schwefligsaurem Kali: Das eben ist das Mitscherlich-Geheimniß. In der mir vorliegenden Patentschrift wird vorsichtiger Weise von Cellulose nur nebenbei gesprochen: „Neuerungen an dem Verfahren zur Produktion von Gerbstoff unter Ausbeutung der Nebenprodukte (Cellulose, Gummi, Essigsäure und doppelt schwefligsaurer Kalk)."

Das neue Verfahren machte rasch Aufsehen. Der Patentinhaber ertheilte Licenzen von 10,000 Mark für einen gewissen Rayon, der auf der Karte mit dem Cirkel abgemessen war und in Deutschland anfangs nur zwanzig Mal vorkam. Ferner wurde eine Produktionabgabe von einer Mark von jedem Centner bestimmt. Was Das bedeuten konnte, mag man schon daraus entnehmen, daß allein die später gegründete Zellstofffabrik Waldhof, die mit jenen Licenzen nichts zu thun hat, täglich 100 Tons — 10 Waggons erzeugt. Der erste Käufer war der Besitzer der Löhnberger Hütte bei Weilburg. Es war eine jener Fa-

schleifereien, die deshalb mit Ueberproduktion zu kämpfen hatten, weil dazu in jeder Einöde mit Wasserkraft gleichsam nur ein Schleifstein und ein Stück Holz genügen. Dann erschien als allerdings gerichtlich bestrittener Nachahmer Mitscherlichs eigener Assistent Vogel, der im badischen Zell gegenüber Basel eine große Fabrik errichtete. Die baseler Kapitalisten, die diesen ganzen Grenzbezirk unter ihren Fingern haben, gaben auch Vogel das Geld. Große Summen gingen aus dem Auslande, namentlich aus Amerika, für Licenzverkäufe ein. Inzwischen war der bisherige Hauptfabrikant für Natroncellulose, Dessauer in Aschaffenburg, gegen die neue, ihm so unbequeme Erfindung recht thätig; er hob in den Fachversammlungen ihre Mängel hervor, was ihn aber später, als sein Ziel erreicht war, nicht hinderte, seinen Irrthum einzusehen und die gleiche Einrichtung bei sich einzuführen. Dessauers Ziel war natürlich die Annullirung jenes Patentes und der bekannte Papierfabrikant Behrendt in Varzin erhob den entscheidenden Einwand, wonach das Mitscherlich-Verfahren schon fünfzehn Jahre früher in Amerika erfunden worden sei. Unsere Gerichte konnten sich der Beweisführung nicht entziehen und das Patent, das seit 1878 gegolten hatte und noch bis 1890 lief, wurde etwa fünf Jahre vorher aufgehoben.

Damals ist Mitscherlich, wie es scheint, Recht geschehen. Als Sohn eines berühmten Chemikers und als Leiter der Forstakademie in Hannöversch-Minden hatte er Gelegenheit, sowohl die chemischen Erfindungen aufmerksam zu verfolgen als auch ex officio Holzstudien zu machen. Es handelte sich hier um die Holzfaser und er wußte, wie behauptet wird, von dem Verfahren eines amerikanischen Gelehrten, dem es aber niemals eingefallen war, auch nur für die praktische Verbreitung (geschweige Verwerthung) seiner Erfindung irgend welche Schritte zu thun. Ohne Mitscherlichs Energie und Unternehmungluft, Das bleibt unbestritten, wäre die so wichtige Neuerung einstweilen begraben gewesen; aber bekanntlich kann das Patentamt solche Verdienste nicht berücksichtigen. Es läßt sich denken, wie viele große Zellstoffunternehmen an der Hand jenes nunmehr freigegebenen Verfahrens gegründet wurden. In andern Ländern hatte man gar nicht das Interesse an der Anfechtnng des Patentes. Deutschland ist aber in dieser Fabrikation führend. Es hat die beste Forstkultur, das geeignetste Klima und vor Allem die Rothtanne, die auch noch heute der Cellulose dient. Nur Deutschland und einzelne Striche von Oesterreich haben den für die Zellstofferzeugung günstigen Boden.

Natürlich kann Mitscherlich nicht gegen die Fabriken vorgehen, die weder einen Vertrag mit ihm hatten noch etwa vor der Patentaufhebung thätig waren: mit um so größerer Zähigkeit verklagt er aber seine Licenzerwerber von ehemals. Da diese keinen Augenblick versuchten, den Spieß umzukehren und die Rückzahlung der schweren Licenzen von 1878 bis ca. 1885 zu verlangen, die ja in der That für ein Patent geschehen waren, das eigentlich nicht bestand, ergriff der Erfinder selbst die Offensive. Er verklagte alle Inhaber seiner Licenzen, die seit 1885 ihre Abgaben eingestellt haben, auf vollständige Nachzahlung. Und keineswegs etwa bis 1895, sondern nur bis 1890, weil in diesem Jahre (am vierten Februar) das Patent ohnehin abgelaufen war.

Für den Laien wäre nun die Sache klar und spruchreif. Die Fabrikanten hatten ihren Vertrag auf Grund eines Patents geschlossen, es lag also die vernünftige und billige Voraussetzung zu Grunde, daß sie eine besondere Bevor-

zugung honoriren mußten und nicht ein gesetzlich frei gegebenes Verfahren nachahmen konnten. Wie stark Dies auch in Nebenpunkten ins Gewicht fiel, geht u. A. aus dem Umstand hervor, daß Mitscherlich die übliche Verpflichtung eingegangen war, seine Abnehmer zu schützen, also persönlich die Prozesse gegen unbefugte Nachahmung zu führen. Wie ist Das aber möglich, sobald die Methode überhaupt freigegeben ist? Die Licenzinhaber sehen die größte Konkurrenz vor sich, die von jeder Abgabe frei ist; sie müßten also ihre Fabriken schließen, falls sie weiter zu zahlen hätten. Nun wird ja, klug und richtig, nur bis 1890 zurückgeklagt, aber auch in jenen fünf Jahren war schon der Wettbewerb recht stark. Endlich wäre auch noch zu berücksichtigen, daß behauptet wird, Mitscherlich habe die amerikanische Erfindung gekannt, bewußt ausgestaltet und verschwiegen. Allerdings hat er den Eid dafür angeboten, daß er zur Zeit der Patentirung von der vorangegangenen amerikanischen Erfindung nichts gewußt habe.

Es ist aber doch ein Glück, daß unsere Gerichte etwas gründlicher zu Werke gehen und höchst verwickelte Eigenthumsansprüche nicht einfach mit dem „gesunden Menschenverstande“ abthun. Es handelt sich hier um enorme Summen. Berechnet man nur die Tagesproduktion der verklagten sechszehn Fabriken auf 200 Centner — was sehr gering ist —, so wären Dies 3200 Centner pro Tag, 1 168 000 Centner pro Jahr und 5 840 000 für fünf Jahre (1885—90). Die Licenz beträgt pro Centner eine Mark, es ständen hier also im Ganzen ungefähr 6 Millionen Mark zur Entscheidung. Als Werthobjekt haben die Fabriken, um eventuell die Kosten nicht zu stark zu steigern, vorläufig 365 000 Mark angenommen. Die Gerichte beschäftigen sich nun mit den Aussagen Mitscherlichs, die zum Mindesten so klug ersonnen sind, daß die weitläufigsten Erhebungen nothwendig werden. Der Kläger spricht gar nicht mehr von dem Patent, sondern nur von einem Verfahren, das er jenen Fabrikanten verkauft habe und durch dessen Befolgung sie während vieler Jahre große Gewinne erzielen konnten. Die späteren Verträge haben sogar das Wort Patent ganz vermieden, was freilich damals den Käufern nicht weiter aufgefallen war, aber doch die Witterung der Gefahr seitens des Verkäufers in einer Weise zeigt, die ihm bei den Gerichten vielleicht nicht sehr dient. Ferner macht aber Mitscherlich geltend, daß er die Verklagten in das Verfahren eingeweiht und so erst ihre nutzbringende Fabrikation ermöglicht habe.

Es ist nicht abzusehen, wie und wann dieser Monstreprozeß enden wird. Die Licenzinhaber haben sich allmählich zusammengethan, um mit vereinten Kräften gegen einen Gegner zu fechten, der seinen Angriff systematisch vorbereitet und einen stuttgarter Rechtsanwalt eigens zum Studium dieser Angelegenheit sich beigesellt hat. In den Annalen unserer Rechtsprechungen wird einst der Mitscherlich-Prozeß sicher eine wichtige Rolle spielen. Pluto.

# Sang vom Kleber.

Der Hoche, dem das furchtbare Schicksal erspart blieb, die deutsche Kaiserstandarte hissen zu müssen, ist abgedampft und konnte, wenns ihm so gefiel, im baltischen Meer mit dem sehr theuren Freunde aus Norden noch den Abschiedssalut austauschen. Der Kleber aber wird noch immer in Sängen und Sagen genannt und bei der holden Unwissenheit, die oft, als ein internationaler Kanal, gallische und germanische Zeitungschreiber friedsam verbindet, erleben wir vielleicht noch einen pariser Artikel, worin mitgetheilt wird, Kléber, der Sieger vom Berge Tabor und von Heliopolis, sei im Deutschen Reich jetzt der populärste Mann. Wir wissen es besser; mit dem Wort, das aus der Welt der gewalkten Lumpen nimmer verschwinden will, ist nicht der belforter Bauinspektor mit dem accent aigu gemeint, der, nach Chaptals Bericht, in der ganzen Laufbahn des Kampfesgenossen Bonaparte nur eine Leistung fand, den Marsch von Mantua gegen Wurmser, die ihm wirkliches Feldherrngenie zu bekunden schien, nicht der tote Straßburger, sondern ein höchst lebendiger und munterer Mann aus Stettin. Wo vom Kleber gedruckt und gelesen wird — und die Kleberrubrik wird einstweilen noch breiter gehalten als alle Meldungen über den österreichischen und den englischen Ministerwechsel, fast so breit wie der Raum, den die schöne Entrüstung des Herrn Crispi füllt —, da wird an Herrn von Boetticher gedacht, den ausgezeichnetsten Mann dieser Sonnenwende. Ihn hat der Kaiser durch ein Handschreiben und durch das Geschenk einer Marmorbüste geehrt, die den Beschenkten hoffentlich den Unterschied zwischen echtem und unechtem Material kennen lehrt, und ihn hat, nach dem Kaiser, auch der Kanzler aus vollem, begeisterten Herzen gepriesen. Darüber haben sich viele Leute gewundert; ohne Grund, denn es ist nicht erst seit vorgestern bekannt, daß der Kaiser Herrn von Boetticher schätzt und schützt, und es sollte keinem Vernünftigen zweifelhaft sein, daß der Reichskanzler einen Untergebenen, den er im Amte erhält, auch als nützlichen Helfer betrachten muß. Herr von Boetticher hat sich, so sagt man uns überlaut, um das Gelingen des Nord-Ostsee-Kanals große Verdienste erworben. Noch größer waren vielleicht die Verdienste des Fürsten Bismarck, dessen Name während der Feierwoche nicht genannt worden ist und der seit 1864 die Angelegenheit doch sehr energisch betrieben und die nationale Grundlage geschaffen hat, von der aus das große Werk erst gewagt werden konnte. Der Fürst wird sich darüber trösten, daß sein Name in der Schlußsteinurkunde fehlt, wie Wallots Name in dem Gedenkpergament des Reichstagsbaues. Und Herr von Boetticher bedarf augenblicklich des Trostes wohl gar nicht. Zwar hat er am sechzehnten Mai im Reichstage gesagt: „Jetzt liegt die Sache am Kanal so, daß mit dem ersten Juni die volle Tiefe überall hergestellt sein wird, die volle Breite an einer kurzen Stelle noch nicht, aber eine Breite, die größer ist als die des Suezkanals und die es auch unseren größten Schiffen gestattet, durchzugehen.“ Nun sind zwei deutsche Schiffe, „Kaiser Wilhelm II.“ und „Augusta Viktoria“, im Kanal stecken geblieben, die „unliebsame Unterbrechung“, die der Staatssekretär ins Fabelgebiet verwies, ist wirklich eingetreten und der Versuch, große Schlachtschiffe durch den Kanal zu führen, soll unter diesen Umständen vorläufig wohl nicht unternommen werden. Aber es wäre ungerecht, Herrn von Boetticher dafür verantwortlich zu machen, daß